This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

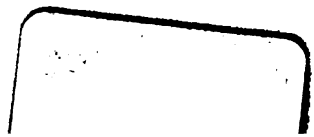
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



NAA
None

NAA

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

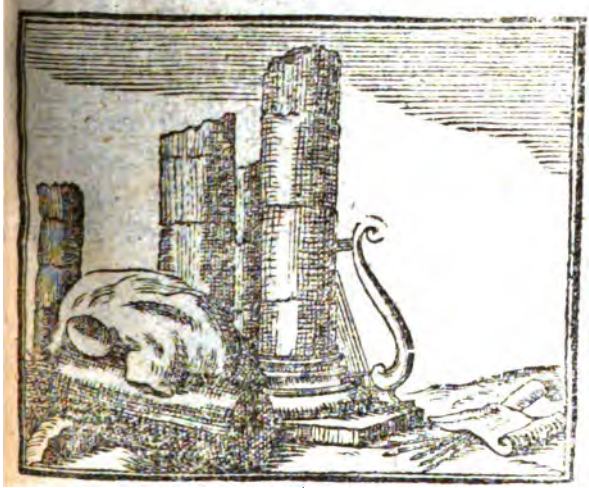
Lab 1

Daniel Bernoulli

INDEXED

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste.

ASTOR LIBRARY NEW-YORK



Fünf und funfzigsten Bandes Erstes Stück.

Leipzig,
in der Dyckischen Buchhandlung. 1795.

I.

An Herrn M**.

Vierter Brief.

So oft mir ein neuer Meßkatalog in die Hände fällt, erinnere ich mich der prophetischen Worte, welche Sie kurz vor unserer Trennung aussprachen: Es werde mit der Litteratur unseres Vaterlandes bald dahin gelangen, daß sie weder ihre Gebrechen, noch eine Heilung derselben ertragen könne.*) Damals schienen mir Ihre Besorgnisse ungegründet. Ich sah nur die Blüthe der deutschen Schriftstellerey, und ich hoffte, daß sich das Unkraut schon von selbst verliehren würde. Ich rechnete Ihnen die Menge vortreflicher Köpfe unseres Vaterlandes vor, und suchte Ihnen zu beweisen, daß die Schriften derselben in kurzer Zeit den guten Geschmack so allgemein verbreiten müßten, daß dadurch der Vertrieb der schlechten, ja selbst der mittelmäßigen Produkte unmöglich

*) Ad haec tempora, quibus nec vitia noſtra, nec remedia pati poſſumus, perventum eſt. Livius Prooem.

gemacht werden würde. Die schlechten Schriftsteller werden gezwungen seyn, zu schweigen, setzte ich hinzu, wenn sich niemand mehr finden wird, der ihr Geschwätz anhören will; sie werden ihre Hände zu nützlichern und angemessenern Beschäftigungen darbieten; die Anzahl der Bücher wird sich vermindern, und das Gute wird leichter zu bemerken seyn, wenn es nicht mehr von so vielem Mittelgute umgeben ist. Dieses wird den Wetteifer der guten Köpfe noch mehr beleben; sie werden ihren Eifer noch reichlicher belohnt, und sich in den Stand gesetzt sehn, mit größerer Muße und Ruhe an der Vollendung ihres Geistes und ihrer Werke zu arbeiten. Diese Werke werden Meisterstücke seyn. An ihnen werden fähige Köpfe die Regeln der Kunst und des Geschmackes lernen; durch sie wird in empfänglichen Gemüthern der Funke des Genies geweckt werden; und bald wird es auf dem Gebiete der Wissenschaften und Künste keine Gegend mehr geben, die nicht von Deutschen mit Erfolg bearbeitet und angebaut wäre.

Das Lächeln, mit welchem Sie diese Tirade beantworteten, hat sich seitdem meiner Einbildungskraft oft wieder dargestellt, aber nie ohne eine kleine Schamröthe auf meiner Stirne hervor zu treiben. Ich war damals um zehn Jahr jünger, und meine Einbildungskraft nahm einen leichten und jugendlichen Flug. Ich träumte gern, und träumte jederzeit angenehm. Ich habe mich tau-

send-

seufmal betrogen. Aber was schadet es? Auch täuschende Träume sind nicht ohne Genuß.

Das, was ich hasste, ist freylich nicht in Erfüllung gegangen. Die Anzahl der mittelmäßigen und schlechten Schriften hat sich auf eine unglaubliche Weise vermehrt; diese Vermehrung hat selbst die bessern Schriftsteller zu einer gewissen Vielschreiberey fortgerissen, und wer nach Celebrität strebte, mußte wenigstens dafür sorgen, daß sein Name in den gelehrten Jahrbüchern recht oft genannt würde. Die Produkte der einen Messe werden von den Produkten der nächstfolgenden verschlungen; und die unaufhaltsame, immer verstärkte Fluth reißt wahrscheinlich manches gute und geistreiche Buch mit sich fort, das, kaum entstanden, schon von dem Wirbel ergriffen und in den Abgrund der Vergessenheit hinabgezogen wird.

Die guten Schriftsteller sind demnach fast wieder in dem nemlichen Falle, in welchem sie zu den Zeiten der weichenden Barbarey gewesen sind. So wie damals mancher glückliche, und große Gedanke zur Erde fiel, weil niemand war, der ihn auffing, und manches geistreiche Werk erst lange nach dem Tode seines Verfassers Leser und Bewunderer fand, weil der Verkehr so gering und der empfänglichen Gemüther so wenige waren; so verschwindet auch jetzt manches Gute und Große, aus einem ganz entgegengesetzten Grunde und unter ganz veränderten Umständen. So berühren sich die äußersten Enden auch in diesem Falle.

Wie damals, so bedarf es auch jetzt keines gemeinen Muthes, ein Werk, auf welches der Fleiß vieler Tage und Nächte gewendet, bey welchem vielleicht Gesundheit und Kräfte zugesetzt worden sind, mitten auf den weiten Ocean zu schleudern und es der Regierung des Zufalls zu überlassen, ob es ein günstiger Wind in den Hafen der Unsterblichkeit führen soll. Würde es also wohl ein Wunder seyn, wenn die bessern Köpfe der Nation ihre Kräfte sparten, und mit einem geringern Aufwand von Zeit und Geist, ihre Talente in ein sicheres Capital verwandelten, ohne sich weiter um die Spiele des Zufalls und den unsichern Gewinn einer oft allzuspäten Bewunderung zu kümmern? Auch breitet sich in der That diese Denkungsart täglich weiter aus. Man fängt an, das Urtheil des Publikums gering zu achten; der Gedanke an die Nachwelt wird lächerlich gemacht; und man bemüht sich, gegen die Stimme seiner eignen Beurtheilungskraft taub zu werden. Würden diese Gesinnungen allgemein, so wäre es um die Literatur und alle ihre Vortheile gethan. Aber dafür, glaube ich, hat der Himmel zum Besten der Menschheit gesorgt. Der göttliche Funke in der Brust der Menschen wird nie ganz verlöschen; und, wie tief wir auch in Eigennutz und Verderbniß hinabsinken mögen, so wird es doch noch edle Geister geben, die sich aus dieser Niedrigkeit erheben, und ihren Flug durch die Aussicht in die Gefilde der Unsterblichkeit stärken.

Diese

Diese Hoffnungen, welche auf den Glauben an die Würde der menschlichen Natur gegründet sind, kann ich Ihnen getrost äußern, weil ich in meinem Innersten überzeugt bin, daß Sie dieselben so wenig als den Grund, auf welchem sie ruhen, aufgeben werden. Was aber an mir liegt, diesen Glauben in Ihnen zu erhalten und zu stärken, will ich nicht unterlassen anzuwenden. Und noch brauche ich, dem Himmel sey Dank, nicht verlegen und ängstlich nach den Mitteln dazu umher zu sehn. Ich bemerke noch eine nahmhafte Anzahl von Schriftstellern, welche mit Achtung gegen das Publikum, und was noch mehr sagen will, mit Achtung gegen sich selbst, das Feld der Wissenschaften bearbeiten. Manche derselben haben es sogar versucht, Eroberungen in solchen Gegenden desselben zu machen, die wir bisher nur mit einem unglücklichen oder höchst zweifelhaften Erfolge betreten hatten.

Eine Gegend dieser Art war das Gebiet der Geschichte. Sie wissen, wie ich dieses meynen kann. Die Verdienste unserer großen Geschichtforscher wird noch die Nachwelt dankbar verehren; aber sie streuten erst den Saamen aus, von welchem wir bisher noch keine oder doch nur sehr sparsame Früchte zu sehn bekamen. Diese Früchte fangen nun doch allmählig zu reifen an. Die Philosophie und der Geschmack bemächtigen sich der formlosen Massen, welche der Fleiß der vorigen Zeiten aufgehäuft hat. Man sucht nicht mehr blos das Wissen zu vermehren, ohne das Denken

zu bestimmen. Man wählt höhere Gesichtspunkte. Der Geist und Geschmack der Chroniken, welcher in unsern Geschichtbüchern so lange geherrscht hat, fängt allmählich zu verschwinden an. Mit einem Worte, unsere Geschichtschreiber, welche die Spuren des Tacitus, Hume und Robertson aufsuchen, widerlegen durch ihre glücklichen Versuche das Vorurtheil, als wenn wir in diesem Fache immer und ewig Stümper bleiben müßten.

Diese Sache ist an sich schon einer kleinen Freude werth; aber noch mehr ist es der Grund derselben. Wenn die Kunst, Geschichte zu schreiben, sich nicht früher unter uns erhob, so lag dieses, wenn ich nicht sehr irre, an der Denkungsart des größten Theils der Nation. Diese hat seit nicht langer Zeit eine merkliche Veränderung erlitten. Man wagt es, die Handlungen der Großen nicht mehr blos nach ihrer Klugheit, sondern auch nach ihrer Gerechtigkeit abzumessen, und demnach den politischen Begebenheiten einen ganz andern Maasstab anzuhalten, als man wohl ehedem that. Man ist gegen den äußern Glanz gleichgültiger und empfänglicher für den innern Werth der Menschen geworden. Vieles von dem, was ehedem allein den Inhalt unserer Geschichtbücher ausmachte, hat sein Interesse verlohren; und die Betrachtung einer friedlichen, gerechten und der Menschheit nützlichen Regierung ohne Glanz, ist uns wichtiger geworden, als jene ruhmvollen Thaten, mit denen selten Gerechtigkeit, und noch seltner ersprießliche Folgen für die Menschheit verbunden sind. Wenn

verderbliches Mißtraun in die Gemüther. Die Nachgiebigkeit, die man ihr so freygebig zum Verdienste anrechnete, hatte der herzhafte Widerstand der Nation ihrer Schwäche und Zaghaftigkeit abgepreßt; nie hatte sie sich aus selbstgebohrnem (eignem) Entschlusse über den Buchstaben der königlichen Befehle erhoben, nie den barbarischen Sinn ihres Auftrags aus eigner schöner Menschlichkeit misverstanden. Selbst die wenigen Bewilligungen, wozu die Noth sie zwang, gab sie mit unsichrer, zurückgezogner Hand, als hätte sie gefürchtet, zu viel zu geben; und sie verlohr die Frucht ihrer Wohlthaten, weil sie mit filziger Genauigkeit daran stümmelte. Was sie zu wenig war in ihrem ganzen übrigen Leben, war sie zu viel auf dem Throne — eine Frau."

Was dünkt Ihnen zu dieser Stelle? Lassen Sie in derselben einige Beywörter aus, ändern Sie einige Kleinigkeiten, und sie wird vortreflich seyn. Gleichwohl habe ich sie nicht mühsam aufgesucht. Der größte Theil des dritten Buchs ist in eben diesem, oft in einem noch einfachern Style geschrieben.

Sie werden gewiß mit mir und dem größten Theile des Publikums wünschen, daß Schiller dieses Werk endigen möge. Dann möchte ich aber auch noch den Wunsch hinzufügen, daß er diesen ersten Band, vornemlich die Einleitung, mit welcher er selbst gewiß nicht mehr zufrieden ist, in Rücksicht auf den Vortrag umarbeiten, und auch dem Style das Gepräge des stillen Ernstes und

der

zu haſchen. Man wählt höhere Geſichtspunkte. Der Geiſt und Geſchmack der Chroniken, welchen in unſern Geſchichtbüchern ſo lange geherrſcht hat, fängt allmählich zu verſchwinden an. Mit einem Worte, unſere Geſchichtſchreiber, welche die Spuren der Tacitus, Hume und Robertſon aufſuchen, widerlegen durch ihre glücklichen Verſuche das Vorurtheil, als wenn wir in dieſem Fache immer und ewig Stümper bleiben müßten.

Dieſe Sache iſt an ſich ſchon einer kleinen Freude werth; aber noch mehr iſt es der Grund derſelben. Wenn die Kunſt, Geſchichte zu ſchreiben, ſich nicht früher unter uns erhob, ſo lag dieſes, wenn ich nicht ſehr irre, an der Denkungsart des größten Theils der Nation. Dieſe hat ſeit nicht langer Zeit eine merkliche Veränderung erlitten. Man wagt es, die Handlungen der Menſchen nicht mehr blos nach ihrer Klugheit, ſondern auch nach ihrer Gerechtigkeit abzumeſſen, und demnach den politiſchen Begebenheiten einen ganz andern Maaßſtab anzuhalten, als man wohl ehedem that. Man iſt gegen den äußern Glanz gleichgültiger und empfänglicher für den innern Werth der Menſchen geworden. Vieles von dem, was ehedem allein den Inhalt unſerer Geſchichtbücher ausmachte, hat ſein Intereſſe verlohren; und die Betrachtung einer friedlichen, gerechten und der Menſchheit hülflichen Regierung ohne Glanz, iſt uns wichtiger geworden, als jene ruhmvollen Thaten, mit denen ſelten Gerechtigkeit, und noch ſeltner erſprießliche Folgen für die Menſchheit verbunden ſind. Wenn

also vormals immer nur die Frage war, was ein Reich unter dieser oder jener Regierung an Ausdehnung, Reichthum und Ansehn gewonnen, und wie sich die Verfassung desselben zur Vermehrung oder Verminderung der höchsten Macht entwickelt habe; so fühlt man sich jetzt fast noch mehr zu der Untersuchung geneigt, was in dieser oder jener Periode für die Veredlung der Menschheit und das Glück der Nationen gethan, und wie weit das Reich einer vernünftigen und weisen Freyheit befördert oder gestört worden sey.

Diese Ideen, welche den besten Geschichtschreibern alter und neuer Zeit vorgeschwebt haben, befördern den Fortgang der Kunst aus mehr als einem Grunde. Sie stellen nicht nur den Geschichtschreiber in einen Gesichtspunkt, in welchem er das Detail unbedeutender Vorfälle aus den Augen verliehrt; sondern sie sind auch allein im Stande, durch das ihnen beywohnende Interesse, das Gemüth zu beleben, und zu einer wahren Theilnahme an den vorzutragenden Begebenheiten hinzureißen. Aber eben das war es, was unsern Geschichtschreibern mangelte. Sie unterschieden das Bedeutende also wenig von dem Unbedeutenden; und da die Dinge, auf welche sie ihre Augen zu richten pflegten, eine unmittelbare Theilnahme unmöglich erregen konnten, so schrieben sie entweder mit einer ermüdenden Trockenheit, oder wurden, indem sie Blumen auszustreuen bemüht waren, gesucht und frostig.

friedfertigste dieses Welttheils, und weniger als alle seine Nachbarn jenes Heldengeists fähig, der auch der geringfügigsten Handlung einen höhern Schwung giebt. Der Drang der Umstände überraschte es mit seiner eignen Kraft, und nöthigte ihm eine vorübergehende Größe auf, die es nie haben sollte, und vielleicht nie wieder haben wird. Die Kraft also, womit es handelte, ist unter uns nicht verschwunden; der glückliche Erfolg, den sein Wagstück kröhnte, ist auch uns nicht versagt, wenn die Zeitläufte wiederkehren, und ähnliche Anlässe uns zu ähnlichen Thaten rufen. Es ist also gerade der Mangel an heroischer Größe, was diese Begebenheit eigenthümlich und unterrichtend macht; und wenn sich andere zum Zweck setzen, die Ueberlegenheit des Genies über den Zufall zu zeigen, so stelle ich hier ein Gemälde auf, wo die Welt das Genie erschuf, und die Zufälle Helden machten.

Beynahe ein Drittheil dieses Landes ist der Entwicklung der Umstände gewichen, welche jene wichtigen Begebenheiten hervorgelockt haben. Auf eine sichtbare und befriedigende Weise erklärt das Verfahren Philipps die Möglichkeit des scheinbaren Wunders, durch welches die eingeschränkten, zum Theil armen Völker die unermeßlichen Hülfsquellen Philipps des II. erschöpften, und sich mit ihnen die Zeit zur Macht und zum Wohlstande erhob, wo die Spanische Monarchie in Ohnmacht und Dürftigkeit niedersank. Er geht bey dieser Gelegenheit bis auf die ältesten Zeiten zurück

In einer interessanten Parallele zeigt er die Aehnlichkeit, welche sich zwischen dem Kampfe der Niederländer mit der spanischen Monarchie und den Kriegen der Belgier gegen den römischen Despotismus findet. Er sucht die Quellen des Wohlstandes auf, zu welchem die Niederlande in dem Mittelalter gelangt waren, und findet dieselben in ihrer geographischen Lage und in der Verfassung ihres Landes, welche Carl der fünfte, bey aller Eigenmächtigkeit, doch in so weit unverletzt bestehn ließ, als der Handel und Reichthum dieser Provinzen von derselben abhängig war. Er macht bey dieser Gelegenheit die richtige Bemerkung, daß glücklicherweise die entgegengesetztesten Entwürfe der Herrschsucht und der uneigennützigsten Menschenliebe oft auf eins führen, und die bürgerliche Wohlfahrt, die sich ein Marcus Aurelius zum Ziele setzt, unter einem Ludwig und August doch gelegentlich befördert wird. Das Gebiet eines denkenden Despoten, setzt er hinzu, hat darum oft die lachende Außenseite jenes gesegneten Landes, dem ein Weiser das Gesetzbuch schrieb, und dieser täuschende Schein kann das Urtheil des Geschichtschreibers irre führen. Aber er hebe die verführerische Hülle auf, so wird ihn ein neuer Anblick belehren, wie wenig bey der Macht des Staates das Wohl der Individuen zu Rathe gezogen worden, und wie weit noch der Abstand ist von einem blühenden Reiche zu einem glücklichen.

Da unter den Veranlassungen des niederländischen Aufstandes der Glaubenszwang einen ganz vor-

vorzüglichen Platz einnimmt, so hat sich der Verf. hiebey am längsten verweilt, und die beyden einander entgegen gesetzten Systeme, der katholischen Intoleranz, welche dem Despotismus seine stärksten Waffen gab, und der protestantischen Glaubensfreyheit mit großer Unpartheylichkeit dargestellt. Mit Vergnügen werden sie hier die Umstände, welche der Sache des Protestantismus in den Augen der Fürsten ein so verhaßtes Ansehn gab, in wenige Worte zusammengedrängt lesen: „Der Damm, der die menschliche Vernunft so viele Jahrhunderte lang von der Wahrheit abgewehrt hatte, war zu schnell weggerissen, als daß der losbrechende Strom nicht über sein angewiesenes Bette hätte austreten sollen. Der wieder aufstehende Geist der Freyheit und der Prüfung, der doch nur in den Gränzen der Religionsfragen hätte verharren sollen, untersuchte jetzt auch die Rechte der Könige. Da man anfangs nur eiserne Fesseln brach, wollte man zuletzt auch die rechtmäßigsten und nothwendigsten Bande zerreißen. Die Bücher der Schrift, die nun allgemeiner geworden waren, mußten jetzt dem abentheuerlichsten Fanatismus eben so gut Gift, als der aufrichtigsten Wahrheitsliebe Licht und Nahrung borgen. Die gute Sache hatte den schlimmen Weg der Rebellion wählen müssen, und nun erfolgte, was immer erfolgen wird, so lange Menschen Menschen seyn werden. Auch die schlimme Sache, die mit jener nichts als das gesetzwidrige Mittel gemein hatte, durch diese Verwandschaft dreister gemacht,

erſchien in ihrer Geſellſchaft, und wurde mit ihr verwechſelt. Luther hatte gegen die Anbetung der Heiligen geeifert; jeder freche Bube, der in ihre Kirchen und Klöſter brach, hieß jetzt Lutheraner. Die Faction, die Raubſucht, der Schwindelgeiſt, die Unzucht kleideten ſich in ſeine Farbe, die ungeheuerſten Verbrecher bekannten ſich vor dem Richter zu ſeiner Sekte. Die Reformation hatte den römiſchen Biſchof zu der fehlenden Menſchheit herabgezogen; eine raſende Bande, vom Hunger begeiſtert, will allen Unterſchied der Stände vernichtet wiſſen. Natürlich, daß eine Lehre, die ſich dem Staate nur von ihrer verderblichen Seite ankündigt, einen Monarchen nicht mit ſich ausſöhnen konnte, der ſchon ſo viele Urſachen hatte, ſie zu vertilgen, und kein Wunder alſo, daß er die Waffen gegen ſie benutzte, die ſie ihm ſelbſt aufgedrungen hatte.“

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich Ihnen alle die glücklichen Bemerkungen, die treffenden Gemählde, die ſcharfſinnigen Urtheile auszeichnen wollte, die ich mir angemerkt habe. Die Einleitung bietet deren vorzüglich eine beträchtliche Menge dar. Aber zugleich kann ich doch nicht unbemerkt laſſen, daß ſich der Verfaſſer gerade in dieſem Theile ſeines Werkes am weiteſten von der guten hiſtoriſchen Schreibart entfernt zu haben ſcheint. Er giebt ihr bisweilen einen ſo poetiſchen Anſtrich, daß man gar nicht mehr glaubt, einen Geſchichtſchreiber, ſondern einen Redner zu leſen. Die Stellen dieſer Art ſind bis-

bisweilen vortreflich; aber sie sind außer dem Tone, und ich fürchte, daß gerade ihre Vortreflichkeit den Geschmack der Leser bestechen, und sie gegen die einfachern Schönheiten des wahren historischen Styls unempfindlich machen dürfte.

Könnte wohl die Sprache der feyerlichsten Rede poetischer seyn, als sie es in folgender Stelle über die spanische Inquisition ist? — „ein schreckliches Tribunal, dessen unmenschliche Procedueren uns noch in der Beschreibung durchschauern. Wohin sie ihren Fuß setzte, folgte ihr die Verwüstung; aber so wie in Spanien hat sie in keiner andern Weltgegend gewüthet. Die Todten vergißt man, die sie geopfert hat; die Geschlechter der Menschen erneuern sich wieder, und auch die Länder blühen wieder, die sie verheert und entvölkert hat; aber Jahrhunderte werden hingehen, ehe ihre Spuren aus dem spanischen Charakter verschwinden. Eine geistreiche Nation hat sie mitten auf dem Wege der Vollendung gehalten, aus einem Himmelsstrich, worin es einheimisch war, das Genie verbannt, und eine Stille, wie sie auf Gräbern ruht, in dem Geist eines Volks hinterlassen, das vor vielen andern, die diesen Welttheil bewohnen, zur Freude berufen war.“

Sie sehen, mein Freund, daß der Geschichtschreiber seinen Pinsel noch ein wenig zu stark in den Farbentopf des Dichters taucht.

An einigen Stellen hat das Bestreben, das Gewöhnliche durch den Ausdruck zu heben, der Sprache einen höchst sonderbaren und falschen Anstrich

strich gegeben. Kaum versteht man den Verfasser noch, wenn er von den Schlachtopfern der Inquisition sagt: „Ihn meynte die mütterliche Sorge der Gerechtigkeit nicht mehr. Jenseits der Welt richteten ihn Bosheit und Wahnsinn nach Gesetzen, die für Menschen nicht gelten.“ Was soll man sich bey einer Seele denken, die auch die Hülle, hinter welcher sie schuf, nicht bewegte, und der List und der Liebe gleich unbetretbar war? oder würden Sie es, mit allen ihrem Scharfsinne wohl wagen, folgende Stelle, die ich, wie die vorige, aus der Charakteristik Wilhelms von Oranien nehme, auf eine befriedigende Weise zu erklären? „Ein durchdringender fester Blick in die vergangene Zeit, die Gegenwart und die Zukunft, schnelle Besitznehmung der Gelegenheit, eine Obergewalt über alle Geister, ungeheure Entwürfe, die nur dem weit entlegnen Betrachter Gestalt und Ebenmaaß zeigen, kühne Berechnungen, die an der langen Kette der Zukunft herunterspinnen, standen unter der Aufsicht einer erleuchteten und freyern Tugend, die mit festem Tritt auch auf der Gränze noch wandelt.“

Ich mag die Beyspiele nicht häufen; es ist an diesen genug. Auch nehmen die schwülstigen, die gesuchten, die unverständlichen Stellen in dem Fortgange des Werkes merklich ab, und in dem größten Theile des dritten Buchs herrscht eine natürliche, ungezwungene und edle Schreibart.

Der Verfasser beschließt diesen Abschnitt seines Werks mit einer gedrängten Kritik der Staatsver-

waltung Margarethens von Parma, über welche die niederländischen Geschichtschreiber aus Haß gegen die spanische Tyranney, die sich erst nach dem Abgange der Statthalterinn in ihrer unverhohlnen Gestalt zeigte, ein weit günstigeres Urtheil gefällt haben, als sie unserm Verf. zu verdienen scheint. Diese Kritik ist ein so sprechender Beweiß seiner Einsichten und seines Talentes zum Geschichtschreiber, und sie ist zu gleicher Zeit, einige wenige Ausdrücke abgerechnet, so gut geschrieben, daß ich meinen Brief nicht besser schliessen kann, als wenn ich Ihnen auch noch diese Probe mittheile.

Nachdem er gezeigt hat, warum das Urtheil der Zeitgenossen Margarethens nicht für vollgültig angesehen werden darf, und eine Revision des spätern Geschichtschreibers fordert, fährt er folgendermaßen fort: „Das Unternehmen war allerdings nicht leicht, den Erwartungen des Monarchen zu entsprechen, ohne gegen die Rechte des niederländischen Volkes und die Pflichten der Menschlichkeit anzustoßen; aber im Kampf mit diesen zwey widersprechenden Pflichten hat Margaretha keine von beyden erfüllt, und der Nation augenscheinlich zu viel geschadet, um dem Könige so wenig zu nutzen. Wahr ists, sie unterdrückte endlich den protestantischen Anhang, aber der zufällige Ausbruch der Bilderstürmerey that ihr dabey größere Dienste, als ihre ganze Politik. Durch ihre Feinheit trennte sie zwar den Bund des Adels, aber erst nachdem durch seine innere

Zwie-

Zwietracht der tödtliche Streich schon an seiner Wurzel geschehn war. Woran sie viele Jahre ihre ganze Staatskunst fruchtlos erschöpft hatte, brachte eine einzige Truppenwerbung zu Stande, die ihr von Madrid aus befohlen wurde. Sie übergab dem Herzog ein beruhigtes Land; aber nicht zu läugnen ist es, daß die Furcht vor seiner Ankunft das Beste dabey gethan hatte. Durch ihre Berichte führte sie das Conseil von Spanien irre, weil sie ihm niemals die Krankheit, nur die Zufälle, nie den Geist (die Gesinnungen) und die Sprache der Nation, nur die Unarten der Parteyen bekannt machte; ihre fehlerhafte Verwaltung riß das Volk zu Verbrechen hin, weil sie erbitterte, ohne genugsam zu schrecken; sie führte den verderblichen Herzog von Alba über das Land herbey, weil sie den König auf den Glauben gebracht hatte, daß die Unruhen in den Provinzen weniger der Härte seiner Verordnungen, als der Unzuverläßigkeit des Werkzeuges, dem er die Vollstreckung derselben anvertraut hatte, beyzumessen seyn. Margaretha besaß Geschicklichkeit und Geist, eine gelernte Staatskunst auf einen regelmäßigen Fall mit Feinheit anzuwenden, aber ihr fehlte der schöpferische Sinn, für einen neuen und außerordentlichen Fall eine neue Maxime zu erfinden, oder eine alte mit Weisheit zu übertreten. In einem Lande, wo die feinste Staatskunst Redlichkeit war, (in Redlichkeit bestand) hatte sie den unglücklichen Einfall, ihre hinterlistige, italienische Politik zu üben, und säete dadurch ein

verderbliches Mißtraun in die Gemüther. Die Nachgiebigkeit, die man ihr so freygebig zum Verdienste anrechnete, hatte der herzhafte Widerstand der Nation ihrer Schwäche und Zaghaftigkeit abgepreßt; nie hatte sie sich aus selbstgebohrnem (eignem) Entschlusse über den Buchstaben der königlichen Befehle erhoben, nie den barbarischen Sinn ihres Auftrags aus eigner schöner Menschlichkeit misverstanden. Selbst die wenigen Bewilligungen, wozu die Noth sie zwang, gab sie mit unsichrer, zurückgezogner Hand, als hätte sie gefürchtet, zu viel zu geben; und sie verlohr die Frucht ihrer Wohlthaten, weil sie mit filziger Genauigkeit daran stümmelte. Was sie zu wenig war in ihrem ganzen übrigen Leben, war sie zu viel auf dem Throne — eine Frau."

Was dünkt Ihnen zu dieser Stelle? Lassen Sie in derselben einige Beywörter aus, ändern Sie einige Kleinigkeiten, und sie wird vortreflich seyn. Gleichwohl habe ich sie nicht mühsam aufgesucht. Der größte Theil des dritten Buchs ist in eben diesem, oft in einem noch einfachern Style geschrieben.

Sie werden gewiß mit mir und dem größten Theile des Publikums wünschen, daß Schiller dieses Werk endigen möge. Dann möchte ich aber auch noch den Wunsch hinzufügen, daß er diesen ersten Band, vornemlich die Einleitung, mit welcher er selbst gewiß nicht mehr zufrieden ist, in Rücksicht auf den Vortrag umarbeiten, und auch dem Style das Gepräge des stillen Ernstes und

der

der ruhigen Würde ausdrücken möchte, durch welche derselbe erst in die volle Harmonie mit dem Geiste, welcher die Erzählung belebt, gesetzt werden würde.

Das übrige, was ich Ihnen über diesen Gegenstand zu schreiben habe, verspare ich bis zu meinem nächsten Briefe. Leben Sie wohl ꝛc.

II.

Vorlesungen über den Styl oder praktische Anweisung zu einer guten Schreibart in Beyspielen aus den vorzüglichsten Schriftstellern, von K. P. Moritz u. s. w. Zweyter Theil. Berlin 1794. bey Vieweg dem ältern. 357 S. 8.

Versuch einer Theorie des deutschen Styls, verbunden mit einer praktischen Anweisung zur zweckmäßigen Ausbildung unsers Denk- und Sprachvermögens, von D. Wilhelm Kosmann, Prof. des deutschen Styls an der königl. Akademie der Artillerie ꝛc. in Berlin. Erster Theil, welcher auf die eigentliche Darstellung der Theorie der Schreibart vorbereitet. Berlin 1794. bey Himburg. 302 S. 8.

Der frühe Tod des seel. Moritz hat der deutschen Litteratur manche schätzbare Bereicherung entzogen, die sie bey einem längern Leben

von seiner rastlosen Thätigkeit gewiß noch erhalten hätte. Ein sorgfältig ausgearbeitetes, vollendetes Werk war zwar schwerlich je von ihm zu erwarten: hierzu hatte ihm nicht allein die Natur manche durchaus nöthige Eigenschaft versagt, auch die Art und Weise, wie er sich größtentheils selbst ausbilden mußte, legte ihm hierbey die größten Hindernisse in den Weg. In seinem wissenschaftlichen Unterricht war manches wesentliche Stück versäumt worden, was er in der Folge nie nachhohlen mochte, vielleicht auch nicht nachhohlen konnte. Seine gelehrten Kenntnisse waren nur dürftig und seicht, desto stärker und lebhafter aber seine Phantasie, der er nur allzu oft die Zügel völlig überließ, und die ihn nicht selten zu sehr abentheuerlichen und grillenhaften Ideen und Behauptungen verleitete. Bey alle dem kann ihm doch, auch die strengste Kritik, das Lob eines originellen, scharfsinnigen und selbstdenkenden Kopfs nicht ohne Ungerechtigkeit streitig machen. Daß er dieß wirklich war, davon liefern fast alle seine Schriften, ohnerachtet der großen Eil und Sorglosigkeit, mit der er sie auf das Papier warf, die unzweydeutigsten Beweise. Der Werth derselben beruht zwar größtentheils nur auf einzelnen neuen, glücklichen Bemerkungen und hellen Blikken; diese sind aber zahlreich genug, ihren Urheber unter den vorzüglichern Köpfen Deutschlands, (wenn gleich nicht unter seinen musterhaften Schriftstellern) eine ehrenvolle Stelle zu versichern.

Die

Die Vorlesungen über den Styl, über deren ersten Theil wir uns bereits mit den Lesern der Bibliothek unterhalten haben, (49. B. S. 267.) gehören unter die bessern Arbeiten von Moritz und sind besonders reich an guten, ihm eignen Bemerkungen; aber auch diese zu vollenden ward ihm nicht vergönnt. Nur die sechs ersten Vorlesungen des zweyten Theils sind von ihm selbst; das übrige hat Hr. D. Jenisch in Berlin hinzugefügt. Die Bescheidenheit, mit der er von dieser Fortsetzung (durch welche das Werk indeß auch noch kein vollendetes Ganze wird) in der Vorrede spricht, ist fast etwas zu weit getrieben. Sie ist keinesweges unbedeutend, vielmehr so gut gerathen, daß man die völlige Ausführung des Werks von seiner Hand sehr gern annehmen würde. Hierzu aber ist, seiner Aeußerung nach, wenig Anschein vorhanden.

Die erste Vorlesung ist dem Versuch einer Entwickelung des Periodenbaus gewidmet. Ein musterhafter Periode von Garve wird mit vielem Scharfsinn zergliedert, und dieser Analyse hat der Verf. mehrere sehr treffende Bemerkungen, und feine, praktische Winke eingewebt. Das Geheimniß, etwas schön Gedachtes, auch schön zu sagen, liegt vorzüglich darin, daß man den Ausdruck des Hauptgedankens gehörig aufzusparen, und ihn gerade an den Ort zu stellen weiß, wo er die meiste Wirkung thut. Denn das, was sich uns in unserer Gedankenvorstellung zuerst aufdringt, ist nicht immer auch das, was wir zuerst sagen müssen, wenn ein Bild unserer Gedanken in

einem Andern erweckt werden soll. — Ueber Gedanken- und Wortperioden: in einem Perioden der ersten Art, kann es mehrere von der letztern geben.

Die zweyte Vorlesung setzt diese Materie fort, und so wie Garve ein Beyspiel allmähliger Entwickelung schöner und ruhiger Gedanken gab, so gibt nun Leßing ein Muster des raschen, feurigen Vortrags, der keine sanften Uebergänge sucht, sondern sprungweise von Idee zu Idee forteilt. Die richtige, wenn schon nicht neue Bemerkung, daß Leßings Prosa sich gewissermaßen immer zum Dialog neige, worin er seine größte Stärke hatte, wird durch einige ausgesuchte Stellen des Laokoon belegt. Durch einen Perioden von Engel zeigt der Verf., daß oft die Schönheit und Erhabenheit einer Stelle ganz oder doch größtentheils von einer gewissen Anordnung der Redeglieder abhängt, mit deren Veränderung auch sie sogleich verschwinden. „Es ist die nemliche „Kraft, womit eine Lampe ihren engen „Raum, und womit eine Sonne die Welt „erleuchtet.“ Ein erhabenes Gleichniß zur Versinnlichung der Wahrheit, daß es nur Eine Tugend gebe, die sich so gut in der Hütte als auf dem Throne zeige. Der Gedanke bleibt gleich richtig, aber alle Kraft des Ausdrucks ist dahin, wenn man dafür setzen wollte: es ist die nemliche Kraft, womit eine Sonne die Welt, und womit eine Lampe ihren engen Raum erleuchtet. Der Ausdruck hat nun statt des Erhabenen,

eine

eine gewisse komische Miene; und der Grund hievon ist, daß das Große und Erhabene zuletzt benannt seyn will, und nichts Kleines und Niedriges mehr nach sich leidet. Das größte Wort muß auch das letzte seyn, wenn der volle Eindruck in der Seele bleiben, und das Große nicht wieder gegen das Kleine in den Hintergrund zurücktreten soll.

Die dritte Vorlesung handelt von dem Unterschiede zwischen Vorstellung und Darstellung. Sie stehen in gleichem Verhältniß zu einander, wie Denken und Handeln. In der Perspektive erhalten die Gegenstände eine ganz andere Stellung und Richtung gegen einander, als in der Wirklichkeit, und so muß in der Darstellung auch oft ein Begriff obenan gesetzt werden, der in der Vorstellung ganz unten stand, und so umgekehrt. Bey der Darstellung kömmt alles darauf an, in was für einem Zusammenhang wir den Gedanken, der uns vorzüglich wichtig ist, in einer fremden Vorstellungsart bringen. — Vom Unterschiede zwischen dem mündlichen und schriftlichen Ausdrucke. Die gewöhnliche mündliche Rede ist unmittelbarer Ausdruck der Gedanken, da hingegen bey der geschriebenen Rede ein mittelbarer Ausdruck statt findet, indem man hier zugleich auf Gedanken und Ausdruck denkt, oder vielmehr jenen schon voraussetzt, und seine vorzügliche Aufmerksamkeit auf den letztern richtet.

Die vierte Vorlesung betrifft den Unterschied zwischen Wort und Sache. Wenn man

auf die Frage: was wird zu einer guten Schreibart erfordert? antwortet: richtige Wahl und Stellung der Worte, Wohlklang ꝛc. so verwechselt man Folge mit der Urſache. Dieſe eben genannten Eigenſchaften werden nicht blos zur guten Schreibart erfordert, ſondern machen die gute Schreibart ſelbſt aus. Was zu einer guten Schreibart nothwendig erfordert wird, iſt die richtigſte und lebhafteſte Vorſtellung von der Sache ſelbſt, worüber man ſchreibt, mit dem Beſtreben, den Hauptgedanken in ſein hellſtes Licht zu ſetzen. Aus dieſem Beſtreben ergiebt ſich dann die richtige Wahl und Stellung der Wörter u. ſ. w. von ſelbſt. Das Wort, womit ich die Sache, worüber ich denken will, benenne, deutet dieſelbe eigentlich nur an, und beſtimmt ihren Umfang blos ſchwankend und ungewiß. Meine Begriffe von dem eigentlichen Umfang der Sache müſſen erſt durch eigenes Nachdenken darüber beſtimmt werden.

S. 66. behauptet der Verf. in den Worten an und für ſich ſelbſt finde eigentlich nie ein Mißlaut ſtatt, ſo bald nur die Gedankenfolge dadurch nicht geſtört werde: dieß iſt aber gegen alle Erfahrung. Die Kakophonie in folgenden Verſen eines deutſchen Dichters, den Rec. eben zur Hand hat, ſtören weder die Gedankenfolge, noch kann man ſagen, daß ſie die Aufmerkſamkeit des Leſers von dem Hauptgegenſtand ableiten, gleichwohl ſind und bleiben es häßliche Mistöne, die die

Sprach-

Sprachorgane des Deklamators, und die Ohren des Hörers beleidigen:

Ein Groſskreutz tanzt' aß, küßte, ſchwärmte, trank —
Sankt Benedikts, trinkſt ſchnell zwölf große Gläſer —
Wer iſt der Herr? Nichts Mauthbars? — —

— — Der Schluß des Himmels kettet,
Mein Leben, welches du gerettet,
Auf ſtets ans deinige — —

Sehr richtig wird bemerkt, daß derjenige, der zu viel Worte brauche, immer noch blos mit der Einbildungskraft und dem Gedächtniß ohne Anwendung der Urtheils- als der eigentlichen Denkkraft ſchreibe. Er erinnert ſich blos, und ſtellt Ideen neben einander, ohne eigentlich zu urtheilen; und dieß iſt der Fall einer großen Anzahl von Autoren, die dem Titel ihrer Schriften nach über eine Sache ſchreiben, in der That aber nur wiederhohlen und neben einander ſtellen, was im Einzelnen ſchon davon vorhanden war. Wer hingegen ſelbſt denkt, der richtet ſein Hauptaugenmerk auf die Sache, und ſucht, ſo viel möglich, die Worte zu ſparen, und eben durch dieſe weiſe Sparſamkeit, indem, wo möglich, keine Sylbe mehr gebraucht wird, als nöthig iſt, den Hauptgedanken in das ſtärkſte Licht zu ſetzen, bildet ſich der Ausdruck ſchön.

Fünfte Vorleſung. Von der Vermeidung des Zweydeutigen im Ausdruck. Ein ſehr lehrrei-

reicher Abſchnitt, den man jungen Schriftſtellern nicht genug zu aufmerkſamer Lektüre und Nachachtung empfehlen kann. Zweydeutigkeit und Unbeſtimmtheit des Ausdrucks iſt einer der auffallendſten Gebrechen der deutſchen Litteratur, und ſelbſt die Werke der beſten und klaßiſchen Schriftſteller (mit Ausnahme einiger wenigen) ſind nicht frey davon; auch iſt dieß gerade der Punkt, worüber Ausländer, beſonders Franzoſen, bey dem Studium unſerer Sprache ſo ſehr klagen, und was ihnen die meiſten Schwierigkeiten macht. Freylich liegt die Schuld davon zum Theil an dem Bau unſerer Sprache ſelbſt, wenigſtens an der Art, wie ſich ihre Wortfolge nach und nach gebildet hat; allein in den meiſten Fällen gebürt der Vorwurf allein dem Schriftſteller, der aus Nachläßigkeit, Leichtſinn, Unbekanntſchaft mit dem ganzen Reichthum der Sprache, oder aus Trägheit, ihre Schätze zu nutzen, den erſten beſten Ausdruck, die erſte beſte Wortfügung, die ihm in die Feder kömmt, hinſchreibt, und wenn er gleich das Unbequeme und die Dunkelheit fühlt, ſie doch ſtehen läßt. Wären die Kunſtrichter, oder noch beſſer, wäre das deutſche Publikum ſelbſt ſtrenger, ſtrafte es die Schriftſteller, die ihm nicht die gebührende Achtung erzeugen, mit gleicher Verachtung, ließe es ihre Schriften ungeleſen, ſo würden ſie ſich endlich wohl bequemen, mehr Zeit und Mühe auf die Politur und Berichtigung der Sprache und des Ausdrucks zu wenden. So aber kann es in Deutſchland einer ſchon arg genug treiben, ehe

ſich nur hie und da eine einzelne Stimme zur Rüge erhebt, die aber gemeiniglich bald wieder verhallt, ohne den Sprecher gebeſſert, oder ſeine Zuhörer aufmerkſam gemacht zu haben. Wie groß iſt nicht noch in unſern Tagen die Anzahl deutſcher Schriftſteller, die das kindiſche Vorurtheil nicht allein nähren, ſondern ſich ſelbſt nicht ſcheuen, es als einen Grundſatz — wo nicht in Schriften, doch im Geſpräch — aufzuſtellen, man könne ſich dunkel, unrichtig, ſchielend, unordentlich ausdrücken, und doch ein guter Schriftſteller ſeyn, doch richtig und beſtimmt denken!! Werden nicht in unſren beſten Zeitſchriften, die von berühmten Männern herausgegeben werden, Aufſätze genommen, die von groben Vergehungen gegen Logik und die feinern Regeln der Grammatik und guten Schreibart ſtrotzen? Sind nicht ſelbſt unſre beſten kritiſchen Journale und Zeitungen, die vorzüglich für Reinheit und Schönheit der Sprache ſorgen ſollten, dem größern Theil nach, ſo höchſt nachläßig und inkorrekt geſchrieben, daß man, oft aus wenigen Stücken, Beyſpiele von Barbarismen, Solöcismen und der ganzen langen Liſte von Fehlern, denen die Grammatiker und Rhetoriker eigne Namen gegeben, auffinden könnte?

Der Verf. führt mehrere Beyſpiele von zweydeutigem Ausdruck an, die zum Theil aus klaßiſchen und berühmten Schriftſtellern entlehnt ſind, und deren Anzahl ſich mit leichter Mühe verhundert- und vertauſendfältigen ließe. Mit völligem Recht behauptet er, daß auch da, wo der Zweydeu-

deutigkeiten ohnerachtet, der Sinn aus dem Zusammenhang einleuchte, der Doppelsinn doch immer in Ansehung des Ausdrucks einen Uebelstand mache, und daher tadelnswerth sey. Z. B. wenn man sagt: Gott hat den Menschen zu seiner Glückseligkeit geschaffen: — so ist es wohl einleuchtend genug, daß seiner sich auf Menschen und nicht auf Gott bezieht, dem ohnerachtet ist der Ausdruck fehlerhaft, weil er auch für denjenigen verständlich seyn muß, bey dem man gar keinen von den zur Aufklärung nöthigen Begriffen voraussetzen kann, oder vielmehr weil der Ausdruck immer den Gedanken, und nie der Gedanke den Ausdruck erklären soll.

In der sechsten Vorlesung werden Proben guter und schlechter, gezwungener, schwülstiger, anmaßender und geschmackloser, kühner und regelloser, ungekünstelter, würdiger, edler Schreibart u. s. w. zum Theil aus berühmten und genannten Schriftstellern, Wieland, Göthe, Zimmermann, Hottinger ꝛc. neben einander gestellt.

So weit geht das, was sich unter dem Nachlaß des sel. Moritz zu diesem Werke ausgearbeitet fand. Herr D. Jenisch nimmt nun an seiner Stelle das Wort. Alles, was sein Vorgänger bis hieher vorgetragen, sieht er blos als vorbereitende Einleitung an; betrachtet in seiner Fortsezzung — nach seinem eignen Ausdruck — die allgemeinen Eigenschaften einer guten Schreibart, nemlich die Deutlichkeit, Bestimmtheit, Lebhaftigkeit, Würde und Wohlklang in ihrem Verhältniß

nis zu den Fähigkeiten unsers Geistes; entwickelt ihren gegenseitigen Zusammenhang, so wie ihre Vollzähligkeit (d. h. ihr Vermögen, ihre Kraft zu Bewirkung aller Zwecke der Rede) nach psychologischen Grundsätzen, und erläutert sie nach der praktischen Manier seines Vorgängers durch Beyspiele sowohl von der fehlerhaften als der klaßischen Gattung. So lange Hr. J. blos philosophirt, steht er dem sel. Moritz eben nicht nach, ja er übertrifft ihn oft an Scharfsinn, Gründlichkeit und Bestimmtheit des Raisonnements. Weit weniger glücklich hingegen ist er in der Wahl der Beyspiele und der Analyse derselben, so wie in den Urtheilen über einzelne Dichter und Dichterwerke, die nicht selten einen etwas einseitigen Geschmack, Mangel an feinem Gefühl, und Vorliebe für gewisse Modeschriftsteller verrathen. Ohne einen vollständigen Auszug aus den eilf Vorlesungen des Hrn. J. (der 7 — 18) zu geben, der diese Anzeige zu weit über ihre Grenzen ausdehnen würde, heben wir einzelne Sätze, Behauptungen und Urtheile aus, die zur Bestätigung des eben gethanen Ausspruchs dienen werden.

Sehr richtig bemerkt der Verf. S. 147. daß es eine gewisse Lebhaftigkeit des Ausdrucks gebe, die von Bildern, Gleichnissen, rhetorischen Wendungen ganz unabhängig sey, und schon durch die bloße Deutlichkeit und Bestimmtheit des Ausdrucks hervorgebracht werden kann. Diejenigen Schriftsteller irren also sehr, die nur dann erst lebhaft und schön zu schreiben glauben, wenn sie

jedem

jedem gemeinen Begriff eine gewisse poetische Wendung geben, jeden alltäglichen Ausdruck zieren, und gleichsam das schöne Antlitz der Natur überall mit Blumen bewerfen.

S. 155. spricht Hr. J. von „dem nunmehr mit Recht fast klaßisch gewordenen Herder.“ Hr. H. ist ein vortreflicher, origineller, aber sicher weder ein klaßischer, noch ein fast klaßischer Schriftsteller. Von Hrn. Schiller heißt es: „er vereinige unter allen deutschen Schriftstellern, „in der hervorstechendsten Harmonie, Tiefsinn, „Einbildungskraft, Witz (?) und philosophische „Gelehrsamkeit.“

Ueber die Begeisterung sagt der Verf. ungemein viel Gutes und Treffendes, woraus junge Autoren, und besonders angehende Poeten, ihre gewöhnlich äußerst seltsamen und schiefen Begriffe berichtigen können. Eben so schön, als wahr heißt es S. 199.: „Wer kann, wer wird seinen „Stoff am glücklichsten bearbeiten? Wer am „meisten, seys über den vorliegenden Gegenstand „selbst, seys über verwandte nachgedacht, beobachtet, gelesen: wessen Seele von eignem Interesse dafür glüht, oder auch nur durch die Einbildungskraft sich dafür zu erhitzen weiß: kurz, „wer mit einer richtigen Erkenntniß lebendige Anschauung seines Gegenstandes verbindet. Die „ausgesuchtesten, glücklichsten Gedanken kommen „dem Schriftsteller nicht an seinem Pult: er taucht „sie nicht mit der Feder aus dem Dintenfaß heraus: sie sind durch eigenes Nachdenken, Lektüre,

„Beobach-

„Beobachtung, Erfahrung in ſeiner Seele vorbe„reitet. Die Muſen ſind nicht Feen, und ſchaf„fen ihrem Günſtlinge nicht, wie dieſe, durch den „Schlag der Wünſchelruthe, alle Reichthümer „von Gedanken und Ausdruck herbey. Sie ſind „Göttinnen, die, durch natürliche Mittel und auf „den gewöhnlichen Wegen, den Sterblichen ihre „Wohlthaten zukommen laſſen.“ —

Frühe Correktheit, ruft der Verf. S. 156, uns, beweißt nie Genie! Sehr wahr: allein ſo richtig dieſe Behauptung an ſich iſt, ſo leicht läßt ſie ſich mißverſtehn, ſo oft iſt ſie ſchon mißverſtanden worden, daß man ſie (zumahl in Schriften dieſer Art, die zunächſt für junge Leute beſtimmt ſind) nicht ohne nähere Beſtimmung vortragen ſollte. Es iſt in unſern Tagen ungleich nöthiger, vor dem weit allgemeinern Irrthum zu warnen, daß frühe Incorrektheit, wilde Abentheuerlichkeiten und nonſenſikaliſcher Wortprunk ein ſicheres Zeichen und Vorläufer des ächten Genies wären, als vor dem entgegengeſetzten. Auch ſollte man wohl immer hinzufügen, daß, wenn frühe Correktheit zwar nie ein Beweis von Genie ſey, ſie doch auch nie als Beweis für den Mangel deſſelben gelten könne, wie manche, aber gegen alle Erfahrung, behaupten. Große Dichter und Schriftſteller, deren Werken man überhaupt Correktheit zuſchreiben kann, erlangten dieſe gewöhnlich frühzeitig: ſo Taſſo, Pope, Voltaire, Klopſtock, Wieland u. ſ. w. Auch der Meiſter wird freylich mit der Zeit an ſeinem Werke noch immer dieß und jenes zu verbeſſern

finden: kaum aber dürfte man wohl Beyspiele aufbringen können, daß eminente Köpfe, deren Genie auf der entschiedenen Präponderanz einer Gedächtniskraft über die andere beruhte, je in spätern Jahren alle Kräfte ihres Geistes in Harmonie zu setzen gewußt hätten, und correkte Dichter oder Künstler geworden wären. — —

Die unnatürliche Stellung der Worte im Deutschen hat allerdings ihren Grund mit in der verkehrten Bildung unserer Sprache nach der lateinischen, nur kann man die Schuld davon nicht, wie Hr. J. thut, den scholastischen Gelehrten des 17ten Jahrhunderts besonders beymessen: denn um diese Zeit war die Sprache, und besonders die Wortfügung, bey aller sonstigen Rohheit, schon viel zu sehr gebildet und bestimmt, als daß so gewaltsame und auffallende Neuerungen, dergleichen eine wesentliche Veränderung in der Wortstellung ist, noch hätten durchgesetzt werden können. In einzelnen Fällen lassen sich kleine Verbesserungen anbringen; man hat sie zum Theil mit Glück versucht, und wird gewiß dabey nicht stehen bleiben: mit der Wurzel aber wird sich das Uebel nie austilgen lassen.

Uebrigens ist es leider nur zu wahr, daß jene unnatürliche, durch Zufall und Eigensinn bestimmte Anordnung der Worte im Deutschen, die so oft mit der durch die Gesetze der Association bestimmten Ideenreihe im Widerspruch stehe, die Seele in ihrem natürlichen Fortschritt von Gedanke zu Gedanke verwirrt, und den Geist in seinem natürlichen

lichen Gange durch die Fesseln der Sprachfehler hemmt. Daher glaubt Hr. J. auch beobachtet zu haben, daß alle Nationen, die er aus mündlichen Unterredungen kennt, daß der Franzose, der Italiener, der Engländer, der Holländer, Däne und Pohle ihre Sprache im Durchschnitt reiner und mit mehr Fleiß sprechen, (und zwar nicht etwa die höher gebildete, sondern auch blos die schlichte Mittelklasse der Nation) als selbst der gebildete Deutsche die seinige (S. 207.). „Immer haben die gelehrten Ausländer die Schriftsteller unserer Nation einer schleppenden Weitschweifigkeit und Verworrenheit der Ideen beschuldigt. Viele unserer mit Recht für klaßisch gehaltenen neuen Schriftsteller (und vielleicht alle) sollten Mühe haben, sich bey dem Ausländer von diesem alten Vorwurf zu reinigen. So deutlich, so bestimmt und regelmäßig ihr Ausdruck uns scheinen mag, die wir einmahl zu jener unnatürlichen Denkform gewöhnt sind: so wird doch der besser gewöhnte Ausländer in dem Vortrage des Deutschen immer jene natürliche Aneinanderreihung der Worte, das heißt, zugleich der Ideen vermissen, und den gesündesten deutschen Perioden — wenigstens — weitschweifig finden.“ — —

S. 215. macht Hr. J. eine sehr scharfsinnige, treffende Bemerkung, und rügt einen noch viel zu wenig beachteten Fehler der neuern Pädagogik. Er hat vollkommen Recht: „die neuern Erzieher „nehmen bey der Bildung der jugendlichen Seele „mehr auf die Materie, als auf die Form der Er-

„kenntniß Rücksicht: sie bereichern den jungen „Geist mehr mit mannichfaltigem Stoff zum Den„ken, als daß sie die Form des Denkens selbst „bilden, d. h. ihn zu einer klaren, richtigen und „stufenmäßigen Entwickelung seiner Ideen zu ge„wöhnen suchen. Daher wird jene Unmethode in „der Schreibart immer mehr — die Methode „des Tages. Schon manches schriftstellerische „Talent hat sie für die Welt unbrauchbar ge„macht.“ Auch das wäre freylich schon ein sehr großer Verlust, allein die verderblichen Folgen jener Verfahrungsart erstrecken sich noch viel weiter, auf das ganze thätige, bürgerliche und selbst sittliche Leben der so Verzogenen. Die mannichfaltigen, aber ungeordneten, Kenntnisse nähren den Dünkel der jungen Leute, und die leichte sogenannte Versinnlichungsmethode, die höchstens dem allerersten Unterricht angemessen ist, macht, daß die Seele nicht früh genug angestrengt wird, vielmehr einen Widerwillen gegen alles bekömmt, wozu ein anhaltendes, nur etwas tiefes Denken erfordert wird. Daher die Abneigung und das lächerliche Herabsehn auf alles, was Spekulation heißt, das dem Praktischen und Nützlichen immer gerade entgegengesetzt, und als entbehrlich, ja wohl gar als schädlich verworfen wird. Diese Verachtung rächt sich nun zwar bald selbst an den unwißenden thörigten Verächtern — doch, die weitere Verfolgung dieser Materie gehört nicht hieher. — — —

In der eilften Vorleſung macht H. J. ſich ſelbſt, ſeinem Geſchmack und ſeiner Vorliebe für gewiſſe Schriftſteller ein etwas ſtarkes Compliment. „Thucydides, Klopſtock, Schiller, ſagt er, gehören zu den Lieblingsſchriftſtellern ſtarker und ungewöhnlicher Geiſter — — Schriftſtellern dieſer Gattung iſt eine gewiſſe Dunkelheit und Undurchſichtigkeit der Diktion eigenthümlich (Richtig; den dunklen Schriftſtellern iſt die Dunkelheit eigenthümlich.). Aber dieſe Dunkelheit iſt die natürliche Folge ihrer Ideen-Zuſammenſtellung, (abermahls richtig!) des Tiefſinns, mit welchem ſie ihren Gegenſtand durchſchauen (wenn der tiefe Blick nicht zugleich ein heller Blick iſt, ſo ſehen wir nicht, wie er dem Mann, als Schriftſteller, zum Ruhm gerechnet werden könne?) Der Innigkeit, mit der ſie ihn empfinden — — Freylich werden ſie nie zur Klaſſe der allgemein Geleſenen gehören. Die ungemeinen Geiſter von erhöhetem Kraftgefühl, die mit ihnen ſympathiſiren, ſind immer weniger, als der andern mit dem Hange zu einem leichten und gemächlichen Spiel ihrer Kräfte.“ — — Da haben wir es, wir andern; da erfahren wir erſt den wahren Grund, warum wir einen Tacitus nicht für den muſterhafteſten Geſchichtſchreiber halten, warum uns ſo viele Schriften, Gedichte und Stellen von Klopſtock, Schiller ꝛc. nicht gefallen wollen. Daß wir keine ungewöhnlichen, keine ungemeinen Geiſter wären, wußten wir zwar längſt; aber wir wußten auch, daß viele äußerſt ſchwache, mittelmäßige

Köpfe die größten Enthusiasten für diese Dichter waren und noch sind. In einem Hang zum gemächlichen Spiel unserer Seelenkräfte hätten wir den Grund ewig nicht gesucht — Doch im Ernst. Hr. J. wird schwerlich viele Leser bereden, die Dunkelheit in dem Ausdrucke der genannten, und mehrerer ihnen ähnlichen, Schriftsteller entstehe allein aus ihrem Tiefsinn, nicht auch zum Theil aus einer gewissen Kakozelie, aus einem Bestreben, sich immer neu, glänzend und unerhört auszudrücken: nicht zum Theil aus einem Bestreben, das Gemeine und Unhaltbare mancher Ideen, durch eine künstliche, dichte Hülle zu verstecken; nicht zum Theil auch aus Bequemlichkeit, die mit dem ersten Wort, das sich darbietet, zufrieden ist: sey es auch noch so unbequem, noch so ungeschickt zur Bezeichnung irgend einer, oft mehr dunkel gefühlten, als klar gedachten Idee. — Wir kennen Männer, die unendlich mehr Tiefsinn besitzen, als Hr. Schiller, und die gleichwohl seiner Manier, wahrlich nicht aus Gemächlichkeit, nie Geschmack abgewinnen konnten. Wo findet man die meisten neuen, wo die tiefer geschöpften Beobachtungen und Entdeckungen über das menschliche Herz und seine geheimsten Falten, im Nathan oder in D. Carlos? und wie hell und klar ist dort alles, wie hier alles so dunkel, mystisch und räthselhaft! Wie muß man sich hier oft quälen, eine Stelle zu entziffern, die am Ende doch nur einen gemeinen Gedanken enthält, der sich weit besser, und zugleich allgemein verständlich hätte sagen lassen! — —

Die

Die S. 242. von Hrn. J. so gepriesene kurze Stelle aus Hrn. Schillers Abhandlung über das Studium der Universalgeschichte, dünkt uns, in mehr als einer Rücksicht, tadelhaft. Wir setzen die Stelle selbst, unsere Erinnerungen und Hrn. Js. Urtheil über sie her, und überlassen die Entscheidung dem Leser.

„Wahr ist es, auch in unserm Zeitalter „haben sich noch manche barbarische Ueberreste „aus den vorigen Zeiten eingedrungen, Ge„burten des Zufalls und der Gewalt, die „das Zeitalter der Vernunft nicht verewigen „sollte.“ Erstlich erfordert die Grammatik: barbarische Ueberreste haben sich in unser Zeitalter eingedrängt, oder sind eingedrungen — dann ist der Ausdruck eindringen hier überhaupt unpassend. Ueberreste, Dinge, die sich aus den vorigen Zeiten erhalten haben, die noch da sind, brauchen sich nicht, ja sie können sich nicht erst eindrängen. Geburten verewigen gehört auch nicht unter die bestimmtesten, schicklichsten Ausdrücke. Kein Zeitalter kann, und wenn es auch wollte, irgend etwas verewigen, also auch das Zeitalter der Vernunft nicht. Man merkt wohl, was Hr. S. sagen wollte. Es war der ganz gemeine Gedanke: „Ein Zeitalter, wie das unsrige, „das so gern für das Zeitalter der Vernunft gelten „möchte, sollte sich schämen, die noch bestehenden „Vorurtheile einer barbarischen Vorwelt zu erhal„ten, zu nähren und fortzupflanzen“ — allein dieser gemeine Gedanke sollte auf eine ungemeine

Weise vorgetragen werden, und so entstand das verunglückte, metaphorische Gewand desselben.

Dafür aber hält es Hr. Jenisch nicht. „So „kühn das ganze gesagt ist (ruft er aus), so bestimmt „ist jeder Begriff, so eigenthümlich jedes Wort. „Das Wort scheint aus dem Begriff hervorgegan„gen, und gleichsam eine natürliche Geburt „desselben zu seyn; so wie dieser wiederum das „Wort, wie der Geist seinen Körper, durch und „durch zu erfüllen und zu beleben scheint.“ Hr. J. ist, wie man sieht, mitunter ein sehr poetischer Kunstrichter; er ist — wie jener Zerbster Bürger, von dem der Verf. der weiland berühmten Menschenfreuden rühmte — stark in Worten, und groß in Redensarten!

„Mit Recht (sagt Hr. J. S. 261.) hat man den Tragikern der Franzosen den Vorwurf gemacht, daß sie die Empfindungen und Leidenschaften schmückend ausmahlten; in Deutschland hat Geßner hierin sehr verführerisch den Ton angegeben, (gleichsam, als ob Tragödie und Idylle Ein Ding wären, und das, was dort sehr fehlerhaft ist, hier nicht sehr erlaubt, ja ein wahrer Vorzug seyn könnte!) und darum nennen auch die Engländer seine Idyllen: Stuff.“ — Die Engländer? Hr. J. wollte sagen, einige Engländer, die keinen Sinn für einfache, natürliche Schönheit und Grazie haben. Sind Geßners Idyllen Schnickschnack, so möchten wir wohl wissen, wie man einen großen Theil der neuern englischen Poesien, die fast durch-

aus

aus Carricaturen von Geßners beschreibender Manier sind, nennen soll?

Richtig ist die Bemerkung, daß die deutsche schöne Litteratur, in Rücksicht der Popularität, von Seiten der Gelehrsamkeit sowohl, als des philosophischen Scharfsinns, um einen Ton höher gestimmt sey, als selbst die englische, der sie übrigens in anderem Betracht am ähnlichsten sey. „Kein Geisteswerk der Engländer, in Sachen des „Geschmacks, erhebt sich zu der Feinheit und tiefen Philosophie eines Agathon, eines Proteus — „keines ihrer Dramen und keines ihrer dichterischen Werke reicht bis zu dem Scharfsinn des „unsterblichen Lessingschen Meisterstücks, Nathan „der Weise; und keines (die Shakspearschen „Schauspiele haben andere Vorzüge) bis zu dem „platonischen Idealismus des Schillerschen Don „Carlos hinan.“ Es fragt sich nur, ob es so ganz recht ist, in Romane so viel tiefe Philosophie, in Schauspiele so viel grübelnden, haarspaltenden Scharfsinn zu legen, oder die Charaktere derselben zu Idealen, zu platonischen Schwärmern hinauf zu schrauben, und sie auf eine halsbrechende Weise auf Metaphern, wie auf Luftbällen schwimmend, sich in den Wolken herumtummeln zu lassen?

Aber — damit wir im Guten von Hrn. J. scheiden — (von dessen Arbeit wir die guten und schätzbaren Seiten ausdrücklich anerkannt haben, und deren Fortsetzung wir recht sehr wünschen —) so wollen wir die Recension seines Antheils an diesem Buche mit einer Stelle desselben schließen,

die eine groſse und fruchtbare Wahrheit, sehr gut ausgedrückt, enthält. „Die Dinge nach ihrem „wahren Werthe zu schätzen, das ist Wesen und „höchste Bestimmung unserer Vernunft: Sache „und Gegenstand so darzustellen, wie sie sind, „oder wie sie sich in unserm Geist abspiegeln, das ist „höchste Bestimmung aller Rede. Aller falscher „Geschmack, und jede Art von Fehlern der Schreib„art besteht darin, daß die Grenzen dieser Dar„stellung überschritten werden, daß man mehr „oder weniger sagt, als man denkt oder empfin„det.“ — —

Wir gehen nun zu Hrn. Rosmanns Theorie des deutschen Styls über. Er hat zwar bey Verfertigung dieser Anleitung zunächst auf sein Auditorium Rücksicht genommen, doch kann dieses die allgemeine Brauchbarkeit derselben nur wenig beschränken. Sie setzt weiter nichts voraus, als Leser, die mit der deutschen Sprachlehre bekannt genug sind, um die allgemeinen philosophischen Betrachtungen über Sprache, Schreibart, Ausdruck ꝛc. fassen und nutzen zu können. Die Hauptabsicht des Verfs. bey diesen Vorlesungen geht, wie er sich ausdrückt, auf zweck- und gleichmäſsige Ausbildung des Denk- Empfindungs- und Sprachvermögens, und so theilte er das Ganze in drey Abschnitte, deren erster den hier angezeigten ersten Band füllt, und blos vorbereitende Untersuchungen enthält. Der zweyte wird die Theorie des Gedanken-Styls, der dritte und letzte die Theorie der Schreibart aufstellen. Vieles, ja das meiste

in

in diesem ersten Theil ist aus dem noch unübersetzten Theil von Campbell's philosophy of rhetoric entlehnt, hie und da ist auch Moritz benutzt; doch bleibt Herrn K. immer noch manches Eigene. Eben so, wie Hr. Jenisch, ist Hr. K. glücklicher im allgemeinen Räsonnement, als da, wo er sich aufs Specielle einläßt, wo er Beyspiele zur Erläuterung aufstellt, und diese zergliedert. Wir wollen erst den Inhalt der Vorlesungen dieses Theils kurz angeben, und sodann einige zur Charakteristik des Buchs dienliche Stellen und Behauptungen ausheben und prüfen.

Erste Vorlesung. Versuch einer nähern Bestimmung des Begriffs von einer Theorie des Styls. Zweyte Vorlesung. Ueber den Unterschied zwischen Styl und Schreibart. Vom Sprachgebrauch. Dritte Vorlesung. Ueber die Natur und den Nutzen einer Kritik des Ausdrucks, besonders in Fällen, die der Sprachgebrauch unentschieden läßt. Darstellung der Hauptgrundsätze derselben. Vierte Vorlesung. Ist alles dasjenige, was der gute Sprachgebrauch billigt, auch werth beybehalten zu werden? Fünfte Vorlesung. Von der Reinigkeit der Sprache. Sechste Vorlesung. Von den allgemeinen Eigenschaften einer schönen Schreibart. Siebente Vorlesung. Von der Zweydeutigkeit des Ausdrucks. Achte Vorlesung. Vom Unsinn. Neunte Vorlesung. Woher kommt es, daß Unsinn so oft der Bemerkung sowohl des Schriftstellers, als des Lesers entgeht? — —

Gleich

Gleich die ersten Seiten des Buchs liefern einen Beweis, daß der Verf. seinen Erläuterungen der ausgewählten Beyspiele nicht immer die gehörige Deutlichkeit und Bestimmtheit zu geben, noch sich so gut und richtig auszudrücken wußte, als man von einem Lehrer des schönen Styls billig erwarten und fordern kann. Hr. K. führt Schillers Gedicht an die Hoffnung als Beyspiel eines Geistesproduktes an, dessen Stoff erfunden und nicht blos bemerkt seyn wollte, und dessen Darstellung ohne einen sehr geläuterten und gebildeten Geschmack unmöglich gewesen. „Der verborgene, „in tausend abwechselnden Nüancen sich stets gleiche, „und bey der höchsten Verfeinerung unserer Empfindungen noch immer statt findende Unterschied „des sich sonst so ähnlichen Hoffens und Geniessens, deren jenes nur durch die mögliche Denkbarkeit des endlichen Erringens dieses letztern „denkbar ist, mußte aus seinem versteckten Dunkel hervorgezogen werden, um Hoffnung und „Genuß einander so entgegensetzen zu können, wie „sich die Resultate der Unsterblichkeitslehrer und „der Leugner einer Fortdauer nach dem Tode dieses „Körpers, in Rücksicht auf den weisen Gebrauch „dieses Lebens, entgegenstehen.“ Welch ein langer, verwickelter, dunkler Periode! Welch ein Aufwand von Worten, um sich für geübte Leser doch nur halb, und für andere gar nicht verständlich zu machen? Ist es erlaubt, für Anfänger auf diese Weise — ja ist es überhaupt erlaubt, so zu schreiben? Das Hoffen ist nur durch die mögliche Denkbarkeit

des

des endlichen Erringens des Genießens denkbar! Warum diese gelehrte Miene, um etwas so Gemeines und Bekanntes zu sagen? Warum dem Anfänger einen sehr begreiflichen Satz durch den Ausdruck erst schwer und dunkel zu machen? — Schiller vergleicht in dem erwähnten Gedichte Hoffnung und Genuß mit zwey Blumen. Was kann gemeiner seyn, als diese Vergleichung, die überdieß nichts weniger als sehr passend ist, noch viel ästhetische Kraft hat?

Zwey Blumen blühen für den weisen Finder,
Sie heißen Hoffnung und Genuß.
Wer dieser Blumen eine brach, begehre
Die andre Schwester nicht.

Man begreift so wenig, warum der Weise von diesen zwey Blumen, die für ihn blühen, nur Eine begehren und pflücken, als warum er statt nur zu hoffen, oder nur zu genießen, nicht den wahren Weg des Weisen, die Mittelstraße wählen, und zugleich vernünftig hoffen und vernünftig genießen soll? Hr. K. indeß weiß kaum Worte genug zur Anpreisung dieser Vergleichung zu finden: sie ist ihm eine Erfindung des Dichters, ein Produkt seines Genies ꝛc.

Den Unterschied zwischen Styl und Schreibart hat Hr. K. S. 23. ꝛc. sehr gut auseinander gesetzt. Schreibart ist in schriftlichen Aufsätzen das, was Manier in den schönen Künsten ist. Vorzüglich hat uns auch das gefallen, was der Verf. über den Sprachgebrauch sagt. Hrn. Ade-

lungs

lungs Erklärung wird, und wie uns scheint nicht mit Unrecht, verworfen. Der Sprachgebrauch kann nicht blos allgemeine Gangbarkeit heißen, sein Ansehn muß in ihm selbst liegen, und von der obern und kultivirteren Klasse der Nation anerkannt werden. Klaßische Werke sind der erste und feste Grund, auf den man einen guten Sprachgebrauch bauen kann, und das einzige Tribunal, an welches wir appelliren, wenn andere einen von uns gebrauchten Ausdruck in Anspruch nehmen wollen. Der gute Sprachgebrauch muß rational seyn, das heißt, wir dürfen nur dann Provinzialismen und Wörter aus fremden Sprachen brauchen, wenn es schlechterdings an einem ächten deutschen Worte zur bestimmten Bezeichnung eines Begriffes fehlt.

Herr Adelung verwirft, wie bekannt, alle Versuche, die hochdeutsche Mundart durch Provinzialismen zu erweitern und zu bereichern ganz und unbedingt. Seine Gründe haben Wenigen befriedigend geschienen, und wir glauben, daß dieß ein Glück für unsere Sprache ist. Dem wahren Vortheil derselben und der Natur der Sache weit angemessener dünkt uns dasjenige, was Hr. K. über diesen Gegenstand sagt. S. 48. „Die Meißnische oder Obersächsische Mundart „ward Nationalsprache, weil durch sie die meisten „umlaufenden Ideen auf das bestimmteste ausgedrückt werden konnten, und die ihr eigenthümliche „Manier im Biegen und Verbinden der Wörter „mit dem geläuterten Geschmack am meisten über-

„ein-

„einstimmte; weil sie die kultivirteste unter allen „andern deutschen Mundarten war, und am angenehmsten ins Ohr fiel. Weil endlich Luther ganz „Deutschland an seine Bibelübersetzung zu fesseln, „und dadurch diese Mundart vor die verschiedenen „Provinzen seines Vaterlandes zu bringen, und „den aufgeklärten Theil ihrer Einwohner damit „bekannt zu machen wußte. Es läßt sich nicht „leicht erwarten, daß es irgend einer andern deutschen Mundart gelingen sollte, ihr je den Vorrang abzugewinnen. Wenn aber in einer andern Provinz Objekte aus einem neuen Gesichtspunkt angesehen, wenn dadurch neue Modifikationen bekannter Begriffe, oder neue Begriffe selbst entdeckt, und mit Wörtern belegt werden, „deren Mutter die daselbst übliche Provinzialsprache ist; wenn ferner diesen Wörtern nichts anklebt, das mit dem guten Geschmack unverträglich ist, oder irrige Nebenbegriffe einschließt: „sollte da wohl dieser Provinz das Recht abgesprochen werden können, für solche Wörter allgemeine Gültigkeit durch unser ganzes Vaterland zu „fodern? Waren die Ansprüche der Meißnischen „Mundart auf das Vorrecht, Nationalsprache zu „seyn, im Allgemeinen etwa andrer Art, als es „hier im Einzelnen ist? Solche Provinzialismen „müssen also als ein Zuwachs zu dem Reichthum „unserer Sprache angesehen werden, und haben „die gegründetsten Forderungen auf vollgültiges „Bürgerrecht in derselben.“

Wie kommen S. 58. Stolberg, Schiller *) unter die ersten Klassiker unserer Nation, und sogar Hr. Ewald unter die ersten Kanzelredner, neben die Masheime und Zollikofer?

S. 74.

*) Recensent hat in dieser Beurtheilung verschiedenemahle Hrn. Schillers erwähnt, und zwar nicht in einem Tone, den man in den meisten neuen Schriften und kritischen Blättern über ihn zu hören gewohnt ist. Er gesteht, daß dieß absichtlich geschehen ist, aber wahrlich ohne die mindeste Leidenschaft, ohne irgend eine unwürdige Nebenabsicht dabey zu haben. Auch er schätzt die ungemeinen Talente dieses Mannes ungemein hoch, unmöglich aber kann er ihn für den Einzigen, für den musterhaften Dichter, Geschichtschreiber und Aesthetiker halten, wofür er besonders in unserer jungen gelehrten und poetischen Welt gilt. Seine Werke, besonders die dichterischen, haben, bey einzelnen großen Schönheiten, viele und große Fehler, die, wie gewöhnlich, am eifrigsten nachgeahmt werden, weil sie so leicht zu erreichen sind. Die Musenalmanache, die Journale und neuen poetischen Sammlungen von Gedichten beweisen zur Genüge, was die zur Mode gewordene Nachahmung seiner Manier (als Manier die unnachahmungswürdigste, die es geben kann) schon jetzt für Folgen gehabt, was für Früchte sie getragen hat, und mit welchen Uebeln sie noch ferner droht, wenn man dem Unwesen keinen Damm entgegen setzt. Hierzu, nach seinem Vermögen, nach Ort und Gelegenheit, we-

S. 74. sagt der Verf. da, wo die verschiedene Stellung der Worte den Gedanken nicht ändere, haben blos der Sprachgebrauch zu entscheiden, ob wir diese oder jene Ordnung, in welcher die Worte auf einander folgen, anzuwenden haben; und hier treffe es sich doch bisweilen, daß auch dieser die Anordnung ganz unserer Willkühr überlasse. — Rec. zweifelt sehr, daß es Fälle, ja, daß es nur Einen Fall gebe, wo es ganz gleichgültig für den Sinn oder das Ohr sey, in welcher Ordnung die Worte eines Satzes auf einander folgten. Das von dem Verf. angeführte Beyspiel wenigstens kann es nicht für beweisend gelten lassen.

Es sey ganz gleichgültig, glaubt Hr. K., ob man sage: „die berühmte Agnesi war die gelehrteste unter allen italienischen Frauenzimmern," oder „die berühmte Agnesi war unter allen italienischen Frauenzimmern die gelehrteste." Es fragt sich, was der Sprechende beabsichtige? Will er sagen: Agnesi sey die gelehrteste Italienerinn gewesen, oder die gelehrteste Italienerinn? In dem ersten Fall ist die erste, in dem andern die letzte Wortfolge unstreitig die bessere.

S. 76.

nöthig etwas beyzutragen, was die Absicht, die einzige Absicht des Rec. bey seinem Tadel und Widerspruch gegen einseitige und übertriebene Lobpreisen eines übrigens sehr verdienstlichen und schätzbaren Schriftstellers.

S. 76. stellt der Verf. die richtige Regel auf: Wenn der Sprachgebrauch bey einzelnen Wörtern oder ganzen Redensarten getheilt ist, verdient derjenige Ausdruck den Vorzug, in welchem gar keine oder die mindere Zweydeutigkeit liegt, welcher der Analogie der Sprache entspricht, sich durch Kürze und Präcision empfiehlt, am angenehmsten ins Ohr fällt, seine Abstammung von einem guten und sprachrichtigen Wurzelwort darthun kann, und, wenn alles dieß die Wahl noch unentschieden lassen sollte, den älteren Sprachgebrauch für sich hat.

Die Frage: ob alles das, was der gute Sprachgebrauch billigt, auch werth sey, beybehalten zu werden? beantwortet der Verf. aus guten Gründen — so auffallend es auch auf den ersten Blick scheint, daß selbst der gute Sprachgebrauch nicht immer Recht haben solle — mit Nein! Obgleich nichts in der Sprache auf innere Güte Anspruch machen kann, was der Sprachgebrauch mißbilligt, so giebt es doch auch vieles, was er gut heißt, ohne daß es deshalb beybehalten und nachgeahmt zu werden verdient. Die Kritik darf in der Sprache nichts nach Willkühr festsetzen, wohl aber ist sie befugt, den Sprachgebrauch zu tadeln, wo sie mit Gründen behaupten kann, daß er eine falsche Wendung genommen; Vorstellungen gegen seine Irrthümer zu thun, und was fehlerhaft in ihm ist, auszumerzen. Die weitere Ausführung muß man bey dem Verf. nachlesen, der sehr viel Gutes über diese Materie

gesagt.

gesagt hat, ob wir gleich die Regeln, nach denen die zu verwerfenden Ausdrücke bestimmt werden sollen, nicht ohne Einschränkung für zulässig gelten lassen können. So ist es z. B. gewiß viel zu hart, wenn Hr. K. alle Ausdrücke außer Gang gebracht wissen will, die sich durch Schwerfälligkeit und Härte auszeichnen, und nicht schlechterdings nothwendig sind. So strenge aber der Verf. in seinen Gesetzen ist, so übertrieben nachsichtig ist er in den Ausnahmen von denselben. „Flügelschritt (sagt er) ist ein etwas schwerfälliges und hartes Wort. Wenn aber Graf Donnamar an S. Giuliano schreibt: „Ein Flügelschritt, da stand ich im Himmel," so wird ein jeder fühlen, daß Flügelschritt hier stehen mußte, durch kein anderes Wort ersetzt werden konnte, und um die ihm unterliegende Idee überzutragen schlechterdings nothwendig war." Diese und ähnliche Stellen, wie z. B. die fast kindische Kritik des Ausdrucks stockstille S. 198. werfen ein ziemlich zweydeutiges Licht auf den Geschmack des Verf. — Ungehalten in der Bedeutung von zornig, aufgebracht, (aber die Nüance ist ja viel milder) das veraltete Afterreden für verläumden will er ganz verworfen haben. Alles das verräth eben nicht viel Einsicht in die Bedürfnisse der Sprache, dieser Maschine durch die so unendlich viel und mancherley ausgerichtet werden soll, und aus der man daher kein nur einigermaßen brauchbares Rädchen und Stiftchen wegwerfen darf.

Wörter, wie Obhut, Buhlen, Leumund ꝛc. will Hr. K. aus dem erhabenen und ernsten Styl verbannt wissen. Rec. glaubte bis jetzt immer, eben in diesem wären sie allein noch zu brauchen, und nur im gemeinen Leben, in Briefen, und überhaupt in der leichten vertrauten Sprache meinten sie auffallen und affektirt klingen. Possirlich ist Hrn. Ks. Etymologie von Scharmützel. Ihm noch kömmt das Wort von Schaar und metzeln her, und bedeutet einen Haufen Krieger, die einander niedermetzeln! In der That eine ganz neue Bedeutung des Worts.

Wir können diese Recension nicht schliessen, ohne ein paar Verstoße gegen schriftstellerischen Anstand und Schicklichkeit zu rügen, die uns in diesem Buche aufgefallen sind. Wir halten das für eine doppelte Pflicht, da Freyheiten dieser Art in neuen Schriften immer häufiger, die Kunstrichter hingegen immer nachlässiger werden, die Obliegenheiten ihres Amtes in diesem Stücke zu erfüllen.

Daß dem Leser das fast immer lästige Ich des Autors so viel möglich aus den Augen gerückt werden sollte, darüber ist man im Allgemeinen längst einig: besonders müssen angehende Schriftsteller sich hüten, dieses Ich auf eine anmaßende Weise auf die Bühne zu bringen. Man kann Hrn. K. nicht schuld geben, daß er oft in diesen Fehler verfalle: allein dafür begeht er ihn einigemahl auf eine desto auffallendere Weise. Vergleiche S. 52. — Meiner Meynung nach ver-

verhält sich dieß so und so ꝛc. Diese Wendung ist nur in einem von beyden Fällen schicklich: einmahl da, wo ein Schriftsteller eine ihm allein eigne Meynung vorträgt; dann, wo er einer von mehrern zugleich herrschenden Meynungen, mit Gründen, die ihm eigen sind, vor den übrigen den Vorzug giebt. Im höchsten Grad aber anmaßend, unschicklich, ja wirklich ungereimt wird der Gebrauch dieser Redensart, wo ein Autor einen Satz vorträgt, der von der höchsten Evidenz ist, den niemand bestreitet, und der schon von mehrern, fast von allen Schriftstellern auf dieselbe Art, ja mit denselben Worten vorgetragen worden — und ganz so ist der Gebrauch, den Hr. K. an dem erwähnten Ort von jenem Ausdruck macht. „Meiner Meynung nach, „(sagt er) ist die deutsche Sprache in der Aufnahme des Fremdartigen aus der Ursach eklet, „als die italienische, englische und französische, „weil sie nicht, wie diese, aus der Vermischung „mehrerer Sprachen entstand, sondern sich durch „sich selbst bildete.“ Sehr richtig; allein wessen Meynung wäre nicht auch diese Meynung des Herrn K.?

Ferner. Ohne dringende und ganz besonders nahe Veranlassung sollte doch wohl jeder Autor es vermeiden, anderer Schriftsteller, die in seiner Nähe, oder vollends in Einer Stadt mit ihm wohnen, sey es nun mit Lobsprüchen oder mit Tadel zu erwähnen. Das erste bringt so leicht den Verdacht der Schmeicheley und andere mit

der Wirbe des Schriftstellers unverträgliche Ideen herbey: das letztere gewinnt fast immer das Ansehn von besonders gehäßigen Absichten, von kleinlicher Neckerey, Rachsucht, Neid ꝛc. Hr. K. sagt S. 83. wo er den Unterschied beyder Ausdrücke: ins Detail hineingehen und ins Detail eindringen, erläutern will: „Ein Gedicke dringt ins Detail ein, wenn er seinen Staff als Erzieher behandelt; ein Heinecke vermag nur hineinzugehn u. s. w.“ Hier konnten statt Gedicke und Heinecke mit gleichem Fug hundert andere Namen stehen, und mit geringer Mühe waren S. 203. hundert andere, gewiß noch ungleich passendere Beyspiele einer zweckwidrigen Methode des Vortrags wissenschaftlicher Gegenstände aufzufinden, als daß man Hrn. K. den höhnischen Seitenblick auf Michelsens Gespräche verzeihen könnte.

III.

Musenalmanach fürs Jahr 1795. Herausgegeben von Johann Heinrich Voß. Hamburg bey C. E. Bohn. 188 S.

Poetische Blumenlese aufs Jahr 1795. Göttingen bey J. C. Dietrich. 243 S. (mit einem wohlgerathnen Bildnisse des verstorbenen Bürger von Riepenhausen, und einem höchst elenden Titelkupfer von Chodowiecky.)

Der Voßische Musenalmanach, welcher mehrere Jahre hindurch den ersten Rang unter seinen Brüdern in Deutschland einnahm, ist in diesem Jahre bis zu der Mittelmäßigkeit der übrigen herabgesunken. Noch nie ist die Anzahl guter Arbeiten in demselben so klein gewesen. Etwas vortreffliches sucht man umsonst; und die berühmten Namen, welche in dem Register prangen, leisten diesesmal keine Gewähr für den Werth ihrer Beyträge.

Ein Einfall des ältesten und fruchtbarsten unserer Dichter, des biedern Gleim, eröffnet die Sammlung. Seine Beyträge sind diesesmal sehr zahlreich, und in einigen derselben bewundert man den freyen und raschen Gang, der vor nun fast vierzig Jahren die unsterblichen Lieder des preußischen Grenadiers so vortheilhaft auszeichnete. Dieses gilt vorzüglich von der Ode S. 48. in welcher nur die einförmige Ausführung des Ge-

danken, der Mensch sey auch den stärksten Thieren überlegen, zu scheln ist; und von dem Liede S. 110. in welchem uns jedoch der Inhalt mit dem Tone nicht recht zu harmonieren scheint. Nur von folgenden Stanzen kann man sagen, daß sie einen Gedanken enthalten:

Aus dem Glase zu den Sternen
Aufgeflogen ist mein Geist!
Weise Trunkenheit zu lernen
Bracht' ich's meinem lieben Kleist.

Bracht' ich's allen meinen Lieben,
Die getreu geblieben sind,
Und sich in den Tod betrüben,
Um ein falsches Menschenkind.

Dem Gespräche S. 90. wünscht man etwas mehr Gedrängtheit und Kürze; Eigenschaften, die man leider in den Werken dieses Dichters nur zu oft vermißt. In seinen übrigen Beyträgen findet man die gewohnte Simplicität seiner Muse, mit ein wenig Nachlässigkeit gepaart; bisweilen auch eine seltsame Originalität. So lesen wir in dem Gedichte, über den Zahn der Zeit, folgende Verse:

Wie manche Räuberbank, wie manches Königs Thron
Ist nicht geschmaust von ihm! Ach! Er, der alte Fresser,
Braucht keine Gabel, braucht kein Messer;
Er braucht nur sich; er frißt,
Frißt alles, was zu fressen ist.

Zwey

Zwey Oden von der Karschin, in dem Ehrenkalender der deutschen Sappho gekrönet, gehören zu den besten Stücken der ganzen Sammlung. In der einen S. 5. fordert sie die griechische Sappho auf, vom Olymp herab auf ihre Nebenbuhlerinn zu sehn, und sie wegen der Wirkung ihrer Lieder und ihres Glücks in der Liebe zu beneiden. Lächelnd sitzt Thyrsis der Dichterinn gegenüber und lauscht auf ihre Gesänge:

Seine Rechte liegt in meiner Linken,
Ich vergesse Rebensaft zu trinken,
Lachs und Schmerle bleiben vor mir stehn,
Wie mir spricht die lieblichste der Zungen;
O dann sing' ich, was ihr nie gesungen,
Worte, die aus Thyrsis Herzen gehn.

Dieser letzte Zug ist meisterhaft, und entschädigt für eine Menge schwacher und unrichtiger Gedanken. Wenn sie z. B. sagen will, der Lorber, den sie aus Thyrsis Hand empfangen habe, sey ihr unschätzbar, so drückt sie dieß so aus:

Siehe mich mit diesem Lorber prahlen,
Mir mit seinem Golde zu bezahlen,
Nicht mit Perlen, die der Himmel thaut.

Das heißt also wohl mit Thau- oder Regentropfen? Wahrscheinlich schwebte der Dichterinn der Begriff der Kostbarkeit und der Menge zu gleicher Zeit vor, und sie war so unglücklich, die wirklichen Perlen mit den uneigentlichen zu vermischen. Doch wir wollen uns bey den Fehlern

einer verstorbenen und schätzbaren Dichterinn nicht aufhalten. Ihre Manier ist bekannt. Die neusten, bewundernswürdigsten und kühnsten Bilder wechseln in ihren Gedichten mit kleinlichen, schwachen und dünn ausgesponnenen Gedanken ab. Ihre poetische Ader gleicht einer Quelle, die bisweilen in starken Strahlen emporsprudelt, und, bis die erschöpfte Kraft wieder ersetzt ist, als ein dünner Faden fließt.

Zwey Lieder eines Herrn von Köpken erheben sich nicht über die Mittelmäßigkeit. In dem ersten ist ein sehr interessanter Gegenstand, die Freuden der Kindheit, auf eine höchst dürftige und kindische Weise behandelt. Du, sagt er zu der Freude,

Du, du selber sprangest mitten
durch gethürmten Schnee mir vor,
saßest mit im kleinen Schlitten,
oder spanntest dich davor.

Auf eine ähnliche Weise geht er die übrigen Kinderspiele durch, und läßt bey einem jeden die Freude voraus, nebenher oder hinterdrein laufen. — In dem zweyten S. 149. die Vergessenheit überschrieben, ist der zum Grunde liegende Gedanke ebenfalls weit besser als die Ausführung. Ein großer Fehler in der Poesie! Nur das Bild der Göttinn Vergessenheit selbst, die

Vorwärts immer den sanften Blick, im Antlitz
himmlische Ruhe,
einst der heiligen Lethe leis' entschwebte;

scheint

scheint uns neu; oder wenn auch das nicht, doch schön und geistreich. Weiterhin stößt man auf mehr als einen unglücklichen Ausdruck. Die übergenährte Götterflamme wuchs zu fressendem Feuer. Folgendes ist unverständlich

wenn auch verharrscht war
Was Beleidigung traf; doch schwor in blinder
Wunde der Stachel.

Die Worte: was Beleidigung traf, können auf keine Weise so viel bedeuten, als: die Wunde, welche die Beleidigung geschlagen hatte.

Unter den drey Gedichten, welche Hr. Matthison zu dieser Sammlung beygetragen hat, ist keines, das seiner würdig wäre, wenigstens keines, womit ein gesunder Geschmack zufrieden seyn könnte. In dem Siegesgesang für Freye, S. 12. ist der Dichter offenbar nicht in seiner Sphäre. Das Ganze ist ein frostiges, gedankenleeres Cento in poetischen Phrasen, deren man sich aus dem Klopstock, Ossian u. a. erinnert. Es wäre zu beklagen, wenn dieser Dichter sein schönes Talent vernachläßigte, weil er den Gipfel der Vollkommenheit schon errungen zu haben glaubte. Die beyden andern Kleinigkeiten sind in des Verfassers eigenthümlichen, aber verschlimmerten Manier. Es ist zu fürchten, daß ihm, der das Bunte so sehr liebt, bald nichts mehr bunt, glänzend und lieblich genug seyn wird. Wie viel Glanz, Licht und Pracht ist nicht in folgenden Strophen verschwendet!

Holder Knabe, du athmeſt: ſchnell entblühet
Roſ' auf Roſ', und es malt ſich aus entwölktem
Aether glänzend, im Stromkryſtall, die Goldfrucht
Magiſcher Hayne.

Holder Knabe, du lächelſt: hehr im Frühſcheine
Vor Elyſiums Maitag, glühn die Nebel
Im Gefilde der Künftigkeit, und röthen
Freundlich die Gräber.

Eine ſolche Sprache nannten unſere guten Alten Föbus, und warnten davor, als vor einem gefährlichen und dem Geſchmacke verderblichen Fehler. Wir geſtehen ſehr gern, daß wir in dieſen Zeilen nichts als Worte ſehen, und daß wir uns unfähig fühlen, die ſich jagenden und drängenden Bilder in unſrer Phantaſie zur Klarheit zu bringen, oder den unter der dichten Hülle von Figuren aller Art vergrabnen Sinn rein heraus zu ziehn. Was ſollen z. B. die magiſchen Hayne ſeyn, deren Goldfrucht, wenn Eros athmet, aus dem entwölkten Aether hervorglänzen und ſich im Stromkryſtall ſpiegeln? Im Stromkryſtall? Wir wollen glauben, daß der Dichter ein reines, kryſtallhelles Waſſer gemeint habe. Aber muß das nicht, aller Analogie zu folge, ein Kryſtallſtrom heißen? Und wozu dient es, neue Wörter zu ſchmieden, wenn die alten und hergebrachten eben ſo bedeutend, wohlklingend und edel ſind. Iſt Frühſchein beſſer als Morgenroth? Künftigkeit beſſer als Zukunft? Es iſt offenbar, daß die üppige Phantaſie dieſes Dichters, deſſen Verdienſte wir übrigens gar nicht verkennen, dem

Reize

Reize auf Kosten der Schönheit huldigt, welcher er gar wohl reinere Opfer zu bringen im Stande wäre.

Von Pfeffel finden wir S. 33. eine recht artige Fabel, deren Inhalt aber doch schwerlich die Anwendung leiden dürfte, welche der Verfasser von demselben gemacht hat. Wenn die Katze die Aegypter, die Gans die Römer, der Kauz die Athenienser für das erste Volk der Welt erklärt, und die Katze die Quelle ihrer Urtheile entdeckt, so vergleicht man diese Handlung mit dem Verfahren der meisten Menschen, die ihre Urtheile über den Werth und Unwerth andrer nach den Vortheilen einrichten, die sie von denselben erhalten oder zu erwarten haben. Wie aber das, was der Dichter als Moral hinzusetzt:

Dieß, lieber Voß, ist die Geschichte
der Lehrsysteme: jedes trägt
ein Muttermal in dem Gesichte
vom Egoismus ausgeprägt.

aus der Handlung folgen könne, sehen wir nicht ein.

Von Ebert ein schon bekanntes Gedicht auf die Rückkehr des Herzogs von Braunschweig S. 39. Man freut sich an der einfachen, männlichen und correkten Sprache, die unter unsern Dichtern immer seltner und seltner wird. Möchten doch die Deutschen jederzeit das Lob verdienen, das ihnen hier ertheilt wird:

Euch

Euch ihre, deutsche Männer, Heil!
Denn Menschlichkeit, stets im Geleite
Der Gottesfurcht, ist euer Theil;
Im Frieden Zucht, und Zucht im Streite;
Witz, sonder Aberwitz und Tand;
Gesunder, männlicher Verstand;
Und Tiefsinn ohne Hirngespinnste;
Und weiser Ernst und biedre Treu;
Bescheidner Stolz, nicht Prahlerey;
Und Thaten mehr, als Rednerkünste.

Um solche Oden, wie Graf Schönborn, zu schreiben, braucht man weder das Genie, noch die Kunst eines Dichters zu haben; es ist schon genug an dem Vorsatz, etwas recht abentheuerliches, verwirrtes und unverständliches auf das Papier zu werfen. Das Geheimniß solcher, wie sie sich einbilden, pindarischer und dithyrambischer Geister, besteht vornemlich darinne, kein Wort ohne ein Beywort, und selten oder nie den eigentlichen Ausdruck zu setzen; Figuren aller Art in einander zu schmelzen; das Fürwort immer an das Ende des Perioden anzuflicken; und endlich die so gekräuselte Prose in kurze und lange Zeilen, dem Auge zum Wohlgefallen, zu zerschneiden. Diese Regeln, durch deren Beobachtung man es unfehlbar bis zu der Höhe bringen kann, auf welcher der Hr. Graf von Schönborn steht, haben wir aus seinen eignen Werken abgezogen, aus welchen wir unsern Lesern folgende kleine Probe mittheilen:

Blick fern in des Himmels Strahlenumgränzung
hin!
Blick hinab, und ſieh den
Stillwandelnden Stromgang da
Der lächelnden Themſe mit Himmelantlitz,
Mit der Sonn' auf der Wang' und mit dem Mond
ihr!
Sieh' in der ſchlängelnden Silberſtraße ſie
Vorbeyliſpeln vor friedſame Menſchenwohnungen,
Im umſchattenden Baumhaufen (!!)
Und hellgrünendem Thalſchooß, der voll
Brauſendes Leben hoch ſich
Um ſie emporbläſt
Unter dem Himmelsham, den
Aus ihm herabträufſt,
Milde Stromkönigina; du! — —

Herr Tiedge hat S. 71. eine ſehr lange Epiſtel in ganz kurzen Verſen beygetragen, deren ſchleppender Gang dem matten Ausdruck nicht hat aufhelfen können. Es ſcheint nicht, als wenn den Deutſchen dieſe Versart gelingen wollte; und daran mag vielleicht ihre Sprache ſchuld ſeyn, in welcher die Partikeln, Fürwörter und Hülfswörter einen ſo großen Platz einnehmen. Die meiſten Gedichte dieſer Art ſind wäſſerig, und wegen der zahlloſen Einſchiebſel, zu denen der Reim zwingen hat, dunkel. Ob es viele Mühe macht, ſolche Verſe zu ſchreiben, wiſſen wir nicht; aber zu leſen ſind ſie äußerſt beſchwerlich. So viele Zeilen, deren jede ſo äußerſt wenig zu denken gibt, und deren man oft viele zuſammen nehmen muß, ehe man nur vom Subjekte bis zum Prädikate

ge-

gelungen. Zwar hat Herr Ridge eine große Fertigkeit, und der Reim scheint ihm leicht zu kommen; aber er macht es sich auch selbst ziemlich leicht. — Eine andere Epistel S. 124. fängt folgendermaßen an:

Hat die Freud' ihr schönes Amt,
deine Hoffnung zu umschweben,
zur Vergessenheit verdammt?
Lagern sich verdichte Schwärzen
um dein lichtes Morgenroth?
Freund, und ist in deinem Herzen
Jede frohe Saite todt?
Welcher Räuber durft' es wagen
Deine selge Ruhe fort
aus dem Schoos der Huld zu tragen?
Wer beging an deinen Tagen
Diesen schwarzen Friedensmord?

Ist es möglich abentheuerlicher, oder vielmehr nachlässiger zu schreiben? — Das, was folgt, ist etwas besser geschrieben; aber in Rücksicht auf den Inhalt hat das ganze Gedicht einen äußerst geringen Werth. Es fehlt ihm an einer klaren Exposition, ohne die der Trost, den er seinem Freunde zuruft, gar kein Interesse für den Leser hat. Die besten, obschon nicht tadelfreyen Stellen dieser Epistel sind folgende:

Tritt hervor aus diesem Schatten,
Der in deine Tage kam!
Laß die Weisheit dir erstatten,
Was das Mißgeschick dir nahm.

Zu

In dem Trinkliede S. 96. von Herrn von Halem, welches einer bekannten Melodie unterlegt ist, erheben sich weder die Gedanken noch die Sprache über das Mittelmäßige. Es fehlt ihm ganz an der ästhetischen Kraft, die allein ein Lied, auch bey vielen Fehlern, der Gesellschaft empfehlen und volksmäßig machen kann. In dem Epigramme S. 173. Schwert und Sprache, ist der Gedanke durch den Widerstand des Ausdrucks zu Grunde gegangen.

Eine lange Romanze von Nicolay, S. 115. Bankban, ist mit der diesem Dichter eigenthümlichen Leichtigkeit geschrieben; aber das ist auch ihr größtes Verdienst. Die zum Grunde liegende Begebenheit hat ein sehr geringes Interesse. Der Schluß ist unbefriedigend, weil gerade der ärgste Bösewicht ungestraft ausgeht; und unsittlich, weil der Selbstrache das Wort geredet wird. Gegen einen und den andern Ausdruck (z. B. Andreas umarmt sein Weib, von Liebe roth, und: die Schwester läßt er in dem Koth, im figürlichen Sinn) so wie gegen die Weitschweifigkeit, mit welcher die Geschichte erzählt ist, dürfte der gute Geschmack wohl manches einwenden.

Das Wiegenlied der Madam Brun geb. Münter S. 138. hat ein glücklich gewähltes Sylbenmaas. Außerdem aber finden wir nichts an demselben zu loben. Es ist ein sonderbares Gemisch von Ammeneinfalt und Dichterprätension. Die Verfasserinn hält dem Kinde eine Reihe von

Bildchen vor, die in keiner Verbindung unter einander stehn. Z. B.

O schlummre still im Mutterschoos!
Sey mild, wie Thau am Frühlingssproß!
Horch über dir der Vöglein Schaar!
Sieh neben dir das Bächlein klar!
Im Maien
Gedeihen
Die Kindelein weiß und roth!

Folgende Strophe ist, die Himmelsträume abgerechnet, vollkommen im Ton und Geist unsrer ehrwürdigen Ammen:

O schlaf an meinem Herzen ein!
Dann werden Engel um dich seyn —
Sie tragen dir in sanfter Ruh
Wie Bienen Himmelsträume zu.
Die Schwingen
Erklingen,
Und kühlen die Wänglein dir.

Weit besser ist derselben Dichterinn eine kleine Elegie S. 177. gelungen, die aber unglücklicher Weise im Eingange und am Ende Gelegenheit zum Tadel giebt. Was soll es heißen, wenn die Verf. sagt:

Ich denke dein, wenn sich im Blüthenregen
Der Frühling mahlt.

Am Schlusse steht Tempes Hain statt einem Hayne Elysiums; ohne Beyspiel, wie uns dünkt.

Der

Der Verfaſſer des mit S. unterzeichneten Punſchliedes, auf die Melodie: Bekränzt mit Laub den liebevollen Becher, hat es ſich keine kleine Mühe koſten laſſen, die Laune und Originalität des treflichen Claudius nachzuahmen. Wie ihm dieſes gelungen ſey, mögen unſere Leſer aus einer Probe beurtheilen:

Es gilt darauf! Nun laßt den Sorgenhaufen;
Der hier nicht mucksen darf,
Spießruthen durch gezückte Gabeln laufen,
Und Meſſer, furchtbar ſcharf!

Nun bombardirt mit großen Zuckerbomben;
Wer heut' nicht lachen kann;
Und ſchaft dem Jokus tauſend Hekatomben
Von Leberreimen an!

Ein kühner und ſchrecklicher Gedanke, bey welchem dem armen Jokus wohl bange werden dürfte! — Wer ſo ſingt, können wir mit dem Verfaſſer ſagen,

Der iſt ein armer Schächer,
Der iſt ein Froſchgeſell!

Das Gedicht von Fridrich S. 174. enthält eine artige Allegorie, die aber gegen das Ende, wie es ſcheint, aufgegeben wird. Dunkel, wenigſtens zweydeutig ſind die Worte

Laß, Jüngling, deine Freuden
Die Geiſtesſchönheit weihn.

Geistesschönheit statt Tugend macht die Stelle noch dunkler, und ist gegen den Sinn. Um die Freuden zu weihen und zu veredeln ist eine thätige Kraft erforderlich und Schönheit ist nur eine Beschaffenheit. Folgende Strophe ist ein Kind des Reims:

Aus ihren Locken weben
Sich Hoffnung, Wiedersehn,
Ihr Stirnband, und umschweben
Uns sanft beym Schlafengehn.

Unter dreyzehn Epigrammen von Haug ist wenig Hervorstechendes. In dem S. 179. ist zu weit ausgeholt, um etwas sehr Alltägliches und durchaus Uninteressantes zum Vorschein zu bringen. Der gute Gedanke S. 151. ist unglücklich ausgedrückt:

Ach! die mir Verstand und Ruhe raubt,
Sie bezweifelt meine tausend Eide!
Amor, laß sie glauben, was ich leide,
Oder mich nur leiden, was sie glaubt.

Der Herausgeber des Almanachs hat, ausser einer Grabschrift auf einen Haushahn, in der wir nichts bemerken, was seiner Muse würdig wäre, nichts als einige Uebersetzungen aus dem Griechischen beygetragen. Man kennt seine Grundsätze in dieser Gattung von Arbeiten, und die eigensinnige Strenge, mit welcher er sie in Ausübung bringt. Durchaus soll die deutsche Sprache die Sklavinn derjenigen werden, aus welcher

cher er überſetzt, wie weit auch immer der Genius beyder von einander verſchieden ſeyn mag. Ob der Eindruck, welchen ein ganzes Bild, oder ein ganzes Gedicht in der Ueberſetzung macht, der Wirkung des Originals analog ſey, kümmert ihn wenig; genug, daß ein Wort, ein Klang, ein Vers dem andern entſpricht. Eine unſelige Mühe! mit welcher Herr Voß es niemanden zu Dank macht, als ſich ſelbſt, und denen, die ſeiner Auctorität mehr als ihrem eignen Gefühle vertrauen.

Wäre man nicht ſchon durch eine Menge Arbeiten dieſes Dichters in demſelben Geſchmack mit ſeiner ſeltſamen Manier bekannt, ſo würde man ſich kaum des Lächelns bey Betrachtung der Aengſtlichkeit, mit welcher er nach Etymologien und griechiſchen Conſtruktionen haſcht, enthalten können. ἁλς heißt ihm die Salzfluth; warum nicht Salz kurz weg, wenn doch der Deutſche einmal griechiſch reden ſoll? στρωτων λεχεων das Lagergewand, damit ja der Begriff des müßigen Beyworts nicht verlohren gehe. Der Grieche ſagt: συνεθυειν τινι, mit jemand ſpielen. Herr Voß überſetzt: Welchen ſie ſtets mit ſpielte, und glaubt nun ſeine Pflicht erfüllt zu haben, weil er die griechiſche Wortfügung der deutſchen Sprache aufgedrungen hat. Daß aber jemanden mitſpielen und mit jemanden ſpielen, Redensarten von ganz verſchiednem Sinne ſind, macht ihm dabey keine Bedenklichkeiten. — Der alte Grieche ſagte in ſeiner ſinnlichen Sprache mit

den Füßen gehn; mit den Augen sehn u. d. m. Im Deutschen klingt dieß freylich kindisch; aber dem alten Dichter muß doch sein Recht geschehn, und so lesen wir hier:

Ungestüm mit Füßen durchrannte sie salzige Pfade.—

und:

— die Herrscherinn selbst in der Mitte
stand, mit den Händen die Pracht der feurigen
Rose sich pflückend.

Diese Gewohnheit, den Genius der deutschen Sprache dem Genius der griechischen aufzuopfern, verläßt den Dichter auch da nicht, wo das Original eine Entfernung von dem gewöhnlichen Sprachgebrauche nicht erforderte. Moschus sagt in der Europa V. 85. von dem Stiere, welcher Europen zu entführen gekommen war, Wort für Wort: „Sein übriger Leib war gelbfarbig; ein „silberner Kreis glänzte mitten auf seiner Stirne: „blaulich schienen seine Augen, von Verlangen „strahlend; einander gleiche Hörner erhoben sich „von seinem Haupte, so wie der Kreis des ge„hörnten Mondes, wenn seine Scheibe getheilt „ist.“ In der Voßischen Uebersetzung lautet dieß so:

Diesem war der übrige Leib hellbräunliches
Haares;
Aber ein silberner Kreis durchschimmerte mitten
die Stirne;
Blau-

Bläulich glänzten die Augen, und voll ausfunkelns der Sehnsucht;
Gleich gekrümmt mit einander entstieg das Gehörne der Scheitel,
Wie im gehalbten Rande die kreisenden Hörner des Mondes.

Das schöne Gemälde von dem schwimmenden Stiere, welchen die Götter des Meeres begleiten, ist hier so umgebildet:

Als nun den Strand er ereilt; fort stürmet er, gleich dem Delfine.
Nereus Töchter entauchten der salzigen Fluth; und sie alle,
Sitzend auf schuppigen Rücken der Scheusale, schaarten sich rings um.
Auch er selbst auf den Fluten, der tosende Länder-erschüttrer,
Ebnete weit das Gewog, und ging durch salzige Pfade
Seinem Bruder voran.

Die Uebersetzung eines kleinen, niedlichen Gedichts aus demselben Dichter, schreiben wir ganz ab, und setzen ihr die Uebersetzung des Herrn K. Manso entgegen, welche nach den ehemals für richtig erkannten Grundsätzen verfertigt ist. Unsere Leser mögen selbst beurtheilen, welche von beyden die Gedanken des griechischen Dichters auf eine schönere und gefälligere Weise darstellt:

Voß.

Wenn das bläuliche Meer die Zefyre leise bewegen;
Ach mein Herz, wie sehnlich verlanget es! Nicht das Gefild' ist
Weiter ihm lieb; mehr locket die heitere Stille der Wasser.
Aber sobald auftoset die grauliche Tief', und der Meerschwall
Uebergewölbt anschaumt, und die Brandungen toben von weitem;
Bang itzt schau' ich das Land und die Bäum' an, fliehend die Salzfluth.
Nur das treue Gefild, und die schattige Waldung gefällt mir;

Manso.

Fächelt ein gütiger Wind die blaue Fläche des Meeres,
Plötzlich wallt mir das Herz vor Verlangen; es schwindet die süße
Liebe zum Lande: mein Wunsch ist einzig das stille Gewässer.
Aber schwellt ein Orkan die grauen Fluthen, und wälzen
Wogen, furchtbar gekrümmt, sich mit Schaum und Getöse zum Ufer;
O! so blick' ich auf Flur und Baum', und entfliehe dem Meere;
Sicher dünkt mich das Land, und lieblich der schattigte Lustwald,

Wo, wenn der Sturm auch weht mit Gewalt, mir die Pinie säuselt.
Kümmerlich, traun! wie ein Fischer doch lebt, dem Wohnung die Barke,
Dem das Gewerbe die See, dem Fisch' ein trüglicher Fang sind!
Mir ist behaglich der Schlaf in des Ahorns dunkler Umlaubung;
Und ich liebe den Quell in der Nähe mir rauschen zu hören,
Welcher erfreut mit Gerieſel den Ländlichen, nicht ihn erschrecket.

Wo, wenn Wetter und Sturm erwachen, die Fichte mir säuselt.
Welch' ein Leben verlebt der Fischer? sein Haus ist ein Nachen.
Sein Gewerb' in dem Meer, ein Fisch sein trüglicher Reichthum.
Mich erquicke der Schlaf im dichten Schatten des Ahorns,
Mich in der Nähe des Baums das sanfte Murmeln der Quelle,
Die zum Vergnügen, und nie zum Schrecken dem Landmanne rauscht.

Der gegenwärtige Herausgeber des Göttinger Almanachs, Herr Karl Reinhard, bittet in einer Nachschrift das Publikum, es ihm nicht anzurechnen, wenn der Inhalt die Forderungen und Wünsche, desselben nicht ganz erfüllen sollte. Es war spät im Jahre, als er anfangen konnte zu

sammeln, und von mehrern schätzbaren Beyträgen konnte kein Gebrauch gemacht werden, weil sie nicht früh genug eingesendet worden waren. Für die Zukunft verspricht er die größte Aufmerksamkeit auf seine Pflicht und den rastlosesten Eifer, um diesem alten Institute alle Vollkommenheit zu geben, die er ihm, in Verbindung mit mehrern Männern von Ansehn, zu geben im Stande sey. Wir werden uns unsrer Seits von Herzen freuen, wenn sich der neue Herausgeber durch Feinheit und Richtigkeit des Geschmacks seiner Vorgänger, vorzüglich des Urhebers dieser Sammlung, würdig beweißt, und wenn ihn die Dichter Deutschlands in den Stand setzen, derselben wiederum den Rang zu verschaffen, den sie in den ersten Jahren ihrer Existenz behauptete.

Was den vor uns liegenden Jahrgang anbetrifft, so enthält er zwar des ganz Schlechten nur äußerst wenig, aber des Mittelmäßigen eine überschwengliche Fülle. Mehrere, zum Theil ziemlich lange Gedichte, sind nichts weiter als ein Cento abgenutzter Gedanken und Bilder in erträgliche Reime gefaßt; andere haben nicht einmal das Verdienst der Versification. Wahren Dichtergeist, Wärme und Kraft findet man kaum in dem einen oder dem andern; aber desto mehr Deklamation, Galimathias und Schwulst; Fehler, welche leider die charakteristischen Merkmale unserer neuesten Poesie geworden sind. Verse, ja selbst gute Verse zu machen, lernt jeder gute Kopf, durch Lektüre und Uebung; aber hat ihm

die

die Natur die dichterische Kraft versagt, so rafft er umsonst den Flitterstaat der poetischen Sprache zusammen; man wird es doch nur zu bald gewahr, daß ihr der beseelende Athem fehlt, den kein Vorsatz und keine Anstrengung weckt. Schlägt auch vielleicht das mühsame Reiben hin und wieder einen Funken auf, so giebt dieß doch weder ein leuchtendes noch ein wärmendes Feuer, sondern einen plötzlich entstehenden und verlöschenden Glanz, bey dem man nur sieht, wie dunkel es ist. Indessen ist die Beschäftigung mit der Poesie ein so unschuldiges Geschäft, daß wir gern einem jeden seine Freude gönnen wollen, wenn er uns nur erlaubt, ihm, wenn er öffentlich auftritt, die Meynung unsers Herzens über die Produkte seines Fleißes sine ira et studio mitzutheilen.

Ein Gedicht aus dem Nachlasse der verstorbnen Karschin an die Prinzeßinn Friederike von Preußen macht den Anfang dieser Sammlung; aber wir können nicht sagen — bonis avibus. Diese Dichterinn machte, zumal in den letztern Jahren ihres Lebens, sehr viele und oft sehr schlechte Verse; und wir wollen zur Ehre ihres sonst sehr wohlgegründeten Ruhmes hoffen, daß man nicht noch viele so welke Blumen auf ihr Grab streuen, oder, ohne Metapher zu reden, uns ihren ganzen Nachlaß auskramen wird. — Von Bürgers hinterlaßnen Gedichten theilt der Herausgeber S. 6. ein Feldjägerlied mit, welches sich durch Einfalt und Energie des Ausdrucks,

so

so wie durch treflichen Rhythmus auszeichnet. Folgende Strophen mögen zur Probe dienen:

Und färbet gleich auch unser Blut
das Feld des Krieges roth:
so wandelt Furcht uns doch nicht an;
denn nimmer scheut ein braver Mann
fürs Vaterland den Tod.

Erliegt doch rechts, erliegt doch links
so mancher tapfre Held!
Die Guten wandeln Hand in Hand
frohlockend in ein Lebensland,
wo Niemand weiter fällt.

Einige Kleinigkeiten desselben Dichters haben eine individuelle Beziehung und für das Publikum kein Interesse. Als eine Probe der Vollendung, „in welcher die ausserordentliche Ausgabe von Bürgers Werken zur Ostermesse erscheint," wird S. 237. die Umarbeitung des bekannten Liedes (S. 58. 1. Theil.) Ich will mein Herz mein Leben lang ꝛc. mitgetheilt. Es ist jetzt Lieb' und Lob der Schönen überschrieben; denn der Dichter verspricht — seine Laute, seinen Sang an Lieb' und Lob der Mädchen zu gewöhnen. Was den Dichter bewogen habe, den leichten Volksgesang mit einer so unangenehmen Tautologie zu vertauschen, können wir nicht einsehn. Nach der zweyten Strophe ist eine neue hinzu gekommen, die wir für keine vorzügliche Bereicherung halten:

Wer

Wer sich auf Lieb' und Lob verflicht,
Auf Lieb' und Lob der Mädchen,
Der ist und bleibt der Leibpoet
An (Am) Putztisch, Rahm und Rädchen.

Nach dieser Aeußerung eines festen Glaubens an die Kraft der Poesie scheint der Wunsch, mit welchem die Laute angeredet wird

Kein Mädchen-Herz verschließe sich
vor deinem Zauberklange

nicht recht an seiner Stelle zu seyn. Ganz unpoetisch heißt es in der nächsten Strophe:

Man wird für diesen Wohlgenuß
Gar lieblich Dank mir nicken. —

Eine wahre Verbesserung hat die siebente Strophe erhalten, wo es statt: Erwerben werd' ich reiches Gut An kleinen Herzenspfändern, gegenwärtig heißt:

Es wird mir manche schöne Hand
ein Pfand der Huld verleihen,
bald wird sie mir ein Busenband,
bald eine Locke weihen.

Im Ganzen glauben wir nicht, daß sich Bürger, in den letzten Jahren seines Lebens, wo er von so manchem Kummer gedrückt, wo seine Laune so verstimmt, und sein Herz mit so vieler Bitterkeit erfüllt war, in dem Zustande befunden habe, in welchem ihm eine Verbesserung seiner Gedichte gelingen konnte. Oft dürfte er der Sache zu

wenig

wenig, noch öfterer ihr zu viel gethan und manchen genialischen Zug weggestrichen haben, (so wie es in diesem Liede geschehn ist) der ihm in seiner damaligen Gemüthsstimmung nicht mehr behagen mochte. Indessen freuen wir uns zu sehn, daß hier so gewisse Hoffnung zur Erscheinung der längst versprochnen Ausgabe gemacht wird, durch welche das Andenken und der Ruhm eines unsrer beliebtesten und originellsten Dichter, zwar nicht weiter verbreitet, aber doch wahrscheinlich noch mehr gesichert werden wird.

Von Kästner finden wir einige epigrammatische Gedichte, und eine kleine Erzählung in Prosa, die wir hier auszeichnen: Euklid hätte nicht zum Hofprediger getaugt. „Ptolemäus Lagus fragte den Geometer: ob man seine Wissenschaft nicht leichter lernen könnte, als mit der Anstrengung, die seine Elemente erfordern? und erhielt zur Antwort: Es giebt keinen Weg zur Geometrie für Könige. — Also wäre die Erinnerung ganz euklidisch! Es giebt keinen eignen Weg zum Himmel für Könige.“

In den zwey Fabeln nach Babrias vom Hrn. von Halem scheint uns der Ton der Fabel nicht recht getroffen zu seyn. Der Ausdruck ist etwas hart und schwerfällig; so wie auch in der Parabel, S. 203. die mit folgenden Versen anhebt:

Gott gab sein Wort den blinden Menschen
Zum Stab, der ihre Schritte sichre.
Doch sie, statt fort zu gehn, begannen

Nun

Nun grundgelehrt zu ſtreiten über
Des Stabes Läng' und Dicke, über
Des Stabes Knoten. —

Dieſe Allegorie iſt weder ſehr ſinnreich, noch glücklich durchgeführt.

Die Beyträge von Conz, von welchem einige frühere Gedichte mit Beyfall aufgenommen worden ſind, verrathen ein Zurückgehn auf dem Wege der Kunſt, welches wir ſchon bey dem vorigen Jahrgange dieſes Almanachs bemerkt haben. In einer Ode an den Genius des Stillſchweigens S. 63. findet man keine Spur der Begeiſterung, auf welche die unregelmäßige Form des Gedichts und des Versbaues ſchließen laſſen ſoll, ſondern einige alltägliche Bemerkungen, bey welchen Gelegenheiten es gut ſey zu ſchweigen. Hin und wieder wird von dem Genius mehr verlangt, als der Umfang ſeiner Macht dürfte leiſten können. Z. B.

Zu deinen Harmonien
Mögeſt du immer
Meine Seele ſtimmen.
— — — —

Lehre deine Mäßigung
Im Erkennen,
Im Wollen,
Im Thun und Laſſen mich.

und:

Laß mich das Gute wollen mit dem Schönen!

Möchte

Möchte doch immer der Genius des Stillschweigens den Dichter freundlich gewarnt haben als er diese Ode schreiben wollte; und möchte er jeden Versemacher, der nichts als gemeine Gedanken vorzubringen hat, mit seinem Scepter berühren. — In der Elegie an Lyda S. 26. ist viel Galimathias und wenig Gefühl. Er lehrt was die Liebe sey: Wenn zwey Seelen:

Sich verlangen, und nichts — sonst nichts, ihr Sehnen und Wünschen,
Alles ihnen in sich ganz zur Befriedigung reift.

Sie ist, sagt er weiter unten — kein kalter Vertrag, der die Gefühle nur äfft (wahrscheinlich für nachäfft) Nein!

— sie ist Wahrheit des Geistes, so wahr der Geist ist, das Echo
Reinrer Natur, ein Laut himmlisches Sinnes ist sie.
Ist die inwendige stille Genüge der Seele, die heller
Blickt und wärmer zur That eilt, wie der Sieger zum Kampf. —

Myrons Gesang S. 126. ist schwerfällige Poesie im neusten Geschmack.

Zeit und Hoffnung sind der herbsten Wunden
Bester Balsam; was die Sorge sticht,
Ihren Stachel stumpft der Zahn der Stunden,
Und die Hoffnung täuschet ewig nicht.

Was die Sorge sticht ist zwar etwas zweydeutig und undeutsch, statt: wie sehr auch immer

mer die Sorgen ſtechen mögen; aber doch neu und original; ſo wie der Vers:

Ihren Stachel ſtumpft der Zahn der Stunden

für ein Muſter des Wohlklangs gelten kann.

Unter den Epigrammen und kleinen Gedichten von Haug zeichnet ſich nichts aus. Zum Theil ſind die Einfälle dürftig, zum Theil der Ausdruck geſchmacklos. S. 134.

Noch bin ich ſo fromm; ſo treu —
Wem gefall' ich? flugs herbey,
Eh' ich leine, falſch und fein,
Kollaug' und Kokette ſeyn.

Ramler hat drey vortrefliche rabbiniſche Erzählungen mitgetheilt; aber das Gedicht S. 10. ſcheint uns weder des Verfaſſers, noch des Mannes werth, auf den es ſich bezieht. Nur der dem Gedichte untergeſetzte Name kann uns glauben machen, daß folgende Verſe von Ramler ſind:

Er liebt die Muſen alle neun von ganzem Herzen;
Terpſichoren zwar nicht ſo ſehr,
(Die tanzt ja nur und ſpielt mit Klappererzen)
Allein Uranien auch deſto mehr,
Die nicht allein den Himmel kennet,
Und jeden Stern mit Namen nennet u. ſ. w.

Von Kretſchmanns Beyträgen iſt keiner ſchlecht, aber auch keiner tadelfrey. Den mei-

beraubt die Anordnung der Sätze den Gedanken seiner Deutlichkeit. In Endymion S. 165. läßt der vortrefliche Eingang mehr erwarten, als die Folge leistet. So lange der Dichter philosophirt, hört man ihm mit Vergnügen zu; aber der Dichtung, die den Hauptgegenstand dieses Stücks ausmacht, fehlt es an Wahrscheinlichkeit. Auch scheinen uns die Gemälde allzugehäuft, und der Verfasser zu besorgt gewesen zu seyn, es möchte seinem Colorite an Glanze mangeln, wenn er nicht Farben auf Farben setzte. Wir können uns nicht enthalten, eine der schönsten Stellen dieses Gedichts auszuzeichnen:

Ihr lieblichen Gesichte meiner Jugend,
Als ich der bessern Menschheit Lob
In jedem Antlitz las, und unbestochne Tugend
Zur Schicksalslenkerinn erhob;
Als noch kein Wunsch nach Gütern, die mir fehlten,
Den Frieden meinem Herzen stahl;
Als Neid und Reue nicht die stillen Freuden zählten,
Die schöpferisch in meinem Lindenthal
Den Tanz der Grazien beseelten,
Wenn bey Selenens klarem Schein
Die Musen, Götter und Heroen
Mich wechselsweis besuchten — ach! entflohen
Wäret ihr mit euern Freuden? — Nein,
Noch sehen euch in ruhig heitrer Schöne
Begeisterung und die Camöne!
Im Nebelflor, den die Vergangenheit
Um eure keuschen Reize webet,
Labt ihr (den Sternen gleich, um die zur Abendzeit
Ein rosiges Gewölke schwebet)

Durch

Durch ein gemildert Zauberlicht,
Nur um so mehr die trunknen Blicke;
Und ruft den Genius zurücke,
Der Rosen in den Kranz der Horen flicht.

Den welken Reiz des Lebens aufzufrischen;
Mit Gütern, die ich an der Hand
Der ernsten Weisheit mühsam fand,
Der Freude Blumen zu vermischen,
Umschwebet ihr den Pfad der kühnen Eigenmacht,
Den mein Geschick zu wallen mich bestimmte;
Den Funken, der in meinem Busen glimmte,
Habt ihr zur Flamme thätig angefacht!
Daß mit der Huldgöttinnen Spielen
Der Ernst sich paart, geläutert und verschönt
Des Lebens Reiz mit strengen Pflichtgefühlen,
Die Wahrheit mit der Dichtung sich versöhnt;
Daß vor dem Lächeln weiser Freuden
Der langgenährte Kummer flieht,
Genuß des Lebens mir auf menschenlosen Haiden
In Stürmen sauset, und bescheiden
Auf Fluren in dem Veilchen blüht:
Das Alles dank' ich jetzt den Bildern, die, im reinen
Entwölkten Strom, der spiegelnd langsam eilt,
In holden Gruppen wiederscheinen!
Hier, wo so gern die Rückerinn'rung weilt,
Verbrausen Wellen, die sich vom Gebirge wälzen,
In einen Harmonienbach;
Wo holde Täuschungen mit Wirklichkeit verschmelzen,
Da wölbet sich, bey allem Ungemach
Des Lebens, für den frohen Weisen
Ein schattend Amaranthendach. —

Seitdem Bürger in der Vorrede zu der Ausgabe seiner Gedichte ein Sonnet des Hrn. Schlegel angeführt und empfohlen hat, sind nicht nur eine Menge Sonnette von sehr verschiednem, aber doch größtentheils sehr geringem Werthe, an das Licht gekommen, sondern auch der in jenem herrschende Plan ist wenigstens ein Dutzendmal wiederholt worden. O imitatorum servum pecus! — In zwey Sonnetten von Herrn Justi S. 18. und 142. finden wir diesen Gang der Ideen.

Unter den Beyträgen des Hrn. Prof. Heydenreich zeichnet sich die Inschrift an ein kleines Birkenwäldchen aus. In der Ode S. 67. ist demselben Dichter ein unrichtiger und übelklingender Vers entschlüpft:

Seine Fesseln zerbrach | du nicht, welche | den Tod.

Dem Liede von Gleim S. 33. wozu die Poesie alles gut sey, und einem andern S. 133. über den Unterschied guter und schlechter Verse wird nicht leicht jemand seinen Beyfall versagen. Das letztere sollte die Morgen- und Abendbetrachtung aller Dichter und Versemacher seyn.

Die Reimereyen, welche Herr Pockels eingesendet hat, wären den Augen des Publikums besser ganz entzogen worden. Weder sein Rundgesang auf ein neugebohrnes Knäbchen S. 35. noch sein Lied über die Allgewalt Amors S. 145. enthält etwas mehr als abgenutzte Gedanken, welche in kraftlose Reime gezwungen sind.

Wer

Von einem ganz andern Gehalt sind die Gedichte eines Ludw. Fernow, die sich durch den Reichthum an Gedanken und eine gefällige Einkleidung, weniger aber durch Stärke der Imagination, empfehlen. In einer Beschreibung des Schöllenen-Thals auf dem Gotthard ist es dem Dichter nicht gelungen, die Einbildungskraft des Lesers durch die Vorstellung außerordentlicher Kräfte und einer durch ihre Größe schauerlichen Naturscene, mit einem lebhaften Gefühl ihrer Schranken zu erfüllen, und so die Beschreibung der erhabnen Gemüthsstimmung vorzubereiten, mit welcher der Anblick selbst den Dichter erfüllt hatte. Aber die Theorie des Erhabnen selbst ist, in ihrer ganzen Reinheit, in folgenden Versen vortreflich dargestellt:

Zagend entschwinden die Sinne; das endliche Leben erstarret;
Vor dem vernichtenden Zorn beugt sich das trotzige Haupt. —
Aber furchtfrey erhebt, in seinen unsterblichen Kräften
Sich ermannend, mein Geist, jauchzend im Donner des Stroms:
Furchtbar bist du, Natur, in deiner Zerstörung Ruinen;
Furchtbar im stürzenden Strom und der lauinen Getöse.
Aber erhaben und herrlich dem Geiste, der über den Trümmern,
Ueber Lauinen und Tod hoch die Unsterblichkeit trägt.

Thal des Todes! du weckst in der Seele die schlummernden Kräfte
Ewigen Lebens, den Gott, der ihr Unsterblichkeit gibt.
Wiege der Geister! du reifst zu erhabnen Gefühlen die Keime
Ihres Vermögens, und kühn glänzt es in Thaten hervor.
Freyheit, Hochsinn und Muth, und freudige Todesverachtung
Donnert dein feuriger Ernst stark und lebendig ins Herz u. s. w.

Zwey Gedichte von Schink, eines zum Lobe der Weiber S. 41. in welchem dieser eben so fruchtbare, als oft behandelte Gegenstand auf eine höchst flache und alltägliche Weise bearbeitet ist; und ein anderes an den Schauspieler Schröder S. 214. in welchem auch nicht Eine Zeile den Dichter verräth, hätten, ohne alle Gefahr eines Verlustes für das Publikum, bey Seite gelegt werden können.

Der Herr von Wildungen hat in einem Sonnette S. 55. ebenfalls für gut gefunden, in Schlegels Fußtapfen zu treten. In diesem, so wie in einem andern S. 141. ist der Schluß ungemein matt und kraftlos. Ein Fehler, an welchem die meisten Sonnette unsrer Almanachsdichter kränkeln. Daß sie manches unnütze Wort und manchen überflüßigen Vers einschalten, ist ebenfalls in der Regel. Z. B.

Und der Dummheit Flaggen weit und breit
hoch empor bis an die Sterne ragen.

Die Beyträge eines Herrn Mirow zeigen nicht mehr als mittelmäßige Anlagen. Das Sonnet S. 158. ist, die letzten Zeilen ausgenommen, ohne Werth. In dem Liede S. 93. ist die Beschreibung im Eingange, nach Maasgabe ihrer Beziehung auf das übrige, und den Zweck des Gedichts, zu umständlich.

Dieselben Vorzüge und Fehler, die wir schon mehrmalen an den poetischen Arbeiten des Herrn Meyer bemerkt haben, finden sich auch in denjenigen, die er zu diesem Almanache geliefert hat. Es fehlt ihm nicht an Gedanken und ästhetischen Ideen; aber indem er, wie es uns scheint, allzu sehr nach Pointen hascht, wird er dunkel und schwerfällig. Entweder hat er das Mechanische der Poesie nicht genug in seiner Gewalt, oder er gibt sich nicht Mühe genug, die Spuren der Mühe von seinen Versen abzuwischen. Am leichtesten ist der Ausdruck in dem Liede S. 129. und doch sind auch hier die Worte:

Mädchen und Frauen, schnell zu berücken,
fesselt Entzücken
an solchen Mann

Nichts weniger als klar. Entzücken mit fesseln verbunden dürfte schwerlich das richtige Wort seyn; und das Einschiebsel, schnell zu berücken, gibt dem Gedanken etwas schielendes. Soll es so viel

bedeuten, als solche Mädchen und Weiber, die sich schnell berücken lassen, so ist es für den Jüngling, dessen Reize hier gepriesen werden sollen, kein sonderliches Lob, daß er gerade nur die Klasse gefälliger und unvorsichtiger Weiber fesselt. Soll es aber für ein allgemeines Prädikat des weiblichen Geschlechtes stehn, so scheint es uns in dieser Verbindung entweder zweckwidrig oder wenigstens müßig.

In einem allegorischen Gedichte auf die Schaamhaftigkeit S. 106. von Stäudlin vermißt man, an mehr als einer Stelle, das Charakteristische in den Zügen, aus welchen das Gemälde der Schaamhaftigkeit zusammengesetzt wird. Auf wie viele andere Tugenden passen nicht die Worte:

Du blickest gleich bescheiden,
Gleich froh umher und mild,
Ob offen strahlt dein Antlitz,
Ob es dein Flor umhüllt!

und folgende Zeilen:

Ernst blickest du den Frevler,
Den Edeln segnend an

könnten mit mehrerm Fug auf die Gerechtigkeit, als auf die Schaamhaftigkeit gedeutet werden. Im Ganzen genommen, erweckt dieß Gedicht keineswegs die Vorstellung des Anmuthigen, Heitern und Wünschenswerthen; so wenig gefällig ist

die

die Darstellung, und so hart der Ausdruck. Schwerlich dürfte sich die Darstellung widriger Ideen durch widrige Ausdrücke, wie z. B. in folgender Stanze, vor dem Richterstuhle des Geschmacks rechtfertigen lassen:

O wehe, weh' der Liebe,
Die jemals von dir schied!
Ach bald wird sie zur Thörinn,
Von roher Brunst durchglühet,
Zur rasenden Mänade,
Die nur der Zote lauscht,
Und sich mit wilden Scythen (?)
Im Wollustgift berauscht.

Von Hrn. Tiedge finden wir S. 119. einen höchst frostigen Einfall auf einen frostigen Prediger, welcher beweißt, daß der Witz nicht jedermanns Sache ist. In einer Epistel an Gleim S. 150. findet sich einiges Gute unter vielem Matten und Kraftlosen. Die Elegie an Arminia S. 192. ist vortreflich versificirt; voll Melodie in den einzelnen Versen und ihrer Verbindung. In dem Ausdruck vermißt man bisweilen Klarheit und Richtigkeit. In folgenden Zeilen streift er an das Galimathias:

Vergiß mein nicht! — Was ich für dich empfunden,
Ist ewig, wie der schöne Stern der Nacht,
Der niedersah auf die geweihten Stunden,
Auf Stunden, deren Geist bey meiner Tugend wacht,
Und jegliches Gefühl für deinen Himmel adelt,

Ein

Ein Himmel, der vielleicht das leise Zittern tadelt,
Das Leidenschaft verdammt, und leidenschaftlich spricht:
Arminia, vergiß mein nicht!

Wir würden uns in keiner geringen Verlegenheit befinden, wenn wir den Sinn dieser Worte klar und deutlich entwickeln sollten. Eben so wenig möchten wir es auf uns nehmen die Stelle: du erscheinst mir

im flornen Nebenschleyer
Der wie ein Wölkchenhauch um deine Sonnen hängt,

gegen den Vorwurf des Föbus zu rechtfertigen; oder die, in welcher der Dichter seiner entfernten Geliebten die Furcht äußert, von ihr vergessen zu werden;

Wer wird die Stelle mir in deinem Herzen gönnen?
Wird nicht mein armes Bild im Weihrauch mit verbrennen,
Der dich umflammt —

Wenn dieser Geschmack herrschend wird, so sind wir in die Zeiten des Hofmannswaldau und Lohenstein zurück verschlagen; und es ist zu fürchten, daß wir die Kunst, Concetti an die Stelle der Empfindung zu setzen, noch weiter treiben und dabey noch weniger Geist zeigen werden, als jene berühmten Verderber des Geschmacks.

Ein Gedicht von Matthesius auf die Freundschaft S. 147. würde bey einigen Veränderungen

vielleicht untadelhaft seyn. Du weilest, sagt er zu der Göttinn, die er besingt,

Wo dem goldnen Saitenspiele
Deiner Weihe Lied entschwebt,
Und der Herzen Hochgefühle
Deine Sympathie verwebt.

Diese Verse enthalten einen identischen Satz. — Die Flammen des Herzens der Freundschaft werden mit Abels Opfer verglichen; wo man sich vergebens nach einem hinreichenden Grunde der Vergleichung umsieht. — In den Versen

Weint ein Edler; ihn zu retten
Blutest du am Würgaltar

vermißt man einen vernünftigen Zusammenhang. Um die Thränen eines Edeln zu trocknen, darf es hoffentlich nicht immer nöthig seyn, sein eignes Leben aufzuopfern; oder wie es hier seltsam genug heißt — am Würgaltare zu bluten. — In einem andern Gedichte desselben Verfassers S. 212. vermissen wir eine, dem Liede anständige Gleichförmigkeit der Sprache, die sich hier mit den kühnen Epitheten der Epopoe zu schmücken gewagt hat. Der Hügel Lockenhaupt und

Gebirge, waldbekrönt, umschwellen
Rings deine Hesperidenflur.
In deines Labyrinths Umnachtung —

Das ist keine Sprache, welche dieser Dichtungsart angemessen ist.

Von

Von einem Matthias Langer wird in dem Register bemerkt, er sey ein Strumpfwebergeselle, welcher sich ganz allein durch Lektüre und eignen Fleiß gebildet habe, und daß er nebst einem vortreflichen Kopf einen achtungswürdigen Charakter besitze. Diese Eigenschaften sind unendlich schätzbar, auch ohne poetisches Talent. Wie groß dieses in dem gedachten Manne sey, läßt sich aus dem hier mitgetheilten Gedichte S. 204. schwerlich beurtheilen. Sollten aber alle seine Versuche in der Poesie demselben gleich seyn, so würden wir, für unsre Person, es für ersprießlich halten, wenn seine Freunde und Rathgeber seine Geisteskräfte auf andre Beschäftigungen richten wollten.

Von einer Ode von Matthison S. 211. setzen wir den Anfang hierher, als eine Aufgabe für diejenigen, welche sich in der Erklärungskunst üben wollen:

Blüht im Kranz, o Mädchen! die noch die Rose,
Wenn du, gleich Sylfiden, beym Abendreigen
Einschwebst, oder deckte sie schon dein Grabmal
Sterbend mit Purpur?

Die Idee, welche der Ode von Karl Lappe S. 230. zum Grunde liegt, hätte zu einem schönen Gedichte reichen Stoff geboten; aber die Ausführung ist dem Verfasser gänzlich mißrathen. Sie ist dunkel, schwerfällig und hart. In einem andern S. 217. hat es derselbe seinen Lesern unmöglich gemacht, über die Wahrheit der Darstellung zu urtheilen. Er mag selbst wissen, was er ge-

gewollt hat; aber andere werden sich schwerlich um Freuden und Leiden bekümmern, deren Quelle ihnen auch nicht einmal aus der Ferne gezeigt wird.

Ein Dichter, welcher ausgezeichnete Talente für die Satyre zu besitzen scheint, ist Hr. J. D. Falk, dessen Bearbeitung einer Satyre von Boileau mit gerechtem Beyfall aufgenommen worden ist. Es fehlt ihm weder an Laune, noch an Gewandheit; und wenn er sich bemüht, etwas gedrängter zu schreiben und mehr Fleiß auf die Verfeilung zu wenden, so kann er etwas Vorzügliches in einer Gattung leisten, in welcher die neuesten Zeiten nicht viel vorzügliches aufzuweisen haben. Wir zeichnen hier eine Nachahmung des bekannten Voltairischen Le Lendemain — aus:

Den Sonntag lacht' ich ihr blos freundlich zu;
Den Montag hieß ich sie vertraulich du;
Den Dienstag küßt' ich sie; roth sah sie nieder;
Die Mittwoch' küßte sie mich zärtlich wieder.
Den Donnerstag drang sie auf einen Schwur;
Ich schenkt' ihr Freytags eine Perlenschnur;
Sonnabends wagt' ich kleine Schäkereyen,
Allein sie weint' und wollt' um Hülfe schreyen.
Drob war ich Sonntags etwas aufgebracht.
Es war gerade in der Montagsnacht,
Da zog ein Wetter auf, ich lag im Bette:
Es blitzt; die Thüre knarrt, im Nachtkorsette,
Ein Lämpchen in der Hand, zwölf mocht' es seyn,
Schlüpft sie gleich einer Heiligen herein.
Herr Pater, sprach das holde Kind mit Zittern:
Ich bin nicht gern allein bey Ungewittern,

Ich

Ich glaubte Euch noch wach — verzeiht! — Ich bot
Ihr liebreich meine Hand; sie ward blutroth
Und sträubte sich. Ich zog sie sanft herüber.
Die Lamp' erlosch; der Donner ging vorüber;
Der Mond schien hell; sie seufzte zärtlich Ach!
Der Geist war willig, doch das Fleisch war schwach.
Neun Monden drauf that Klärchen eine Reise,
Denn kurz — es ging ihr nach der Weiber Weise ꝛc.

Der Herausgeber selbst hat von dem seinigen nur sehr wenig beygetragen. Die Beschreibung, welche er S. 97. von dem Walzer macht, ist so, daß man vor diesem Tanze erschrickt, und ihn für nichts weniger als den letzten Schritt zu — halten muß, wie er hier auch wirklich ist. Aber was für Energumenen müßten das seyn, die sich beym Tanz an des Mädchens Brust wiegten, und ausrufen könnten, wie der Dichter thut:

Welch' ein Glühen, welch' ein Heben;
Welch' ein Regen neuer Lust;
Welch' ein Toben Brust an Brust;
Schlag auf Schlag, dieß Wonnebeben (?)
Eya komm u. s. w.

Unter den Beyträgen anonymer Dichter zeichnet sich Lycidas S. 57. von C. F. durch reine und einfache Sprache und wohlgeordnete Phantasie aus. Auch in einigen andern anonymen Stükken finden wir gute Verse; aber in keinem einen vorzüglichen Grad von Talent.

Im

Im Anhange stehen einige Gedichte auf Bürgers Tod, von Gleim, Tiegde, Conz, Reinhard und zwey von ungenannten Verfassern.

IV.

Vermischte Nachrichten.

Deutsche Litteratur.

Leipzig: Bragur, ein literarisches Magazin der deutschen und nordischen Vorzeit, herausgegeben von Häßlein und Gräter. Dritter Band. Mit einem Kupfer. 1794. 526 S. 8. Nicht ohne lebhafte Theilnahme lasen wir in der Vorrede, wie viel Schwierigkeiten aller Art der thätige und verdiente Stifter der Bragur besiegen mußte, ehe er diesen dritten Band des schätzbaren Werks vor das Publikum bringen konnte, und wünschen von Herzen, daß ihm seine mühsame Arbeit künftig mehr erleichtert und versüßt werden möge. An die Stelle des Herrn Predigers Koch in Berlin ist Herr R. S. Häßlein in Nürnberg als Mitherausgeber getreten: eine Veränderung, zu der wir Herrn D. Gräter

Glück wünschen. Bey der großen Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit dieses dritten Bandes können wir nicht jeden Aufsatz einzeln aufzählen, und überhaupt bey keinem lange verweilen. Herr Gräter selbst hat hier einen dritten Brief über den Geist der nordischen Dichtkunst und Mythologie geliefert. Er ist nicht ganz mit einer Erinnerung zufrieden, die wir bey der Anzeige des zweyten in dieser Bibliothek machten, und äußert sich darüber mit einiger Empfindlichkeit. Rec. gesteht frey, daß er Herrn Gs. Enthusiasmus für die nordische Mythologie nicht ganz theilen kann; allein er begreift nicht, wie dieser billige, und sonst gewiß nicht zankſüchtige Mann auf den Gedanken kommen konnte, die Protestation (S. Bibliothek 50. B. S. 90.) sey gegen ihn gerichtet? Da nun überdieß Hr. G. ausdrücklich erklärt, er habe den Satz, gegen welchen Rec. protestirte, nicht behauptet, so fällt aller Grund zur Fortsetzung eines Streites, der kein Objekt hat, von selbst hinweg. — Ueber die Meistersänger, ein Versuch von Hrn. Häßlein. Wir wünschten, der Verf. hätte etwas weniger weit ausgeholt, und dafür die Schicksale des Meistergesanges in Deutschland überhaupt und seinen Einfluß auf die Poesie genauer entwickelt. Die Tabulatur der Meistersänger findet man freylich schon bey Wagenseil, indeß erklären wir dadurch den hier gegebenen Auszug keinesweges für überflüßig, da die Nachrichten, die er enthält, gewiß den meisten Lesern der Bragur neu seyn wer-

den

den. — Ueber die alten ſchottiſchen Balladen und Lieder, und die ſchottiſche Muſik überhaupt, von Tytler, aus dem erſten Bande der Transactions of the Society of the Antiquarians of Scotland. Hr. G. verdient für die ſchöne Ueberſetzung dieſer leſenswerthen Abhandlung wahren Dank. Sie iſt ungemein intereſſant, und den bisweilen etwas übertriebenen Patriotismus des Verfs. verzeiht man ihm gern. Man kann ſich zwar nicht enthalten zu lächeln, wenn man ihn zuverſichtlich verſichern hört, die Schotten hätten ſchon ein Jahrhundert vorher, eh David Rizzio nach Schottland kam, (alſo ſchon gegen die Hälfte des 15ten Jahrhunderts) ſowohl in der Theorie als in der Ausübung der Muſik große Meiſter gehabt — doch dieß benimmt dem Werth ſeiner übrigen, größtentheils gründlichen und zum Theil neuen Bemerkungen nichts. In einer Nachſchrift klagt Hr. G. ſehr über den Kaltſinn der Deutſchen gegen ihre Volkspoeſie: Res. iſt überzeugt, dieſer Kaltſinn würde bald verſchwinden, wenn man ihnen nur viel „ächte-alte, kraftvolle und rührende Lieder“ vorlegte. Daß von den bisher gedruckten deutſchen Volksliedern kaum ein Dutzend unter dieſe Klaſſe gehören, der größere übrige Theil aber faſt- und kraftloſe Reimerey ſey, davon ſind wir zu innig überzeugt, als daß wir dieſe Aeußerung, ſo bitter er ſich auch dagegen erklärt, zurücknehmen könnten. Wir läugnen nicht, daß es vortrefliche deutſche Volkslieder gebe, wir läugnen nur, daß von den

bisher bekannt gewordenen, ein nur etwas beträchtlicher Theil diese Benennung verdiene. — Ueber die deutschen Volkslieder und ihre Musik. Klaßifikation der verschiedenen Gattungen Volkslieder, mit verschiedenen guten Bemerkungen und Notizen. Auch von den Liedern haben einige etwas poetischen Werth, wenigstens einzelne schöne Stellen. Z. B. S. 278. das Hirtenlied: Ach wie sanft ruh ich hie ꝛc. — Ueber die alten dänischen Lieder, von dem verstorbenen Sandwig. „Wir (Dänen) haben keinen Homer, keinen Virgil, keinen Oßian, aber desto mehr Tyrtäen und Horaze aufzuweisen.“ Wenn man über solche Behauptungen lacht, oder die Achseln zuckt — so muß man sich einen eklen, verwöhnten Geschmack, Tadelsucht ꝛc. vorwerfen lassen! — Ueber einige wenig bekannte deutsche Dichter, von Kinderling. Kazungali, ein bisher fast ganz unerhörter Name, lebte im 8ten oder 9ten Jahrhundert, und ist blos seines Alters wegen merkwürdig, s. Monument. Boic. T. VII. Joh. Matthesius (1504 — 68) Verf. eines Lehrgedichts über die Haushaltung. Hartmann Schöpper von Neumark. Die hier mitgetheilten Proben sind Sinnbilder, Vergleichungen ꝛc. den Namen Fabeln verdienen sie nicht. Die erwähnte Ausgabe der lateinischen Uebersetzung des Reinecke Fuchs von Schopper vom J. 1595. 12. ist wirklich nicht die erste, wie auch Hr. K. vermuthet. Rec. hat eine Ausgabe vor sich, bey

der

der zwar das Titelblatt fehlt, allein auf der letzten Seite ſteht: Francofurti ex officina Typ. Nic. Baſſaei MDLXXXIV. und hat gleichfalls 465 p. 12. Aber auch dieſe iſt nicht die älteſte; ſondern man hat deren von 1574, 1579 und 1580. Die erſte Ausgabe erſchien 1567 unter dem Titel: Opus poeticum de admirabili fallacia &c. — — Matthias Holzwart —, Lazarus Sandrub, ein erzählender Dichter, der, nach den hier mitgetheilten Stücken zu urtheilen, manches Gute haben muß. — Vermiſchte Beyträge. Dieſer Abſchnitt iſt beſonders reichhaltig. Herr HR. Eſchenburg liefert hier Auszüge aus einem handſchriftlichen altdeutſchen Gedichte vom König Salomon und Martaphus. Das Mährchen vom Markolph oder Morolf war ehedem ſehr gangbar, und gehörte unter die Volkslegenden, ein Till Eulenſpiegel und ähnliche. Intereſſanter iſt die Nachricht von einem altdeutſchen Gedichte Hennek de Han, einer Nachahmung des Reinecke der Fuchs, deſſen von den Literatoren faſt gar nicht erwähnt wird, obgleich ein gewiſſer Sparre es erſt 1732 von neuem wieder abdrucken laſſen. Auch dieſes Gedicht dürfte wohl Nachahmung irgend eines franzöſiſchen Originals ſeyn. Schon die S. 422 angeführten Zeilen ſcheinen dahin zu weiſen:

Jd Reynke doet, de ſlimme Droch,
So levet Renardyn doch noch.

Herr D. Weisse ertheilt Nachricht, und giebt eine kleine Probe eines alten platdeutschen Gedichts, die Soester Fehde. — Warum das Lied von dem edlen Möringer aus dem ersten oder zweyten Viertel des 15ten Jahrhunderts seyn müsse, sieht Recens. nicht ein. Bey solchen Schätzungen sollte doch wenigstens Ein Vermuthungsgrund beygefügt seyn. — Notizen zu einer Biographie G. Rollenhagens aus seiner Leichenpredigt, die ein Muster von dem abenteuerlichen Kanzelton ist, der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts herrschte. Rollenhagen, dieser Mann von ächtkomischen Genie, zeichnete sich schon in seinen Jünglingsjahren durch eine Handlung aus, die seinem Kopf nicht minder Ehre macht, als seinem Herzen. Der Rektor in Mänsfeld ward von dem dortigen Superintendent verfolgt, und stand in Begriff abgesetzt zu werden. Der 17jährige R. bewirkte durch ein Interceßionsschreiben, daß der Mann sein Amt behielt, doch mußte er sich, seiner Sicherheit wegen, von Mansfeld entfernen. 36 Jahre verwaltete er in Magdeburg zugleich Schul- und Kirchendienste. — — Hermode *). Unter dieser Aufschrift wollte Herr D. Gräter schon vor einem Jahre eine eigne Zeitung für vaterländische Sprache und Alterthümer herausgeben; da die Ausführung dieser Idee aber Schwierigkeit fand, so be-

*) Hermode war bey den alten Deutschen ohngefähr das, was Merkur bey den Römern war.

beschloß er in der Brogur unter dieser Rubrik Nachrichten, Anzeigen, Auszüge aus Briefen ꝛc. über gedachte Gegenstände zu liefern, und macht hier den Anfang damit. Rec. fand hier manche angenehme Neuigkeit und manche interessante Notiz. Charakteristisch ist der Zug des sel. Prof. Schwarz in Altdorf, der seinen ganzen alten Bücherschatz der dortigen Universitätsbibliothek, doch mit der Bedingung vermachte, kein Blättchen davon zu Altdorfs Thoren hinaus zu lassen. — Sehr traurig wär es, wenn die Bemerkung eines Herrn Röther (der an einer Sammlung deutscher Volkslieder arbeitet) gegründet wäre, daß die Singlust bey dem Volke sich immer mehr verliere, und daß es hohe Zeit sey, was man nicht für immer verloren gehen lassen wolle, in Sicherheit zu bringen. — Gute Bemerkungen enthält das Schreiben von Herr Oedmann in Upsala über die schwedische Literatur und Sprache. — —

Zürich: Franz Xaver Bronners Schriften. 1794. Drey Bändchen. 246. 310. 271 S. 8. Schon im Jahr 1787 gab Herr B. ein Bändchen Fischergedichte und Erzählungen heraus, die man im 33sten Bande dieser Bibliothek S. 37. ausführlich beurtheilt findet, und die den dritten und letzten Theil der hier angezeigten Sammlung ausmachen. Mit Vergnügen bemerkten wir, daß der Dichter nicht allein einige dort getadelte Stellen glücklich verbessert, sondern auch die allgemeinen Winke benutzt, und in seinen

spätern Gedichten weit weniger üppige Mahlerey angebracht, hingegen desto mehr Nahrung für Geist und Herz in sie gelegt, und selbst die Schilderung der leblosen Natur durchaus mit solchen Zügen und Scenen durchwebt habe, die sie für die Empfindung und Imagination gleich anziehend machen. Wahrheitsliebe verpflichtet uns jedoch nicht unerinnert zu lassen, daß auch jetzt vielen Stücken mehr Kürze, Entladung von überflüßiger Fülle des Ausdrucks, und besonders dem Dialog mehr Geschmeidigkeit, Raschheit und Natur zu wünschen wäre. Manches ganz oder doch nur sehr wenig bedeutende Stück wäre gewiß zum Vortheil der übrigen völlig vertilgt worden. Bey einer solchen Gattung, wo gewisse Einförmigkeit ohnehin unvermeidlich ist, sollte man doppelt Vorsicht anwenden, den Leser nicht durch eine zu große Menge zurückzuschrecken. Das erste Bändchen enthält: 1) einen Brief an Hrn. Prof. Hottinger in Zürich. Hier erfahren wir, daß die meisten Stücke dieser Sammlung bey verschiedenen Anlässen des täglichen Lebens entstanden, und kleine Vorfälle aus des Verfs. eigner Geschichte ins Gewand der Dichtkunst gehüllt sind. Diese Quelle für den Stoff poetischer Süjets hat manches Gute, aber auch ihre Nachtheile, die Hr. B. nicht ganz vermieden hat. Die Persönlichkeit des Dichters muß ihn hier oft täuschen und verführen, manchen kleinen Zug für bedeutend und interessant zu nehmen, der doch im Grunde nichts weniger ist als das. Ferner erfahren wir hier, daß Herr

Bron-

Bronner (der jetzt in Fluntern bey Zürich lebt) nach Erſcheinung ſeiner erſten Verſuche mehrere Jahre lang in Augsburg in einem für Dichter fürchterlichen Zwange ſchmachten mußte. „Das „Schickſal hatte mich von überaus keuſchen „Menſchen abhängig gemacht, die ſchon der „Name Mädchen, ſchwarz auf weiß, ärgerlich „dünkte, und die es ſtets zum großen Verbrechen „anrechneten, jemahls Idyllen gedichtet zu haben, „in denen ſogar vom — Küſſen die Rede iſt. „Wollte ich meinen Zuſtand nicht noch mehr ver„ſchlimmern, ſo mußte ich wohl auf einige Zeit „dem Vorhaben entſagen, etwas drucken zu laſ„ſen.“ Mit dieſer Sammlung iſt Hr. B. geſonnen, Abſchied von der Fiſchermuſe zu nehmen; doch hoffen wir, daß er darum nicht die verbeſſernde Hand von ſeinen Arbeiten in dieſer Gattung abziehen wird. 2) Ein und dreyßig neue Idyllen, über die wir ſchon unſer Urtheil gefällt haben. Nur Eine iſt ein Fiſchergeſpräch aus neuern Zeiten und mit dem Coſtume derſelben, in allen übrigen ſind die handelnden Perſonen in ein entferntes Zeitalter zurück verſetzt. 3) Anhang, zwey Gedichte auf Geßners Tod, das eine in gereimten Verſen. Die Diktion iſt ſehr matt und proſaiſch, allein es herrſcht eine anziehende Naivität darin. So beſchreibt Herr B. ſeinen erſten Beſuch bey Geßner alſo:

Wie hold, wie liebevoll empfing er mich,
Mich, Flüchtling, als mein Fuß zum erſtenmale
Die Schwelle ſeiner Thür betrat; als ich

Vor ihm voll Ehrfurcht stand im schönen Saale,
Wo sich die Büste Breitingers befand,
Und Bodmers und des Genfer Philosophen,
Mit seinem Bildniß, von der Meisterhand
Des Mahlers Graff von Dresden wohl getroffen!
Sehr schüchtern stand ich da vor ihm, mein Haar
Noch mönchisch kurz, mein fühlbar steif Betragen,
Selbst auch mein ärmlich-einfach Kleid gebar
In mir ein ängstlich, menschenscheues Zagen.
Sehr schüchtern sprach ich ihn: (denn mancher Herr,
Bey dem ich Trost erwartet hätte, mehrte
Mein herbes Leiden durch Verachtung sehr,
Und schreckte mich wohl gar mit Stolz und Härte:
Auch mancher fuhr mit Heftigkeit mich an,
Und rieth mir kurz, in dunkeln Klostermauern,
Aus denen ich mit Mühe kaum entrann,
Von neuem meine Tage zu vertrauern —)
Allein der edle deutsche Theokrit
Empfand, wie sehr mein Herz des Trosts bedürfe;
Er fühlte wohl, was meine Seele litt,
Und machte still und unvermerkt Entwürfe
Wohlthätig mir zu helfen, hörte mich
So antheilnehmend meine Flucht erläutern;
Befragte mich so mild, bemühte sich
So liebevoll mich tröstend aufzuheitern,
Und wieß mir seine Mahlereyen dann
So freundlich, daß ich behend vor Entzücken
Mich vorwärts neigte, den geliebten Mann
Voll Zärtlichkeit an meine Brust zu drücken u. s. w.

Zweytes Bändchen. 1) Versuch einer kurzen Geschichte des Fischergedichts. Einige richtige Bemerkungen über das Fischergedicht und seine verschiednen Gattungen, die doch weder

erschöpfend, noch tief eindringend sind. Die Litteratur des Fischergedichtes ist sehr mager und unvollständig. 2) Sieben und zwanzig neue Fischeridyllen. Drittes Bändchen. Enthält die ältern schon bekannten Idyllen des Verfs. verbessert und zum Theil umgearbeitet, auch mit einigen neuen Stücken vermehrt. Dem kleinen epischen Gedicht Nina, oder die erste Fischerinn, in drey Gesängen, hat der Verf. einen Vorbericht vorgesetzt, worin er die Verschiedenheiten im Plan dieses Gedichts und Geßners ersten Schiffers aufzählt, wahrscheinlich als Rechtfertigung gegen den Vorwurf, den man ihm gemacht, daß seine Arbeit eine zu ängstliche Nachahmung der Geßnerschen sey. Diese Verschiedenheit einzelner Umstände ist nicht zu läugnen, sie sind aber nicht von der Beschaffenheit, daß dem Leser dadurch die nicht angenehme, sehr auffallende Aehnlichkeit der Hauptanlage aus den Augen gerückt würde. Doch, wenn auch diese Aehnlichkeit nicht vorhanden wäre, wenn es gar keinen ersten Schiffer gäbe, so würde unsers Dichters Nina gleichwohl nicht viel dadurch gewinnen. Das Sujet ist an sich nicht sehr glücklich und interessant, und die Behandlung desselben ist es noch weniger. Ein junges Mädchen, die durch eine fürchterliche Naturbegebenheit auf ein kleines, unfruchtbares Eyland geworfen, und da durch die Qual des Hungers zu einer neuen Erfindung, dem Fischfang geleitet wird, scheint uns an sich schon ein Stoff, der schwerlich einer gefälligen Darstellung empfäng-

pfänglich, wenigstens nicht zu einem interessanten, größern epischen Gedicht geeignet seyn dürfte. Herr B. suchte dem Ganzen dadurch mehr Interesse zu ertheilen, daß er, nach Geßners Beyspiel, seiner Nina gleichfalls einen Liebhaber auf dem festen Lande gab, der mit Gefahr seines Lebens sie aus ihrer schrecklichen Einöde rettet: allein bey ihm ist dieß eine bloße, entbehrliche Episode, die mit der Haupthandlung außer aller nothwendigen und innern Verbindung steht. Diesen großen Fehler ungerechnet, ist auch sonst mancher wichtige Umstand bey weitem nicht genug motivirt. Noth führt den Menschen leicht auf die ersten rohen Anfänge aller Künste, allein die Geschwindigkeit, mit welcher die Nina unsers Dichters den Fischfang von dem ersten zufälligen Wink der Natur, bis zu einem gewissen Grad der Vollkommenheit, bis zum Flechten und Auslegen eines förmlichen Netzes in wenig Tagen fortführt — dieser schnelle Fortgang ist wider alle Erfahrung, und selbst wider alle Wahrscheinlichkeit. — —

Zürich: Gedichte von J. G. von Salis, gesammelt durch seinen Freund Friedrich Matthison. Zweyte Auflage. 1794. 105 S. 8. Schon bey Beurtheilung der Musenalmanache, in denen der größere Theil dieser Gedichte vor ihrer Sammlung einzeln eingerückt ward, haben wir einigemal Gelegenheit gehabt, den Talenten dieses sanften, gefühlvollen Dichters Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Originalität ist kein hervorstechender Zug in dem poetischen Charakter des

Herrn

Hrn. v. S., er hat sich vielmehr offenbar nach Hölty gebildet. Die Wahl, die Behandlungsart der Sujets, die ganze Manier, ja selbst einzelne Ausdrücke und Wendungen setzen dieses außer allen Streit, doch sind wir weit entfernt, Herrn v. S. deshalb für einen ängstlichen Nachahmer Höltys zu erklären. Er ist vielmehr, nebst seinem Freunde Matthison, einer der glücklichsten, einer von denen, die mehr durch gleiche Stimmung des Geistes und Herzens, als durch kalte, absichtliche Nachahmung auf den von jenem Dichter betretenen Pfad geleitet worden. Ueberall vernimmt man den Ton ächter und warmer Empfindung, die Sprache des Herzens, und Gesinnungen eines edlen, freyen, heitern Geistes. Die Naturgemälde unsers Dichters haben meistens ein lebhaftes, reizendes Colorit, seltener zeichnet sich ihre Composition durch Neuheit aus; bisweilen sind die einzelnen Theile zu verbraucht oder unbedeutend, z. B. S. 48. in dem Frühlingsliede ꝛc. Hr. v. S. lebte mehrere Jahre in Versailles als Offizier der Schweizergarde, aber — (wie Herr Matthisson sich ausdrückt) „die Schimmerscenen „der üppigen Hauptstadt und des glänzenden Ho„fes hatten für ihn höchstens den flüchtigen Reiz „einer Feenoper; schon da war die ländliche Muse „seine unzertrennliche Gefährtinn. In dieser nur „äußerst selten unterbrochenen Abgeschiedenheit „von deutscher Litteratur und deutschem Umgange, „hat der Dichter mit der Sprache gerungen, wie „Winkelmann und Haller, und gleich ihnen da-

„durch

„durch an Kraftfülle des Ausdrucks gewonnen.“ Sehr richtig, nur hat dadurch seine Sprache und Versifikation zugleich eine gewisse Rauhheit, mitunter etwas Abgebrochenes, Schwerfälliges und Dunkles, das sich selbst auf die Ideen und die Verbindung derselben verbreitet, erhalten; Eigenheiten, die wenigstens an Gedichten dieser Art, an Liedern für den Gesang bestimmt, nicht unter die Vorzüge gerechnet werden dürfen. Gewiß wird Hr. v. S. alle seine Kräfte aufbieten, seine Poesien auch in dieser Rücksicht zu vervollkommnen, und mehrere Versuche, die er in dieser Sammlung mit einzelnen Stücken gemacht hat, lassen den glücklichsten Erfolg hoffen. Noch ist er zu sehr in lange Wortkompositionen verliebt, die in Liedern selten gute Wirkung thun, und bey Hrn. v. S. überdieß nicht selten sehr übelklingend sind. Wenigstens befindet sich unser Ohr sehr übel bey Versen folgender Art:

Froh, daß ich dem Gebrause
Des Weltlingsschwarms entwich —
— — — — —
Ach, wessen Plätzchen trauert dann leer —
Zarte Saatenspitzen stechen —
Der Raum, wo künftig vom Graswuchs umbebt — —
Rücket der Geduld das Kissen
Auf des Schmerzenlagers Streu — —
Herze sie mit Armenarmen —

Mit Armen herzen? — — Doch wir müssen auch ein paar schöne Strophen anführen, und diese

diese wählen wir aus dem letzten Gedicht: An ein Thal, das wenigstens uns noch neu war.

Der Freudenruf entzückter Wandrer grüßt
Dich, holdes Thal, vom Gipfel ferner Hügel;
Betrachtung sinnt, wo sich dein Quell ergießt;
In deinem Hain saust der Begeistrung Flügel.

Nimm, trauter Hain, nimm Schattengang mich auf!
In deiner Nacht entschlummern alle Sorgen!
Beschränkt, wie du, ist auch mein Erdenlauf;
Dein Ausgang mir, so wie sein Schluß, verborgen.

Der Ehrsucht Schiff ruht hier am treuen Strand;
Genügsamkeit band es an Blumenküsten;
Der Vorwitz legt sein Fernrohr aus der Hand;
Besorgniß späht nicht nach der Zukunft Wüsten.

Die Bosheit sprüht hier nicht ihr Nattergift
Auf unbesorgter Unschuld Rosenkronen;
Gerechte Gleichheit theilt des Landmanns Trift,
Und Freyheit herrscht, wo gute Menschen wohnen.

Die Muse wallt auf zartbehalmtem Plan;
Sie folgt dem Bach, der jene Flächen theilet,
Und, gern verirrt auf sanftgewundner Bahn,
So lang er kann, in diesem Tempe weilet.

Aus jener Dorfkapell', in Laub verhüllt,
Klang nie das Sturmgeläut' in Schreckensnächten,
Wann Aufruhr tobt, der tausendstimmig brüllt,
Mit Brand und Dolch in hochgeschwungner Rechten u. s. w.

Tübingen: Taschenbuch auf das Jahr 1795. für Natur- und Gartenfreunde. Mit Abbildungen von Hohenheim und andern Kupfern. 190 S. 12. Dieses Büchlichen tritt an die Stelle des vor mehrern Jahren zu gleichem Zweck von dem sel. Hirschfeld gestifteten und herausgegebenen, durch seinen Tod aber unterbrochenen Taschenbuchs. Der Plan ist im Wesentlichen ganz derselbe, auch hier sollen theoretische und praktische Abhandlungen, Beschreibungen und Abbildungen, der mechanische und der ästhetische Theil der Gartenkunst mit einander verbunden werden. Schon dieser erste Jahrgang zeichnet sich so ungemein zu seinem Vortheil aus, daß wenn das Institut sich in der Folge in diesem Werth erhält, es seinen Vorgänger weit hinter sich zurücklassen, und alle Forderungen, die man an eine Sammlung dieser Art nur irgend mit Billigkeit thun kann, vollkommen befriedigen muß. Wor das Forum dieser Bibliothek gehören aus ihr nur ein paar Aufsätze, diese sind aber zugleich die wichtigsten von allen. Beschreibung des Gartens in Hohenheim. Diese merkwürdige und äußerst kostbare Anlage ist bey weitem so bekannt nicht, als sie es zu seyn verdiente. Die Abbildungen der hier gelieferten vornehmsten Scenen dieses Gartens, wozu die Beschreibung die Stelle des Commentars vertritt, sind nach Zeichnungen des Hrn. Prof. Heidloff gemacht, und von Hrn. Schöpflin sehr sauber und fleißig gestochen. Die Beschreibung ist in ihrer Art musterhaft,

leh-

lebhaft, versinnlichend, ohne lästigen Wortprunk, nur hie und da etwas zu sehr auf den Ton des Panegyes gestimmt. Die Gegend um Hohenheim ist eine reizende und fruchtbare Landschaft, die beynahe nach allen Richtungen sich in eine weite Ferne dehnt. Vor ohngefähr 20 Jahren faßte der letztverstorbene Herzog zuerst den Gedanken, auf diesem schönen Gefilde sich einen Lieblingsort nach eigner Erfindung zu schaffen. Seine Idee dabey ging nicht blos auf einen Garten, sondern auf eine vollkommene Landwirthschaft; jener ist nur ein Theil, und nicht der beträchtlichste der ganzen Anlage. Die Idee, die der Stifter beym Plan desselben zu Grunde legte, und die sich überall wiederfindet, war — Abbildung einer Colonie, die sich unter den Trümmern einer römischen Stadt niederließ. So vereinigt sich das auf den ersten Blick Widersprechende zu einem harmonischen Ganzen: so konnten ohne Beleidigung der Wahrscheinlichkeit und des guten Geschmacks ökonomische und Prachtgebäude, so eine geistliche Kapelle neben einen Sibyllentempel gesetzt werden. Das Ganze besteht aus mehr als 50 verschiedenen Partieen, jede mit einem Gebäude oder Monument, auch wohl mit mehrern, und hat große Summen gekostet. Der Aufwand war doch wohl etwas mehr als fürstlich. Die hier abgebildeten und beschriebenen Partieen sind: der Floratempel, die Meyerey, die Köhlerhütte, das kleine Schweizerhaus, ein römisches Grabmal, das Rhabenhaus, der Sibyllentempel. Die Fort-

setzung folgt. — — Fragmentarische Beyträge zu ästhetischer Ausbildung des deutschen Gartengeschmacks. Obgleich die Ideen in diesem Aufsatz mehr hingeworfen, als ausgeführt, verbunden und geordnet sind; obgleich der Ausdruck hier und da etwas vernachläßigt ist, so erkennt man doch bald überall die Hand und den Geist eines Meisters, eines Mannes, der eben so fein und tief fühlt, als er mit Scharfsinn beobachtet, und mit kalter Besonnenheit urtheilt. Eine vollständige Wiederholung der Ideen und Bemerkungen des Verfs. würde hier zweckwidrig seyn. Wer sich für diesen Gegenstand interessirt, muß und wird den Aufsatz ohnehin ganz lesen: also nur einiges zum Vorgeschmack. Der Verf. geht von der Behauptung aus, (die ihm schwerlich ein Kenner widersprechen wird) daß die Gartenkunst, trotz aller Theorieen, bey uns noch in der Wiege liege, und daß der praktische deutsche Gartengeschmack nicht so ganz auf dem rechten Wege sey. Die Benennung, englischer Garten, für unsere kleinen Anlagen, ist in mehr als Einer Rücksicht höchst unschicklich. Der Verf. wirft die Fragen auf: was ist ein Garten? was ist Gartenbau und Gartenkunst? Was fordert man von dem Gartenkünstler? Was ist Geschmack, und guter Geschmack? Er beantwortet sie kurz, aber befriedigend, und geht zur Erläuterung in eine detaillirte Kritik einiger der berühmtesten deutschen Gartenanlagen, des Seifersdorfer Thals und des Schwetzinger Gartens. Hierauf handelt er

von

von dem ſo wenig beachteten Unterſchied der Gartenanlagen; er unterſcheidet die Gartenlandſchaft, von dem großen, mittlern und kleinen Garten, über die er im Allgemeinen vortrefliche Bemerkungen mittheilt. Beſtimmtere Vorſchläge zu kleinen, als den anwendbarſten Anlagen, durch gezeichnete Plane erläutert, behält er der Fortſetzung vor, die ſicher jeder, der dieſen erſten Abſchnitt geleſen hat, mit Sehnſucht wünſchen wird. — —

S. 128. „Je größer der Gartenplatz iſt, deſto „glücklicher laſſen ſich große, oder auch verſchiedene Ideen darauf ausführen. Die Gartenkunſt kann alsdann, wie ihre Schweſtern, die „Muſik, Mahlerey oder Schauſpielkunſt, dazu angewendet werden, deutlich auf unſere Gemüthsſtimmung zu wirken, und verſchiedene Leidenſchaften hervor zu rufen. So müßte es z. B. „möglich ſeyn, einen Garten anzulegen, der den „Beſchauer, wenn es dieſem nur nicht an allem „Gefühl fehlt, in Ernſthaftigkeit, Traurigkeit, „Schwermuth, und wieder hinüber zur Ruhe, „Heiterkeit und Fröhlichkeit führte. Solche „Aufgaben gehören aber für die größten Künſtler, „da ſie nicht nur genaue Kenntniß der Mittel und „Hülfsmittel, ſondern auch ein tiefes pſychologiſches Studium vorausſetzen. Für dergleichen „charakteriſtiſche Gärten paſſen noch manche andere „Ideen. So könnte man das Bild des menſchlichen Lebens, der Jugend, des Uebergangs zum „männlichen Alter, des männlichen und höhern „Alters bis zu ſeinem Ende, in den ſchönſten und

„und sprechendsten Gartenscenen vergegenwärti-
„gen.“ — — S. 133. „So gefährlich die
„Anmaaßung einer allzu hohen Bedeutung für den
„mittelgroßen Garten ist, so viel gewinnt er durch
„einen bescheidnen Zweck. Und dieser Zweck
„heiße: wirklicher Lebensgenuß in der schönen
„Natur. Alles, was man von dieser Seite an
„den Garten fordern kann, läßt sich durch die
„einfachsten Mittel, durch natürlich abwechselnde
„Lagen und Pflanzungen vollkommen erreichen.
„Auf diese Weise wird der Garten ein Zusammen-
„hang reizender und bedeutender Landschaften wer-
„den, wie wir sie zuweilen einzeln, und so gern,
„in der Natur finden. Diese Art ist den charak-
„teristischen Anlagen äußerst günstig, und sogar
„nothwendig, wie in einer lachenden Gegend zum
„Contrast die ernsthafte, und einer eingeschränk-
„ten die Aussicht ins Weite entgegen setzen. Nur
„auf diesem Wege kann die Gartenkunst ins rechte
„Gleis kommen, und die Verschwendung der Ne-
„benverzierungen wird von selbst hinwegfallen.
„Alsdann wird man keine Gartenpartieen um der
„Hüttchen und Häuserchen willen anlegen, son-
„dern hie und da ein Haus oder ein Hüttchen um
„des Gartens willen.“ S. 136. „Noch weniger
„darf der kleine Garten seiner Bestimmung ver-
„gessen. Er ist als Lustgarten angelegt, nichts
„anders, als der Ruheplatz seines Besitzers, auf
„dem er sich nach der Arbeit erholt, oder sich mit
„seiner Familie und einer Gesellschaft von guten
„Freunden freut, wie man sich auf seinem eignen

„Be-

„Boden und einem zweckmäßig verschönerten „Stückchen Feldes freut. Dazu braucht es keiner „erzwungenen Hülfsmittel, die der gute Geschmack „verabscheut, und die den wahren Genuß so we„nig erhöhen, daß sie ihn vielmehr zerstören. . . „leider aber gibt es schon viel kleine Gärten, die „ihre getauften Hüttchen, ihre Brückchen ohne „Wasser, ihre Monumentchen in Menge haben, „zuweilen auch eine Eremitage dicht neben der „Landstraße. Dieß heißt man denn auch engli„sche Gärten u. s. w. Es ist Thorheit, sich ein„zubilden, durch Anhäufung vieler ins Kleine ge„zogener Partieen lasse sich der Schein von Größe „erzwingen. Kleinigkeiten bleiben immer klein, „und wenn wir ihrer noch so viel gesehn haben, so „können sie uns doch nie glauben machen, sie wären „groß. Ueberdieß ist ihnen der Maasstab gefähr„lich, den uns die Natur an die Hand gibt. Was „man von künstlichen Verzierungen in verjüngtem „Maas hineinpfropft, wird zum Spielwerk, sobald „die Pflanzung heranwächst, die sich ihren natür„lichen Wuchs nicht verjüngen läßt. Bäumchen „werden Bäume, aber Häuserchen werden keine „Häuser, Statuechen keine Statuen, und einzelne „Tuffsteine bleiben Steine, und werden keine Felsen. „Eben so machen zehn und zwanzig Bäume noch „kein Wäldchen, und hundertfältige Krümmung „der kleinen Wege kann es doch nicht verhindern, „daß wir nicht sehr bald wieder auf den nemlichen „Platz zurückkommen, von dem wir ausgin„gen.“ — — Noch hat Herr Hofbildhauer

Äsopi in Stuttgard mehrere geschmackvolle Zeichnungen von kleinen Altären, Monumenten ꝛc. die zu Gartenverzierungen gebraucht werden können, nebst Erläuterungen geliefert. Am Schluß ein paar kleine Gedichte von dem sel. Hirschfeld und dem Abt Denis in Wien. — —

Leipzig: Sammlung einiger geistlichen in Melodie gesetzten Oden ꝛc. von C. E. A. Heucken. 1793. 56 S. gr. 8. Hr. H. hat diese geistlichen Gedichte der Hausandacht und dem besondern Gottesdienste bestimmt, und wirklich müßte das ein ganz besonderer Gottesdienst seyn, bey dem man auf den Gedanken kommen sollte, diese sogenannten Oden brauchen zu wollen. Rec. ist überzeugt, daß Hr. H. es herzlich gut mit der Religion meynt, eben so sehr aber auch, daß die witzigsten und muthwilligsten Spöttereyen gegen dieselbe bey leichtsinnigen und schwachen Personen nicht den zehnten Theil des Nachtheils bringen, als Lieder dieser Art, die in einem so hohen Grad widersinnig und lächerlich sind, daß sie absichtlich aus der Feder des giftigsten und hämischsten Feindes der christlichen Religion geflossen zu seyn scheinen. Daß dieses Urtheil der strengsten Gerechtigkeit gemäß sey, davon lassen sich die Beweise von jeder Seite nehmen. So heißt es gleich auf der ersten Seite von der göttlichen Vorsicht:

Sie tränkt die trocknen Felder,
Und schmückt die finstern Wälder
Mit Floren, die wie Gold
Und Edelsteine glänzen,

O Welt, die Blumen ſchwänzen
Sich ſchön und ſind den Bienen hold — —

Folgende Strophe iſt die erſte eines Frühlingsgeſanges:

Die Balſamsdüfte ſteigen
In Lüfte, die ſich zeigen (?)
Sobald nur Zephir ſchlüpft,
Sie machen Wohlgerüche
Der Naſe: Wolkenbrüche
Vertheilen ſie: (die Balſamdüfte?) der Sänger
hüpft — —

S. 14.

Kein Sperling fällt vom Dache,
Das iſt die Glaubensſache,
Die uns die Bibel lehret; — —!!

Der Herbſt verbreitet Segen
Durch Sonnenſchein und Regen,
Er färbt den grünen Wein;
Er füllt die leeren Scheuren
Und liefert Holz zum Feuren,
Denn ſonſt erſtarrt durch Froſt das Bein.

Er liefert Birnen, Zwetſchen
Und Trauben: Keltern quetſchen
Den Birn- und Aepfelmoſt;
So wie den Wein in Fäſſern,
Der Leichtſinn kann ihn wäſſern,
Und wohl verdaut der Magenkoſt — —

In einem Morgenliede endlich heißt es unter andern:

Gewiß die Todten wiſſen von keinen Sachen was,
Die ſonſt geſchehn; ſie grüßen nicht mehr dich, Welt;
hilft das?

Des Herzens Schlag ruht leider in der entseelten Brust,
Dich macht das Lied noch heiter, den Todten unbewußt.
Des Hüters Auge wachte stets über dich im Schlaf;
Da unser Geist stets dachte, so irrt er als ein Schaaf u. s. w.

Die Censurgesetze verbieten den Druck von Schriften gegen die Religion: wirkt aber solcher Unsinn nicht auch gegen die Religion? Die Absicht des Verfs. ändert nicht das geringste, so lange seine Arbeit gerade das Gegentheil von dem bewirkt, was er beabsichtigte. — —

Wien: Zurückerinnerungen. 1794. 155 S. 8. Unter diesem Titel erhalten wir von der Hand eines unserer vortreflichsten Dichter, des würdigen Denis, eine Art poetischer Blumenlese, eine Sammlung kleiner Gedichte und einzelner schönen Stellen aus den alten und neuern Dichtern (doch nicht den neuesten, darauf weißt schon der Titel hin) die dem Verf. vorzüglich gefallen und seinem Gedächtnisse sich eingeprägt hatten. Sie sind unter gewisse Rubriken (z. B. erhabene, rührende, anmuthige, witzige Gedanken ꝛc.) einigermaßen geordnet, verbunden und mit kurzen Erinnerungen und Bemerkungen, die fast nie tief gehende Kritik enthalten, aber auch nicht enthalten sollten, begleitet. „Ich kannte, sagt Hr. D., die Verschiedenheit des Geschmacks ganz wohl, ich wußte, daß sich Empfindungen und Urtheile nicht aufdringen ließen, und hatte

auf

auf einer langen Lebensbahn oft genug geſehn, daß die Augen A in Waſſer ſtanden, die Wangen B ſich färbten, indeß daß der Blick C die vollkommenſte Gedankenloſigkeit verrieth, und der Mund D das Gähnen mit Mühe unterdrückte. Allein ich wußte eben ſowohl, daß an gleichgeſtimmten Seelen kein Mangel wäre, und daß der gute Geſchmack niemals viele Feſtigkeit erlangt haben würde, wenn uns niemand, oder nur ſehr wenige, geſagt hätten, was ihnen in Geiſteswerken vorzüglich gefallen habe.“ Wie wahr! — Von den eingerückten Stellen und Gedichten der Alten hat Hr. D. deutſche Ueberſetzungen beygefügt, die ihm oft ungemein geglückt ſind. Hie und da hat er auch von ſich ſelbſt eine poetiſche Kleinigkeit eingewebt, die den Freunden ſeiner Muſe nicht unangenehm ſeyn wird. So findet man z. B. S. 89. von ihm drey Nachbildungen der reizenden Bagatelle von Fourcroy: que fais tu dans ce bois, plaintive tourterelle? — in deutſcher, lateiniſcher und italieniſcher Sprache. S. 135. ein gutes lateiniſches Epigram mit einer gleichfalls nicht mißrathenen Verdeutſchung:

Gloria magna tibi eſt in frontis vulnere. Parvum
Reſpicere in media quis, puter eſſe fuga?

Mit der Narbe deiner Stirn kannſt du dich mit Rechte blähen,
Es iſt kein geringes Ding, auf der Flucht ſich umzuſehen.

Herr Denis hat diese Sammlung vorzüglich seinen ehemaligen adlichen Schülern gewidmet, von denen mehrere schon die ersten Würden im Staat und Kirche bekleiden, andere sich ihnen mit rühmlichen Schritten nähern. „Ich wünsche (sagt der edle Greis) daß auch sie sich zurückerinnern mögen, was wir einst bey manchen hier wiederholten Stellen mit einander empfunden haben. Sieht einmal der ganze gesittete Theil meiner Mitbürger das Lesen ähnlicher Schriften nicht mehr als eine Arbeit, sondern als eine Erholung von der Arbeit an, dann ist für Geschmack und Feinheit des Gefühls und Umganges viel gewonnen, und Provinzen, die es früher so weit zu bringen wußten, haben vor uns nichts mehr voraus.“ —

Berlin: Lafontaine's Fabeln, franzdsisch und deutsch. Herausgegeben von Samuel Heinrich Catel, Prediger in Berlin ꝛc. Vier Theile, 1791 — 1794. zusammen 54½ Bogen. 8. Lafontaine führt bey den Franzosen, und gewiß nicht ohne Grund, den beständigen Beynamen des Unnachahmlichen. Unter allen den zahlreichen, französischen sowohl als ausländischen, Dichtern, die nach ihm seinen Pfad betraten, hat keiner ihn ganz erreicht, und nur wenige sind in seine Nähe gekommen. Einzelne Fabeln von ihm haben mehrere der besten deutschen Fabulisten, ein Hagedorn, Gleim, Michaelis u. a. bald mehr, bald weniger glücklich nachgebildet — und nun eine Nachbildung, eine Verdeutschung seiner sämmtlichen Apologen von Einem Manne

ne — welch ein Unternehmen! Zwar hat Hr. C. es sich dadurch einigermaßen erleichtert, daß er da, wo von einer Fabel schon gute deutsche Copien vorhanden waren, diese in seine Sammlung aufnahm, allein dieser sind im Ganzen doch nur äußerst wenig, und der bey weitem größere Theil rührt von Hr. C. selbst her. Sein Wagstück war offenbar mehr groß und kühn, als wohlbedacht — indeß ist die Ausführung doch so gerathen, daß sie ihrem Urheber bey allen Mängeln, die ihr noch anhängen, wahre Ehre bringt. Man sieht, daß Hr. C. wirklich Talent und Beruf zu dieser Arbeit, wenn gleich nicht in solchem Umfange hatte. Hätte er die besten Fabeln des französischen Dichters, die auch nichts weniger als von gleichem Werth sind, ausgewählt, diese mit aller Anstrengung seiner Kräfte und anhaltendem Fleiße nicht blos nach-, sondern auch so viel nur möglich ausgebildet; so würde der Gewinn für unsere Litteratur und der Ruhm für ihn selbst ungleich gröſser gewesen seyn. Wenn wir ihn doch bewegen könnten, es noch zu thun, von den weniger gelungenen Stücken seine Hand ganz abzuziehn, und dafür desto mehr Sorgfalt auf die höhere Ausarbeitung, auf Politur und Vollendung der bessern zu wenden! So glücklich Hr. C. bisweilen die schwierigsten Stellen des Originals kopirt hat, so sehr sind ihm andere mißlungen, und noch andere ganz von ihm vernachläßigt worden. Oft ist der Ausdruck matt, weitschweifig und prosaisch:

— Held

— — — Held ist, wer Gutes thut,
Und Gutes thun will mehr bedeuten,
Als man gewöhnlich denkt — — —
— — — —
So sagt es wenigstens der Währmann, den ich
habe — — —

Oft wird er niedrig und platt: Plaudertaschen, waschen (für plaudern). Häufig findet man Flickwörter und Flickverse, und Gedanke und Wendung wird sichtbar dem Reim aufgeopfert. Sollt' (läßt Hr. C. 4. Th. S. 39. den jungen Krebs sagen) sollt'

ich klüger mich als meine Brüder meynen?
Ich gehe, wie die andern gehn.

Er hatte Recht; in unsrer Mitten
Schafft die Erziehung gleiche Sitten;
Bald gut (e) bald schlecht (e): und diese mehr
Als jene — —

Der Weise macht es oft, wie es die Krebse machen,
Geht ihren Gang — zum Schein — und dreht mit
seinem Nachen
Dem Hafen schlau den Rücken zu,
Wenn es die Politik, der krumme Lauf der
Sachen
So mit sich bringt — —

Dem Verse zu gefallen, zieht Hr. C. bald Wörter gewaltsam zusammen, bald reckt er sie eben so gewaltsam auseinander; so sagt er selbst: die Schilderkröte — Er wirft allzu kurze Verse zwi-

zwischen unmäßig lange, und fälle, wohl mit unter aus dem jambischen in das trochäische Sylbenmaas:

— Die Maus schleicht sich indessen
Herbey; fängt an, die Schnüre von dem Sack
Abzufressen,
Und fühlt das Glück so selten und so rein,
Den zweyten Freund vom Tode zu befreyn — —

Nicht immer ist das Schickliche beobachtet. Ausfälle gegen die Franzosen stehen wenigstens in der Uebersetzung eines französischen Dichters nicht am rechten Orte. Da der Specht im Französischen weiblichen Geschlechts ist, La Pie, so konnte ihn Laf. wohl zum Scherz Margot nennen; wie widersinnig aber klingt es bey Hr. C.

Ein Adler stieß in einer bunten Wiese
Auf Jungfer Specht: die Schwätzerinn —

Auch in den Reimen nimmt sich der Verf. große und durchaus unerlaubte Freyheiten. Er reimt Arzt, wardst — denn, gehn — Waffen, Schafen — Jupiter, Quer u. s. w. Kein Fehler aber kömmt öfter vor, und keiner wird eben dadurch auffallender und lästiger, als das beständige Verschränken der Verse: so laufen oft unter drey Zeilen zwey in die folgenden über, wodurch die Wirkung des Reims ganz verlohren geht, und überhaupt Wohlklang und Harmonie viel leiden; zumal, wenn es auf eine Art, wie folgende ist, geschieht:

— Kein

— Kein Lächeln, keinen Blick, kein freundlich Wörtchen gibt
Sie ihm. Zwar er genoß — — —
Doch schickt er eben nicht den Käufer sehr beladen Zurück: —
Gerade so viel Raum, als der erhaltne Faden Beträgt: — — —

Doch genug des Tadels. Wir müssen Hrn. Castel nun auch von seiner vortheilhaften Seite zeigen. Vergebens suchten wir zwar nach einem ganz fehlerfreyen, von matten und gezwungenen Ausdrücken ganz reinem Stück — indeß wird hoffentlich doch folgende Fabel in den Augen unserer Leser für einen Beweiß gelten, daß Hr. C. ächte Anlagen zum Erzähler von Apologen und Beruf zum Verdeutscher des Lafontaine habe. (12. B. 5. F.)

Die alte Katze und die junge Maus.

Ein Mäuschen, jung an Kopf und Jahren,
Sprach eine Katze, die sie fing,
Um Gnade an. Laß sie mir wiederfahren!
O laß mich, armes kleines Ding,
Von dieses Hauses Resten leben:
Der Schade, den der Wirth von mir zu fürchten hat,
Ist nicht der Rede werth; ein Krümchen macht mich satt,
Ein Nüßchen macht mich rund. Sieh nur, jetzt bin ich eben
So mager, als ein Stock; doch, wenn mich übers Jahr
Du oder deine Söhne fangen,
So bin ich fett und rund, so wahr! —

Das

Das ist ein sonderbar Verlangen,
Versetzt die Katze, Freund, so fängst mich keiner nicht.
Mein Ohr ist taub, wenn man von Gnade spricht,
Daß alte Katzen nie verzeihen,
Das lerne noch vor deinem Tod von mir.
Den Parzen kannst du, wenn es dir
Gefällt, der Redekunst gewohnte Floskeln streuen;
Mich machen sie nicht satt und froh,
Und meinen Söhnen wird es nie an Mäusen fehlen.
Darum bequeme dich (hier hilft kein Ach und O!)
Das Schattenreich zum Aufenthalt zu wählen.

Wie lautet die Moral? Mich dünkt sie lautet so:
Die Jungen hoffen stets Verzeihung zu erhalten,
Doch unbarmherzig, hart und steinern sind die Alten.

Daß die mit andrer Schrift gedruckten Worte einer Verbesserung bedürfen, wird Hr. C. wahrscheinlich bey näherer Betrachtung nicht in Abrede seyn. — Uebrigens scheinen ihm nicht alle guten deutschen Nachahmungen von Lafontaine bekannt geworden zu seyn.

Berlin: Neuer Berliner Musenalmanach für 1795. Herausgegeben von F. W. A. Schmidt und C. C. Bindemann. 192 S. 12. Dieser Jahrgang scheint uns dem ersten an Werth nicht ganz gleich zu kommen: dennoch enthält er, besonders von den Herausgebern, einige sehr gute Stücke, und verdient ohnstreitig die erste Stelle nach der Hamburger und Göttinger Blumenlese. Unter Hrn. Schmidts Beyträgen, nach denen wir zuerst suchten, fanden wir doch

doch kein Stück von hervorstechender Schönheit. Wir wünschen, daß er in seine beschreibenden Gedichte etwas mehr Nahrung für Kopf und Herz legen, und seine Schilderungen natürlicher Gegenstände mehr durch Gedanken und Empfindungen beseelen möge. Auch dreht er sich überhaupt in einem zu engen Kreis von Ideen und Bildern umher. Wir lassen uns wohl in einem Dorfgemälde Einmal Hühner, Gänse und Enten gefallen, aber Hr. S. hat doch fürwahr etwas zu oft und zu viel mit ihnen, und mit Kühen, Schweinen u. d. zu thun. Das Bestreben, einen noch nicht benutzten Zug zuerst zu brauchen, verleitet ihn bisweilen, Dinge zu beschreiben, die des Beschreibens nicht werth, zwar natürlich und wahr, aber bedeutungslos und wohl gar fehlerhaft sind. Die Bauernhochzeit (S. 88.) fängt mit folgenden Versen an:

Des Dorfes Küster tritt im röthlichschwarzen Rock,
Mit bunten, seidnem Tuch und knot'gem Dornenstock,
(Der Hunde Schrecken) ernst in jede Bauerhütte,
Von Bräutigam und Braut vermeldend Gruß und Bitte:
Daß Mann und Frau und Kind der Hochzeit Festgelag
Mit Gegenwart beehr' am nächsten Donnerstag. —
Der frohe Morgen graut. Schon bräunen Hähne und Gänse
Sich an des Ofens Gluth. Im Schoppen hängt die Gense

Bey

Bey Pferdekummt und Axt in ungeſtörter Ruh;
Denn jeder bürſtet Hut und Sonntagsrock und Schuh.
Im Gartenwinkel fey'rt der Weiber Hark' und Spaten.
Die Hunde heulen froh und wittern Schweinebraten.
Jetzt kömmt des Küſters Frau, zum Feſte ſchon geputzt;
Von ihr wird nun die Braut gar ſtattlich aufgeſtützt:
Sie ſtreicht, der Jungfer Ohr mit Eh'ſtandswitz ergötzend,
Empor ihr ſchwarzes Haar, die Hand mit Speichel netzend,
Knüpft's dann am Wirbel feſt u. ſ. w.

Von gleichem Schlage iſt die folgende Strophe in einem ſonſt guten Liede, die Weiſſagung: wo der Dichter ſeiner Schönen verſichert, daß er ſie nie verlaſſen, nie ihr untreu werden wolle: ſelbſt dann nicht

wenn die Brille
Längſt dir ſchon die Naſe klemmt.

Nimmer! mit Entzücken
Will ich feſt dich drücken
Dann an dieſe Bruſt!
Bleibſt, als krumme Mutter,
Trotz dem Scharlachfutter
Deiner Augen, meine Luſt.

Das iſt nicht Natur, nicht Naivität, noch Laune, ſondern platte, ekelhafte Albernheit. — Unter Hrn. Lindemanns Beyträgen ſind mehrere artige

Gedichte, denen jedoch immer etwas fehlt. Gewöhnlich ist der Schluß besonders dürftig und unbefriedigend. Von Hrn. Ramler nur eine Kleinigkeit. Von Herklotts, dießmal nichts von Bedeutung. Ein paar Stücke aus dem Nachlaß der sel. Karschin gehören nicht unter die besten. Herr Burrmann hat mancherley gereimt. Unter andern ein Lobgedicht auf die graue Farbe:

Grau ist das Thier, das mit Bedacht
Jedweden seiner Schritte macht!

(d. h. anders, als Hr. B. seine Verse.)

O dessen Tugend nachzuahmen
Muß man das Grau mit Gold verbramen.

Grau ist die Farbe, wie ihr wißt,
Die just am wenigsten verschießt;
Welch Blau wird in der Sonne blauer?
Doch Grau wird in der Sonne grauer.

So ohngefähr, wie ein elender Poet immer elender reimt, je länger er reimt. Ein gewisser Herr Mehring will eine Erscheinung von Deutschlands Muse gehabt haben, die ihn aufgefordert, den Griechen nachzusingen:

»Soll Ramler in der Brennen Auen
Einzig unsterbliche Lieder singen?«

So rief ich, nahm die Leyer und stimmte sie
Nach Hellas Tönen — goldner strahlte sie.

Des

Des Ruhmes hohes Ziel — Verachtung
Blick' ich auf Galliens Tändeleyen.

Der gute Mann! Wenn nur Er es hindern soll, daß Ramler einzig unsterbliche Lieder singe, so wird wohl vor der Hand alles in statu quo bleiben. So bald dürfte er dem fernen Ziele des Ruhms nicht nahe kommen; wenigstens wird ihm die thörichte Verachtung der französischen Litteratur dazu nichts helfen. —

Gera: Myrthen und Cypressen um die Urne der Zeit. In zwey Theilen. 1793. 300 S. 8. So schlimm die Erwartung ist, die dieser nonsensikalische Titel bey jedem vernünftigen Leser erregen muß, so kann sie doch schwerlich so groß seyn, daß die Lektüre des Buchs sie nicht noch immer um vieles übertreffen sollte. Unter der Zueignung an den bekannten Dichter Rosegarten, nennt sich der Verf. C. F. Eisenschmidt. Die Manier jenes Dichters war es, die er sich offenbar zum Muster der Nachahmung vorstellte, und die er (im Punkte der Abentheuerlichkeit wenigstens) nicht nur erreicht, sondern selbst unendlich übertroffen hat. Die Sammlung enthält theils versificirte Stücke, theils prosaische Erzählungen und Romane, immer eines wilder, ausschweifender, Vernunft und Gefühl empörender, als das andere. Gleich in dem ersten Aufsatz Solkyn und Solly, einem sogenannten erotischen Fragment, schreibt ein Kraftgenie von des Verfassers Fabrik aus Thränenheim an einen

Freund: „Denke dir meine jammervolle Lage „recht lebendig. Ohne alle mögliche Aussicht. „Rundum verlassen, wie der Mörder am Schaf„fot. Ein Sklav, denn das ist der Hauslehrer „bey einem solchen Racker, wie der alte E. „ist ꝛc.“ Auch kommen in seinem Briefe noch plüntschige Menscher, Halunken u. dgl. artige Sächelchen vor. Ein paar Fatalitäten, die diesem seinen Briefsteller begegnen, machen einen solchen Eindruck auf ihn, daß er sich brevi manu eine Kugel durch seine faltige Stirn jagt, oder nach dem Ausdruck seines Freundes zum Menschenaas wird. Nicht minder original ist der Ton in den Briefen der beyden Liebenden. „Einklang zweyer jungen wallenden Herzen in den Orgelton Menschheit ist der Akkord, den die Sterblichen hienieden Himmel, ewige Seeligkeit benennen.“ Ihre Liebe wird endlich von Hymen gekrönt. Das Maulrümpfen neumodischer Damen stört nicht ihr Glück. „Zwo Tannen im wirren Schlehigt ragten sie an Geradheit und Adel aus den Schmutzen ihrer Zeit hervor.“ — Mit besonderer Liebe mahlt der Verf. die gräßlichsten, ekelhaftesten Scenen. Fast in jeder Erzählung ist wenigstens Ein Mädchen, der ihre Unschuld geraubt wird. Rec. ist fest überzeugt, daß bey keinem andern Volke der Kützel, für ein Genie zu gelten und unerhörte Dinge zu sagen, so ekelhaften, so gräßlichen poetischen Unrath hervorgebracht hat, als in Deutschland. Noch nie hat er in dem elendesten ausländischen Produkt eine Stelle ge-

gefunden, die der folgenden auch nur in der Ferne ähnlich ſähe. Zwey Liebende kommen nach einer Trennung wieder zuſammen, und verſichern einander ihr Entzücken. Die Unterhaltung erhält nach und nach eine ſchwermüthige Farbe. Die Rede fällt auf Grab und Tod, und da beginnt nun der Liebhaber zu peroriren, wie folget: „Ach, „jawohl ſind Todestrennungen und Gräber die „ſchauerlichſten Dinge in der ganzen Natur. Er„wege! wir trocknen und ſuchern aus, dorren und „ſchrumpfen zum nakten Geripp zuſammen. Wir „erſtarren zum kalten, blaſſen Kadaver, und „nun liegen wir vergraben im Grabe. Kalt und „dumpfig iſts da drunten. Mit uns iſts aus, „und die anmuthige Bühne der Welt haben wir „auf ewig geräumt. Ihre Pforten ſind verrie„gelt. Wir haben ausgelächelt, ausgejubelt, „ausgejauchzt. Abgeſondert, fern, finſter, ein„ſam, ſcheußlich, ekel liegen wir; ohne Lieben, „ohne Umarmungen, ohne Lieblingsgeſchäfte. „Verſcharrt, verſchüttet, vermauert verfaulen „wir drunten in der Gruft, eine Speiſe ewig „wiederkäuender Verweſung. Unſere Ein„geweide gähren, Blut und Mark modert „zur eiternden Gauche, und zuletzt flätzſchen „da und dort die Knochen und Rippen aus „dem bunten Geſchwämme heraus. Sieh, „ſo liegen wir geſtaltlos, dem Aaſe des An„gers ähnlich“ — Ohe, Ohe!!

Berlin: Lodovico Arioſto's Satyren, aus dem Italieniſchen. Von Chriſtian Wil-

helm Ahlwardt, d. W. M. 1794. XVI. und 120 S. 8. Arioſts Satyren würden wahrſcheinlich längſt in die tiefſte Vergeſſenheit gefallen ſeyn, wenn ihr Urheber ſonſt nichts geſchrieben hätte, als ſie. Ihr poetiſcher Werth iſt ziemlich mäßig; was ſie am anziehendſten macht, iſt der Umſtand, daß ſie manchen Umſtand, manche Verhältniſſe aus dem Leben eines Mannes, der uns durch andere Werke als ein liebenswürdiger und großer Dichter intereſſant geworden iſt, in ein helles Licht ſetzen; daß ſich in ihnen der große Mann von mehrern Seiten, als Geſchäftsmann, Bürger, Freund ꝛc. mit einer reizenden Naivität ſelbſt ſchildert, und uns mit ſeinen Launen, ſeinen Neigungen, ſeiner Hausphiloſophie bekannt macht. Als poetiſche Satyren betrachtet, haben ſie die gewöhnlichen Fehler aller italieniſchen Gedichte dieſer Gattung — ſie enthalten faſt nur allgemeine Züge, Deklamation, ſtatt Geiſt und Laune freye, ſchlüpfrige Gemälde, die oft ins Grobe und Platte ausarten. Der deutſche Ueberſetzer ſpricht in der Vorrede zu ſeiner Arbeit mit großer Selbſtzufriedenheit und einer etwas komiſchen Gravität von derſelben: er verſichert ſeine Recenſ. (auf die er übrigens mit vornehmer Miene herabſieht) „daß er die Bedeutung von gazza guidaresca und hundert andern nicht wörtlich gedollmetſchten Wörtern und Redensarten auch ohne Wörterbuch kenne.“ — Dergleichen Lächerlichkeiten iſt man von jungen Schriftſtellern ſchon zu gewohnt, als daß ſie noch ſehr auffallen könnten.

Daß

Daß Hr. A. das eben nicht leichte Original ſo ziemlich verſtanden habe, läugnen wir nicht: allein außer der Sprachkenntniß hatte er wohl auch wenig Beruf zu dieſer Arbeit. Er wählte zu der Ueberſetzung die allerbequemſte Versart, den fünffüßigen, reimloſen Jambus, der überdieß noch hie und da mit ſechsfüßigen Zeilen abwechſelt, und doch verräth der Ausdruck noch ſehr häufig den Zwang des Verſes. Wie wenig gewählt die Sprache, wie wenig durchaus für Harmonie und leichten Fluß der Verſe geſorgt iſt, kann gleich der Anfang der erſten Satyre beweiſen.

Von allen andern Freunden, Hannibal,
Nur nicht von dir hör ich, daß du ein Weibchen
Dir nimmſt. Das lob ich mir! Nur wurmt es mich,
Daß du bey mir damit ſo heimlich biſt.
Glaubſt du vielleicht, daß ich mich deinem Willen
Entgegenſetz' und andre drum verdamme,
Die Weiber nehmen, weil ich keine nahm?
Iſt dieß dein Wahn, mein Freund, wie irrſt du dich!
Hab' ich gleich keine, tadle ichs doch nie,
Wenn ſich Freund A — und B — und wer da
will, beweibt.
Oft ſchmerzt es mich, ſo ohne Frau zu ſeyn:
Dann iſt mein Troſt, daß nur Verhältniſſe
Den Willen nie zur That gedeihen lieſſen.
Ich dachte ſtets, und ſagt' es wahrlich oft:
Wer auf der Welt nach hoher Tugend ſtrebt,
Erreicht gewiß nie ohne Weib das Ziel.
Lebt einer ohne Weib, der lebt nicht ohne Sünde;
Denn wer im Hauſe darbt, den zwingt die Noth
Beym Nachbar oft zu betteln und zu ſtehlen;

Und wer an andrer Leute Tisch sich erst
Gewöhnt, wird lecker; heute will er Braten,
Pasteten morgen, Schnepfen und Fasanen;
Er kennt die Liebe nicht, weiß nichts von Pflichten
Der Menschlichkeit und darum sind die Pfaffen
So gieriges, hartherziges Gesindel,
Verkappte Wölfe, unverschämte Esel u. s. w.

Erlangen: Ueber den Einfluß der schönen Wissenschaften auf die Veredlung der Menschheit. Eine Rede zur Feyer des Geburtstages unsres theuersten Königs, Friedrich Wilhelms, von G. E. A. Mehmel, a. Lehr. d. Philos. ꝛc. 1792. 46 S. 8. Akademische und ähnliche Gelegenheitsreden haben das verjährte Privilegium mittelmäßig seyn zu dürfen, und die hier angezeigte bedient sich desselben in seinem ganzen Umfange. Lauter kahle, allgemeine Wortkrämerey, ohne einen neuen Gedanken, ohne eine eigne Bemerkung. Lauter tausendmal gesagte Dinge, nicht einmal auf eine gefällige, nur einigermaßen eigenthümliche Art zusammengestellt und wiederholt. In der Zueignung an den Minister von Hardenberg, so wie in der Rede selbst, herrscht ein schwülstiger und dabey doch kriechender Ton. Hr. M. legt diese Bogen zu den Füßen des Hrn. v. H. nieder: er ruft aus „Wie hebt die Wonne „meine Seele empor, es laut vor der Welt zu „sagen, daß die reinste, dankvollste Verehrung „gegen Ew. Exc. lange meinem Herzen das war, „was der Gedanke der Unsterblichkeit der for„schenden Seele ist.“ Wie armselig! wie non-

sen-

sensikalisch! S. 11. „Die Zeiten sind vorbey, wo „es für Deutsche eine Empfehlung war, nicht „deutsch reden und schreiben zu können; die Ver„nunft hat der Thorheit so viel Feld abgenommen, „daß selbst der Knabe und das Mädchen von Adel „nicht mehr genöthigt sind, von transrhenanischen „Dirnen zu lernen, daß die Deutschen auch etwas „geschrieben haben, das sich ohne fi donc! lesen „läßt.“ Ju der That, diese Dirnen, dieses fi donc! sind in einer feyerlichen, gravitätischen Rede sehr wohl angebracht! —

Wolfenbüttel: Psychologische und physiologische Untersuchung über das Lachen. Aus dem Französischen übersetzt. Nebst einer Abhandlung, in welcher Kants Erklärung des Lachens erläutert, und Hrn. D. Platners Theorie des Lächerlichen geprüft wird. 1794. 116 S. 8. Schon im J. 1768 erschien zu Paris eine kleine Schrift unter dem Titel: Traité des causes physiques et morales du rire, relativement à l'art de l'exciter; die wenig Aufmerksamkeit erregte, ob sie gleich nach dem Urtheil eines gewiß zustehenden Richters (Engels, im 2. Theil der Mimik) das Beste enthält, was über diesen Gegenstand gesagt werden kann. Die Uebersetzung derselben war also gewiß, wenn sie gleich erst so spät nachkömmt, kein überflüßiges Unternehmen. Sie ist überdieses in sehr gute Hände gerathen. Daß der Uebersetzer über den Gegenstand, den das Original behandelt, selbst nachgedacht hat, und in die Philosophie des Ge-

schmacks eingeweiht ist, beweiset, nächst der Uebersetzung, der Anhang, den er hinzugefügt hat, und der bey aller Kürze einige sehr feine und treffende Bemerkungen enthält. Gründlich und entscheidend dünken uns die Erinnerungen gegen die P. Theorie, destoweniger können wir in sein unbedingtes Lob der Kantischen Erklärung des Lachens einstimmen. Sie ist besser, als die meisten andern, aber darum noch nicht ganz befriedigend, noch alles erschöpfend. Eine Menge Erscheinungen lassen sich dadurch entweder gar nicht, oder doch nur auf eine äußerst gezwungene Weise erklären. Auch sehen wir nicht, wie unser Ungenannte behaupten konnte, andre Philosophen hätten nur einzelne Quellen, Kant hingegen den Grund des Lachens angegeben. Wäre das, so müßte die K. Erklärung uns begreiflich machen, wie und warum, unter den bestimmten Umständen, die geistig-körperliche Operation des Lachens erfolge, und erfolgen müsse. Dieß ist aber offenbar der Fall nicht. Auch Kant hat nicht den Grund des Lachens angegeben, (der zugleich die immer noch verborgene Natur desselben wenigstens zum Theil enthüllen würde;) sondern auch nur Eine — wenn gleich vielleicht die reichste — Quelle desselben.

Ebendas.: Untersuchung über den deutschen Nationalcharakter in Beziehung auf die Frage: warum gibt es kein deutsches Nationaltheater? 1794. 78 S. 8. Ueber diesen Gegenstand ist viel geschrieben, viel räsonnirt,

und

und noch weit mehr beräsonnirt worden: kaum aber erinnert sich Rec. je etwas gelesen zu haben, das ihn mehr befriedigt hätte, als diese kleine Schrift eines Ungenannten, der sich als einen scharfsinnigen Denker, einen feinen Beobachter, und zugleich als einen Mann zeigt, der mit der Litteratur der alten und der cultivirtesten neuen Völker ungemein vertraut ist. Hier und da scheint er uns zwar etwas zu rasch abzusprechen, etwas voreilig zu entscheiden, und gegen seine Landsleute etwas zu streng zu seyn: im Ganzen aber wird ihm schwerlich ein unpartheyischer und unbefangener Prüfer seinen Beyfall versagen. Daß der Verf. noch einmal auf diese Materie zurückkommen will, freut uns sehr; vielleicht erhält dann manche hier zu sorglos hingeworfene Idee nähere Bestimmung und Einschränkung, und dadurch zugleich mehr Wahrheit und allgemeinere Gültigkeit. Auch über einige, blos im Vorbeygehn, berührte Punkte macht der Verf. manche gute Bemerkung. Wir können hier blos ein paar Stellen zur Probe auszeichnen, die vielleicht die meisten von unsern Lesern veranlassen werden, die kleine Schrift ganz durchzugehn. S. 21. „Wie? die ernsthaften „Spanier sollten die größten Komiker seyn? Nicht „anders. Das Hervorstechende, das Eigenthümliche des Charakters einer Nation, bringt, wenn „es auf dasjenige trifft, durch dessen Verneinung „jenes Eigenthümliche erst entstanden ist, eine „Wirkung hervor, die desto stärker ist, je stärker „die Gegenwirkung war. So wie bey dem leichther-

„herzigen Franzosen die bedächtliche Menuet, bey „dem schwerfälligen Engländer der leichtfüßige „Country-Tanz, so ist bey dem Spanier das „wahre Komische zu suchen.“ — S. 31. „Mo„liere sah mit dem Blicke der Kritik, ohne den es „kein wahres Genie geben kann, daß das Lächer„liche nur in den Manieren liegt. Die neuern (französischen) „Dichter haben sich von ihm ent„fernt, und suchen es in den Leidenschaften auf, „welche doch an und für sich nicht lächerlich sind. „Doch auch selbst bey dieser Misleitung sind sie „immer noch Muster im Komischen, und zwar „vorzüglich in Einer Gattung desselben: in dem „höhern.“ Das warum? wird in dem Folgenden sehr gut gezeigt. S. 51. „Es hat in der „That das Ansehen, als ob zu dem Lächerlichen „der Comödie nicht allein ein ungemein scharfsin„niger Witz, sondern auch ein reines Herz erfor„dert würde. Voltaire, den der Witz selbst in „seinen ernsthaftesten Untersuchungen übermei„sterte, bey dem Witz die Grundlage aller See„lenkräfte war, schrieb nur mittelmäßige Comö„dien. Er wollte nicht lachen, sondern aus„lachen, seine Einfälle sollten vernichten und töd„ten, sein Witz ist ein bösartiger Krampf.“ — Und zum Beschluß noch folgende Stelle, die uns zu sehr aus der Seele geschrieben ist, als daß wir ihr hier nicht einen Platz einräumen sollten. Ge„rade daher, daß wir Deutschen uns so wenig einer „eigenthümlichen Handlungsweise und Vorstel„lungsart bewußt sind, kömmt eine Erscheinung

„in

„in unſerer Litteratur, die wir wohl gar für etwas „Vortreffliches halten, und die uns verleitet ge„gen andere Nationen ungerecht zu ſeyn. Wir „ärgern uns über das Verfahren der neuern Na„tionen, welche die klaßiſchen Werke des Alter„thums, vorzüglich der Dichter, in ihren Ueber„ſetzungen moderniſiren, indem ſie ſie in ihre Form „gießen. Wir ſagen von Pope's Homer, er ſey „nicht Homer mehr, und ein franzöſiſcher Homer „iſt uns nun gar etwas abſcheuliches. Wir wol„len, er ſoll immer der alte, blinde, treuherzige „Bänkelſänger ſeyn, der er vor dreytauſend Jah„ren war. Welch eine ſonderbare Forderung! „Wenn unter allen den Millionen Menſchen, die „jetzt zuſammen den Erdball bewohnen, keiner „iſt, der ſich dieſelbe Sache auf dieſelbe Weiſe „vorſtellt, als ein Anderer; ſo ſoll doch eine ganze „Nation gerade ſo empfinden, als eine andere „ganze Nation vor dreytauſend Jahren empfunden „hat. Es iſt die ſonderbarſte Täuſchung, wenn „wir glauben, daß wir, wenn wir den Homer „oder Virgil leſen oder bearbeiten, gerade ſo und „nicht anders empfinden dürften, als dieſe, da „ſie dichteten, und daß wir der Gegenſtand, den „wir lieben, ſelbſt werden müßten. In dieſem „Glauben ſind zwey merkwürdige Produkte ent„ſtanden, der Stollbergiſche Homer und der „Voßiſche Virgil.“ —

Verdiente der Liebe Fehler deinen grenzenlosen Haß?
Kann Oberon für ewig sie verstoßen?

Diese Aenderungen sind sehr unschicklich. Wieland spricht von Rache, Hr. St. von Haß. Rächen konnte der strenge Oberon wohl die Uebertretung seines Gebots, hassen aber konnte der gütige Oberon diese liebenswürdigen Menschen nicht. Der grenzenlose Haß und das ewige Verstoßen ist Tautologie: überdieß verkündigt die fließende Thräne Mitleiden und keinesweges Haß. Die Thräne verwirrt den Leser in der Uebersetzung ganz: so nicht im Deutschen. Hier ist erst von grenzenloser Rache die Rede, und nun weint Oberon, zum Beweis, daß die über sie verhängte Rache nicht aus Haß entspringt. Im Gegentheil, die Unglücklichen, die Oberon mitunter leiden lassen muß, um die Beständigkeit ihrer Liebe gehörig zu prüfen, sind ihm lieb: denn er weint über sie. Und wie groß müssen die Unfälle seyn, die ihrer warten, da selbst Oberon, dieser mächtige Geist, zu Thränen durch sie gerührt wird. So weit geht die Exposition, denn so weit fand der Dichter für gut, den Inhalt der Erzählung voraus zu sagen. Seine Absicht war, uns das Schicksal seines Helden und seiner Heldinn im Ganzen ahnden zu lassen. Kleinere Umstände werden mehr detaillirt, den großen Schlag aber, der die härteste Probe ausmacht, durfte die Exposition nicht bestimmt angeben, den durften wir nur dunkel ahnden können. Schrecklich mußte unsre Ahndung seyn: Erwartet das ärgste, wenn Oberon

ron meint! Die Ueberſetzung dagegen führt uns auf einen ganz falſchen Weg. Nach ihr muß man vermuthen, die Hauptperſonen würden am Ende ganz unterliegen. Ein Dichter hat das Recht, die Erwartung ſeiner Leſer zu täuſchen, aber belügen darf er ſie nicht. Bey Wieland ſagt Hüon zu Kaiſer Karl:

Was du befohlen, Herr, kann meinen Muth nicht beugen,
Ich bin ein Frank! Unmöglich oder nicht,
Ich unternehm's, und ſeyd Ihr alle Zeugen!

Hr. St. giebt dieſe Verſe:

Jeg er en Franker, og, umueligt eller ei,
Jeg tar det an, og vil Kalifens Hovmod tvinge.

Ich bin ein Franke, und, unmöglich oder nicht,
Ich unternehm es, und will des Kalifen Hochmuth bändigen.

Die Veränderung im letzten Vers iſt höchſt unglücklich. Hüon iſt ein beſcheidner junger Mann, und es fällt ihm gar nicht ein, des Kalifen Hochmuth bändigen zu wollen: auch konnte er ja ohne die größte Ungereimtheit nicht auf den Einfall kommen, etwas verſprechen zu wollen, was alle, und er ſelbſt, für unmöglich hielten. Wohl aber konnte er verſprechen, es zu wagen; und mehr als das ſteht auch nicht im Original. Daß er hingegen ſeine Pairs und Obern zu Zeugen ſeines Gelübdes anruft, das iſt im Coſtume, und hätte in der Ueberſetzung nicht wegfallen ſollen.

Den ſyngende Söemand, indeholdende 25 ny ſmaa Viſer og Söemandsſange, til uſkyldig Tidsfordriv paa Söen, forfattede 1792. Bergen 1793. 44 S. 8. Dieſe Lieder für Seeleute haben einen in ſeinem Vaterlande berühmten Dichter, den Hrn. Claus Friman zum Verfaſſer, und machen den Pendant zu ſeinen im Jahr 1790 herausgegebenen Volksliedern (Almuens Sanger) aus. Die meiſten ſind recht gut, und einige vorzüglich ſchön. Der Ton iſt nach der Faßungskraft der Menſchenklaſſe, für die der Dichter zunächſt arbeitete, herabgeſtimmt; Anſpielungen, Gleichniſſe, bildliche Ausdrücke ſind häufig aus der Schiffsſprache entlehnt, doch hat ſich der Dichter in dieſem Stück ſo gemäßigt, daß auch andere Perſonen, die nicht Seeleute ſind, ſie größtentheils verſtehen, und mit Vergnügen leſen und ſingen können. Zu den ſchönſten Stücken gehören: die däniſche Flagge (Nr. 7.) und an die Nordſee (Nr. 30.). Den Preis von allen aber verdient unſtreitig das angehängte Gedächtnißlied (Mindeſang) auf den erſten norwegiſchen Oſtindienfahrer, der im Jahr 1791 ausgerüſtet ward. Hier ſind einige Strophen daraus:

Gak, Bölgetraeder, ſtolt og kjaek!
J Navnet ſelv du förer Skraek:
Hver Havtrold flygter for den Stavn,
Som baer et ſaadant Navn;
Om Ufredsmand ſig naerme tör,
Da viis dig, ſom en Normand bör!

Jmas

Jmens han havde Jern oy Blye,
Ei var han vant at flye.

Saa vaje nu dit Haedersflag!
Det er i Dag dit Affkeedsdag;
See der, hvor aet det kualer op!
Saa Sejlet nu i Top!
Til Roeret nu, du gamle Lots:
Styr vaerlig, ſtyr den beſte Koes!
Ej hver Dag gaaer fra Moſſe-Bugt
Et Skyb ſaa ſtolt og ſmukt — —

Som buden Gjaeſt i Vennerad
Ved *Ankers* *) Bord jeg aldrig ſad,
Og aldrig ſang jeg för til Roes
For *Anker* eller Moſs;
Men kjendt at gjöre Mandens Navn,
Den Mands, der fremmer Folkegavn,
Mon dette var uvaerdigt Kald
For end den beſte Skjald?

Ej Norges beſte Skjald er jeg;
Jeg ſidder helſt ved Landevej,
Og ſpörger dem, ſom gaae forbi,
Om Nyt; Land og Bye;
Som Marmorſteen i Klippevaeg
Alt graaner nu mit Haar og Skjaeg,
J Ungdoms Aar jeg havde Röſt,
Nu ſvaekkes gode Bryſt.

Men naegter mig nu fordums Jld
Som för med Sang og Harfeſpill
At traede med i Skjaldedands

*) Name des Eigenthümers von dem Schiffe.

Og vinde ſögte Krands,
Saa endnu doy, ſaa tidt jeg ſeer
At Haedersdaad i Landet ſkeer,
Saa ſtiger endnu Gniſten warm
J gamle Skjaldebarm.

Tag, kjaekke Mand i til takke tag!
Forſmae kun ej mit Harpeſlag!
Ej traenger jeg til Guld af dig,
Ej du til Roes af mig —
Ved Moſſe-Vaerk du ſtöber Jern,
Men meen end det; af Landets Börn
Du ſtöber Maend — J unge Bryſt
Du ſkaber Liv og Lyſt — — — —

Johann Clemens Todes ſamlede danſke proſaiſke Skrifter. Förſte Deel. Moralſke og ſatiriſke Afhandlinger. Kiöbenhavn. 1793. 394 S. 8. Alles, was dieſen Schriftſteller vor andern däniſchen Autoren beſonders charakteriſirt, originale und ächte Laune, mit einer ungeſuchten Popularität verbunden, findet man hier noch in einem höhern Grad, als in ſeinen poetiſchen Schriften. Es liegt in der Natur der Sache, daß ein Humoriſt faſt unvermeidlicher Weiſe ſeinen perſönlichen Charakter mit in ſeinen Schriften ſchildern muß: und ſo zeigen ſich auch in Todes launigen Aufſätzen ſeine Bonhommie und Jovialität in ihrer natürlichen Schönheit. Ohne eben tief in irgend eine Materie einzudringen, weiß Hr. T. doch bekannte Dinge auf eine unterhaltende Weiſe zu behandeln, und ſo lieſt

man

man ihn auch da gern, wo man ihm nicht beyſtimmen kann. Ueberall erblickt man einen Mann, der nicht blos die Früchte ſeiner Beleſenheit zu Schau legt, ſondern ſelbſt gedacht, ſelbſt als Arzt, Bürger und Menſch beobachtet hat. Da nun überdieß ſein humoriſtiſcher Genius ein ächter Capriccio iſt, ſo zeigt er ſich auch am meiſten zu ſeinem Vortheil in Aufſätzen dieſer Art, wo er frey umherſchwärmen kann, ohne befürchten zu dürfen, daß man ihm Uebertretung der unerlaßlichen Kunſtregeln zum Vorwurf mache. Dieſer erſte Theil enthält 27 vermiſchte Stücke: z. B. Lob der Ehe; von großem Genie; Enthuſiasmus und Raptus; etwas über das Herz und die Natur; Liebe als Krankheit betrachtet; über das Heyrathen; über National-Geſundheiten (toaſts); Abendmahlzeiten; Vergleichung der Koppenhagner mit den alten Römern; über die Schminke; über Kleidertrachten; etwas von Kindern und Genies; Schickſal der Satyre; Hat ein Dichter Nutzen von dem Umgang mit den Großen; etwas von Küſſen u. ſ. w.

Poetiſke Samlinger, udgivne af et Selſkab. Förſte Bind, tredie Stykke. 1793. 94 S. 8. Dieſes neue (dritte) Stück einer mit Recht geſchätzten Sammlung enthält folgende vermiſchte Gedichte: 1) An Cleon; eine Satyre von J. Zetlitz. Poetiſche Satyren in Boileaus Manier ſind eine wahre Seltenheit in der ſchönen Litteratur der Dänen, und deſtomehr Beyfall verdient daher dieſer im Ganzen ſehr wohlgerathene

Versuch. Besser aber hätte der Verf. gewiß gethan, statt des eintönigen, das Ohr so bald ermüdenden Alexandriner, fünffüßige gereimte oder reimlose Jamben zu brauchen. Hier sind einige Proben daraus:

Der er en anden Vei til Rygtets Hellígdom,
Som Frankerig ſtak af, og Tydſkland ſiden jevned,
Paa hvilken mangt et Navn til Efterſlaegten kom,
Der ſyntes födt blot for at ſvinde bort unävned.
Det Perſiflagen er; Voltaire i Caros
O magelig paa den til Evigheden aged.
Candide endnu er beundret ſelv hos os;

Selbſt der, der den Candide von der moraliſchen Seite als ein Pasquil auf die Vorſehung verabſcheut, kann ihn dennoch als ein Produkt des Witzes bewundern:

Og hör det, ſelv af dem, ſom hans Zaire vraged,
Pucellen mere ſögt, end Henriaden er.

Auch das iſt kein Wunder, da die Henriade unſtreitig als Werk des Genies in ſeiner Art weit unter der Pucelle ſteht.

Kort ſagt, det afgiort er, at den, ſom kunde ſkrive
Mod Biblen — ene meer, end alle andre ſeer;
Hans Skrifter laeſes og hans Navn ſkal evig blive.
Laan Bahrdtes Pen, hvormed han har os overſat
Den Bog, ſom Grunden es til vores Troe og Läre:
Lys med Fornuftens Lys i Overtroens Nat;
(Je kjender Sproget) og du vinder Navn og Aere.

Wol-

Voltairens über die ganze Welt verbreiteter Name könnte einen Ruhmſüchtigen verführen; aber auch Bahrdts zweydeutige Celebrität? Und noch eine Frage. Bahrdts Bibelüberſetzung wird ſelbſt von gelehrten orthodoxen Theologen als ſehr brauchbar gerühmt; wie kömmt er alſo in dieſer Qualität hier neben dem giftigſten Spötter jener geheiligten Bücher zu ſtehn?

»Jeg ſkjelver — ſiger du — för Pundet, Gud mig gav
»Til Aager, hvile ſkal ubrugt i Jordens Gjemme!
»För ukiendt og uläſt jeg ſynker i min Grav!
»Nei, alt for tydeligt Samvittighedens ſtemme
»Er vant at tale i mit Hierte — bliv du ved
»At ſtyre min Fornuft, og mine Trin veilede,
»At vaekke, naar jeg ſov, og reiſe naar jeg gleed;
»Vaer ſtedſe ſom min Ven, og min Regent tilſtede,
»Saa ſkal trods Vanhelds Skye min Himmel ofte klar,
»Omikke ſkinnende, dog milde Dage ſkienke;
»Om myen kjendte mig, dog kjendt af Gud jeg var,
»Alt mod mig, han kun med — Min Roe ſkal intet kraenke.«

Ven! for din Aeres Skyld og i Voltaires Navn
Skiul dette Vers, ſom du fra Bondeſtanden laanen!
En tolv Aars gammel Viis i Kongens Kiöbenhavn
Vil ynke din Forſtand, om han den ei forhaaner.
Hvad er Samvittighed mod det at peges paa,
At kaldes Philoſoph og Taenkeren i Norden,
Forgyldt paa Snittet; Bogſamlingen at ſtaae,
Og ſtyre overſat i alle Sprog paa Jorden.

Von haenger du endnu i ſkimlet Overtroe,
Og heller Himlen og dit Hierte vil behage
End vor Tidfalder og dog aeldes vil i Roe,
Og taelle i din Kreds en Räkke blide Dage,
Saa vaer viis, for dig ſelv, og ſkiul en aerlig Mand,
Skriv intet, eller ſkriv en ringe Ting, ſom dette:
Den taenker ſtolt, ſom troer, han Priſen vinde kan,
Den bindegalt, ſom troer, han Publikum kan
rette — — —

2) Der erſte Morgen, an Eliſen, von demſelben Verf. Dieſes Lied gehört unter die ſchönſten lyriſchen Stücke der däniſchen Poeſie, ſo groß auch der Reichthum derſelben in dieſer Gattung iſt. Es iſt vielleicht die korrekteſte Arbeit, die dieſer Dichter je geliefert hat. Wie treflich ſind folgende Zeilen:

Eliſa! denne Morgenſtund,
Hvor ſkiön og feſtlig den fremtraeder,
Eliſa, denne vnge Lund,
Hvor riig den er paa nye Gläder,
Hvor ſkiönt Naturen pryder ſig,
Dog var den öde uden dig.
Ja, Vaaren kun er ſkiön ved dig,
Du Slet, og Dal og Höi opliver,
Du giör hver Möje let for mig,
Og Braadden fra min Kummer river;
Ved dig jeg föler, ſeer, og troer,
At Gud er kierlig, viis og ſtor . . .

3) Damynt, oder der verunglückte Dichter, eine Satyre von Sören Monrad. Dieſe lange

Sa-

Satyre in ziemlich ſchleppenden Alexandrinern iſt eines von den unbedeutendſten Stücken. 4) An Johann Herrmann Weſſels Grab. Eine Elegie von Jonas Rein. Ein ſchönes Stück; der Anfang hat ganz den Ton der Wehmuth, den die Elegie erfordert. In der Folge wird das Gedicht mehr ein Lobgeſang zum Andenken des komiſchen Dichters, als ein Klaglied über ſeinen Verluſt. 5) Hagen Adelſteen von Claus Frimann. Ein langes und würdiges Lobgedicht zum Andenken dieſes edlen norwegiſchen Königs. Ohne ſich ſehr hoch zu erheben, erhält ſich die Begeiſterung des Dichters in einem gewiſſen männlichen Gang, der ſehr gut zu dem Gegenſtand paßt. Einzelne matte und harte Verſe überſieht man da leicht, wo das Ganze die Aufmerkſamkeit des Leſers feſſelt. Das Sylbenmaas iſt ſehr gut gewählt, nur würde es noch mehr Wirkung thun, wenn Hr. F. nicht in jede Strophe zwey Alexandriner angebracht hätte, die den raſchen Gang der übrigen Verſe hemmen, und durch ihren langſamen, ſchleichenden Schritt den lyriſchen Schwung zu lähmen ſcheinen, z. B.

Du rakte ham din Quärnebider,
(Dig ei til Skam han brugte den)
Men Brug og Tid og Ruſt det bedſte Staal forſlider,
Til Stöv paa nye den ſmulner hen;
Det ädle Navn, du böd ham bäre,
Det ſtaaer, og hädret ſkal det ſtaae,

Og för ſkal Norge ſelv forgaae,
För Ruſt jog veldſom Tid ſkal kunne des fortære.

6) Der Lorberwald. Ein Geſicht von K. L. Rahbeck. Eine treffliche allegoriſche Elegie, durch die der Dichter das Andenken ſeiner Freunde Eduard Colbiörnſen, Faſting, Wibe, Meyer, Weſſel u. a. m. die, als Mitglieder dieſer norwegiſchen Geſellſchaft, am meiſten zum Gedeihen dieſes Lorberwaldes beygetragen haben, ehrt. Die Idee des Gedichts iſt glücklich, und noch glücklicher die Ausführung. Aechter poetiſcher Geiſt herrſcht durchaus darin: die Verſe ſind voll Wohlklang. Nur Eine Stelle zur Probe! Der Dichter klagt im Lorberhain über einen neuen Verluſt. Die Muſe ſteigt herab, und winkt; er folgt und verweilt mit ihr an einem Denkſteine nach dem andern:

Nu ved tunge Vandrings Maal hun dalte,
Ved Colbiörnſen friſke Grav hun ſtod.
Og en Vaar, ſaa ſkiön, ſom den, han malte,
Blomſtred' under Pieridens Fod.
Fram Olymp nedſvävende Gudinder
Lyſte over Graven himmelſk Fred,
Stride Taarer randt paa deres Kinder,
O, ſom end forſkiönnedes derved.
»Retfärd, Uſkyld, alle Dyder gräde —
Tog Camenen Ordet — for ham Skiald;
Denne Grav, ſom ſlige Taarer vaede,
Aldrig, aldrig Blomſter ſavne ſkal — — —

Höft-

Höſtgildet. Et Syngeſpil in een Akt ved Thomas Thaarup. 1790. 48 S. 8. Peters Bryllup. Et Syngeſpil i to Acter ved Th. Thaarup. 1793. 60 p. 8. Dieſe beyden Stücke ſind unſtreitig die beyden beſten däniſchen Singſpiele. Balders Tod und die Fiſcher von Ewald gehören nicht hieher: denn, wenn man auch die Geſänge ganz von ihnen trennte, ſo würde doch jenes ein treffliches Trauerſpiel, und gewiß des Dichters Meiſterſtück, dieſes ein rührendes Drama, mit treflich gezeichneten Charakteren bleiben. So ſchön die Geſänge dieſer beyden dramatiſchen Werke an ſich ſind, ſo gehören ſie doch nicht weſentlich zu ihrer Oekonomie. Der Aernteſchmaus (Höſtgildet) hingegen und Peters Hochzeit ſind eigentliche wahre Singſpiele. Ein einfacher Plan verbindet hier die intereſſanteſten Situationen des menſchlichen Lebens, wo bald Freude bald Leid die Perſonen zum motivirten Geſang hinreißen. Das erſte Stück vorzüglich hat allgemeinen und anhaltenden Beyfall gefunden. Der Dichter ſowohl, als der Tonkünſtler, wurden bey jeder Wiederhohlung mit neuem und glänzendem Beyfall überſchüttet. Im ganzen Reiche, in der Hauptſtadt wie auf dem Lande, von den oberſten bis zu den niedrigſten Ständen, werden die vortreflichen Lieder deſſelben überall geſungen und geſpielt. Dieſes allgemeine Nationalintereſſe iſt vorzüglich durch die geſchickte Art erweckt worden, durch die der Dichter die wichtigſten und für ſeine Landsleute intereſſanteſten

Ge-

Gegenstände ungezwungen und mit Würde in die Handlung zu verflechten gewußt hat. Ein andrer Vorzug, der nicht allein diese Singspiele, sondern alle Dichterwerke dieses Verfassers auszeichnet, und ihm einen so hohen Rang auf dem Parnaß seiner Nation verschaft, ist eine gewisse poetische Wahrheit, die die Natur allein dem wahren Genie zum Antheil verleiht, und die der blos witzige Kopf mit aller Anstrengung und allem Geist nie erreichen wird. Diese Wahrheit in allen Gedanken, Empfindungen, Bildern und Ausdrücken ist das Hauptcriterium des ächten Dichtergeistes . . und in keines dänischen Dichters Arbeiten herrscht sie mehr, als in denen von Thaarup. Auch von Seiten der Charaktere zeichnet sich das Stück zu seinem Vortheil aus. Alle Personen desselben sind wahre Menschen, wahre Dänen, und doch sind die Charaktere nach den Erfordernissen der Kunst idealisirt. Man hat behaupten wollen, der Plan sey nicht dramatisch genug. Allein dieses Urtheil gründet sich wohl auf einen Irrthum. Das eigentliche Drama, Lustspiel, oder Trauerspiel, schildert interessante Charaktere in einer Reihe von Handlungen, die sich verwickeln und entwickeln, und endlich ein einziges Totalinteresse bilden: ist man nun aber berechtigt, eben das bey dem eingeschränkten Raum des Singspiels zu fordern? Die erste wesentliche Eigenschaft, Einheit des Plans, kann das Singspiel freylich so wenig entbehren, als irgend eine andere Gattung des Drama: an dieser fehlt es dem

dem Aernteſchmaus aber auch ſicher nicht. Ein verwickelter Plan aber, und Charaktere, die ſich ſelbſt vor unſern Augen in einer langen Reihe von Handlungen ſchildern, darf man hier nicht erwarten. Das Singſpiel ſchildert uns die Charaktere in Situationen, die keiner weitläuftigen Expoſition bedürfen, wo eine oder die andere herrſchende Empfindung, der Natur unſrer Seele gemäß, in Geſang ſich äußern kann; und jeder Plan, der ſolche Situationen ungezwungen herbeyführt (vorausgeſetzt, daß er die erſte unerlaßliche Eigenſchaft Einheit hat,) muß für gut gelten, indem er dem allgemeinen und erſten Zweck des Singſpiels entſpricht. Der Plan des Aernteſchmauſes iſt im Grunde nur eine Einzige Situation, ein kleines Mißverſtändniß zwiſchen zwey guten Vätern und ihren guten Kindern. Hat er aber nicht zugleich Einheit? war er nicht hinreichend für den Dichter, uns intereſſante Charaktere in lyriſchen Situationen zu zeigen, und am Ende ein Totalintereſſe hervorzubringen? Allerdings hätte freylich Herr Th. einen noch weit intereſſantern Plan mit den übrigen Schönheiten dieſes Stücks vereinigen können: dieſe Möglichkeit läßt ſich nicht bezweifeln; allein die Billigkeit erfordert, zu bedenken, daß es gewiß weit leichter ſey, einen vortreflichen Plan zu einer Epopoe, einem Trauer- oder Luſtſpiel zu finden, als zu einem Singſpiel, das dieſen Namen mit Recht führen kann. — Das zweyte Stück (Peters Bryllup) iſt eine Fortſetzung des erſten, und in jeder Rückſicht ein würdiger Pendant zu dem-

demselben. Es besitzt fast alle seine Vorzüge; ein großes Nationalinteresse, ächte lyrische Situationen, vortrefliche Charakterzeichnung, und zugleich einen großen Reichthum klaßischer Gesänge, besonders ausnehmend schöner Romanzen. Nur in Rücksicht auf den Plan, der nicht ganz die nöthige Einheit hat, steht es etwas unter ihm.

Englische Litteratur.

The golden age, a poetical Epistle from Erasmus D — n. M. D. to Thomas Beddoe M. D. 1794. 4. Dr. Beddoe ist auch in Deutschland als selbstdenkender Arzt und vortreflicher Beobachter, vorzüglich aber durch seine neuerdings aufgestellte, äußerst sinnreiche Theorie und Kurart der Auszehrung bekannt geworden. Statt seine neuen, zum Theil allerdings beym ersten Blick befremdlichen Ideen und Behauptungen zu prüfen, und falls sie nicht bewährt erfunden worden, zu widerlegen, suchte man in England (wie dieß fast immer und überall zu geschehen pflegt) ihn kürzer und bequemer durch vornehme Mienen, durch Spott und Verdrehungen seiner Meynungen und Vorschläge niederzuschlagen. Eine unverzeihliche Sünde beging der Verf. dieser Verse, der sonst gewiß ein Mann von Einsicht und Geist ist, daß er sein Schwert

zum

zum Dienst der fürwahr nicht sehr ehrenwerthen Klasse jener indolenten oder feilen Menschen zog, die entschlossen sind, es koste auch was es wolle, die Welt zu hindern, klüger zu werden. Weil Dr. B. in einem seiner sinnreichen Aufsätze, begeistert von der Größe und Wichtigkeit seines Gegenstandes, die Hofnung zu äußern wagte, daß eine vertrautere Bekanntschaft mit den Gesetzen organisirter Körper uns vielleicht in den Stand setzen könnte, noch wirksamern Gebrauch von ihnen zur Bequemlichkeit und Erhaltung unsers Lebens und unserer Gesundheit zu machen; und weil er zur Erläuterung seiner Idee vielleicht halb im Scherz hinzusetzte: „sollten wir nicht durch willkührliche „Einwirkung auf die vegetabilischen Verrichtungen „unsre Wälder und Büsche lehren können, uns „mit Butter und Talg zu versehen?“ so glaubte sich der ungenannte Verf. nothgedrungen, alle Künste seines Witzes aufzubieten, ihn lächerlich zu machen, und die Annäherung des goldenen Weltalters zu verkündigen, wo

No more the lazy ox shall germandize,
And swell with fattening grass his monstrous size;
No more trot round and round the groaning field,
But tons of beef our laoded thikets yield!
The patient dairy-maid no more shall learn
With tedious toil to whirl the frothy churn;
But from the hedges shall her dairy fill,
As pounds of butter in big drops distill.

Eine

Eine andere Meynung des Dr. B., die hier ins lächerliche gedreht wird, iſt die von der Möglichkeit das Leben beträchtlich zu verlängern, und die Geſundheit dauerhafter zu machen. Am Ende richtet der Dichter die Pfeile ſeiner Satyre gegen die Reformatoren überhaupt, und drückt ironiſch die entzückende Freude aus, mit der er in die nahe Zukunft blicke, wo der „Pygmäen-Stolz des Königthums“ zu Boden geſtreckt und die Gewalt der Geiſtlichkeit zertrümmert werden würde. In folgenden Zeilen hat er den wahren Styl der Ironie ſo glücklich getroffen, daß man ſie, wenn man ſie außer der Verbindung mit dem Vorhergehenden und Nachfolgenden läſe, für die wahre Meynung des Verfs. halten müßte:

Mark with the peer and prince the canting prieſt,
Forbidden on his country's fat to feaſt,
While peace looks down ſweet ſmiling on the
ſwains,
And untax'd plenty crowns the fruitful plains!
No more that lazy lubbard ſhall we pay,
With phiz ſo farcical to preach and pray;
No more behold that harpy of the land
Lay on our largeſt ſheaves his greedy hand;
With bigotry's black banner wide unfurl'd,
Fright into gothic ignorance the world:
But truth and light ſhall come, with hoſtile
rage,
„To drive the holy Vandal off the ſtage.“
See tythes expire, and ancient ſlavery fail;
Proud ſuperſtition turn her vanquiſh'd tail;

No

No zealous miniſter the church befriend,
But all her ſorceries with the beldame end.

So wie man, bey der künſtlichen Wendung des Dichters, nach den vorigen Verſen ihn für einen Feind der Geiſtlichkeit halten ſollte, ſo möchte man, wenn man die folgenden lieſt, beynah glauben, er ſey ein wahrer Freund der Philoſophen:

Could I aſcending on the wing of ſound,
Pleas'd with the grand, the lofty and profound,
Riſe above mortal ken in rapturous glow,
Leaving poor purſy ſenſe to pant below;
Could I, for ever ſtudious to refine,
Prank with my pearly phraſe each pretty line,
Or like an empty bottle, deep immers'd,
Whence bubbles after bubbles buſtling burſt,
Amus'd to view my noiſy nothings ſwell,
In the ſweet vanity of thought excel;
Now burſting o'er the bounds of vulgar rhyme,
Gracefully great and terribly ſublime;
Trolling in full-toned melody along
With all the clattering clang of modern ſong;
I'd hail the progreſs of thoſe bliſsful days,
When fair philoſophy's meridian rays
Shall brighten nature's face, ſhall drive the moles
Of blinking error to their ſecret holes,
Diſperſe the darkneſs of primaeval night,
And bid a new creation riſe to light — — —

The Thymbriad (from Xenophon's Cyropaedia) By *Lady Burrell.* 1794. 154 p. 8. Die Geſchichte der Panthea und des Abra-

dates, die Xenophon mit so unnachahmlicher Einfalt erzählt, ist eine der reizendsten Erzählungen aus dem häuslichen Leben, die aus der Vorwelt auf uns gekommen sind. Sie stellt ein Gemälde ehelicher Zärtlichkeit auf, das stets gefallen und ergötzen muß, so lange, als die Verderbniß der Sitten häusliche Tugenden noch auf der Erde dulden wird. Diese schöne Geschichte hat Lady Burrell hier, unter dem Titel der Thymbriade, ausführlich in reimlosen Versen nacherzählt. Sie hat den Xenophon zu ihrem Führer gewählt, doch ohne ängstlich seinen Fußtapfen zu folgen, sondern ihre Phantasie und ihrem Gefühl durch Einflechtung von Vorfällen und Empfindungen, die das Original nicht kennt, freyen Lauf gelassen. Ihre Talente zu einer Unternehmung dieser Art kennen unsere Leser schon aus unserer Anzeige ihrer Gedichte und ihres Telemachs. Freylich ist die Erzählung in dem erweiterten Gewand, worin sie hier auftritt, weniger pathetisch als in der simpeln Sprache des Originals; indeß ist sie immer noch angenehm und unterhaltend genug, und läßt in der Seele des Lesers eine sanfte Wärme, und tugendhafte, sympathetische Rührung zurück. Die Versifikation ist leicht und harmonisch. Zur Probe setzen wir die Beschreibung der Panthea her, wie sie in Begleitung ihrer treuen Sklavinn ihren Gatten auf dem Schlachtfelde sucht: (S. 145.)

Dis-

Diſguis'd in ſervile garments, o'er their heads
Their veils they caſt, and undiſcover'd ſtray'd
Along the fatal field. The ſilver moon
Expos'd the various horrors of the Scene,
And ſoon Panthea mark'd the regal car,
Whereon her Abradates ſhe beheld
That very morn, in all the brilliant pride
Of youth, of grace and conſcious dignity. —
(This was a ſight to make her blood run cold,
And every limb relaxing from his ſtrength,
Refuſe aſſiſtance to her trembling frame.)
The vital heat fled from her timid breaſt,
And terror with a haſty hand deſpoil'd
Her cheeks of all her bloom; ſhe ſtrove to ſpeak,
But found no language equal to expreſs
The feelings of her heart. Awhile ſhe ſtood
As mute and motionleſs as the fair form
Of Mediçean Venus, while her ſlave
Participates her fears, and begs in vain
To guide her to Cartouchus' care, forbodes
A thouſand evils, and implores the Gods
To ſhield Panthea's boſom from deſpair,
Her pray'rs are fruitleſs, to the winds alone
Her words are giv'n — they pierce the ambient air
But do not reach the ear of Suſa's Queen,
Deaf to her voice, ſhe only caſts aſide
Lethargic horror, to experience pangs
Of moſt acute diſtreſs, and frantic fear;
Wild with her terror, o'er the plain ſhe flies,
And calls for Abradates; none appear
To anſwer her enquiry — with her ſhrieks
She wakes the diſtant echo, which repeats
His name belov'd — thro' all the dreadful ſcene

She paſſes — walks among her murdred friends,
And thoſe who were her foes; with dread ſurveys
The faces of the dead, and fears to meet
That which ſhe knew, and lov'd ſo well — at laſt
She finds the object of her ſearch. But how!
How does ſhe find him! cover'd o'er with wounds;
His manly limbs hew'n by the cruel ſcythe,
His face diſfigur'd with a maſk of blood,
But ſtill ſuperior to diſguiſe. His ſword,
His veſt, his ſcarf, his armour leave no doubt
For the expiring hopes of Suſa's Queen.
In ſilent horror ſhe ſuſpends the force
Of frantic fury. Certainty appears
In dreadful garb array'd, and anguiſh, keen
And terrible, uſurp'd that tender heart,
Ordain'd this worſt of trials to endure — — —

Poems lyric and Paſtoral. In two Volumes. By *Edward Williams*, Bardd wrth Fraint a Defod Beirdd Ynys Prydain. 1794. 472 p. 12. Die alten Walliſer Barden waren, wie der Verf. dieſer Gedichte verſichert, (der genau mit der Geſchichte derſelben bekannt iſt) nicht allein wegen der Einfalt und Harmonie ihrer Poeſie berühmt, ſondern auch für den Staat von großer Wichtigkeit, als öffentliche Aufbewahrer aller nützlichen und wiſſenswerthen Thatſachen. Unter allen ächten Werken, die noch von alten Walliſer Barden vorhanden ſind (von Mengant, gegen das Ende des vierten Jahrhunderts, bis auf unſere Zeiten) behauptet Hr. W. befinde ſich kein einziges, das auf Fiktion gegründet ſey. Der urſprüng-

ursprüngliche Zweck dieses Bardenbundes war die Beförderung der Cultur: und Gesänge oder Gedichte waren in den Händen der Barden blos Vehikel theologischen, politischen und moralischen Unterrichts. So sonderbar es klingen mag, und so sehr es mit dem Gang der Dinge bey allen andern Nationen streitet, so ist es doch gewiß, daß die zuverläßigsten Geschichten der Walliser in Versen, und alle ihre erdichteten Compositionen in Prosa geschrieben sind. Erst gegen das funfzehnte Jahrhundert fanden Fabeln und Aberglaube, durch Hülfe der Mönche, Eingang in die Poesie der Walliser. Jene Barden waren Söhne der Wahrheit und Freyheit, und mußten folglich in Zeitaltern der Tyranney und des Aberglaubens zum Anstoß und ein Gegenstand des Hasses werden. Indeß duldeten es die Walliser doch nicht, daß sie ganz vertilgt wurden: einige von ihnen erhielten sich bis auf die Zeit der Reformation; ja noch in unsern Tagen existirt die Benennung von Barden, und die Glieder dieser Brüderschaft halten jährliche Zusammenkünfte. Der Verf. dieser Gedichte, wenn gleich von niedrer Geburt, seiner Beschäftigung nach ein Mäurer, rechnet sich selbst unter die Nachkommen jener alten brittischen Barden. Insofern Liebe zur Wahrheit, natürliche Empfindungen, leichte Sprache und harmonische Versifikation diesen Anspruch unterstützen können, ist er gewiß gut und gegründet. Aus dem einfachen Vorrath eigner Beobachtungen und Gefühle, schreibt er anmuthige Schäfergedichte und Lie-

der, ſchildert er die Natur nach dem Leben, predigt er rührende und gefällige Sittenlehre, und ſtreitet bisweilen in kühnern Tönen für die Sache der Freyheit. Wie viel Wahrheit und Leben herrſcht nicht in folgendem Gemälde! wie glücklich ſind darin Beſchreibung und Betrachtung verbunden!

Black winter comes with wrathful roar,
Exclude the tyrant! ſhut the door,
And let us blunt his nipping gale
With blazing hearths, with ſparkling ale
And lead the ſullen hours along
With tale of old and mirthful ſong.

No feather'd ſongſter tunes a lay,
To cheer the ſhort, the joleyſs, day;
Yon mournful blackbird mopes alone,
Has quite forgot his mellow tone;
How mute yon linnet on the thorn!
No joyous lark ſalutes the morn:
The ſcreech-owl tells her doleful tale
Who warbled once the nightingale:
Wild geeſe with clamours fill the ſky,
Their clank proclaims the tempeſt nigh;
Swans, fearfull of the polar gales,
Seek ſhelter in Silurian vales;
The ſea-gull in the meadow ſcreams,
And wood-cocks haunt lone thicket-ſtreams;
Rude winds from hills Brigantian blow,
And from their pinions ſhake the ſnow;
Whilſt trembling ſtars, intenſely bright,
Pour all their fulgence on the night:
The breeze with gellid rigour teems

And

And turns to rock the languid ſtreams,
Whilſt from its fount on yonder hill,
Unfetter'd runs the rapid rill.
The village boys with morn awake
To trace the ſurface of the lake,
And thoughtleſs run at paſſion's call,
In ſlipp'ry path's, where many fall;
The juſt reſemblance let me ſcan;
'T is raſh deſire, unthinking man,
Though ſeeming joy thy wiſh attends,
The fell deceit in ruin ends.

Obſerve yon prattling liſper ſtrain
To roll the ſnow-ball o'er the plain;
So miſers heap, with ſore turmoil,
What never can repay their toil.

As trudging home beſide the brook,
With health redundant in his look,
Yon ſturdy farmer blows his nails,
And his unlucky lot bewails
Not deſtin'd, like the drunken ſquire,
To lounge before the parlour fire;
Man diſcontented with his fate,
Ne'er ſees the folly, till too late.

Now village curs with echo'd howl,
Scare from her haunt the plaintive owl.
Foreboding billows loudly roar,
And cloath in foam the rocky ſhore;
We guard againſt the pelting rain,
'T will ſoon with fury ſweep the plain.

Wiſe Induſtry, thou canſt defy
The terrors of a wintry ſky,

When ſtorms are fierce and billows rude,
Thou canſt with eaſe their force elude;
With ſmiling plenty ſtore thy ſhed;
In warmth repoſe thy pillow'd head;
Pile high thy crackling hearth, and tune
A cheerful ſong to roſy June.

Important in his elbow chair,
The village ſage, in ſilver'd hair,
With ſelf applauding glee, repeats
His well-know tale of youthful feats:
He was a very *blade*, he ſays,
Not like your *louts* of modern days:
He won at wreſtling many a prize;
Could nicely box a neighbour's eyes;
And, 't was allow'd by all the town,
Could fairly drink a parſon down.
Thus, oddly thus, we graſp at fame,
Puff to the world an odious name:
How little is it underſtood,
That to be *great*, is to be *good* &c. &c,

In einem Anhang findet man Nachrichten von den aphoriſtiſchen Sentenzen der alten Walliſer Barden, unter der Benennung Triades, und Auszüge aus denſelben, unter vier Abſchnitte (lehr- theologiſche- moraliſche- poetiſche Sentenzen) gebracht. Wir führen eine davon an, die gewiſſermaßen auf den Verf. dieſer Gedichte anwendbar iſt. „Die drey Haupterforderniſſe des poetiſchen „Genies ſind, ein Auge, das die Natur ſehn, „ein Herz, das die Natur fühlen kann, und ein „Muth, der es wagt, der Natur zu folgen.“

Son-

Sonnets with other Poems, by the Rev. *W. L. Bowles*, A. M. late of Trinity College Oxford. 1794. 120 p. 8. Verschiedene von den in dieser Sammlung enthaltenen Stücken sind schon seit einiger Zeit hie und da abgedruckt worden. Einige kleinere Sammlungen des Verfs. sind auch bereits in dieser Bibliothek angezeigt, und ihr Werth ist nicht verkannt geblieben. Der herrschende Ton in Hrn. Bs. Gedichten ist der elegische, seine Sprache ist nicht mit gekünstelten Zierrathen überladen, aber gewählt und elegant, und seine Verse fließen in einer ununterbrochenen, dem Inhalt angemessenen, sanften Melodie dahin. Seine meisten Arbeiten müssen Lesern, die den Geschmack an einfacher Schönheit nicht ganz verlohren haben, wahres Vergnügen gewähren. Wir theilen ihnen ein Sonett an den Fluß Itchin, und ein etwas längeres Gedicht an Shakspeare mit. Jenes steht S. 10.

Itchin, when J behold thy banks again
Thy crumbling margin and thy silver breast,
On which the self-same tints still seem to rest,
Why feels my heart the shiv'ring sense of pain

Is it that many a summer's day has past
Since, in life's morn, J carol'd on thy side?
Is it that oft, since then, my heart has sigh'd,
As Youth, and Hope's delusive gleams, flew fast.

Is it: that thoſe, who circle'd on thy ſhore,
Companions of my youth, now meet no more?
Whate'er the cauſe, upon thy banks I bend

Sorrowing, yet feel ſuch ſolace at my heart,
As at the meeting of ſome long-loſt friend,
From whom, in happier hours, we wept to part.

Dieſes S. 67. u. f. w.

On Shakſpeare.

O Sovereign Maſter, who with lonely ſtate
Doſt reign as in ſome iſle's inchanted land,
On whom ſoft airs and ſhadowy ſpirits wait,
Whilſt ſcenes of fairie riſe at thy command!
On thy wild ſhores forgetful could I lye,
And liſt, till earth diſſolv'd, to thy ſweet minſtrelſey!

Call'd by thy magic from the hoary deep,
Aërial forms ſhould in bright troops aſcend,
And then a wond'rous maſk before me ſweep;
Whilſt ſounds, *that the earth own'd not*, ſeem'd to blend
Their ſtealing melodies, that when the ſtrain
Ceas'd, *I ſhould weep, and would ſo dream again!*

The charm is wound: I ſee an aged form,
In white robes, on the winding ſea-ſhore ſtand;
O'er the careering ſurge he waves his wand:
Upon the black rock burſts the bidden ſtorm.
Now from bright opening clouds I hear a lay,
*Come to theſe yellow ſands, fair ſtranger, come away.**)

Saw

*) The Tempeſt. Worte Fernandos.

Saw ye paſs by the weir'd ſiſters pale?*)
Mark'd ye the low'ring caſtle on the heath?
Hark! hark! is the deed done? the deed of death?
The deed is done: — hail, king of Scotland, hail!
I ſee no more; — to many a fearful ſound
The bloody cauldron ſink's, and all is dark around.

Pity! touch the trembling ſtrings,
A maid, a beauteous maniack, wildly ſings.**)
They laid him in the ground ſo cold,
Upon his breaſt the earth was thrown;
High is heap'd the graſſy mould,
Oh, he is dead and gone!
The winds of the winter blow o'er his cold breaſt,
But pleaſant ſhall be his reſt.

The ſong is ceas'd; ah, who, pale ſhade, art thou,
Sad-raving to the rude tempeſtuous night?
Sure thou haſt had much wrong, ſo ſtern thy brow;
So piteous thou doſt tear thy dreſſes white;
So wildly thou doſt cry, *»Blow, bitter wind,*
*Ye elements, I call not you unkind.****)

Beneath the ſhade of nodding branches grey,
'Mid rude romantic woods, and glens forlorn,
The merry hunters wear the hours away;
Rings the deep foreſt to the joyous horn!

Joyous

*) Siehe Macbeth.

**) Ophelia in Hamlet.

***) Shakſpears König Lear.

Joyous to all, but him *), who with ſad look
Hangs idly muſing by the brawling brook,

But merk the merry elves of fairy-land! **)
In the cold moon's gleamy glance,
They with ſhadowy morrice dance:
Soft muſick dies along the deſert ſand;
Soon at peep of cold-ey'd day,
Soon the numerous lights decay;
Merrily, now merrily,
After the dewy moon they fly.

Let roſy Laughter now advance,
And wit with twinkling eye,
Where quaint powr's lurking lye:
Bright Fancy, the queen of the revels, ſhall dance,
And point to her frolickſome train
And antick forms that flit unnumber'd o'er the plain.

O ſovereign maſter! at whoſe ſole command
We ſtart with terror, or with pity weep;
O where is now thy all creating wand?
Buried ten thouſands fathoms in the deep,
The ſtaff is broke, the powerfull ſpell is fled,
And never earthly gueſt ſhall in thy circle tread.

War. A Poem, 1794. 54 p. 4. Der Krieg wird in dieſen Verſen als ſtreitend mit den Gefühlen des Mitleids, der Menſchlichkeit und den

*) Jakob in: Wie es euch gefällt.

**) Siehe den Sommernachtstraum.

den Grundsätzen des Christenthums dargestellt. Die Absicht des Verfs. ist ohnstreitig die beste, allein er scheint keinen hohen Grad von Dichtergeist zu besitzen, und selbst seinem Geschmack und Gehör nicht die nöthige Ausbildung gegeben zu haben.

The Siege of Meaux; a Tragedy. In three Acts. As it is acted at the Theatre Royal in Covent Garden. By *Henry James Pye*. 1794. 71 p. 8. Das historische Faktum, worauf dieses Trauerspiel ruht, ist folgendes. Nach der Schlacht bey Poitiers im Jahr 1356 rotteten sich mehr als hunderttausend Bauern zusammen, in der Absicht, den Adel zu vertilgen. Sie verwüsteten die Güter desselben, verbrannten seine Häuser und Schlösser, und behandelten, ohne den mindesten Unterschied des Alters oder Geschlechts, alle Personen dieses Standes, die ihnen in die Hände fielen, mit der wildesten und unmenschlichsten Barbarey. Die Herzoginn von Normandie, die Herzoginn von Orleans, und dreyhundert ledige und verheurathete adliche Frauenzimmer befanden sich bey dem Herzog von Orleans in Meaux. Verschiedene Haufen dieser wüthenden Menge, zu denen sich andere von Paris und der Gegend umher schlugen, glaubten es könne ihnen nicht fehlen, diesen Raub unter sich zu theilen. Die Einwohner der Stadt hatten die Thore geöffnet, und in Gemeinschaft mit den Aufrührern die Frauenzimmer gezwungen,

sich

sich auf einen Platz le marche de Meaux, einem durch die Marne von dem Rest der Stadt getrennten Posten, zu verschanzen. Die Gefahr war ungemein groß. Nichts als die ärgsten Ausschweifungen waren von diesen zügellosen Banden zu erwarten. Der Graf de Foix und der Captal de Buche,*) die während dieser Ereignisse von dem Kreuzzuge gegen die heidnischen Preußen zurückgekehrt waren, erfuhren zu Chalons die schreckliche Lage dieser Damen. So unbeträchtlich das Häufchen war, das sie zusammenbringen konnten, so beschloßen sie doch auf der Stelle, die schwache Besatzung, die das Fort bey Meaux vertheidigte, zu verstärken. Die bedrohte Ehre dieser Damen ließ dem Grafen de Foix das Gewagte dieser verzweifelten Unternehmung und dem Captal de Buche vergessen, daß er ein Engländer war. Mit Freuden benutzte der letztere die Freyheit, die ein Waffenstillstand zwischen Frankreich und England

*) John de Grielly, Captal de Buche, war ein General unter dem schwarzen Prinzen. Er war einer von den ersten Rittern des neugestifteten Ordens vom Hosenbande. Ihm ward das Commando des Corps anvertraut, das der zweyten Linie der französischen Armee in die Flanke fiel, und dadurch den Ausgang der Schlacht bey Poitiers entschied. Er hing so zärtlich an dem Prinzen von Wallis, daß er von dem Augenblick an, wo er den Tod desselben erfuhr, nicht zu bewegen war, irgend eine Nahrung zu sich zu nehmen, sondern ihm kurz darauf in das Grab folgte.

land ihm verschaffte, dem Ruf einer Pflicht zu folgen, die dem Herzen eines Ritters heiliger ist, als der Nationalhaß. Sie warfen sich in den Platz, wo die braven Ritter und ihre Begleiter keine andere sichtbare Rettung vor sich sahen, als den Tod, und den Rebellen keine andere Schutzwehr entgegenzusetzen hatten, als die Paniere des Herzogs von Orleans, des Grafen de Foix, und die Ritterfahne des Captal de Buche. Sie befahlen die Thore zu öffnen, und gingen dem Feind kühn entgegen. Bey diesem unerwarteten Anblick wurden die Empörer von einem plötzlichen Schrekken ergriffen, die Ritter sprengten ihre getrennten Glieder auseinander, erlegten ihrer siebentausend und kehrten in Triumph zu den Damen zurück.

Die Scene des auf diese Anekdote gegründeten Trauerspiels ist beständig in Meaux und die Dauer der Handlung ist der Belagerung gleich. Das Stück öffnet sich mit einer Unterhaltung des Baron St. Pol und Clermonts, in welcher der erstere seine Liebe für Matilda, die Tochter des Herzogs von Orleans, und seine Eifersucht gegen seinen Nebenbuhler Douglas, einen tapfern schottischen Ritter, dessen Muth er sein Leben in dem Treffen bey Poitiers verdankt, an den Tag legt. Der Herzog, der Mistrauen in die Treue Dubois, eines seiner Offiziere, setzt, äußert seine große Besorgnisse wegen der Sicherheit seiner Gattinn und Tochter gegen seinen Freund St. Pol. Bey der Näherung eines Haufens englischer Truppen

pen unter der Anführung des Lord de Buche, dessen Ankunft Douglas meldet, nimmt die Unruhe zu: die Herzoginn und Matilda äußern ihre Furcht; Douglas empfängt, nach einem glücklichen Gefechte ihren Dank, und von Matilden das Geständniß ihrer Liebe. St. Pol wird mit kalter Verachtung zurückgewiesen, und beschließt aus Rachsucht nun, mit dem Verräther Dubois gemeinschaftliche Sache zu machen. Er theilt diesem auch wirklich seinen Entschluß mit. Der Herzog, der nun in die Citadelle gekommen, erfährt, daß in einem Angriff auf die Festung, während Douglas und Clermont die Herzoginn und ihr Gefolge hinwegbegleiteten, St. Pol sich auf die Seite der Angreifer geschlagen, den Ritter Douglas plötzlich überfallen, und ihn sammt Matilden dem Feind als Gefangene in die Hände gespielt habe. Dubois, trunken von diesem glücklichen Erfolg, denkt die schöne Matilde nun selbst davon zu tragen. Indeß Douglas und Matilda als Gefangene in Verwahrung sind, und letztere den St. Pol anfleht, das Leben eines braven Kriegers zu schonen, stürzt Dubois mit einem bewaffneten Haufen herein, und führt Matilden hinweg. Douglas bleibt als Gefangner zurück. St. Pol, der entwaffnet worden, bereut seine Niederträchtigkeit, und beschließt, den Waffenstillstand mit den Engländern zu benutzen, und die Hülfe des tapfern Anführers ihrer Truppen des de Buche anzusprechen. Während der Herzog und die Herzoginn den Verlust Matildens beweinen,

weinen, erklärt Dubois ihr seine Leidenschaft, und hält um ihre Hand an. Seinen Vorstellungen destomehr Gewicht zu geben, läßt er den Douglas gebunden herbey bringen, und zugleich einen Scharfrichter kommen, und erklärt: ihre Einwilligung in seine Wünsche sey das einzige Mittel, dem Schotten das Leben zu retten. In diesem schrecklichen Augenblick stürmt St. Pol mit einem Trupp Engländer herein, erlegt den Dubois, und befreyt Matilden und Douglas. St. Pol, der in dem Gefecht selbst tödtlich verwundet wird, gesteht sterbend seine Undankbarkeit, erhält Verzeihung, und das Stück schließt mit seinem Tode. — Weder die Charaktere noch die einzelnen Vorfälle dieses Miniaturtrauerspiels sind hinlänglich entwickelt, um eine große Wirkung hervorzubringen. Viel Lob verdient jedoch die durchaus beobachtete Wahrheit und Angemessenheit der Gesinnungen und Empfindungen, und die treffenden Gemälde der Leidenschaften. Folgende kurze Scene, worin der Herzog und die Herzoginn von Orleans das Unglück ihrer Tochter beklagen, kann zum Beweiß dienen, daß es dem Stück nicht an rührenden Auftritten fehlt.

Duch. Undone, undone, my lov'd my lost Matilda;
What dost thou suffer now? — perhaps beyond
What even my fears can picture. —

Duke. Do not thus
Give way to uſeleſs ſorrows.

Duch. That's the ſting
That tortures me. — I know, my tears are uſeleſs —
I know they flow in vain — I know they cannot
Reſtore my murder'd child.

Duke. Recall your firmneſs —
Bear up againſt the conflict — am not I
A parent too.

Duch. You are — you are a father. —
You cannot feel the agonizing pangs
That tear a mother's breaſt. — A thouſand cares,
A thouſand tender offices, which, trifling,
In wiſdom's eye — touch every finer ſpring
Of fondneſs and of love, crowd on my memory,
Once my ſoul's deareſt joy, now its deſpair,
And fill my breaſt with woe unutterable. —
Thoſe arms which oft around my neck were thrown
In playful tenderneſs, are gall'd by chains;
That breaſt, the ſoft abode of filial kindneſs,
Now pours, perhaps, the guſhing tide of life. —
Yet you're a parent. Had I been a man,
I would have ruſh'd on ſwords and pointed ſpears —

This

This boſom ſhould have ſtream'd one bleeding wound
Ere thus abandon her. —

Duke. O dry thoſe tears —
What could I do — hemm'd in by warring thouſands,
Compell'd by duty to conſult the ſafety
Of thoſe givn to my charge, — to guard thee too.

Duch. Periſh ſuch duty! periſh too my ſafety!
Can I ſurvive my daughter's death, or, worſe,
Her foul diſhonour — for this public duty,
'T is a fine word ambition has invented
To cheat mankind, to ſkreen its ſelfiſh views
Beneath the ſpecious maſk of patriot zeal,
And blunt the feelings of humanity.
But he, whoſe ſtubborn breaſt is ſteel'd againſt
The ſocial charities of love and friendſhip,
Whatever knaves pretend, or fools believe,
Can never love his country,

Duke. Peace, and hear me.

Duch. I will not, cannot —
O, I am deaf to every ſound but ſorrow's! —
Matilda! O, my child, my bleeding daughter! — — —

Designs in Perspective, for Villas in the ancient Castle and Grecian styles. By *Robert Morison*. 6 plates. (Schwarz 10 Sh. 6 D. illuminirt 15 Sh.) 1794. Hr. M. verfolgt in einer kurzen Einleitung unsere heutige Baukunst zu ihren beyden Hauptquellen zurück, zu dem antiken griechischen und dem alten Schloß- oder Burgstyl (the ancient Castle style) unter welchem letztern der gothische bisweilen mitbegriffen wird. „Das Feudalsystem, sagt er, das sich durch ganz Europa verbreitete, und vor mehrern Jahrhunderten es allgemein beherrschte, führte den Burgstyl als eine natürliche Folge seines kriegerischen Geistes, der die Wohnung jedes Lehnsherrn im buchstäblichen Sinn zu einer Burg oder Veste machte, zu dem seine Vasallen zur Zeit der Gefahr ihre Zuflucht nehmen konnten, in die Baukunst ein. Zu diesem Zweck wurden die Wohnungen gewöhnlich auf irgend einer Felsenhöhe angelegt, die, durch die Schwierigkeiten des Zugangs, plötzliche Angriffe des Feindes verhindern, und durch das heroische Aussehn den Respekt der Untergebenen sichern konnte. Da Vertheidigung die Hauptsache war, so wurden Thürme und Zinnen, von denen man die Stürmenden sicher zurückweisen konnte, die Hauptzierrathen dieser Gebäude. Genaue Symmetrie mußte oft lokaler Nothwendigkeit oder Bequemlichkeit weichen; doch geben die Spuren hoher Größe, die in ihren Trümmern noch sichtbar sind, hinreichende Beweise

wisse, wie geschickt sie nach dem Zweck des Eigenthümers eingerichtet waren. So mächtig ist der Eindruck, den diese ehrwürdigen Bruchstücke noch heute zu Tage erwecken, daß manche aus freyer Wahl diesen Styl nachahmen, der ursprünglich ein bloßes Kind der Nothwendigkeit war, und in kühnen und bergigen Gegenden harmonirt wirklich eine Composition dieser Art ungemein wohl mit der umliegenden Landschaft, und vermehrt die mahlerische Wirkung des Ganzen ungemein. Sobald aber Cultur die rauhe, vernachläßigte Ebene in einen grünen Teppich verwandelte, und ihn mit aller der reizenden Mannichfaltigkeit schmückte, die Wald und Wasser an die Hand geben, so lockte die sanfte Schönheit der Scene natürlicher Weise den Eigner von dem schwarzen Gipfel des Felsens herab, und bewog ihn, seinen Aufenthalt im Schoos der niedern lachenden Fluren zu nehmen. Nun ward eine verfeinerte Gattung von Architektur erfordert, die zu dem Geist des übrigen paßte, und man wählte jetzo die zarten griechischen Säulenordnungen, das Gemälde zu verschönern und zu vollenden. Dem Inigo Jones verdankt es England, daß es der alten Einfalt am nächsten gekommen. Leider wichen nur zu bald mehrere seiner Nachfolger von ihr ab, überließen sich ihrer schwelgerischen Phantasie, und bemühten sich, ein neues, überladnes, schwerfälliges System zu bilden, indem sie die beyden einander entgegengesetzten Style verbanden, welcher

ungleichartigen Mischung eine große Anzahl ungeheurer und kostbarer Gebäude, die aber dem Nationalgeschmack wenig Ehre machen, ihr Daseyn verdanken." — — — . Die vorliegenden sechs Risse sind absichtlich so eingerichtet, den Contrast, der zwischen der rohen Pracht der alten Burgen und der zarten Simplicität der griechischen Bauart obwaltet, in das möglichst starke Licht zu setzen. Die Entwürfe sind nach einem so ungeheuren Massstab verfertigt, daß sie nur für ausserordentlich reiche Personen brauchbar sind. Jedes Gebäude ist zu acht bis neuntausend Pfund Sterling berechnet. Besser würde der Künstler thun, wenn er sich hauptsächlich auf Gebäude für die mittlere und zahlreichere Klasse der Gesellschaft einschränken wollte.

Bey Dyk ist so eben erschienen:

Anthologia graeca sive poëtarum graecorum lusus ex recensione Brunckii. Tomus V. qui indices complectitur.

und wird zum Gebrauche der Besitzer der Analecten auch unter dem Titel:

Indices in Epigrammata, quae in Analectis veterum poëtarum à Brunckio editis reperiuntur,

besonders verkauft. Durch dieses siebenfache Register, dem man die bequemste Einrichtung zu geben gesucht hat, um sich in einer Anzahl von mehr als fünfthalbtausend Epigrammen zu rechte zu finden, ist einem Bedürfnisse abgeholfen, welches gewiß alle Gelehrten bey dem Gebrauche der Analecten empfunden haben.

Wir bemerken hier gelegentlich, um allen Mißverständnissen vorzubeugen, daß die im Jahre 1794 in unserm Verlage erschienene Anthologia graeca sive lusus poëtarum graecorum. IV. Tomi sämmtliche epigrammatische Gedichte der Analecten enthalten, mit Hinweglassung dessen, was von Brunck in den Poëtis gnòmonicis später abgesondert und bearbeitet worden war. Einige andre Gedichte und Fragmene, welche in einer Anthologia Epigrammatum eigentlich keinen Platz erhalten durften, sind beybehalten worden, weil sie anderwärts weder so vollständig, noch so correct zu finden waren.

Ueberhaupt ging die Absicht des Herausgebers keineswegs darauf, ein neues Werk zu gründen, sondern vielmehr einem ältern, vortreflichen Werke durch Register und Commentar mehr Brauchbarkeit zu verschaffen. Der Abdruck des Textes war dabey nothwendig, weil die Analecten vergriffen waren. Eigne Veränderungen, wozu es oft Gelegenheit gegeben hätte, mit demselben vorzunehmen, wollte sich der Herausgeber nicht erlauben, weil an eine neue und sicher gegründete Recension des Textes, ohne eine erst noch anzustellende Vergleichung des Cod. Vat. nicht zu denken war. s. Praefat. S. VI. Eine solche Vergleichung aber wird erst jetzt durch die verfertigten Register möglich werden, vornemlich durch einen Index sämmtlicher in dem cod. Vatic. enthaltner Gedichte, welcher der dem Commentar voranzuschikkenden notitiae literariae einverleibt werden wird. Der Herausgeber ist so glücklich gewesen, durch die Bemühungen seiner Freunde, ausser diesem höchst wichtigen Index, ein beträchtliche Anzahl Epigrammata inedita zu erhalten, welche, nebst den übrigen von Brunck übergangenen Epigrammen, in einem für sich bestehendem Bande an das Licht gestellt werden sollen. Ein einziges solches Paralipomenon ist dem Leipziger Abdrucke Tom. I. p. 138. einverleibt worden; nicht aus Inconsequenz, sondern aus einem ganz zufälligen Grunde, den man bey Betrachtung der angeführten und ihr gegenüberstehenden Seite leicht von selbst errathen wird.

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste.

Fünf und funfzigsten Bandes Zweytes Stück.

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung.
1795.

V.

Ueber die Kupferstiche nach der Shakspearischen Gallerie in London.

Briefe an einen Freund.

Erster Brief.

Sie verlangen mein Urtheil über das große und rühmliche Denkmahl, das der Enthusiasmus der Engländer itzt dem größten ihrer Dichter setzt; ein Denkmahl, das, seinen Kunstwerken gewidmet, selbst aus einer Reihe von Kunstwerken besteht, schöner und vielleicht dauernder als sein Denkmahl in der Westminsterabtey. Wenn ein verwandtes Künstlergenie den Geist des Dichters faßt, und seine feinen, geistigen Ideen anschaulich und sinnlich hinstellt, sie durch den Zauber der Farben bleibend macht, uns den Genuß daurend empfinden

läßt, den wir beym lesen nur im Fluge haschen, und jene Erscheinungen festhält, die bey der Darstellung des Schauspielers nur zu flüchtig sind, und es ihrer Natur nach seyn müssen: so verdient er den wärmsten Dank von jedem Freunde des großen Dichters, so wie von jedem Freunde der Kunst. Diese Kunstwerke, öffentlich ausgestellt, machen einen Tempel Shakspeares aus, wo seinem Genie auf die größte und ehrenvollste Art gehuldigt wird; die Nation wird hier an den Mann erinnert, auf den sie mit Recht stolz ist; man wird durch den Anblick mit seinen Schauspielen inniger vertraut; aus seinen Ideen bildet sich ein neuer Cirkel von mahlerischen Darstellungen, der vielleicht den der griechischen Mythologie in England verdrängt. Die Nation sieht ihre Charaktere, vom König bis zum Bettler, dargestellt, sie sieht hier wichtige Momente ihrer Geschichte lebendig anschaulich gemacht: — kann ein Dichter eine schönere Andeutung wünschen?

Als ich den ersten Entwurf zu dieser Gallerie kennen lernte, ward ich in einen Enthusiasmus gesetzt, indem sich mir jene Vorstellungen alle zugleich aufdrängten; nur überraschte mich in demselben Augenblick der Wunsch, daß doch ein Raphael oder Domenichino den schönen Plan ausführen möchte. Schon mehrere Künstler hatten es versucht, einzelne Scenen Shakspeares darzustellen, aber immer schien mir der Versuch mißlungen; ob der Fehler im Talent des Künstlers, oder

in

in der Unbekanntschaft mit Shakspeare lag, will ich nicht entscheiden.

Wird England, fragte ich mich selber, auch Mahler finden, die des erhabenen Dichters nicht unwürdig sind? Und wenn es diese hat, werden sich auch die Mühe geben, sich in die Seele le Shakspeares zu versetzen, nicht bloß eine Stelle aus ihm nur dem Scheine nach nehmen, und sie übrigens ganz aus ihrer Idee darstellen? Wird Lear und Macbeth auch so empfunden werden, wie ihn Shakspeare empfand, und könnte sich nicht selbst ein Hogarth an Shakspeares komischen Scenen versündigen? Ich war besorgt, daß ein andrer Künstler den Sinn des Dichters im Falstaff oder Trinkulo weit mehr entstellen würde.

Der Mahler von Talent wird sich stets Ideen wünschen, deren Inhalt er bey dem Beschauer als bekannt voraussetzen kann; die Seele geht unmittelbar zum Genuß des Kunstwerks über, ohne daß bey dunkeln oder unbekannten Sujets die Neugierde diesem Genuß im Wege steht; ich bin zu der Empfindung, die das Kunstwerk in mir erregen soll, schon vorbereitet, und gebe mich um so viel williger der Illusion hin. Ist der Gegenstand des Gemähldes an sich selbst schön und erhaben, oder hat ein großer Dichter dem Mahler schon Erfindung, Composition und Affekte geliefert, so treten wir mit Enthusiasmus vor das Kunstwerk, und unsre Bewunderung, unser Entzücken kommt dem Mahler entgegen.

Diese Vortheile im gegebenen und bekannten Gegenstande fallen zu sehr in die Augen, als daß sie irgend ein Künstler abläugnen könnte; aber darin, daß die Phantasien des Dichters dargestellt werden, liegen zugleich einige Nachtheile, die vielleicht weniger beym ersten Blick einleuchten, und die mich daher um so besorgter machten, daß sie vom Künstler übersehen werden könnten. —

Der dramatische Dichter hat Momente in seinen Schauspielen, die kein Pinsel oder Griffel jemals darstellen kann; ich meyne jene Sprünge und überraschenden Wendungen des Affekts, jene fürchterlichen Blitze des Genies, bey denen der Zuschauer zusammenfährt, wo der Dichter unerwartet eine Idee vorträgt, und diese Vorstellung eben so unerwartet durch eine neue verdrängt: diese Momente sind oft die glänzendsten des Schauspiels, und bey keinem Dichter finden sie sich so häufig als bey Shakspeare in seinen Tragödien.

Wenn Lear schon halb im Wahnsinn sagt:

No, I will weep no more. — In such a night
To shut me out! — Pour on; I will endure: —
In such a night as this! O Regan, Goneril! —
Your old kind father, whose frank heart gave
you all, —
O that way madness lies; let me shun that;
No more of that, —

welcher Mahler wird es wagen, wenn er den Sinn ganz durchdringt, die Pallette zu nehmen, und diese Stelle auf die Leinwand zu werfen?

sen? So innig diese Verse beym lesen oder bey der Darstellung rühren, so frostig würden sie vielleicht als ein Gemählde dargestellt erscheinen: oder wenn sie auch hier rührten, so würde das Gemählde doch nie jene Erschütterung in uns erregen, jenes Anschlagen von hundert Gefühlen. — Man würde immer nur den weinenden Lear sehen, oder den erzürnten Vater, der sich zur Kälte zwingt; das Ineinanderschmelzen dieser beyden Empfindungen, verbunden mit der Verstandesschwäche, die dem Schmerz endlich ganz erliegt und Wahnsinn wird, wäre gewiß selbst einem Raphael unmöglich: hier steht ein großer Gränzstein zwischen dem Gebiet des Mahlers und des Dichters.

Ich brauche Sie wohl nicht daran zu erinnern, daß es in allen Schauspielen und Tragödien Shakspeares sehr viele Stellen giebt, wo das Durcheinanderstürmen eben so mannigfaltiger Affekte und Vorstellungen meisterhaft gezeichnet ist. Da diese Stellen die glänzendsten sind, so wagt sich der Künstler vielleicht in der Begeisterung grade an diese; der Dichter hat ihn auf einen Standpunkt des Enthusiasmus geführt, wo er die Gränzen seiner Kunst übersieht; er fühlt endlich bey der Ausführung sein Unvermögen; statt die Darstellung aufzugeben, tritt er nun mit dem Dichter einen Wettkampf an, er übertreibt auf der einen, und schwächt auf der andern Seite, das Frappirende soll das Interessante ersetzen, — und so entsteht statt eines Produkts der schaffenden und dichtenden Phantasie eine leere Deklamation, bey welcher der

Verstand wenig und die Imagination noch weniger Nahrung findet.

Eben diese Besorgniß tritt selbst bey Scenen ein, die der Mahler erreichen kann. Bey dem Gefühl seiner Kraft wird er hier bald in Versuchung gerathen, sein Original zu übertreffen; er wird den gewöhnlichen Liebhaber, den Freund des Auffallenden und Brillianten auch sehr bald von seinem Siege überzeugen, wenn er die Stellungen nur etwas übertreibt, den Affekt zu erhöhen, aber eben dadurch noch nicht zu verstärken sucht, und durch Nebensachen die Aufmerksamkeit theilt. — Und wie wenig Künstler sind von je, vorzüglich aber in unsrer Zeit, von dem hohen Werth ihrer Kunst und ihrem erhabenen Endzweck so innig überzeugt gewesen, daß sie nicht gern Natur und Simplicität verlassen hätten, um das Auge zu blenden, und den flüchtigen Blick des Haufens zu fesseln?

Außer diesen Gefahren aber lag noch eine andere Klippe dem Mahler bey diesem Unternehmen weit näher, und dieß sind die Charaktere Shakspeares. — Wir haben oft über den Unterschied der Personen dieses Dichters und der aller übrigen, mir bekannten, (Homer ausgenommen,) gesprochen. So individuell zeichnet kein anderer; so mannigfaltige und oft heterogene Züge hat noch niemand zu verbinden gewagt, denn eine solche Verbindung würde die Einheit und zugleich die Wahrscheinlichkeit der Charaktere bey jedem andern Dichter zerstören. Der Mahler mag nun ein noch so großer Zeichner seyn, er mag den Ausdruck völlig

in

in ſeiner Gewalt und die Compoſition noch ſo tiefſinnig überdacht haben, — er kann vielleicht ein ſchönes Gemählde liefern, aber noch keins das dem Shakſpearſchen verdiente gegenüber zu ſtehn, wenn er nicht jene hohe Fähigkeit hat, die geiſtigen Ideen der Dichterphantaſie in eben ſo viele körperliche Züge zu verwandeln, das Individuelle der Natur aufzufangen, und doch in Ideal zu verwandeln, den Dichter nicht nur ganz zu verſtehn, ſondern auch ſeine Welt, lebendig wie ſie in ſeinem Gehirn war, ohne manierirte Zuſätze, hinzuſtellen, ohne die reine Begeiſterung in Schwulſt oder das Originelle in Affektation zu verwandeln.

Sie lächeln vielleicht über meine hohen Forderungen, und ich muß geſtehn, ſie kommen mir ſelber abentheuerlich vor, wenn ich bedenke, wie eine Menge von Künſtlern manchen Gegenſtand aus der Geſchichte oder der Mythologie behandelt hat. Man begnügt ſich, einen intereſſantſcheinenden Moment zu wählen, man füllt die Leinwand mit Gruppen aus, und giebt ihnen den Ausdruck der ſich am erſten darbietet, oder opfert ihn wohl ganz dem Colorit und einer täuſchend nachgeahmten Drapperie auf; gewöhnlich merkt man dann nur aus conventionellen Zeichen die Bedeutung der Darſtellung, die dann mehr einer Hieroglyphe als einem Kunſtwerk nahe kommt; der Beſchauer muß ſich dann begnügen, nach Gutdünken aus ſeinem Dichter die dargeſtellten Perſonen zu taufen: Jupiter könnte eben ſo gut ein Silen ſeyn, wenn es ſein Adler nicht hinderte, oder Apollo ein Endymion, wenn

uns die Leyer nicht unwidersprechlich darthäte, daß es der Gott der Dichter sey. — Ich fürchtete also, Künstler könnten sich an die Shakspeareschen Werke wagen, ohne sie recht studiert zu haben, ja die Arbeit anfangen, ohne selbst die Verbindung der Scenen recht zu kennen, die sie darstellen wollten, — und so müßten sie freylich sehr zufrieden seyn, wenn sie nur einen zornigen Vater zeichneten, statt uns einen Lear zu geben, oder einen melancholischen Jüngling für einen Hamlet.

Sie können es sich nun denken, mit welcher Neugier, mit welcher Erwartung ich die ersten Blätter in die Hand nahm. —

Es giebt viele Leute, die sich leicht von der Pracht und Größe dieser Kupferstiche, von der äußerst sorgfältigen mechanischen Arbeit blenden lassen, und, indem sie hier ihre Erwartung vielleicht übertroffen finden, die größeren und wichtigeren Forderungen der Anordnung und des Ausdrucks vergessen: — daß ich zu diesen nicht gehöre, werden Sie mir vielleicht Dank wissen, wenn Sie die leeren, deklamatorischen Beschreibungen dieser Kupferstiche in manchen Blättern lesen. —

Ich will Ihnen itzt mein Urtheil über jedes Stück mittheilen, ohne nach der Ordnung zu verfahren, in welcher die Hefte erschienen sind. Ich mache mit den eigentlichen Lustspielen den Anfang.

Vorher aber muß ich Ihnen sagen, daß vieles von meinem Lobe oder Tadel vielleicht blos den Kupferstecher treffen kann, da besonders in Ansehung der Erleuchtung und Zeichnung von den Gemähl-

mählden manche Abweichungen Statt finden können, zum Vortheil oder Schaden des Mahlers.

Aus *Love's labour loſt* hat W. Hamilton die erſte Scene des vierten Aufzugs dargeſtellt. Das Blatt iſt von Thom. Kyder ſehr ſchön geſtochen, und ſtellt die Prinzeſſinn von Navarra vor, die mit dem Förſter ſpricht. Das Ganze iſt ſehr gut angeordnet, und giebt dem Auge einen ſehr ſchönen Anblick, die Landſchaft iſt reizend, alles gefällt, außer zweyen rechts ſtehenden Herren, die offenbar der Wirkung Eintrag thun.

Ich mag mit dem Mahler hier nicht über die Wahl zanken, die er getroffen hat, da das ganze Stück vielleicht keinen für die Darſtellung recht intereſſanten Moment liefert; es iſt überhaupt das ſchwächſte Schauſpiel des Dichters.

Noch gehören zu dieſem Luſtſpiel zwey kleinere unintereſſante Blätter: das erſte von F. Neagle nach F. Wheatley geſtochen; Coſtard der dem Könige Biron's Brief bringt; (Akt IV. Sc. 2.) das andre von W. Skelton, ebenfalls nach F. Wheatley, (Akt V. Sc. 2.) die Prinzeſſinn mit ihren Hofdamen: dieß letztere iſt vorzüglich ganz bedeutungslos.

Aus den *Merry Wives of Windſor* ſind drey Scenen dargeſtellt, und der Künſtler findet in dieſem Luſtſpiel eine ſo große Menge mahleriſcher Momente, ſowohl was die Mannigfaltigkeit der komiſchen Charaktere, als der Situationen betrifft, daß ihm eine ſchickliche Auswahl nicht wenig Schwierigkeit koſten muß. In dieſem Fall ſollte

sollte der Künstler, (oder wenn es mehrere sind, so müßten sie durch einen Vergleich dahin übereinkommen,) die Scenen wählen, in welchen vorzüglich die Schicksale der Hauptperson des Stücks entschieden werden. Gleich beym ersten Blick bieten sich aus diesem Lustspiele drey Hauptmomente dar, die sich alle unmittelbar auf Falstaff beziehen, ich meyne die drey Abentheuer, die er in diesem Lustspiele besteht: die Scene mit dem Korbe, — die, in welcher er als Weib verkleidet aus dem Hause geprügelt wird, — und endlich der letzte Auftritt des Stücks, seine Pein, die er unter den Händen der verkleideten Feen erduldet. In allen diesen Scenen treten zugleich die übrigen interessanten Charaktere des Stücks auf, und der Künstler hätte hier die erwünschteste Gelegenheit, sie mannigfaltig zu gruppiren, und den Ausdruck, die Theilnahme mannigfach zu nüanciren. — Ist es nicht sonderbar, daß zwey dieser Scenen von den Künstlern ganz übergangen sind, die dafür lieber andre gewählt haben, in welchen wir die Hauptperson gar nicht erscheinen sehn, und die überhaupt ziemlich uninteressant sind?

Das erste Blatt ist die erste Scene des Lustspiels, gemahlt von R. Smirke, gestochen von J. P. Simon: — Slender, der nicht zu Tische will, und sich mit Anna Page deshalb komplimentirt. Die Scene ist wirklich im Original ächt komisch, nur hat sie auf den Haupthelden keinen Bezug, und der Künstler hat auch überdieß den originellen Charakter Slenders gar nicht getroffen. Der

Slender

Slender, den wir hier erblicken, scheint uns nicht der zu seyn, den uns Shakspeares unerschöpfliche Laune zeichnet; er ist nicht der einfältige Landjunker, der auf die ungeschickteste Art von der Welt die Mode-Narrheiten der Stadt nachahmen will, der hier aus unrecht angebrachter Höflichkeit nicht mit zu Tische gehen will, und deswegen nicht nur alle Gäste vom Essen abhält, sondern auch seinetwegen seine Geliebte so lange bey sich vor der Thür stehen läßt, bis endlich der Vater selbst noch einmal herauskommt, und ihn dringend bittet; — der bey dieser Gelegenheit zugleich alle seine Vorzüge will geltend machen: seinen Muth und seine Geschicklichkeit im Fechten. Der hier dargestellte Slender ist ein sehr uninteressantes Geschöpf.

Desto anziehender ist die Physiognomie des Mädchens, die fein und ausdrucksvoll ist; sie scheint heimlich über ihren Geliebten zu spotten: der Atlas ihrer Kleider ist vortrefflich ausgedrückt, so wie das ganze Blatt überhaupt vorzüglich gut gestochen ist; auch die Nebensachen, das Laubwerk, der Hintergrund, sind fleißig gearbeitet.

Ich habe bis itzt noch von der Karrikatur geschwiegen, die hinter Slender steht; es ist Simple, sein Bedienter. So viel Mühe sich auch hier der Mahler gegeben hat, ihn zu übertreiben, so kann man doch nicht über ihn lachen, und dieß ist die größte und gerechteste Strafe für den Künstler, der die Gränzen des Komischen und der Natur überschreitet. Seine Figur ist nichtssagend geworden, indem sie recht viel hat ausdrücken sollen; da wo

der Künstler sich selber zu übertreffen sucht, wird seine Mühe entweder gar nicht, oder mit Unwillen bemerkt. Smirke scheint sich besonders viel Talent für die komische Darstellung zuzutrauen, denn er hat unter diesen Blättern lächerliche Gegenstände am liebsten gewählt; aber nach meiner Meynung fehlt ihm das große Talent Hogarths, in äußeren Verzerrungen den inneren Charakter der Person darzustellen, ganz, und indem er so übertreibt, gesteht er den Mangel dieses Talentes selbst.

Doppelt aber versündigt sich der Künstler, der gewaltsam eine solche Figur in sein Gemählde zieht; denn wenn Sie den Shakspeare nachschlagen, werden Sie finden, daß Simple gleich anfangs von Slender fortgeschickt wird, er sagt zu ihm: Go, Sirrah, for all you are my man, go, wait upon my cousin Shallow. Sehr naiv setzt er nachher hinzu: A justice of peace sometime may be beholden to his friend for a man. — Ueber die unnöthigen Abweichungen vom Dichter werde ich noch öfter Gelegenheit zu klagen finden. Da diese Gemählde seinen Kunstwerken gewidmet sind, so kann man auch fordern, daß der Mahler sich bis auf die kleinsten Umstände nach dem Dichter richte, ihm aber nicht offenbar zu widersprechen suche; denn sonst arbeitet ein Smirke blos an seinem eigenen Ruhm, ohne auf den Dichter weiter Rücksicht zu nehmen.

Alles, was ich bey diesem ersten Blatt gelobt oder getadelt habe, läßt sich bey dem zweyten wiederho-

verhohlen. Es ſtellt die Miſtriß Ford und Page vor (Akt II. Scene 1.) die eben entdecken, daß die Briefe, die ſie von Falſtaff erhalten haben, buchſtäblich dieſelben ſind: es iſt von W. Peters gemahlt, von R. Thew geſtochen. Der Stich iſt vortrefflich, der Atlas der Kleider auf eine täuſchende Art nachgeahmt, — aber welche widrige Geſichter! welche unintereſſante Figuren! Man findet ſie kaum aus der prächtigen Kleidung heraus, die noch überdieß ſehr unnatürlich iſt. Denn werden ſich wohl Bürgerfrauen ſo wie dieſe hier in Atlas und Spitzen kleiden, ſelbſt wenn ihnen ein Feſt Gelegenheit giebt, ſich in ihrem glänzendſten Putz zu zeigen? Der Dichter ſelbſt läßt die Miſtriß Ford Falſtaffen, der ihre Augenbraunen lobt, zu denen jeder Kopfputz ſchön ſtehen würde, antworten: A plain kerchief, Sir John: my browes become nothing elſe; nor that well neither. Der Künſtler hat alſo den Dichter nicht geleſen, oder ihn vorſätzlich vernachläßigt; aber in dieſem letzten Falle hat ſeine Darſtellung durch Vernachläßigung der Wahrheit nichts gewonnen, denn ſeine Figuren ſind nur widrige Modelle, auf denen eine reiche Drapperie zur Schau ausgehängt iſt.

Daß der Moment vielleicht nicht ſchlechter gewählt werden konnte, brauche ich wohl nicht erſt zu erinnern. —

Von eben dieſem Peters, einem Geiſtlichen der nur als Liebhaber mahlt, iſt auch das dritte Blatt, geſtochen von P. Simon: Falſtaff, der eben in den Korb kriecht. Der Stich iſt auch hier

meiſter-

meisterhaft. — Die Scene wäre nun eine von denen, die ich dem Künstler vorschlagen würde, nur würde ich einen Moment wählen, der etwas später fällt: Falstaff soll im Korbe weggetragen werden, Fort hält die Träger an, seine Freunde, so wie die Frauen, stehn in mannigfaltigen Gruppen umher, den Erfolg seiner Eifersucht mit Neugier oder Unwillen abzuwarten. Hier aber ist Falstaff, der halb im Korbe liegt, eine nichtssagende Figur, die beyden Frauen sind ohne großen Ausdruck, die ganze Darstellung ist ohne Interesse. —

Man hat aus diesem Stücke noch drey kleinere Blätter, die ohne große Bedeutung sind, alle nach Smirke gestochen: 1) Kajus, der den Simple aus seinem Kabinet herauszieht (Akt I. Scene 4.): unangenehme Karrikatur; — 2) Evans, der den kleinen Wilhelm examinirt (Akt IV. Scene 1.) die uninteressanteste und schlechteste Scene des ganzen Stücks, die im Original auf elende Mißverständnisse der Frau Quickly von lateinischen Wörtern hinausläuft, und die in der Zeichnung also wohl kalt bleiben mußte; — 3) Falstaff zwischen den Frauen, mit dem Hirschgeweih (Akt V. Scene 5.) ist ganz ohne Bedeutung. —

Und hiermit, lieber Freund, will ich diesen Brief schließen. Nächstens will ich Ihnen mein Urtheil über die Kupfer aus den übrigen Lustspielen melden, unter der Bedingung, daß Sie es nicht versäumen mir zu widersprechen, sobald Sie nicht meiner Meynung sind. Ich bin, u. s. w.

Zwey-

Zweyter Brief.

Sie tadeln die Strenge, mit der ich gegen die Künstler verfahre, und vielleicht in Versuchung kommen könnte, Fehler mit Vorsatz aufzusuchen. Vor dem letzten Fehler glaube ich hinlänglich gesichert zu seyn, wäre es auch nur dadurch, daß sich dem Freunde Shakspeares, und jedem Auge, das sich nicht blos durch äußern Glanz blenden läßt, so viele Mißgriffe, in Ansehung des verfehlten Ausdrucks, der Stellungen, u. s. w. aufdrängen, daß er nicht erst mit Aengstlichkeit nach Fehlern suchen darf, um nur dadurch das Ansehen eines Kunstrichters und den Schein eines verfeinerten Geschmacks zu gewinnen. Bey dem Werke eines eigentlichen Genies schweigt man gern von den kleinen Flecken, die durch tausend Schönheiten fast völlig verschwinden, oder man berührt sie nur im Vorbeygehn; denn es ist gewiß das Zeichen einer kleinen Seele, kalt bey den göttlichen Meisterstücken eines Raphael vorbeyzugehn, und mit einer wichtigen Miene die fehlerhafte Färbung eines Gewandes zu tadeln. Wo aber ein solches Verhältniß nicht Statt findet, wo Auswahl, Anordnung, Richtigkeit der Zeichnung, und Grazie, das Genie des Künstlers, so viel es möglich ist, ersetzen müssen; da arbeitet der Künstler nicht für die Rührung, sondern für das kältere Wohlgefallen des Zuschauers; da darf die Kritik ohne Scheu hervortreten, jeder Fehler wird hier sichtbarer und zugleich bedeutender, denn die Vermeidung der Fehler war fast das

Hauptaugenmerk des Künstlers. Wenn das Genie sich leicht von seinem Enthusiasmus zu weit kann entrücken lassen, so muß der kältere Mahler nie den guten Geschmack aus den Augen verlieren, und mit diesem geht eine vernünftige Kritik Hand in Hand. Außerdem aber berechtigt schon die Größe und der Glanz der Unternehmung zu einer strengeren Prüfung: diese Gemählde und Kupferstiche machen ein Denkmahl aus, das sich die Kunst selbst in England setzt. — Sie müssen mir daher meine Weitläufigkeit verzeihen, wenn ich noch öfter über die schlechte Wahl des Moments, oder das Ausdruckslose der Stellungen spreche. Oeffentlich werden diese Kunstwerke ausgestellt, damit jeder sie studiere, und jeder, der einen Beruf dazu fühlt, sein Urtheil darüber sage. Freylich bedauren wir den verlohrenen Kunstfleiß eines Mannes, welcher der Kritik kein Genüge leistet; aber durch dieß Mitleid darf sie zu keiner unzeitigen Nachsicht bestochen werden. —

Ehe ich Ihnen ein ander Gemählde beschreibe, will ich eines kleinen Blattes nur erwähnen, aus dem Stück: *What you will* (Akt II. Scene 3.): Maria, Sir Toby, und Andrews betrunken. Es ist von gar keiner Bedeutung. Fittler hat es nach Hamilton gestochen.

Die meisten sogenannten Lustspiele Shakspeares liefern dem Mahler ohne Zweifel schönere Sujets als seine Tragödien. Im Trauerspiele ersteigen meistentheils grade die schönsten Scenen eine Höhe des Affekts, die der Mahler schwerlich aus-

drücken kann, ohne widrig zu werden. Der Schauspieler verliert schon oft jene Grazie, die jedem Kunstwerke nothwendig ist, wenn er manche Scenen der tragischen Kraft so wiedergeben will, wie er sie im Dichter findet; doch kann die Mimik hier noch das Unangenehme vermeiden, der Mahlerey aber ist es meistentheils unmöglich, denn jene Verzerrungen, die auf der Bühne nur vorübergehend sind, werden hier bleibend gemacht; dort erschrecken sie durch ihr plötzliches Entstehen und Verschwinden, hier werden sie ekelhaft, weil durch das Feststehende und Bleibende des Widrigen der dargestellte Mensch zum Thier herabsinkt. Je mehr der Mahler den Affekt hinauftreibt, desto mehr nimmt er zugleich Interesse und Tadel von seinem Helden. Die höchsten Grade des Zorns, der Wuth oder der Verzweiflung, bleiben im Gemählde stets unedel; selbst der Wahnsinn muß hier mit einer gewissen Schüchternheit auftreten, und im höchsten Entzücken muß ein sanfter Wiederschein der Melancholie leuchten. In den meisten Lustspielen Shakspeares drängen sich viele mehr für den Mahler geschickte Momente dem talentvollen Künstler auf; Scenen, die er ganz so darstellen kann, wie er sie im Dichter findet; ja, in denen er sogar mit dem Dramatiker wetteifern, und ihn gewiß oft übertreffen kann, wenn er jene leichten Schatten deutlicher ausdrückt, und gleichsam der Commentator des Dichtes wird. Der Mahler hätte also hier mit seiner Wahl der Scenen sehr sorgsam seyn müssen, um unter der großen Anzahl

der sich darbietenden, gerade die schönsten und interessantesten auszusuchen. Ob dieß aber der Fall gewesen sey, mögen Sie jetzt selber entscheiden.

Wenn ich an dem Blatt, welches die Schlußscene aus den beyden edlen Veroneserrn darstellt, vieles tadeln wollte, so würde ich Gefahr laufen, fast nichts an allen diesen Zeichnungen zu loben, denn dieses Blatt gehört offenbar zu den besten dieser Sammlung. Kein Fehler in der Zeichnung beleidigt hier das Auge, keine schwerfälligen Gewänder verbergen die Figuren, der Ausdruck ist nicht gesucht und übertrieben, sondern das Ganze gewährt einen sehr wohlgefallenden Anblick. Man erkennt sogleich die gewöhnliche graziöse Manier der Angelika Kaufmann, und Schiavonetti hat das Blatt vortrefflich gestochen. Vorzüglich schön ist die verkleidete Julie; man erkennt in ihr das Mädchen auf den ersten Blick, und ihre Figur hat viel Grazie. Die Composition ist gut angeordnet, nur hat Silvia zu wenig Ausdruck, und Valentin und Protheus haben wenig Charakter; ihre Gesichter sind nichtssagend, und ihre Geliebte, die der Dichter als ein Ideal von Schönheit zeichnet, hat etwas Schwerfälliges, das dem Auge mißfällt.

Auch das kleine Blatt zu diesem Stücke, in welchem Julie an Silvien den Ring bestellt, (Akt IV. Sc. 3.) ist sehr reizend, besonders die Figur der Julie. Es ist von Ogborne nach Statbard gestochen.

Aus

Aus den beyden gewählten Scenen des Stücks As you likeit, ſollte man ſchließen, daß es dieſem romantiſchen Schauſpiele ſehr an mahleriſchen Auftritten fehlen müſſe, wenn nicht jeder ſogleich an die ſchöne Scene dächte, wo der alte Adam aus dem Hauſe tritt, ſeinen jungen Herrn, Orlando, zurückhält, und ſagt: (Akt. II. Sc. 3.)

O unhappy youth
Come not within theſe doors; within this roof,
The enemy of all your gaves lives. etc.

Oder wenn dieſer Orlando ſeinen alten Freund auf den Schultern zum Gaſtmahl des Herzogs bringt. Die ganze Kunſt des Mahlers hätte ſich an dieſen und ähnlichen Scenen erſchöpfen können. — Statt dieſer Gegenſtände aber hat Hodges die erſte Scene des zweyten Akts gewählt, — und nicht die Scene ſelbſt, ſondern eine Schilderung im Munde einer der ſprechenden Perſonen. Ohne jetzt über den Werth der Zeichnung ſelbſt zu ſprechen, ſcheint mir dieß Verfahren ſehr fehlerhaft, denn ich kann dieſes Blatt unmöglich für ein Sujet halten, das aus dem Stücke ſelbſt genommen iſt. Zugegeben, daß ſehr viele Schilderungen im Shakſpeare dem Mahler alles mögliche zu den ſchönſten Compoſitionen liefern; ſo muß doch hier, wo die Handlungen des Stücks anſchaulich gemacht werden ſollen, nur etwas dargeſtellt werden, was im Stücke ſelbſt vorgeht, nicht aber was, als außer demſelben vorgegangen, nur erzählt wird. Dieß heißt

nicht den Dichter auf eine anschauliche Art commentiren, sondern es ist im eigentlichsten Verstande weiter nichts, als ein Putz seines Werks, — vorzüglich wenn der Künstler dazu eine Beschreibung wählt wie die gegenwärtige. Der menschenfeindliche Jaques liegt im Walde, ein vom Jäger verwundeter Hirsch nähert sich betrübt dem Waldstrom, Jaques spricht über diesen Gegenstand mit sich selbst, ganz dem Charakter seiner trüben Laune gemäß. Was hat der Künstler hier nun ausdrücken wollen, wenn sein Hauptendzweck nicht das finstre Gemüth des Menschenfeindes war? und wie konnte er dieses ausdrücken? Die kleine Figur des Jaques verliert sich, und die reizende Landschaft kann im Gemüthe des Beschauers eben sowohl Heiterkeit als Melancholie erzeugen. Dieses Blatt ist also gleichsam nur eine Vignette unter den Gemählden der Shakspearschen Stücke. Die Ausführung darin verdient alles Lob; sie ist sehr fleißig, nur verlieren sich die Figuren zu sehr.

Das zweyte Blatt stellt die Schlußscene des Stückes vor: Hymen verbindet Rosalinden und Orlando. Dieses Blatt ist ohne große Wirkung; Orlando selbst ist elend und ohne Charakter, seine ausgespreizten Beine machen ihn widrig; eben so charakterlos ist Rosalinde, so wie die übrigen Personen. Hymen ist zu geistig; der Künstler hat gar nicht angedeutet, daß er, wie natürlich, hier bloße Verkleidung irgend eines guten Freundes der Rosalinde ist. Das Gemählde ist von Hamilton, der Stich von Schiavonetti.

Ich

Ich komme jetzt zu dem Schauspiele: Much ado about nothing. Aus diesem Stücke sind drey Scenen gewählt, die alle vorzüglich gut in Ansehung des Mechanischen bearbeitet sind. Nur warum Peters die uninteressante Scene (Akt III. Sc. 1.) gewählt habe, ist unbegreiflich, wenn man nicht voraussetzt, daß dieser Auftritt auf dem Englischen Theater immer vorzüglich gefallen, oder jetzt grade von sehr beliebten Schauspielern gespielt wird; denn es giebt schwerlich einen so gleichgültigen Moment im Stück, als der hier vorgestellte: Hero und Ursula sprechen mit einander, und Beatrice behorcht sie. Die Personen selbst sind ohne Charakter, auch wäre vielleicht die zu reiche Kleidung des Kammermädchens zu tadeln. Sonst hat Heath dieß Blatt im Ganzen vortreflich gestochen, nur daß er alle Substanzen fast auf eine gleiche Art behandelt hat. Die Schuld des Mahlers ist es, daß die Hände in diesem Stücke sehr zu tadeln sind, sie sind steif und geniert, und alle auf eine gleiche Art gewendet.

Das zweyte Blatt enthält die Verstoßung der Hero (Akt IV. Sc. 1.) und dieß ist offenbar eines von den vorzüglichsten. Das Licht ist sehr gut angeordnet, das Auge findet sogleich unter den Gruppen einen Ruhepunkt; nur hat Hamilton dem Claudio eine zu theatralische Stellung, und dem Leonato zu wenig Ausdruck gegeben. Dieß Blatt empfiehlt sich sogleich beym ersten Anblick; ich sage daher nur wenig davon, und gehe sogleich zum dritten über, wo ich vielleicht mehr zu tadeln

finde, —. da Sie mich doch einmal der Tadelsucht beschuldigen.

Dieses dritte Blatt stellt uns die zweyte Scene des vierten Aktes dar: das komische Verhör der Verbrecher im Gefängniß; eine Scene, die ungeachtet des Uebertriebenen im Dichter viele komische Kraft hat. Aber es ist eine ganz andre Sache, wenn Shakspeare, und wenn Smirke übertreibt; im ersten Falle bleiben die Figuren doch noch Menschen, und wir können über sie lachen; im zweyten aber müssen wir sie bloß an der Kleidung von den Affen oder widrigen Mißgeburten unterscheiden. Selbst ein vertrauter Leser Shakspears findet sich nicht in den hier dargestellten Karrikaturen, von denen die Hauptperson in einer Wuth, die lächerlich seyn soll, so ekelhaft verzerrt wird, daß man nur ungern mit dem Blick auf dieser Zeichnung verweilt. Ein Künstler, der die komischen Scenen des Shakspeare darstellen will, sollte doch von seinem Dichter so viel gelernt haben, daß dieser seine Karrikaturen nie ohne eine gewiße Portion von phlegmatischer Laune läßt, die so oft unser Lachen erregt; und aus der bloßen Erfahrung sollte er wissen, daß selbst der lächerlichste Zwerg, wenn er schäumt, in eben dem Augenblick aufhört lächerlich zu seyn. Jedes Subjekt hört auf komisch zu seyn, sobald ich es in einen hohen Grad von Leidenschaft versetze; denn das Lächerliche in den Charakteren entsteht gewöhnlich nur durch die seltsam widersprechende Mischung des Affekts und des innern Phlegma; wenigstens hat Shakspeare

so

so seine wirklich komischen Personen gezeichnet. Der Mangel an Genie zeigt sich aber gewöhnlich in Uebertreibung und gesuchten Verzerrungen des Körpers, — und damit hat Smirke dieses Stück für das Auge gewisser Liebhaber reichlich ausgestattet, denen der Künstler nie genug übertreiben kann. Ein Freund der Kunst wird hier nicht lachen oder lächeln, sondern das Blatt mit stillem Bedauern aus der Hand legen, wenn er nicht die bloß mechanische Arbeit des Kupferstechers, (des James Heath,) bewundern will. —

Aus dem Wintermährchen sind ebenfalls drey Scenen gewählt. —

Der eifersüchtige Leontes läßt den Antigonus schwören, das Kind auszusetzen: (Akt II. Sc. 3.) Das Gemählde ist von Opie, der Stich von Simon. — An den Darstellungen aus diesem Stück ist viel zu tadeln, vorzüglich an dieser ersten Scene. Leontes, die Hauptperson, ist steif und ohne allen Ausdruck, alle übrigen Personen sind dick und plump gezeichnet, und ganz ohne Bedeutung. Leontes läßt den Antigonus, so wie Hamlet seine Gefährten, bey seinem Schwerte schwören. Schauspieler und Zeichner aber fehlen, wenn sie es so vorstellen, wie Opie es hier gethan hat. Die alten Schwerter bildeten oben am Griffe ein Kreuz, und auf dieses legte man die Hand, in Ermangelung eines eigentlichen Kruzifixes. (Die Beweißstellen kann man in den Noten zu jener Scene im Hamlet, in der neusten Ausgabe von Stevens nachsehn.)

In diesem Blatte entdecken sich auch bald viele Fehler in der Zeichnung. Das Auge wird von der Hauptperson auf die Lichtmasse, folglich auf das Kind, hingezogen; die Hauptfigur tritt gar nicht genug hervor, sondern hängt mit den hinter ihr stehenden zusammen; die Köpfe im Hintergrunde sind eben so groß wie die der vordern Personen. Alles verräth hier den ungeübten Künstler. Das ganze Blatt hat überdieß noch den Fehler, daß alles auf eine theatralische Art angeordnet ist, ein Vorwurf den man auch mehrern der obigen Scenen machen kann. — Doch darüber will ich lieber in meinem künftigen Briefe etwas weitläuftiger sprechen.

Die folgende Scene (Akt IV. Sc. 3.) ist von Wheatley gemahlt, und von Fittler gestochen. Dieß Blatt gehört zu den schlechtesten, sowohl was Stich als Zeichnung betrifft. Daß der Künstler einen weit interessanteren Augenblick wählen konnte, leidet keinen Zweifel, und daß seine Wahl nicht auf die gleich folgende Scene fiel, worin Polixenes sich dem Florizel entdeckt, ist unbegreiflich, wenn nicht das Gefühl seiner Eingeschränktheit ihn diesen unintereſſanten Moment jenem bey weitem interessantern vorziehen hieß. Alles ist hier ohne Charakter: der Hintergrund ist gegen den vordern auch viel zu stark gehalten.

Die dritte Scene hat wieder Hamilton gemahlt; (Akt V. Sc. 3.) und ich vermuthe fast, daß in diesem Blatte der Kupferstecher an mancher unrichtigen Zeichnung Schuld ist, so wie gewiß

andre

andre Gemählde durch den Kupferstecher oft gewonnen haben. Pauline zeigt dem Leontes die vorgebliche Statue der Hermione. Leontes ist ohne allen Ausdruck, in einer widrigen Stellung; die grade Linie, die sein vorwärts gelehnter Körper bildet, ist dem Auge sehr unangenehm. Die Statue ist sehr unnatürlich, sie sieht mehr einem Geiste als einem Menschen ähnlich. Florizel und Perdita liegen in affektirten Stellungen zu ihren Füßen.

Die beyden kleineren Blätter zu diesem Stücke sind ohne große Bedeutung. Beyde sind ebenfalls nach Hamilton.

Ich schließe hier diesen Brief, um Sie nicht zu ermüden. Wenn Ihnen meine Strenge nicht zu sehr mißfällt, so setze ich im künftigen Briefe meine Recension fort.

Dritter Brief.

Ehe ich mein Verzeichniß fortsetze, wollen wir uns erst über die Art vereinigen, wie der Künstler eine Scene aus einem Schauspiele darstellen müsse.

Soll er sich mit seiner Phantasie mitten unter die spielenden Personen versetzen, uns selber mitten unter seine Gruppen treten lassen, oder soll er seine Darstellung vom Theater kopieren, und die Zuschauer außerhalb seiner Composition lassen? Mich dünkt, es erfordert nur wenigen Scharfsinn,

um auszumachen, daß nur die erste Art die wahre seyn könne.

Der Mahler muß den Dichter zwar darstellen, aber doch so, daß er von ihm die Fakta als wahr und wirklich annimmt, nicht daß er den Schauspieler kopiert, der selbst nur den Dichter darzustellen sucht. Sie werden mir nicht einwenden, daß beydes hier zusammenfalle; denn wenn der Mahler seine Scene erst nach dem Theater zeichnet, so ist, was Ausdruck und Composition, und selbst Beleuchtung betrifft, alles Ideal für ihn verlohren; er kopiert nur, was er vor sich sieht, je treuer, um so besser, aber auch um so unverständlicher und zurückstoßender für den, der sein Kunstwerk genießen soll.

Die Gruppirung wird erstlich im Gemählde steif und unangenehm werden, weil er sie ganz vom Theater nimmt, — ein regelmäßiger halber Kreis: — das Auge fühlt sogleich das Angeordnete, das Abgemessene, und das Interesse und die Illusion gehn schon dadurch verlohren.

Noch weit mißlicher steht es um den Ausdruck der Figuren; der höchste Zweck des Mahlers ist, den Schauspieler zu erreichen: wie wenig Schauspieler aber sind von aller Affektation, von allem Manierirten frey? Wird der Schauspieler auch jedesmal den Dichter verstehn, und wenn er ihn versteht, wird der Zeichner diesen flüchtigen Moment gleich treu in seiner Phantasie auffassen? Und wie manche Gebehrde und Stellung kann auf dem Theater Wirkung thun, die im Gemählde

unter-

unerträglich wäre! — Der Mahler muß hier alſo ſehr wahrſcheinlich unter dem Schauſpieler bleiben.

Das Licht im Gemählde wird völlig unverſtändlich und unnatürlich ſeyn, wenn der Mahler die Erleuchtung des Theaters nachahmen will. Dort ſoll dieſe Erleuchtung ja ſelbſt nur eine Nachahmung des Tageslichts oder anderer Lichter ſeyn, und wir vergeſſen hier die Unnatürlichkeiten, die oft dabey vorfallen. Im Gemählde aber, wo die Erleuchtung einen Haupttheil ausmacht, wo dieſe das Auge lenkt und gleichſam regiert, hier darf der Blick keinen Widerſpruch finden, der ſogleich alles Intereſſe aufhebt, weil bey den bildenden Künſten keine Art von Täuſchung ſtatt finden kann, ſobald ich irgend eine auffallende Unnatürlichkeit entdecke; denn die Nachahmung der Natur iſt der Zweck des Künſtlers. —

Was gewinnt nun der Mahler, wenn er nicht die Natur ſelbſt, ſondern das Theater, das ſelbſt eine Nachahmung der Natur iſt, kopiert? Nichts. Was dort nicht mißfälle, wird hier ſteif und gezwungen, ſeine Erleuchtung wird unnatürlich, ſeine Nebenfiguren ſtehen bedeutungslos und iſolirt, ſeine ganze Darſtellung wird einer gezwungenen und fehlerhaften Ueberſetzung ähnlich ſeyn; auf den Namen eines originellen Werks darf ſie keinen Anſpruch machen.

Dieß alles ſcheint ſo in die Augen zu fallen, daß man ſich wundert, wie ein Künſtler dieſen Weg nehmen konnte. Aber alle Stücke, die Northcate gemahlt

gemahlt hat, sind auf diese theatralische Art angeordnet.

Das erste Blatt aus den historischen Schauspielen, ist die fünfte Scene des zweyten Akts in Heinrich VI. Theil 1.: York und der sterbende Mortimer. Es ist von Northcate gemahlt, und von Thew gestochen. Beym ersten Anblick frappiert dieß Blatt, mißfällt aber bald bey einer genaueren Untersuchung. Das Frappante entsteht blos durch die starken Lichtmassen, die aber hier ganz fehlerhaft sind, weil man nicht einsieht, woher sie entstehen. Das Gefängniß wird durch eine kleine Lampe erhellt, die dem Anschein nach eben verlöschen will, und doch sind unten starke Lichter; die Lampe, die sie verursachen soll, ist das schwächste von allen.

Der Stammbaum der Familie, der auf dem Boden liegt, ist ein glücklicher Gedanke des Künstlers; dagegen ist die große Kette unnatürlich; Mortimer war ein sehr vornehmer Gefangener, und man gab ihm auch wahrscheinlich selbst ein besseres Gefängniß. — Doch, darin muß man es mit dem Künstler nicht so ganz genau nehmen, wenn er den Effekt dadurch vermehren kann; desto genauer mit seinen Figuren. York und Mortimer sind beyde ohne Charakter; der sterbende Greis sitzt in seinem Stuhl auf eine sonderbare und unnatürliche Art: das Ganze ist hart gearbeitet, und die Lichter sind nicht degradirt. —

Das Vorurtheil, daß der zweyte und dritte Theil von Heinrich VI. zu den schlechtesten Arbeiten

ten Shakspears gehören, that mir von jeher leid, vorzüglich wieder in Ansehung dieser Gemählde-sammlung; denn es war vorauszusehn, daß man aus jedem Stücke nur eine Scene wählen würde, da doch wenig Schauspiele so viele vortreffliche mahlerische Darstellungen dem Künstler liefern. Wenn ich aber nun dieses abscheuliche Blatt, (dieß ist der passendste Ausdruck dafür,) nach Reynolds sehe, so ist es mir lieb, daß man nicht mehrere der schönen Scenen auf eine solche Art verunstaltet hat. — Ich habe oft über den Augenblick geklagt, den der Künstler gewählt hat, aber Reynolds konnte in diesem ganzen Stück vielleicht keinen schönern und rührendern finden, keine Gruppe, die in wenigen Personen so viel Charakter, Ausdruck, und ein so vollendetes Ganze lieferte. — Man denke sich einen Bösewicht auf dem Todtenbette, den die Verzweiflung wahnsinnig gemacht hat, der keine Seligkeit hofft, — diesen besucht in seiner Todesstunde, Heinrich, der junge, gefühlvolle König, ein Schwärmer in der Religion, der von diesem Anblick auf das tiefste gerührt wird; Warwick und Salisbury, zwey männliche Krieger, begleiten ihn hieher. Beauford ist die Hauptperson, alle Zuschauer sind mit ihrer ganzen Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet. Der Künstler hätte hier rühren und erschüttern können: — ich sehe in Gedanken den weichen Heinrich Thränen vergießen, im schönsten Contrast mit dem Kardinal, der ihn, in der Abwesenheit seines Geistes, kalt und ohne Bewußtseyn anstarrt. Warwick und

Salis-

Salisbury, weniger gerührt, aber doch interessante männliche Physiognomieen, die durch leichtere Nüancen von einander unterschieden sind. So sehe ich in der Phantasie das schönste tragische Gemählde, — und wende nun die Augen auf diese Darstellung von Reynolds. — Ist das derselbe Künstler, der die Familie des Ugolino im Hungerthurm gemahlt hat? — Es ist beynahe schon unbegreiflich, wie ein Mann von einigem Geschmack dieß Stück nur skizziren konnte, aber ein völliges Räthsel, wie der Künstler sich mit dieser Idee so lange tragen, das Gemählde anlegen und ausführen konnte. Das erstere wäre verzeihlich gewesen, aber jetzt kann man kein anderes, als ein durchaus verwerfendes Urtheil über den Zeichner aussprechen.

Beaufort liegt da, mit den Zähnen grinsend, das Bett in Verzuckungen kneifend, eine ekelhafte, verzerrte Karrikatur, über die man vielleicht lachen könnte, wenn sie etwas weniger abscheulich wäre. Genie und Enthusiasmus können hier die Hand und Kritik unmöglich irre geführt haben, denn weder das eine noch der andre gehört dazu, um diese Züge, diese Umrisse hervorzubringen.

Der Künstler könnte vielleicht noch einigen Anspruch auf die Nachsicht der Kritik machen, wenn er in den Nebenpersonen dem Auge den Schmerz wieder etwas vergütet hätte, den es bey der Hauptfigur empfindet, und der Dichter hatte ihm dazu alles an die Hand gegeben. Aber genau genommen hat das Blatt gar keine Nebenfi-

figuren;

figuren; die beyden ganz bedeutungslosen Köpfe im Hintergrunde, und der König, erfüllen diesen Zweck nicht. In der steifsten Stellung steht Heinrich vorn, und bedeckt mit dem aufgehobenen Arm das Gesicht; recht vorsätzlich reißt der Künstler das Auge, das einen Ruhepunkt sucht, auf sein Ungeheuer zurück. —

Ich hoffe, Sie haben das Blatt schon längst aus der Hand gelegt; sonst sollte es mir leid thun, so lange davon gesprochen zu haben. Ich bin bey diesem Stück, bey welchem die Kritik gar nicht einer weitläuftigen Erklärung bedarf, darum so umständlich gewesen, weil ich es mir sonst selbst nicht verzeihen könnte, daß ich Smirke's komische Karrikaturen getadelt habe: — gegen diese gräßliche Karrikatur bleiben seine Zeichnungen immer noch vortrefflich. —

Northcate hat aus Richard III. zwey Scenen gemahlt. In der ersten, (Akt III. Scene 1.) trifft ihn der in Ansehung der Gefängnißscene gemachte Tadel noch weit mehr.

Die Composition ist schlecht, alle Figuren sind ohne Ausdruck; Richard, auf den der Dichter so viel Fleiß und Kunst gewendet hat, ist vom Künstler hier ganz vernachläßigt. — Northcate hat die ganze Scene völlig theatralisch angeordnet. — mehrere Gruppen, die einen halben Kreis bilden, in der Mitte die beyden jungen Prinzen. Dadurch erhält das Ganze ein sehr steifes, fast mathematisches Ansehn; keine Figur interessirt vorzüglich, die Personen sind auch weiter nicht zu ei-

nem Ganzen mit einander verbunden, als daß sie nebeneinander stehen; es ist nur eine scheinbare Handlung, alles ist in der größten Ruhe, und gegen die Zuschauer gerichtet, — wie beym Schlusse vieler Lustspiele, wo alle Schauspieler zuletzt einen halben Kreis bilden, und um Beyfall bitten. Der Künstler, der selbst vielleicht fühlte, daß der Ausdruck nicht seine Stärke sey, hat hier in der Erleuchtung seine Geschicklichkeit zeigen wollen. Er hat das Licht also geschlossen, und sucht durch unendlich viele Widerscheine von den seidnen Gewändern, und durch andre Spielereyen, das Auge zu blenden, und hierin erreicht er auch so weit seinen Endzweck, daß das Auge bey den vielen kleinen Lichtmassen gar keine Ruhe findet. Dabey hat aber das Blatt noch den Fehler, daß die Figuren nicht recht heraustreten: einige Personen thun diß mehr, andre weniger. Ein Krieger links, der vor Richard steht, tritt demungeachtet weniger heraus als Richard selbst. Der alte Kardinal scheint ganz verzeichnet zu seyn; man ist ungewiß ob er steht oder kniet: in beyden Fällen ist die Zeichnung fehlerhaft.

Das zweyte Blatt, das den Tod der Prinzen vorstellt, ist weit besser. Nur ist hier wieder zu tadeln, daß diese Scene nicht im Dichter selber vorkommt, sondern blos von Tyrrel erzählt wird. Die Zeichnung ist gut, nur ist der leuchtende Mörder unnatürlich.

Im folgenden Briefe will ich Ihnen die Blätter zu den Trauerspielen beschreiben; werden

Sie

Sie nicht ungeduldig, wenn ich Ihnen zuweilen zu weitläuftig bin.

Vierter Brief.

Ich habe Ihnen schon mehrmals gesagt, daß ich für die Trauerspiele Shakspeares das meiste besorgte, und Sie mögen nun selbst urtheilen, ob die bis jetzt herausgekommenen Blätter diese Furcht nicht gerechtfertigt haben.

An dem Blatte zum Titus Andronicus, (Akt IV. Sc. 1.) von Kirk gemahlt und gestochen, ist vielleicht viel zu loben und wenig zu tadeln. Man sieht, daß der Künstler eine sehr richtige Idee von der Composition hat, und daß er seinen Gegenstand mit Geschmack und Delikatesse zu behandeln weiß. Er läßt uns die abgeschnittenen Arme der Lavinia nur vermuthen; der geschickt geworfene Schleyer entzieht unserm Auge den unangenehmen Anblick. Der Knabe hat sehr vielen Ausdruck, und die Gewänder sind vortreflich. Die Figuren bilden eine schöne Gruppe; und eigentlichen Tadel verdient nur die übertrieben kolossalische Säule. Kirk hat dieß Blatt selbst sehr gut gestochen.

Die beyden kleinen Blätter zu diesem Stück sind ohne Bedeutung. Das erste ist von Kirk gezeichnet, das zweyte von Wordsorde. Das letztere ist sehr affektirt.

Aus dem vortrefflichen Trauerspiel, Romeo und Julie, hat man drey Scenen gewählt, wo man vielleicht nur bey der ersten die Auswahl tadeln könnte. Diese ist die fünfte Scene des ersten Aufzugs. Romeo ist mit seinen Freunden maskirt auf einem Ball im Hause des Capulet gegangen, er verliebt sich hier in Julien. Der Künstler (Miller) hat den Moment gewählt, in welchem er mit Julien spricht. Er sagt zu ihr:

If I profane with my unworthy hand
This holy shrine, the gentle fine is this —
My lips, two blushing pilgrims ready stand
To sooth the rough touch with a tender kiss. —

Wegen dieser poetischen Redensart nennt ihn Julie: Good pilgrim. Dieß hat dem Künstler wahrscheinlich Veranlassung gegeben, den Romeo wirklich in der Kleidung eines Pilgrims darzustellen, wovon sich beym Dichter sonst gar keine Spur findet.

Das Blatt selbst thut keine große Wirkung. Es ist für einen Ballsaal nicht erleuchtet genug; die Hauptpersonen findet man nur mit einiger Mühe; den Vater der Julie kann man nur errathen; Julie selbst hat wenig Charakter. Tybald ist die ausdruckvollste Figur auf diesem Blatte.

Das zweyte Blatt stellt die fünfte Scene des vierten Aufzugs vor. Julie hat den Schlaftrunk genommen und scheint gestorben, ihre Aeltern, so wie

wie ihr Bräutigam Paris, sind in Verzweiflung, der Pater sucht alle zu trösten.

Dieses Stück gehört zu den besten, sowohl was Composition, als was Zeichnung betrifft. Das kleine Blatt, das eben diese Scene darstellt, thut noch mehr Wirkung, und zwar deswegen weil dort mehrere unnütze Personen weggelassen sind, die hier den Raum unnöthig füllen und die Aufmerksamkeit etwas zerstreuen. Der alte Capulet hat auf beyden Blättern wenig Ausdruck.

Das dritte Blatt ist die dritte Scene des fünften Akts: Julie erwacht, als der Mönch eben in das Gewölbe tritt. Die Figur der Julie hat sehr viel Grazie und Ausdruck, nur ist die Beleuchtung hier wieder völlig unnatürlich; die große Lichtmasse kann unmöglich von der Fackel des eintretenden Mönchs entstehn; man sieht hieraus sogleich, daß Northcate dieß Blatt gemahlt hat.

Aber hier sind zugleich in der Zeichnung auffallende Fehler. Der erstochene Paris, der ganz im Vordergrunde liegt, ist gegen die übrigen Personen viel zu klein; dafür ist der Mönch um ein gutes Theil zu groß. Vieles in diesem Blatte ist steif und hart.

Das Monument im Hintergrunde, auf welchem ein geharnischter Ritter liegt, macht einen sehr guten Effekt; ich zweifle aber, ob man dergleichen Grabmähler in Italien wirklich finde: doch, darüber will ich mit dem Künstler nicht rechten, da Shakspeare selbst sich nie genau an das Costum fremder Nationen bindet. —

Ich nähere mich jetzt dem Schlusse meiner Recension, denn es sind nur noch drey Blätter aus König Lear übrig, die eigentlich die sind, für die ich den meisten Tadel hätte aufsparen sollen.

Die erste Scene des Stücks ist von Füeßli gemahlt: Lear der Cordelien flucht. — Unter allen Nachahmern des großen Michael Angelo gehört Füeßli vielleicht zu den schlechtesten. Wenige Kunstwerke gewähren dem Auge einen so widrigen Anblick. Alle Körper sind hier auf eine unnatürliche Art gespannt, alle Muskeln ohne Noth in Thätigkeit gesetzt. Lear, die Hauptfigur, ist von allen die schlechteste, denn sie ist am meisten übertrieben: statt der Kraft und Energie Shakspeares sieht man hier nur Affektation und Schwulst. Lear spricht hier den Fluch über Cordelien in der höchsten Wuth aus; auch keine Spur von dem schwachen, kindischen Greise, wie ihn der Dichter zeichnet; er ist hier ein Riese. Höchst abgeschmackt ist es, daß man an seinen Füßen, durch die Bekleidung, die Anatomie der Muskeln studieren kann; die ausgestreckte Hand ist affektirt, der Mahler hat hier auch nur seine gelehrte Kenntniß zeigen wollen. Kent, der hinter Lear kniet, ist eben so elend dargestellt, ohne allen Ausdruck, ein ganz gemeines Gesicht; er scheint sich hier selbst alle Mühe zu geben, den wüthenden Lear vollends von seinem Throne hinunterzustoßen. Cordelia, die der Dichter so weich und liebenswürdig schildert, ist unter der ganzen Versammlung das gemeinste Geschöpf. Man

kömmt

kömmt fast auf den Argwohn, der Mahler habe diese Scene gemahlt, ohne weiter mit dem Stücke bekannt zu seyn, er habe aus dem Fluche Lear's auf den bösen Charakter der Cordelia geschlossen; denn ihr Gesicht ist äußerst widrig und unnatürlich; — oder es müßte ein mißrathener Ausdruck des Heroismus seyn: dieser wäre denn aber freylich gar arg mißrathen. Alles ist in dieser Composition so gesucht und manierirt, daß man freylich nicht weiß, wie man die Figuren verstehen soll.

Die zweyte Scene ist von dem berühmten West gemahlt. Es ist die vierte des dritten Akts, eine der größten Scenen des Stücks: der Uebergang Lear's zum Wahnsinn. Er spricht mit dem verkleideten Edgar, und reißt sich endlich die Kleider ab, um ganz wieder so zum Menschen zu werden, wie ihn die Natur hervorbrachte, ohne durch Gewänder und unnütze Zierrathen entstellt zu seyn. Der Augenblick ist hier sehr glücklich gewählt, und es ist nicht zu läugnen, daß dieß Blatt, besonders durch das Licht, das die Fackel hervorbringt, großen Effekt macht, und in mancher Rücksicht eine schöne Composition genannt werden kann. — Aber wenn ich mich hierbey des großen Dichters erinnere, so finde ich bald, daß beyde Künstler wenig Gemeinschaft mit einander haben. Schon das ist zu tadeln, daß West den Grafen Gloster hier bereits auftreten läßt, der zwar viel Effekt macht, besonders durch das Licht der Fackel, das dadurch in die Scene fällt, der aber doch immer die Einheit des Eindrucks stört, und die Aufmerksamkeit unterbricht,

die ganz auf Lear und seinem Schmerze ruhen soll.

Wenn ich Lear selbst betrachte, so sehe ich sogleich, daß es nicht derselbe ist, der mir im Schauspiele, durch seine Leiden, Thränen abzwingt. Dieser hier ist ein Gigant, ein Herkules, der sich auf dem Oeta verbrennen will, nicht aber jener eigensinnige, kindische, abgelebte Greiß, dessen bloßer Anblick schon ohne Worte unser Mitleid erregt, und dessen Wahnsinn uns erschreckt, weil wir sehen, daß sein schwächlicher Körper ihm bald unterliegen muß. — Der Mahler hat hier offenbar durch Uebertreibung zu frappiren gesucht, und der erste Blick spricht auch zu seinem Vortheil; hätte er mehr im Geist des Dichters dargestellt, so würde er vielleicht nicht so plötzlich unser Auge angezogen haben, aber wir hätten gewiß um so länger und inniger an seinem Kunstwerk genossen. Dieser Uebertreibungssucht hat er Wahrheit, Natur und Rührung aufgeopfert. — Der Narr, dessen Geschwätz, halb herzlich, halb spaßhaft, im Schauspiel so rührend mit dem Schmerze Lears contrastirt, ist hier ziemlich bedeutungslos.

Außer dieser Uebertreibung läßt sich auch die Zeichnung, in Ansehung der Wahrscheinlichkeit, tadeln. Um den Effekt zu verstärken, hat der Mahler das Gewand Lears in allen möglichen Richtungen verschlungen; eben so wild fliegen die Haare umher, so daß, um dieß zu bewirken, der Sturmwind nothwendig von allen Seiten kommen müßte.

Der

Der Charakter Edgars ist sehr schön; er sitzt kalt, mit zurückgepreßtem Schmerz, auf dem Boden; man glaubt die Verstellung des Wahnsinns in seinem Gesichte zu erkennen. Man erinnert sich aber bald, daß es ohngefähr dieselbe Figur ist, die in dem Tode des General Wolf so große Wirkung thut.

Das dritte Stück ist von Barry gemahlt: die Schlußscene des Trauerspiels. Dieß Blatt gehört zu den schlechtesten; Ausdruck, Zeichnung, Composition, — alles ist hier gleich elend, alles auf die schlechteste Art manierirt, ohne selbst nur einen augenblicklichen Effekt hervorzubringen. Die Falten der Gewänder fallen unnatürlich; Edgar ist im Verhältniß gegen die übrigen Personen zu groß; nirgends entdeckt man Natur. Warum der todte Edmund nakt ist, sehe ich nicht ein. Eine Figur, die fast lachen erregt, ist Lear: er ist ganz ohne Charakter; umher herrscht eine Windstille, nur in seinen Haaren scheint ein Sturmwind zu wüthen; vielleicht soll dieß den Mangel des Ausdrucks ersetzen, und man muß gestehn, der Künstler konnte dieß auf keine wohlfeilere Art erlangen. — Doch, lassen Sie mich schweigen, dieß Blatt ist nicht nur Shakspeares, sondern auch eines jeden Zeichners unwürdig.

Zum Lear gehören noch drey kleinere Blätter, die nicht von großer Bedeutung, aber doch ziemlich gut sind. Vorzüglich das letzte: Cordelia die vor dem wahnsinnigen Lear kniet; die Figur der Cordelia hat hier viel Grazie. Sie sind alle

drey nach Smirke, und er gefällt mir hier in der Tragödie ungleich besser, als im Lustspiel; er suchte nicht zu übertreiben, und bleibt folglich der Natur getreuer. — —

Sie haben mein Urtheil gewollt, und ich habe es Ihnen gegeben. Wenn ich von den Mahlern vielleicht zu viel gefordert habe, so mögen es mir diese verzeihen. Gegen manche Verunstaltungen habe ich nicht umhin gekount, meinem Freunde Shakspeare das Wort zu reden. — Lassen Sie uns übrigens dem Genius der Kunst stille Gelübde für Hamlet, Makbeth, und andre Meisterstücke dieses großen Sterblichen weihen, damit nicht in der Abenddämmerung der Geist Shakspeare's zürnend durch die ihm geweihte Gallerie wandle. —

VI.

Recueil de Gravures d'après des vaſes antiques, la plus part d'un ouvrage grec, trouvés dans des tombeaux dans le Royaume des deux Siciles, mais principalement dans les environs de Naples, l'anneé 1789. 1790. tirées du cabinet de Mſ. le Chevalier *Hamilton*, Envoyé extraordinaire et plenipotentiaire de S. M. Britannique à Naples, avec des obſervations ſur chacun des Vaſes par l'auteur de cette collection. Tome I. Publié par Mſ. *Guillaume Tiſchbein*, Directeur de l'academie Royale de peinture à Naples. 1791. — 159. S. groſs Folio, und LXI. Kupfertafeln.

Wir ſind unſern Leſern eine ausführlichere Anzeige eines Werks ſchuldig, das mit Recht die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zieht, indem es durch ſein mannigfaltiges Intereſſe, den Künſtler und den Dilettanten nicht weniger, als den gelehrten Kenner des Alterthums, beſchäftigt. Der Name des Herausgebers iſt ſchon lange nicht bloß als Kenners der Kunſt, ſondern auch als Veranſtalters des großen d'Hancarvilliſchen Werks allgemein bekannt, das ſich mit eben der Klaſſe von

Alter-

Alterthümern beschäftigte, denen auch das gegenwärtige gewidmet ist, den sogenannten Etruscischen Vasen. Die Schönheit und die Pracht jenes frühern Werks würde schon für die Vortreflichkeit des gegenwärtigen Bürgschaft leisten, wenn auch nicht der auf dem Titel genannte Name des großen deutschen Künstlers, der an demselben Theil nahm, eine noch größere Sicherheit leistete.

Es ist allgemein bekannt, daß die von d' Hancarville beschriebene frühere Sammlung des Herausgebers an das brittische Museum nach London kam. Er fing seit jener Epoche eine neue Sammlung an, und nutzte dazu besonders die von dem Könige beyder Sicilien gegebene allgemeine Erlaubniß, nach Alterthümern graben zu dürfen. Es fehlte nicht an Unternehmern; besonders in der Nähe von Nola, dem alten Capua, und einigen Gegenden von Apulien; und man entdeckte viele Gräber, die einen reichen Vorrath jener kostbaren Monumente enthielten, welche durch ihre geschmackvolle Form nicht weniger, als durch ihre Schönheit die allgemeine Bewunderung erregen müssen. Daraus erwuchs die neue Sammlung des Herrn Ritters, von der er jetzt hier die ausgesuchtesten Stücke dem Publikum mitzutheilen den Anfang macht.

Die äußere Einrichtung ist folgende: der Text ist englisch, und zugleich auf der gegenüberstehenden Seite französisch, so wie in d' Hancarvills Werke, abgedruckt. Eine Einrichtung, die, wenn gleich der Deutsche sie vielleicht tadeln möchte,

doch

doch wegen des Absatzes in Frankreich, und besonders in England, wahrscheinlich nothwendig war. Das Format ist, so wie bey den Kupfern, groß Folio; und die Größe der Lettern dem Format angemessen, vielleicht möchte man sie etwas zu groß finden, wenigstens sind sie größer, als in dem Werke von d'Hancarville. Der Herausgeber hat absichtlich alle unnöthige Pracht vermieden, um durch einen mäßigen Preis einer größeren Anzahl Liebhaber den Ankauf zu erleichtern. Man findet hier also nicht jene Menge Vignetten und überflüßige Zierrathen, die das frühere Werk so sehr vertheuern; aber auch auf der andern Seite nichts von dem vernachläßigt, was wahre Elegang und schöne Simplicität erfordern. Gewiß wird der Herr Verfasser dadurch seinen Zweck erreichen, sein Werk mehr in die Hände derjenigen Leser zu bringen, die wahren Nutzen aus demselben zu ziehen verstehen.

Die Kupfer zu diesem ersten Theil bestehen aus sechzig Blättern; von denen jedes die Zeichnung von einer Vase enthält, nebst zwey andern, welche die Formen der vorzüglichsten Gefäße und die mancherley Ornamente darstellen. Dem vorher angezeigten Grundsatz gemäß, hat der Herr Ritter auch nur die Umrisse der Figuren und Gewänder, nicht wie in dem früheren Werk colorirte Figuren, gegeben, weil dadurch schon, wie er mit Recht bemerkt, alle wesentliche Vortheile für die Künste erreicht werden. Sie sind sämtlich von Herrn Wilhelm Tischbein gezeichnet, und unter

seiner

seiner Aufsicht gestochen. Die allergrößte Treue war das erste Gesetz, das er sich vorschrieb; freylich eine Forderung, der nur die Hand eines solchen Künstlers Gnüge thun konnte. Rec. urtheilt zwar, ohne die Vergleichung mit den Originalen anstellen zu können; aber wer mit dieser ganzen Klasse von Alterthümern etwas genauer bekannt ist, wird den Charakter derselben in der Genauigkeit und Schönheit der Zeichnungen bald so deutlich wieder erkennen, daß ihm an der Treue der Copie kein Zweifel übrig bleiben kann.

Es ist unmöglich diese Folge von Blättern durchzugehen, ohne sich zu dem Geständnisse genöthigt zu sehen, daß die Urheber dieser Kunstwerke die Zeichnung zu einem Grade der Vollkommenheit gebracht haben, der seit ihrer Zeit von sehr Wenigen erreicht und gewiß von Niemand übertroffen worden ist. Wenige der dargestellten Figuren sind in Ruhe, fast alle in Bewegung; und nicht wenige in den kühnsten und schwersten Stellungen. Die Uebersicht der einzelnen Blätter wird nachher die Beweise davon geben. Aber allenthalben findet man dieselbe Korrektheit bis in die kleinsten Theile, dieselbe Festigkeit und Leichtigkeit der Hand, dieselbe Bestimmtheit der Umrisse der Körper wie der Gewänder; so daß man billig darüber erstaunt seyn muß, wie diese hohe Vortreflichkeit der Zeichnung unter den Künstlern jener Zeiten so allgemein, oder doch so häufig hat seyn können. Nothwendig muß diese erste Bemerkung auf die zweyte führen, daß der hohe Grad der Voll-

Vollkommenheit in den bildenden Künsten überhaupt im Alterthum vorzüglich dadurch erreicht wurde, daß man auf das, was das erste Bedingniß bey der Vortreflichkeit der Werke dieser Künste ist, den ausgezeichnetesten Fleiß verwandte. Diese Vollkommenheit der Zeichnung sowohl, als der Anordnung und Ausführung überhaupt, scheint zwar einer Seits allerdings darin ihren Grund zu haben, daß die Vorstellungen Copien von Werken großer Mahler, und also von Meisterstücken der Kunst waren; aber auf der andern Seite ist es doch nicht weniger zu verwundern, wie man so vortrefliche Zeichner in den Fabriken haben konnte, wo doch gewiß nicht die größten Meister arbeiteten; zumahl wenn man erwägt, daß die Art der Arbeit keine Verbesserung und kein Nachhelfen zuließ, sondern die Umrisse nothwendig mit der ersten Hand gemacht werden mußten.

Es ist bekannt, daß vormahls die Idee herrschend war, daß diese Vasen würklich Werke der alten Etrusker wären. Durch Winkelmann, d'Hancarville und Heyne waren diese Vorstellungsarten schon berichtigt, und wenn noch irgend ein Zweifel darüber seyn könnte, so würde es durch das gegenwärtige Werk völlig erwiesen, daß dieselben nichts anders als ächt-griechische Kunstwerke sind, die vorzüglich in den griechischen Städten in Sicilien und Unter-Italien verfertigt wurden; obgleich der Herr Ritter in dem Vorbericht Beyspiele anführet, daß in dem eigentlichen Griechenland, und namentlich in Athen selbst, Vasen von völlig ähnlicher

licher Form, und Beschaffenheit gefunden worden. Die Gegenden, wo man sie ausgrub, sind eben diejenigen, wo einst die blühendsten griechischen Colonien angelegt waren, denn bey weiten die größte Anzahl hat man in Unter-Italien und Sicilien gefunden; wenige dagegen in Toscana, und diese sind gewöhnlich ohne Figuren. Sonderbar kann es zwar immer scheinen, daß gerade die Gegend um Nola am reichsten daran ist; man könnte sie vielleicht mit mehrerem Rechte in vorzüglicher Menge da erwarten, wo einst Croton, Sybaris und Tarent standen: aber theils ist es bekannt, daß gerade diese Gegenden die mehrsten und heftigsten politischen und physischen Revolutionen erlitten haben, und durch Kriege nicht weniger, als durch Erderschütterungen, den verderblichsten Verwüstungen ausgesetzt gewesen sind; theils weiß man, daß große Städte nicht gerade die besten Oerter für Fabriken zu seyn pflegen, die man lieber in mäßigen Oertern anlegt.

Nach den Erfahrungen des Herrn Ritters, sind diese Gefäße bishero nirgend anders als in ausgemauerten Grabmälern gefunden worden, dergleichen in dem Werke selbst abgebildet und beschrieben sind. Es ist dadurch zwar auf der einen Seite klar, daß nach den Sitten der damaligen Zeit es zu ihrer Bestimmung gehörte, als Urnen gebraucht zu werden; aber es würde zu voreilig seyn, wenn man ihren Gebrauch bloß darauf einschränken wollte. Die häufig darauf vorgestellten Bacchanalen geben einen sehr wahrscheinlichen Beweiß, daß sie

eben

eben so sehr zu gottesdienstlichen Gebräuchen, so wie auch ohne Zweifel zum Gebrauch und Ornamenten in Privathäusern bestimmt waren. Sie sind aber zu zerbrechlich, als daß sie sich anderswo als in Gewölben und unter der Erde erhalten konnten; und da von den Städten von Groß-Griechenland über der Erde so wenig mehr vorhanden ist, so darf es uns nicht wundern, wenn Gräber die einzigen Oerter sind, wo sie sich erhalten haben. Der Herr Ritter war bey der Eröffnung vieler solcher Gräber selbst zugegen, und giebt darüber in dem Vorbericht einige interessante Nachrichten. Man findet sie durchgehends außerhalb der Mauern der alten Städte, aber in ihrer Nähe. Sie sind bald von Backsteinen, bald von Feldsteinen gebaut, und haben stets die Größe, daß, außer dem Leichnam, fünf bis sechs Vasen Platz darin fanden. Eine kleine steht gewöhnlich zum Kopf, die übrigen zu den Füßen, oder auch zur Seite; und fast immer an der Seite. Gewöhnlich hatte eine Vase in jedem die Form eines Praefericulum, oder Gießkanne, mit der dazu gehörigen Patera, (damit also ward ohne Zweifel bey dem Begräbniß die Libation verrichtet.) Uebrigens stehen die Vasen in Rücksicht auf ihre Schönheit und auf ihren Werth im Verhältniß mit dem größern oder geringern Umfang der Grabmähler. Nicht selten findet man sie auch mit Griffen versehen, und in den Gräbern an eisernen Nägeln aufgehangen. In einem Grabmahle der ersten Größe in Apulien fand man sechzig Vasen, unter

denen vorzüglich Eine von außerordentlicher Schönheit und Umfang war. Leider! findet sich in keinem dieser Grabmähler eine Inschrift, oder Name oder sonst etwas, das eine genauere Bestimmung der Zeiten und Personen, wann und für die sie errichtet worden, an die Hand geben könnte. Auch keine Münzen; denn die Münzen, die man zuweilen fand, lagen in der Erde, welche die Gräber bedeckte. Uebrigens finden sich fast stets mehrere Gräber bey einander, sowohl für Kinder als für erwachsene Personen; ein Beweiß, daß es Familienbegräbnisse waren. Der Herr Ritter sah deren von zwey, ja von drey Stockwerken übereinander. Bey dem gänzlichen Mangel genauerer Zeitbestimmung, wird sich also auch über das Alter dieser Gräber sowohl, als der darin befindlichen Kunstwerke kaum etwas weiteres sagen lassen, als daß sie aus dem blühendsten Zeitalter der griechischen Colonien in Unter-Italien und Sicilien sich herschreiben müssen. Der Herr Ritter geht wohl zu weit ins Alterthum zurück, wenn er die Stiftung dieser Pflanzstädte schon in die Zeiten vor dem Trojanischen Krieg hinaufrückt. Zwar mögen wohl damals schon Auswanderungen nach Italien statt gefunden haben: aber der Ursprung der nachmahls berühmten griechischen Städte in den erwähnten Ländern fällt erst später, zwischen das fünfte und sechste Jahrhundert vor dem Anfang unserer Zeitrechnung. Es ist ausgemacht, daß erst in diesen Colonien die Künste ihre volle Blüthe erreichten, wie, außer den andern Kunstwerken, auch

die Münzen dieser Städte unwidersprechlich zeigen; deren Charakter unverkennbar derselbe ist, den wir in den Zeichnungen der Vasen wahrnehmen. Auch scheint der Verfasser selber an einer andern Stelle dieser Meinung zu seyn, wenn er ihnen ohngefähr ein Alter von 2000 Jahren beyzulegen sich geneigt erklärt.

Die richtigere Kenntniß von dem Ursprung dieser Kunstwerke hat, wie man leicht sieht, auf die Erklärung der darauf vorgestellten Gegenstände einen großen Einfluß. Man darf diese jetzt nirgends als aus eben der reichen Quelle zu schöpfen suchen, aus der die griechischen Künstler überhaupt zu schöpfen pflegten, der Mythologie und den Dichtungen ihres Volks. Alle ohne Ausnahme haben darauf Beziehung. Besonders aber bestätigt es sich durch die vor uns liegenden Erläuterungen, wie groß auch bey den italisch-griechischen Künstlern das Ansehen des Homers gewesen seyn muß. Bey weitem der größere Theil der Vorstellungen ist offenbar aus seinen Gedichten hergenommen, wie die, mit vieler antiquarischen Kenntniß entworfenen Erklärungen deutlich zeigen. Wir verdanken diese letzteren den vereinigten Bemühungen des Herrn Ritters Hamilton und des Herrn Italinsky, Russisch-Kaiserlichem Legationssecretair in Neapel. Die folgende genauere Angabe der Kupfer wird die Beweise für die bisherigen Bemerkungen enthalten.

1) Der Kampf des Bellerophon gegen die Chimära. Bellerophon auf dem Pegasus. Mi-

nerva und Jobates als Zuschauer. Das Gewand der Minerva ist vorzüglich schön; auch die Bekleidung des Jobates hat viel Eigenthümliches. Uebrigens sieht man, daß die alten Künstler sich nicht genau an die Fabel banden, nach der Jobates bey dem Kampfe des Bellerophon nicht zugegen war. Die übrigen Attribute der Figuren sind sehr sinnreich erklärt. 2) Der Anzug einer Braut; sie selber sitzend; zu ihren Füßen ein Genius, der aus einem Becken ihr die Füße wäscht; nach des Verfassers Erklärung der Genius der Fruchtbarkeit; hinter ihr eine nackte männliche Figur, der Bräutigam, der ihr eine Riechflasche bietet; vor ihr der Paranymphus, in der Hand einen durchschnittenen Apfel haltend; und die Pronuba, die ihr die Vitta bietet. Der Verf. erklärt es durch die Hochzeit des Bellerophon und der Cassandra; doch fehlt es dazu an bestimmten Attributen; man sieht nur, aus der Kleidung und dem Lorbeerkranze des Bräutigams, daß es die Hochzeit eines Heros ist. Die ganze Zeichnung bildet eine liebliche und meisterhaft angeordnete Gruppe. 3) Auf der Rückseite derselben Vase drey bekleidete männliche Figuren, die mittlere mit einem Stabe, vermuthlich eine gerichtliche Scene. Die Zeichnung ist incorrekt und nachlässig, woraus der Verfasser den wahrscheinlichen Schluß zieht, daß diese Vasen schon oft im voraus für gewisse Plätze verfertigt worden, wo sie nicht von allen Seiten sichtbar waren. Wir möchten hinzusetzen, auch zum Andenken gewisser Vorfälle des Privatlebens, die dann

auf

auf der Rückseite des Gefäßes zugleich pflegten abgebildet zu werden. 4) Iris, geflügelt und mit dem Caduceus, bringt dem Alcmäon seine Rüstung. Der Heros ist kenntlich durch die Schlange auf seinem Schilde. Der Harnisch des Alcmäon ist mit ein paar Sternen bezeichnet, woraus der Verf. die Stelle des Homers erläutert, wenn er, Il. XVI. 134. die Rüstung des Achils gestirnt nennt. 5) Jasons Ankunft bey Pelias; oder vielmehr ein König der einen Heros bewillkommet. Allein der Verf. glaubt nicht ohne Grund die eben erwähnte Geschichte daran zu erkennen, daß der eine Fuß des Jasons entblößt ist, indem der andere noch eine Spur von Bekleidung hat; denn das Orakel hatte dem Pelias verkündigt, daß derjenige ihn tödten würde, der mit Einem Schuh zu ihm käme, und Jason verlohr den einen auf dem Hinwege, in dem Fluß Amanus. 6) Theseus, der den Räuber Sinis erlegt. Eine bloß willkührliche Erklärung, die schon Winkelmann bey einer ähnlichen Vase im Vatican gegeben hatte. 7) Medea überredet die Töchter des Pelions, ihren Vater zu ermorden, um ihn durch Zaubermittel zu verjüngen. Der Ausdruck sowohl als die Attribute der Figuren scheinen die Erklärung zu bestätigen. Medea mit dem Schwert und in der Unterredung begriffen; die eine Tochter im tiefen Nachdenken mit dem Zauberbecher in der Hand; die andere weggehend, als mißbillige sie den Anschlag. 8. 9) Sind merkwürdig für den Antiquar, weil sie eine

männliche Gottheit, die der Verf. für den Apollo hält, auf einem geflügelten Wagen ohne Pferde vorstellen. Vielleicht sind diese beyden die einzigen Monumente dieser Art. Bey Dichtern und bey Schriftstellern, z. B. beym Plato im Timäus, kommt der Ausdruck πτηνὸν ἅρμα (geflügelter Wagen) zwar oft vor; man glaubte aber nicht ohne Grund, dieß Bild durch einen mit geflügelten Pferden bespannten Wagen erklären zu müssen, dergleichen man nicht selten auf alten Denkmählern sieht. 10) Eine häusliche Scene. Penelope, sitzend zwischen zweyen ihrer Mägde, mit weiblichen Arbeiten beschäftigt. Die hohe Simplicität und die Schönheit dieser Gruppe fesselten, nach des Verfassers Bericht, die Angelica Kauffmann in einem solchen Grade, daß sie die Zeichnung in einem Gemälde ausführte. 11. Der Kampf des Pirithous mit einem Centaur; und 12. Der Kampf des Herkules gegen die Penthesilea. Beyde Zeichnungen haben ihr Verdienst; aber sie werden fast völlig verdunkelt durch 13. welches den Kampf des Theseus gegen zwey Centauren vorstellt; von denen der eine mit dem Ausdruck der größten Wuth einen Stein gegen ihn schleudert, der andere, schon verwundet, schreyend davon fliehet. Die Zeichnung auf der Vase ist vielleicht nur eine Copie; aber das Original muß von einem der größten Meister des Alterthums herrühren, und würde sicherlich eines Raphaels nicht unwürdig seyn! Der Körper des Theseus, der mit beyden Händen seine

knotige

knotige Keule schwingt, zeigt den höchsten Grad von Kraft und Anstrengung, deren der menschliche Körper fähig ist, ohne ins Unnatürliche und Uebertriebene zu fallen; den fliehenden Centaur, der in einer der schwersten Stellungen gezeichnet ist, nennt der Verfasser selbst ein Wunder der Kunst. Die Vase ward nahe bey dem alten Capua gefunden. 14. Telemachs Abschied von dem Menelaus und der Helena; oder richtiger: die Scene, wo Helena ihm den Trank beut, der die Traurigkeit vertreiben soll. Telemach ist nicht nur kenntlich an der Kopfbekleidung oder dem Pileus, der ihm und dem Ulyß eigen ist; sondern auch seine übrige Kleidung ist, wie der Verf. richtig bemerkt, nach Homers Beschreibung Od. XIV. 60 ꝛc. kopirt. Welch ein ganz eigenes Interesse erhält doch diese Zeichnung, wenn man dabey zugleich Homers rührende Beschreibung liest. 15. Wieder eine Homerische Scene. Ulyß und Menelaus, wie sie in Troja als Gesandte sind. Die Figur des Ulysses, wie er als Redner auftritt, ist aufs genauste nach der schönen Beschreibung des Homers Il. III. 205. kopirt. Eine junge weibliche Figur, die hinter dem Könige steht, wird durch den Herausgeber, eben so gelehrt als glücklich, durch die Crino, die Tochter des Antenors erklärt. Auch diese Zeichnung gehört zu den vorzüglich schönen. 16) Der Tanz eines Fauns mit einer Bacchantin. Schwebende Figuren in einer eben so leichten, als schwer zu zeichnenden Stellung. 17) Wird sehr schön aus Apoll. II. 7. durch

die Theilung des Peloponneses unter den Herakliden durchs Loos erklärt. Wir kennen kein anderes Monument des Alterthums, wo dieses Sujet vorgestellt wäre, und die Erklärung macht der Gelehrsamkeit und den antiquarischen Kenntnissen des Verf. um so viel größere Ehre. 18) Höchst wahrscheinlich eine Scene aus Euripides Iphigenia in Tauris. Sie erfährt vom Orest, in Gegenwart des Pylades, die Ermordung ihrer Mutter. Der gänzliche Mangel an bestimmten Attributen erschwert die Erklärung; aber die Zusammensetzung und der Ausdruck der Figuren bestätigen sie. 19) Jason und Medea; aber ohne bestimmte Attribute. 20) Orest holt mit Gewalt die ihm vom Neoptolemus geraubte Hermione aus dem Hause des Menelaus. Der Ausdruck und die Stellung dieser Figuren rechtfertigen diese gelehrte Erklärung hinreichend. In 21. erkennt der Verf. die bekannte Geschichte des Amphiaraus, der Eryphile und des Polynices; die Erklärung bleibt gleichwohl ungewiß. 22. Die Vergötterung des Herkules. Seine Keule macht ihn kenntlich. Hebe, eine fliegende Figur, (in der man doch auch einen Genius erkennen könnte) bringt ihm den Nektar; Merkur sitzend, und Menelaus als Zuschauer. Die Zeichnung hat viel sonderbares; und man könnte gegen die Richtigkeit der Erklärung noch wohl einige Zweifel haben. 23) Dolon, wie er den Ulyß und den Diomed um Gnade bittet. Il. X. 378. mit einer Etruskischen uns unverständlichen Unterschrift. 24)

Diana

Diana, auf einer Quadriga den Apollo besuchend, der sie freundlich empfängt. Die große Manier dieser Zeichnung übertrifft alle Beschreibung: der Künstler scheint die drey Verse vor Augen gehabt zu haben, die sich in dem kurzen homerischen Hymnus auf die Diana, (der siebente nach der gewöhnlichen Ordnung,) finden. 25) Theseus erlegt den Minotaurus; zur Seite ein paar Nebenscenen aus seiner Geschichte. 26) Aegina, die Tochter des Asopus, wird vom Jupiter in der Gestalt eines Adlers entführt. Nonni Dionys. XII. 214. 215. Ein weniger gelehrter Leser würde vielleicht an den Ganymed denken; doch scheint die jugendliche Figur allerdings weiblich zu seyn. 27) Ein Opfer. 28) Apollo, auf dem Dreyfuß mit zwey weiblichen Figuren. Der Verf. glaubt darin die Fabel der Manto zu erkennen. Wäre 29) richtig erklärt, so würde es zum Beweise dienen, daß auch Sujets, aus der späteren griechischen Geschichte hergenommen, von den Künstlern bey Verfertigung dieser Vasen bearbeitet wurden. Der Verf. glaubt hier den im Herodot VII. 73. erzählten Vorfall zu erkennen, als die Tochter des Hegetorides in der Schlacht bey Platäa den Schutz des Pausanias anflehte und erhielt. Mehrere scharfsinnige Bemerkungen scheinen diese Erklärung zu bestätigen; sie verdienten indeß noch eine genauere Prüfung. 30) Ein Bacchanal mit vieler Kenntniß erläutert. 31) Jupiter Tonans auf einer Quadriga. Ein schönes Gegenstück zu 24.

Die Vorstellung ist schon von Gemmen bekannt. Die folgenden Blätter von 32 bis 50. gehören sämtlich in die Klasse der Bacchanale. Man kennt den großen Reichthum dieser Sujets, woraus das fruchtbare Genie der griechischen Künstler eine so große Mannigfaltigkeit von Vorstellungen herzunehmen wußte. Man findet hier dergleichen von jeder Art; Tänze, Masken, auch verschiedene mythologische Vorstellungen aus der Geschichte des Bacchus. Mehrere dieser Blätter sind von der höchsten Schönheit! Wir zeichnen darunter 34 und 50 aus. Jenes stellt den Bacchus und die Ariadne sitzend vor, mit dem Thyrsus in der Hand, nebst einem Faun, der dem Bacchus eine Flasche darbietet. Wäre uns auch von der ganzen griechischen Kunst nichts weiter als diese einzige Zeichnung übrig geblieben, so würde sie hinreichen, diesem Volke den ersten Platz in Rücksicht auf zeichnende Künste zuzusichern. Die hohe Schönheit der Form, besonders der männlichen Figur; der Reichthum und doch zugleich die Simplicität der Composition; vor allem aber der feine Geschmack, der noch selbst in den geringsten Ornamenten sich zeigt; — rechtfertigen die Behauptungen des Verf. daß diese Zeichnung nach einem der berühmtesten Mahler oder Künstler Griechenlands kopirt seyn müsse. Die vorher erwähnte 50) ist einer von den Tänzen, in deren Vorstellung die griechischen Künstler sich so sehr gefielen, und nicht selten gleichfalls sich selbst übertrafen. 52 bis 58) sind sämtlich Scenen aus Wettspielen hergenommen,

und

und zugleich belehrend für den Alterthumsforscher. 59) Eine Einweihung in die Mysterien, veranlaßt den Verf. zu einer sehr gelehrten Erläuterung, in der wir, ohne unsern Lesern zugleich das Kupfer vorzulegen, ihm nicht wohl folgen könnten. 60) endlich stellt einen Waffentanz und einige andere Uebungen vor.

Das genauere Verzeichniß der Kupfer und ihrer Erklärungen wird unser vorher angeführtes Urtheil rechtfertigen, daß dieses Werk für die zeichnenden Künste nicht weniger als für das antiquarische Studium von gleicher Wichtigkeit ist. Sehr viele der hier befindlichen Vorstellungen kommen auf keinem einzigen alten Kunstwerke weiter vor. Man findet also den Ideenkreis, in dem die alten Künstler lebten und webten, um vieles erweitert; und gewiß gar sehr zu ihrem Vortheil erweitert; denn gerade diese neuen Vorstellungen sind, im Durchschnitt gerechnet, auch die schönsten. Man sieht besonders daß Homers Gedichte die reiche Quelle waren, aus der sie ihre Vorstellungen schöpften; und umgekehrt erläutern sie wieder den Homer, und können vielleicht noch zu interessanten Aufschlüssen bey mehreren Stellen seiner Gedichte führen. Als diese Künstler ihn lasen, waren seine Werke noch nicht durch die Hände der Alexandrinischen Grammatiker gegangen; und wenn man bey der Zusammenhaltung seiner Beschreibungen und ihrer Zeichnungen bald die genaueste Uebereinstimmung, bald auffallende Verschiedenheiten wahrnimmt, so wird man sehr natürlich auf die Vermu-

thung

thung geführt, daß sie in vielen Stellen wohl einen andern Homer gelesen haben möchten. Allein um hierüber etwas sicheres zu bestimmen, wird vorher ein sorgfältiges Studium dieser ganzen Klasse von Kunstwerken überhaupt erfordert. Durch die Vorarbeiten deutscher Gelehrten kennen wir jetzt den allgemeinen Gesichtspunkt aus dem wir dieselben betrachten müssen; und die Menge von Zeichnungen in mehrern vortreflichen Werken öffnet hier jetzt ein weites Feld zu neuen Untersuchungen, das gewiß eine reiche Aernte interessanter Bemerkungen, für Litteratur nicht weniger als Kunst, gewähren müßte. — Kaum wird es nöthig seyn zu erinnern, daß die gegenwärtigen Zeichnungen zugleich die vollkommensten Muster sind, die man den Anfängern nicht nur, sondern auch den geübteren Lehrlingen dieser Kunst in die Hände geben kann; und auch selbst die Meister werden hier einen Vorrath neuer Ideen finden, die ihnen bey historischen Compositionen sehr zu statten kommen müssen. — Mit Vergnügen hören wir von einem unterrichteten Reisenden, daß die Zeichnungen und Kupfer bereits zu dem zweyten Theile fertig sind.

VII.

Neue Blumenleſe teutſcher und verteutſchter Gedichte auf das Jahr 1795. Leipzig bey Sommer. 140. S. ohne denangehängten Calender kl. 8.

Dieſer Almanach zerfällt in zwey Abſchnitte, unter denen der erſte Originale und freye Nachahmungen, der leztre aber Ueberſezungen aus ältern und neuern Dichtern enthält. Wir wollen von jedem Abſchnitte beſonders reden. Den Anfang macht der Menſch, eine Satyre nach Boileau, von Falk. Im Ganzen genommen, unſtreitig ein recht gutes Stück. Der Dichter hat die Gedanken ſeines Vorgängers benuzt, aber ſie nach Zeit und Umſtänden abgeändert und ſich ſelbige dadurch gröſtentheils zu eigen gemacht, auch nicht ſelten ſeine eigenen mit Glück eingeſchaltet, oder die des Originals weiter ausgeführt, oder durch Wendungen und Vortrag lebhafter zu machen gewußt. Indeß können wir nicht bergen, daß ihm dieſe Verſuche nicht immer gelungen ſind. Zuweilen iſt er durch dieſe freye Behandlung weitſchweifig, zuweilen wirklich kraftlos, zuweilen ganz tautologiſch geworden. Wir heben einige Stellen

zum

zum Beweiß aus. Bey Boileau fängt die Satyre so an:

Des tous les animaux qui s'élevent dans l'air,
Qui marchent sur la terre ou nagent dans la mer,
De Paris au Pérou, du Japon jusqu' à Rome,
Le plus sot animal, à mon avis, c'est l'homme.

Dieses giebt Herr Falk:

Von allen was auf diesem Erdball kreucht,
Brüllt, bellt, yaht, blöckt, kräht, schwimmt,
schwebt und fleucht,
Von Peru bis Paris, vom Donaustrom
Bis an die Spree, von Japan bis gen Rom,
Im Ocean, im Erd- und Luftrevier,
Bist du, o Mensch, das lächerlichste Thier.

Wir wollen ihm nicht vorrücken, daß zum Aussprechen des zweyten Verses, in welchem auf eilf Selbstlauter sechs und dreyßig Mitlauter kommen, eine eigne Fertigkeit der Zunge gehöre, allein das, dünkt uns, leuchtet jedem von selbst ein, einmal, daß man zwar, ganz richtig, sage, was auf diesem Erdball kreucht und kräht, nicht aber, was auf dem Erdball schwimmt, schwebt und fleucht, und zweytens, daß nach dieser Bestimmung die fünfte Zeile durchaus müßig und überhaupt auf den Ausdruck des Gedankens Alle Thiere im Deutschen viel zu viel Fleiß gewandt worden ist. Boileau hat beyde Fehler vermieden. Er ist richtiger, als sein Nachahmer, und frey von aller Tautologie. Der nämliche Tadel trifft auch

den

den Einschiebsel vom Donaustrom bis an die Spree. Auch er verstärkt und verschönert nicht, sondern erweitert nur. Die nachherige Beschreibung der Vernunft, der Boileau vier und H. Falk neunzehn Zeilen gewidmet hat, enthält recht viel glückliche und ächt satyrische Züge. Mit einigen sind wir indeß doch auch nicht ganz zufrieden. Boileau sagt:

Qu'eſt ce que la ſageſſe? Une égalité d'ame,
Que rien ne peut troubler, qu'aucun deſir n'enflâme:
Qui marche en ſes conſeils à pas plus meſurés,
Qu'un Doyen au Palais ne monte les degrés.

Dieß giebt Herr Falk alſo:

Was heißt Vernunft?
„Sie iſt der Götter erſtgebornes Kind,
Sie leitet durch des Lebens Labyrinth
Den Sterblichen, führt ihn durch a plus b,
Ein Fernrohr in der Hand, zur Sternenhöh. —
Mit abgemeßnem Schritt, wie ein Decan
Die breterne Kathedertrepp' hinan
Pathetiſch ſchreitet, wallt der Kandidat
Der Geiſterwelt den düſtern Erdenpfad.

Wenn der ſechſte Vers ſich unmittelbar an die Worte: Sie leitet durch des Lebens Labyrinth den Sterblichen, anſchlöſſe, ſo würde gegen den Zuſammenhang nichts einzuwenden ſeyn. Er wäre leicht und natürlich, wie im Original. Aber dadurch, daß Hr. Falk zwey ganz fremdartige Zeilen

len

len einschiebt, die besser unten etwa nach das Zeile:

Ihm öffnet sich ihr hehres Heiligthum

ihren Platz mit größerm Recht würden gefunden haben, zerreißt er die Verbindung und führt den Leser irre. Außerdem ist uns in den Versen:

Für jede Wallung im Geblüte hat
Man scharfe Syllogismen hier parat.

der Ausdruck, man hat Syllogismen parat, zu gemein. Auf jeden Fall würde uns das deutsche bereit weniger beleidigen. Weiterhin mißfällt uns der Zusatz nach dem Verse:

Warum vertreibt er nicht aus Libyens Revier
Den Löwen und das grimme Pantherthier?

Was auf sie folgt, ist alles schon und weit glücklicher in dem Gemählde der Furcht des Menschen vor den Thieren enthalten. Wir würden rathen, bey einer nochmahligen Ueberarbeitung, die Zeile

Allein es sey! ihm fröhne jeglich Thier.

unmittelbar an die Worte bis schier der Athem ihm vergeht anzuknüpfen, und auch das Nachherige noch etwas zu überfeilen. Er zeichne stolz den Sternen ihre Bahn! ist ebenfalls ein Gedanke, der mehr von dem Reime erzeugt, als auf dem Wege der natürlichen Ideenverbindung herbeygeführt zu seyn scheint, und die Schöpfung im Triumph aufführen, den harten Jambus am Schlusse des Verses ungerechnet, wenigstens nicht der bequemste Ausdruck für die Schöpfung beherrschen.

herrschen. H. Falk kann schon aus diesen wenigen Bemerkungen schließen, was wir weiterhin an seiner Satyre ausstellen dürften. Er ist offenbar nicht ohne Talent für diese Gattung geboren; aber er schwatzt zu viel, folgt dem Reime zu sehr und ist uns in der Wahl des Ausdrucks nicht immer delicat genug. Noch finden sich von ihm Bruchstücke aus einem größern Gedichte Paul Walch betitelt und der Esel nach la Fontaine. Beyde sind nicht ohne Verdienst: allein das erstere, fürchten wir, dürfte, wie der Renomist, außer der Sphäre der Universitäten, wenig Glück machen. Ein gewisser Herr H. hat mehrere Beyträge geliefert, unter denen sich die Schranzen, eine Satyre, am vorzüglichsten auszeichnet; ungeachtet wirklich nicht bloß das Sylbenmaaß, (sie ist, wie der Verfasser sagt, in dem alten ehrenvesten Alexandriner geschrieben,) sondern der ganze Ton ziemlich altväterisch klingt und die nicht gemeinen Gedanken durch den zu wenig lebhaften Vortrag verlieren. Eben das gilt von einem satyrischen Liede, Klimene betitelt. Die Einfälle sind nicht übel, aber sie sind durchwässert und verfliegen unter der Menge von Worten und Reimen. Zuweilen spricht unser Dichter offenbar Phöbus, z. B.

Aber ich empfand den Himmel
Mir in heißen Adern glühn

und greift den Reim auf, wo und wie er ihn findet. z. B.

Ich, beym höchsten Gott der Musen!
Wie der junge Frühling warm,

(eine Strophe früher glühte H. H.)

Schmiegte mich an ihren Busen,
Sprachlos hing sie mir am Arm.

H. Fulda hat einige Fabeln in Lessings Manier geschrieben, unter denen die beyden Bienen und der Degen uns am besten gefallen haben. So arg dürften die Folgen der Recensentenwuth schwerlich oder doch selten seyn, wie sie der Verfasser in der achten Fabel schildert. Unsre jungen Schriftsteller lassen sich die Flügel so leicht nicht lähmen, noch durch den ersten mißlungenen Versuch zurückschrecken. Das Sonnet an Arist von Herrn Manso war schon aus einer Beylage zur Leipziger gelehrten Zeitung bekannt. Von H. Starke finden sich eine ziemlich gut erzählte komische Geschichte, das Fest, und zwey Kirchenlieder, die sich durch ihren herzlichen Ton und leichte Sprache vor vielen ihres gleichen vortheilhaft auszeichnen. Alles übrige, was Sophie Albrecht, ein H. Gerstäkker, ein H. Martini, ein H. Schlüter und mehrere Ungenannte beygesteuert haben, ist Mittelgut, und oft das nicht einmahl. — Die Sammlung der verdeutschten Gedichte eröffnet Hero und Leander aus dem Griechischen des Musäus, von Fulda. Man hat unsern Uebersetzern schon unzählige Mahl zugerufen: bedenkt doch, ehe ihr übersetzt, ob es auch der Mühe werth ist; allein sie hören nicht. Das Werkchen des Griechen ist merk-

würdig

würdig für den Philologen, aber für den Dichter höchst unbedeutend. Ueberdieß ist es schon mehrmahl verdeutscht worden. Wozu also ein wiederholter Versuch, der noch dazu nicht vorzüglich ausgefallen ist? Oder empfehlen sich etwa folgende Hexameter durch ihren melodischen Gang?

Einst trieb von gerichtetem Bogen
Einen | Pfeil der | Gott der | Lieb' in | jede der Städte.
Also | sprach wohl | mancher der | Jüngling', in | deß mancher andre.
Freute sie | innig sich | ihrer | Schönheit | aber auch | sie schwieg u. s. w.

Wir glauben kaum, daß irgend ein Sylbenmaaß solche Mißhandlungen erfahren hat, wie das Heroische. Seit vierzig Jahren und länger machen unsere Dichter Hexameter, aber kaum sind ihrer drey oder vier, die durch die Beobachtung einer natürlichen Wortfolge und durch richtige Harmonie beydes dem Geschmack und dem Ohre genug thun. Und wie leicht sind gleichwohl die Fesseln, die uns dieser Vers auflegt, wenn wir sie mit den Fesseln, die der Römer trug, zusammenhalten? Wenn selbst Philologen von der Nachahmung dieses Sylbenmaaßes im Deutschen nicht allzuvortheilhaft urtheilen, wer trägt die Schuld, als unsere über allen Glauben nachläßige und sorglose Versmacher? H. H. hat die vierte und zweyte Elegie aus dem vierten Buche Tibulls verdeutscht. Wir wollen

die letztere herſetzen, damit unſere Leſer ſelbſt urtheilen können, wie ſich Tibull in dem neuen Gewande ausnimmt.

Sieh dein armes krankes Mädchen!
Fühlſt du Mitleid, o Cerinth,
Frommes Mitleid für das Mädchen,
Dem die Schmerzen Henker ſind?
Ach ich wünſchte nicht zu leben,
Nicht, zu überſtehn den Schmerz;
Wünſcht' mich nicht zurück ins Leben,
O Cerinth, dein edles Herz.
Denn wozu ſollt' ich geneſen,
Fühlen alle Kräfte neu,
Hätt' ich nicht den Troſt dabey,
Daß es auch dein Wunſch geweſen.

Armer Tibull! So noch nach achtzehnhundert Jahren zu leiden! Demſelbigen H. H. hat es auch beliebt die ſchon zwanzigmahl überſetzte Ode Horaz und Lydia uns zum ein und zwanzigſten Mahle zu geben, und ſie durch eine Menge Flickwörter, müßige Verſe und ſchleifende Ausdrücke zu verunſtalten. So z. B. iſt Lydiens Kalais vom Heldenſtamme des Ornithus nicht entſproſſen, ſondern weil's der Reim will, gepflegt und gleicht dem Glanz der Sterne an ſchöner Fülle, weil der Reim Gebrülke iſt.

Von H. Starke ſind zwey Sonette aus dem Petrarca und die berühmte Ode an die Quelle von Vaucluſe. Dieſe, wie jene, ſind noch ſehr weit von der Vollkommenheit, die man mit Recht von dem Ueberſetzer

ſetzer dieſes Dichters verlangen kann, entfernt, und werden daher den Freunden deſſelben ſchwerlich Genüge leiſten. Um nur einiges anzuführen, ſo iſt der Schluß der Zeile

O Luft, erwärmt von meinem Ach and mild

höchſt matt und kraftlos,

Der Schmerz erlas in mir ſich ſein Gebieth

viel zu koſtbar geſagt, und

Hier ſtieg ihr Geiſt empor,
Der an die Welt ſein ſchönes Kleid verlohr,

nicht nur nicht der natürlichſte, ſondern ſogar ein undeutlicher und unrichtiger Ausdruck. Aehnliche Flecken haften auf den beyden andern Stücken; aber wir hoffen bey H. St., daß es nicht nöthig ſeyn wird, ſie ihm beſonders anzuzeigen. Bey einer neuen unpartheyiſchen Prüfung ſeiner Arbeit wird er ſie gewiß ſelbſt entdecken.

VIII.

Gotthold Ephraim Leſſings Leben, nebſt ſeinem noch übrigen litterariſchen Nachlaß. Herausgegeben von K. G. Leſſing. Zweyter Theil. Berlin bey Voß 1795. 395. S. 8.

Das eigentliche Leben Leſſings iſt bereits in dem erſten Theile, wie unſere Leſer aus der Anzeige deſſelben wiſſen, geendigt. Der vor uns liegende enthält bloß Aufſätze von ihm und über ihn. Den Anfang macht eine Abhandlung über Leſſings Philoſophie und Theologie. Wir ſind weit entfernt, die einzelnen glücklichen Bemerkungen, treffenden Gleichniſſe und lebhaften Wendungen, auf die wir geſtoßen ſind, zu verkennen; aber wir müſſen gleichwohl, zur Ehre der Wahrheit, geſtehen, daß wir die höhern und unerläßlichen Bedingungen eines guten Vortrags, Bündigkeit, Ordnung und innern Zuſammenhang der Gedanken vermiſſen. So viel leuchtet wohl am Ende ein, daß der Zweck des Verfaſſers kein anderer war, als zu zeigen, daß Leſſing keiner Parthey anhing, oder, um uns ſeiner eignen Worte zu bedienen, „daß er mehr ein kritiſcher als ein ſyſtematiſcher Philoſoph und Theolog war, mehr erfand, als ausführte, mehr die ſchwache und gefährliche Stelle entdeckte, als die ſichere ver-

vertheidigte und behauptete, und das Ansehn eines andern eben so wenig für gültig erkannte, als er das seinige selbst gültig zu machen suchte.“ Aber ob dieß Resultat aus dem, was hier über Jacobi, Mendelssohn und Kant, über Pantheismus und Theismus, Dogmatismus und Scepticismus gesagt worden ist, wirklich hervorgehe, ist eine andere Frage. Offenbar würde der Herausgeber seine Absicht besser erreicht und sich zugleich um seine Leser verdienter gemacht haben, wenn er seines Bruders Denkungsart über philosophische und theologische Gegenstände aus dessen Schriften und dem Gange seiner Ausbildung entwickelt, und einen Streit, bey dem mehr die Frage war, was Lessing möglicher Weise habe denken können, als was er wirklich gedacht habe, mit Stillschweigen übergangen hätte. So allgemein daher die Bemerkungen sind, die auf den ersten vierzehn Seiten dieses Aufsatzes vorkommen, (denn in der That passen sie nicht bloß auf Lessing, den Theologen und Philosophen, sondern auf Lessing, den Schriftsteller überhaupt,) so haben sie uns dennoch weit besser gefallen, als die besondere Anwendung, die in dem übrigen Theile der Abhandlung von ihnen gemacht wird. Sie sind, wenn auch bey weitem nicht hinreichend und erschöpfend, doch größtentheils wahr und richtig, und werden bey einer noch zu erwartenden gründlichen Würdigung der schriftstellerischen Verdienste des großen Mannes nicht zu übersehn seyn. Als Beyspiel der Nachahmung glauben wir den Schriftstellern unserer Tage die Sitte Lessings, de-

ren S. 13. erwähnt wird, mit allem Recht empfehlen zu dürfen. „Leſſing, heißt es daſelbſt, hatte von Seiten ſeines Styls gewiß alle Vorzüge, welche die Engländer ihrem Johnſon zuſchreiben, und ich glaube, er erlangte ſie auf eben dieſem Wege; denn er gab ſich, wie Johnſon, bey jeder Gelegenheit die äußerſte Mühe, alles, was er ſchrieb und redete, ſo ſtark und eindringlich, als möglich, einzukleiden, ſich keine Nachläſſigkeiten zu erlauben und keinen ſchielenden oder unbeſtimmten Ausdruck ſtehen zu laſſen. Je älter er wurde, deſto ſtrenger und ſorgfältiger ward ſeine Schreibart. In Wolfenbüttel hat er ſich von allen Briefen, die er ſchrieb, Concepte gemacht; ſogar finden ſich dergleichen von Briefen an ſeine Geſchwiſter. Jemehr ſein ſchriftſtelleriſcher Ruhm wuchs, deſto ſaurer machte er ſich jede Zeile. Er hatte nicht den lächerlichen Stolz, lauter bewundernswürdige neue Sachen herauszugeben, ſondern immer etwas beſſeres, als ſein letztes war.“ Wie gut wäre es, wenn mehrere Veteranen unſerer Litteratur ſich Leſſingen von der Seite zum Muſter nähmen! Sie würden dann freylich weniger ſchreiben und vorzüglich ſparſamer dichten, aber der Kritiker auch nicht gezwungen ſeyn, ſich ihre alten Schriften und ehedem erworbenen Verdienſte ſo oft ins Gedächtniß zurückzurufen. — Auf die Abhandlung folget ein Verzeichniß von Leſſings theologiſchen und philoſophiſchen Bruchſtücken mit einigen Bemerkungen von dem Herausgeber, und hierauf dieſe Bruchſtücke ſelbſt. Die erſte Stelle

verdient

verdient unſtreitig das: Ueber eine zeitige Aufgabe im deutſchen Merkur: „Wird durch die Bemühung kaltblütiger Philoſophen und lucianiſcher Geiſter gegen das, was ſie Enthuſiasmus und Schwärmerey nennen, mehr Böſes als Gutes geſtiftet? Und in welchen Schranken müſſen ſich die Antiplatoniker halten, um nützlich zu ſeyn?“ Wer lernen will, wie man eine höchſt unbeſtimmte verwirrte Frage von allen Seiten faſſen, beleuchten und wenden muß, um ihren Sinn zu erſchöpfen, und ohne auf ein ſicheres einfaches Reſultat zu kommen, durch fruchtbare Nebenbetrachtungen, ja ſchon durch die bloße Anſicht der Sache und Stellung der Begriffe lehrreich und intereſſant werden kann, der muß die Beantwortung Leſſings leſen. Sein Scharfſinn offenbart ſich in der Behandlung des Gegenſtandes ganz, und ſeine Sprache kann, wer auch nur weniges von ihm geleſen hat, in dieſen Zeilen unmöglich verkennen. Zunächſt nach dieſer Beantwortung, auch wohl von Seiten der Wichtigkeit vor ihr, kommen Bemerkungen zu Burke's Unterſuchungen über den Urſprung unſerer Begriffe vom Erhabenen und Schönen, die Mendelsſohn Leſſingen, der das Buch überſetzen wollte, mitgetheilet hat, und für deren Einrückung die Leſer dem Herausgeber ihren Dank ſchuldig ſind. Sie verdienen den Nahmen einer gründlichen Recenſion mit allem Rechte. Die übrigen Bruchſtücke ſind theils Auszüge aus Büchern und litterariſche Notizen, theils in ihrer jetzigen Geſtalt zu unvollkommen, um viel aus ihnen lernen, oder mit Nutzen

bey ihnen verweilen zu können. Den Beſchluß macht ein Aufſatz über Leſſings poetiſches und vorzüglich theatraliſches Verdienſt. Der Verfaſſer geht die einzelnen Dichtungsarten, in denen ſich Leſſing verſucht hat, durch, beſtimmt ſeine Verdienſte in jeder derſelben und verweilt am längſten bey der dramatiſchen. Einige Auswüchſe, wohin unter andern die Diſſertation über Michaelis längſt vergeſſene Kritik der Juden gehört, kommen auch hier vor; daß aber der Aufſatz ſelbſt den erſten weit übertrifft und der Herausgeber als Kenner ſpricht, leuchtet jedem ſogleich ein. Einige Bemerkungen über ſeine Behauptungen werden hier nicht am unrechten Orte ſtehen. Die erſte betrifft das Lehrgedicht. Ob die Benennung paſſend oder unpaſſend iſt, darüber wollen wir uns nicht ſtreiten. Auch das wollen wir im voraus einräumen, daß das Lehrgedicht, an ſich betrachtet, eine niedere Stufe in der Rangordnung der Gedichte einnehme, und wenn es ſich zu einer höhern erhebe, dieß weniger ſeinem Inhalte als ſeiner Form danke. Allein alles andre, was ſonſt S. 302. und 303. geſagt wird, ſind Machtſprüche, die ſchwerlich Jemanden überzeugen dürften, daß dieſe Gattung, wie hier behauptet wird, weder kalt noch warm, weder recht lehrreich noch recht ergötzend ſey, und entweder für den Knaben, oder für den Mann, der nicht wiſſe, was er wolle, gehöre. Wie? es ſollte für einen geiſtreichen und gebildeten Denker ſogar nichts Anziehendes haben, Tugendlehren und Lebensweisheit in glücklichen, lebendigen und harmoniſchen

Verſen

Versen ausgedrückt zu lesen? Hallers Gedicht über den Ursprung des Uebels, Utzens Theodicee, Gotters Epistel über die Starkgeisterey, mehrere Episteln von Nicolay und ähnliche Stücke sollten ihre Wirkung auf den Mann von Verstand und Herzen verfehlen und unter die Zahl der weder kalten noch warmen von ihm verstoßen werden? Gerade das Gegentheil. Sie und sie allein sind es, durch die er noch, wenn er der Poesie der Fröhlichkeit und der Scherze längst abgestorben ist, mit den Dichtern und den Musen zusammenhängt; sie allein sind es, in denen er dann, wie in einem reinen Spiegel, seine Lieblingsideen, aber anschaulicher und geläuterter wiederfindet; sie allein, durch die seine Phantasie lieblich bewegt, und sein Verstand zugleich genährt und beschäftigt wird. Doch unser Verfasser streitet hauptsächlich gegen die in den didaktischen Gedichten obwaltende Mischung von Poesie und Philosophie. „Kurz, sagt er, wo das Lehrgedicht belehrt, da ist es kein Gedicht, und wo es Gedicht ist, belehrt es nicht.“ Das wäre nun freylich kurz abgesprochen, aber nicht überzeugend, nicht gründlich. Wofür hält wohl Herr Lessing, um ihm eine ganz kleine Instanz zu machen, folgende Zeilen von Haller:

Mach deinen Raupenstand und einen Tropfen Zeit,
Den nicht zu deinem Zweck, den nicht zur Ewigkeit.

Hält er sie für Poesie oder Philosophie? Lehrt Haller hier oder lehrt er nicht? Wir hoffen, er wird nach seiner bekannten Wahrheitsliebe und Unbefan-

befangenheit einräumen, daß der Denker und Dichter in ihnen ſich gleich ſchön offenbare, und beyde Verſe eben ſo lehrreich als ergötzend ſind. Ueberhaupt waltet wohl, bey dem ganzen Urtheile des Verfaſſers über den Werth und die Eigenſchaften des Lehrgedichts ein kleines Mißverſtändniß ob. Ein Lehrgedicht, über eine Wiſſenſchaft iſt freylich, und wäre es auch das gründlichſte, doch kein Syſtem, und kann weder auf die Vollſtändigkeit, noch auf die Deutlichkeit, die man von einem Syſtem erwartet, Anſpruch machen. Aber müſſen denn alle Wahrheiten, die unterrichten ſollen, vollſtändig aufgezählt, genau entwickelt, und ſcharf erwieſen werden? oder ſind nicht ſogar unſere beliebteſten und lehrreichſten Philoſophen diejenigen, welche die ſcientifiſche Form vermeiden und ihren Genius von den ſtrengen Feſſeln der Methode befreyen? und worin liegt dann der Grund, dem Dichter zu verſagen, was wir dem Proſaiſten ohne Bedenken erlauben? — Eine zweyte Bemerkung betrifft die Frage: warum Leſſing ſeine ſo gut geſchriebnen proſaiſchen Fabeln verſificiret habe? Der Verfaſſer ſcheint hier um die wahre Auflöſung verlegen zu ſeyn, die, wie wir glauben, gleichwohl ſo ferne nicht liegt. Leſſings Fabeln ſind freylich, in Abſicht auf ihre Kürze und Klarheit, wahre äſopiſche Fabeln: aber in Abſicht auf Sprache und Einkleidung ſind ſie es wirklich nicht, falls wir nach den von den Grammatikern aufgelößten und veränderten äſopiſchen Fabeln auf ihre urſprüngliche Geſtalt ſchließen dürfen. Der Vortrag des Griechen

chen ist höchste Natur und Einfalt, der Vortrag des Deutschen gewählt und sorgsam, ja nicht selten mehr noch, als dieses. Um sie zu Fabeln, freylich nicht in La Fontaine's, aber in Phädrus Manier zu erheben, fehlt den meisten nichts weiter, als das Sylbenmaaß, und des letztern Manier fand ja Lessing keinesweges verwerflich, sondern vielmehr, wie aus seiner Abhandlung über die Fabel Th. 18. S. 196. erhellt, der Befolgung und Nachahmung würdig. Zu wiederholten Malen lobt er Phädrus zierliche Kürze in Versen, „nur, sagt er, fühle ich mich selbst zu unfähig sie in Versen zu erreichen.“ Wie, wenn er nun in der Folge diese Schwierigkeiten weniger groß und die Versification dem ohnehin gewählten Vortrage seiner Fabeln angemessener fand, als die Prosa? Warum wollen wir uns wundern, daß er später that, was er früher schon billigte? oder mit andern Worten, daß er seinen Freunden und Lieblingen, den Griechen, folgte? Schon Hesiod erzählte seine Fabel vom Habicht und der Nachtigall in Versen, und aus dem Suidas wissen wir, daß mehrere Fabeln Aesops von einem Griechen in Verse eingekleidet waren. — Unsern völligen Beyfall haben des Herausgebers Aeußerung über Herders Erklärung des Epigramms. Auch wir verzweifeln, für diese zahllose Menge von Gedichten, die uns Alte und Neuere unter der allgemeinen Aufschrift Epigramm verkaufen, eine gemeinsam passende Definition zu finden. Einen großen Theil der in der Anthologie befindlichen Gedichte würde

der Grieche Eidyllia, einen zweyten der Franzose Madrigals und Bouquets, einen dritten wir selbst Einfälle nennen. Freylich hat H. Herder für dieses bunte Gemisch eine Erklärung und eine Klassification versucht. Aber bey dieser vermißt man den Eintheilungsgrund; und jene begreift, die unbestimmten Ausdrücke ungerechnet, mehr in sich, als sie sollte. Desto treflicher sind die eingestreuten Bemerkungen, deren Werth auch wir mit Hrn. Lessing gern anerkennen.

IX.

Briefe von Friedrich Matthison. Erster Theil. Zürich bey Orell und Comp. 1795. 240. S. 8.

Die Briefe, welche der vor uns liegende Band enthält, fallen zwischen die Jahre 1785 — 92. und sind an den Hofrath v. Köpken in Magdeburg und den Landvoigt v. Bonstetten in Bern gerichtet. Der Name ihres Verfassers bewog uns zuerst sie in die Hand zu nehmen, aber nicht er, sondern das Vergnügen, welches wir bey der Durchlesung empfanden, hat uns festgehalten. Eine Reisebeschreibung in gewöhnlichem Sinne sind sie nicht, allein sie liefern eine Reihe lesenswerther Betrachtungen

tungen über die Oerter und Gegenden, welche der Herausgeber in den genannten Jahren theils flüchtig durchzog, theils auf eine längere Zeit zu seinem Aufenthalte oder gar Wohnorte wählte, Urtheile über mehrere berühmte Männer, als Bonnet, Chandler, Gibbon, Gorani, Gilibert und den Lyoner Künstler Chinard, die er kennen lernte, einzelne charakteristische, zum Theil auf die Zeitgeschichte sich beziehende Anekdoten, und manche feine Bemerkungen über Poesie, Kunst und Natur. Was uns jedoch hauptsächlich für diese Briefe gewonnen hat, ist die anspruchslose einfache Schreibart, die durchgehends in ihnen herrscht, die Bescheidenheit, mit welcher der Verfasser nicht nur von Personen, Gesellschaften und öffentlichen Anstalten, sondern auch, wiewohl selten, von den allgemeinen Gegenständen des Tages, über die tausende und weniger Unterrichtete, seit der großen Veränderung in Frankreich, mit der unverschämtesten Dreistigkeit abgesprochen haben und noch absprechen, redet endlich das warme Gefühl für das Schöne und die Anhänglichkeit an die Natur, die, wie aus seinen Gedichten, so auch aus diesen Briefen hervorleuchtet. Wir wollen zuvörderst einiges, was mit unserer Bibl. in näherem Bezug steht, ausheben. S. 114. sagt Hr. M.: „Ich fand hier (in Cergue) Hallers Gedichte und las mit neuem Vergnügen die Alpen wieder. Du weißt, daß ich einer der wärmsten Verehrer dieses Gedichtes bin, und doch kann ich den Wunsch nicht unterdrücken: Ein Mann von entschiedenem Dichterberuf möchte

sich

sich noch einmal an diesen großen Gegenstand wagen, weil, nach meiner Ueberzeugung, bey weitem der größte Theil der Alpenwelt für die Poesie noch terra incognita ist. Ein solches Werk wäre keinesweges eine Ilias nach dem Homer. Aber der Mann, welcher diesen kühnen Flug beginnen wollte, müßte mit Hallers poetischem Genie und naturhistorischen Kenntnissen, auch Klopstocks Sprachgewalt und Lessings kritisches Gefühl verbinden." Wir sind nicht verwegen genug, die Möglichkeit der Erfüllung dieses Wunsches läugnen zu wollen. Das Genie geht auf unversuchten und oft betretenen Pfaden mit gleichem Glücke und gelangt auf diesen, wie auf jenen, zu neuen Aussichten. Indeß scheint es uns doch, als ob Haller in seinen Alpen die großen und wahrhaft mahlerischen Scenen wirklich vereiniget und seinem Nachfolger nicht viel mehr, als die mühsame Ueberarbeitung, genauere Ausführung und glänzendere Färbung der einzelnen Theile übrig gelassen hätte, und daß diese ein dankbares Geschäfte seyn dürfte, — daran, wir gestehn es frey, zweifeln wir. Keine Dichtungsart ist, in Absicht ihrer Wirkung, in engere Gränzen eingeschlossen, als die beschreibende. Je mehr der Dichter ins Einzelne und Besondere hineingeht, je mehr er solche Gegenstände schildert, die der Leser, ohne sie selbst gesehn zu haben, sich entweder gar nicht oder doch nicht mit der nöthigen Klarheit und Lebhaftigkeit denken kann, je gewisser muß er fürchten, seinen Zweck zu verfehlen. Ueberdieß ermüdet in Gedichten

dichten nichts so sehr, als eine Reihe ununterbrochener Naturscenen, und Schilderungen von Kräutern, Bergen, Flüssen und Aussichten. Das, was sie allein heben und unterstützen kann, ist immer nur der Mensch, und das Eigenthümliche seiner Sitten und Lebensart, und grade das ist der hervorstechendste und mit vieler Liebe bearbeitete Theil in Hallers Alpen. Sollte es also wirklich keine verlorne Mühe seyn, ihm hierin gleich oder zuvorkommen zu wollen? Wie gesagt, wir wissen's nicht, aber es scheint uns nicht wahrscheinlich. Gleiche Bedenklichkeiten sind uns bey einer Stelle, die der angeführten unmittelbar vorangeht, aufgestoßen. „Ich habe, sagt M., eine ziemliche Menge von Alpenpflanzen zusammengebracht, unter denen einige von so hoher Schönheit sind, daß sie einer poetischen Beschreibung eben so würdig wären, als die Gentiana lutea oder das Antirrhinum alpinum in Hallers Alpen. Wie sehr würde manches mahlerische Gedicht durch ähnliche Schilderungen an localinteresse und Originalität nicht gewonnen haben! Freylich sind unsere Dichter beynah gezwungen, sich auf Veilchen, Rosen, Nelken, Jasmin und Lilien einzuschränken, weil oft die lieblichste Blume einen so barbarischen und unedlen Nahmen führt, daß ihre Nennung den guten Geschmack beleidigen würde; so wie sich denn überhaupt nicht leicht etwas platteres und geschmackloseres denken läßt, als die meisten deutschen Blumennamen. Es wäre daher ein wahrer Gewinn für die Dichtkunst, wenn man schicklichere

und edlere in Umlauf zu bringen ſuchte. Viele könnte man aus dem Linnäiſchen Syſtem entlehnen, andere aus der franzöſiſchen Flora des Ritters von Lamark, oder aus dem Engliſchen überſetzen, und noch andere ſelbſt erfinden. Wie ſich Teufelsbiſſe, Stiefmütter, Gauchheile, Hahnenfüße, Hunger- und Gänſeblumen in Kleiſts Frühling wohl ausnehmen würden? Nur erſt nach einer ſolchen Namenreform dürften wir vielleicht auf ein didaktiſches Gedicht über die Botanik rechnen, worin ein guter Kopf Gelegenheit hätte, alle Talente, womit ihn die Natur ausſtattete, zu üben und glänzen zu laſſen: denn welcher Stoff könnte wohl anziehender, mannigfaltiger, neuer und wahrhaft poetiſcher ſeyn, als die Haushaltung der Pflanzen nach dem Sexualſyſtem? Da würden ſich dem Dichter die lieblichſten Mythen zu Ovidiſchen Verwandlungen, die erhabenſten Naturanſichten zu Thomſonſchen Gemählden und die gefälligſten Scenen der Hirtenwelt zu Theokritiſchen Idyllen in reizender Abwechſelung darbieten. Wie ſtark der Anblick einer Lieblingsblume die Seele rühre, und wie lebhaft ſie inſonderheit auf die Einbildungskraft wirke, das wiſſen alle diejenigen, bey denen die Pflanzenkunde zur Leidenſchaft wurde. Daher geht zuweilen, wie Linnäus bey der Beſchreibung der Andromeda polyfolia, in der Flora von Lappland, ſogar der ruhig prüfende Forſcher in den Ton des begeiſterten Dichters über.“ Daß eine Menge ſchöner Blumen im Deutſchen häßliche Namen führen und um deßwillen für den Dichter unbrauchbar

bar sind, ist allerdings richtig; daß aber, wenn wir sie umtauschten, das Gebiet der Dichtkunst an Umfang und Mannigfaltigkeit merklich gewinnen würde, ist uns nicht wahrscheinlich. Sollen Blumen in einer poetischen Schilderung Wirkung hervorbringen, so muß sie der Leser kennen, oder die niedlichste Beschreibung, die ihm der Dichter liefert, geht für ihn, wie das wirklich bey dem aus Haller angezogenen Beyspiel der Fall ist, verloren, oder ist vielmehr so gut, als gar nicht für ihn vorhanden. Wie viel Liebhaber und Freunde der Poesie mögen aber zugleich so ausgebreitete Kenntnisse in der Botanik, wie der Verfasser dieser Briefe, besitzen, um an solchen, mit Blumen verzierten Landschaften, dergleichen er vorschlägt, Vergnügen zu finden? Daß diese Schwierigkeit von mehrern guten Dichtern gefühlt und als wichtig anerkannt worden ist, beweißt ihr Verhalten. Theokrit und Virgil, die beyde die Natur studiert hatten, hüten sich gleichwohl, ihre botanische Gelehrsamkeit zu zeigen und nennen nur wenige und immer bekannte Blumen. Eben so unser Geßner. Er führt wirklich nicht bloß Rosen, Veilchen und Liljen an; er erwähnt in seinen Idyllen auch der Scabiose, Glockenblume und Zeitlose; allein er vermeidet sorgfältig unbekanntere Gewächse zu nennen, und versucht es nirgends, wie Haller, uns fremde Kräuterarten durch Aufzählung ihrer Merkmale kennen zu lehren. Aus diesen Aeußerungen erhellt zugleich, was wir von einem didaktischen Gedichte über die Botanik erwarten. Erstlich. Den.

Namen eines didaktischen Gedichtes wird es nur sehr uneigentlich führen. Nirgends oder höchst selten wird der Dichter Gelegenheit zu Vorschriften finden; fast immer wird er sich darauf eingeschränkt sehen, anzuzeigen, was er im Pflanzenreiche sieht und beobachtet. Zweytens. Wir sind überzeugt, es werden sich mehrere Veranlassungen zu lehrreichen Betrachtungen, lebhaften Gemählden und episodischen Dichtungen darbieten, aber dadurch wird weder der unpoetische Inhalt poetischer, noch der Vorwurf der Langweiligkeit von dem Ganzen abgewandt werden.

Unter mehrern Inschriften, die der Verfasser seinen Briefen einverleibt hat, heben wir folgende aus. Er fuhr von Lyon aus die Rhone hinunter nach Vienne, ehemals Colonia Viennenſis. Die kurze Reise hatte nichts merkwürdiges: aber er verdankte ihr die Kenntniß einer, wie er mit Recht sagt, vortreflichen Grabschrift, in der dasigen Domkirche. Auf dem gemeinschaftlichen Grabe zweyer Freunde standen die Worte: Mens una. Cinis unus.

Folgende Anekdote, wünschten wir, möchte unser theatralisches, mit seinem Beyfall so verschwenderisches Publikum beherzigen. „Ich war gestern, heißt es, S. 129. (zu Lyon) im Schauspiele, wo man Zemire und Azor aufführte. Ein junger Schauspieler, der mit einer Nebenrolle zum ersten Mal auf dem Theater erschien, wurde ausgepfiffen, weil er nur eine einzige Stelle nicht richtig declamirte. Es ist unglaublich, welchen Fleiß ein französischer Schauspieler auf Declamation und

Aus-

Aussprache wenden muß, um nur nicht zu mißfallen. Für einen schlechten Declamator ist auch in der kleinsten Provinzialstadt keine Gnade zu hoffen. Was Wieland von den alten Joniern sagt, paßt ganz auf die heutigen Franzosen: „Ihr Ohr will nicht ergötzt, es will bezaubert seyn.“ Welch ein glückliches Land für die Schauspieler ist doch in dieser Rücksicht unser liebes Deutschland! Je mehr sie wüthen, schreyen und ihre Geberde verstellen, desto lauter das Jauchzen der Menge.

Von Avignon aus besuchte der Verfasser die Quelle zu Vaucluse. Was der Verfasser des Charakters Petrarchs, in den Nachträgen zum Sulzer, von der Ode Chiare, fresche e dolci anque, aus dem Inhalt derselben gefolgert hat, ist hier bestätigt. „Ein allgemein verbreiteter Irthum, in den auch Voltaire verfallen ist, heißt es S. 207. deutet diese Ode auf die Quelle von Vaucluse, deren Entfernung von Avignon man sich gemeiniglich nur sehr unbeträchtlich vorstellt. Sie ist an die Triade, eine Quelle unweit Avignon gerichtet, in welcher sich die Damen, zu Petrarchs Zeiten, häufig zu baden pflegten, und wo auch wahrscheinlich die Scene des kleinen Abentheuers zu suchen ist, welches er in der ersten Canzone erzählt.“

Wenn es S. 226 in einer Anmerkung zu einem Briefe vom J. 85 heißt, der itzige Landgraf von Hessen habe die colorirten Gypsfiguren alter Weisen und mythologischer Personen auf dem Weißenstein wegnehmen lassen, so müßte das erst ganz neuerlich geschehen seyn. Im vorigen Jahre wurden diese

kindischen Spielereyen, einige wenige, welche die Zeit verzehrt hatte, ausgenommen, zum Aergerniß des gesunden Geschmacks, noch jedem Fremden gezeigt.

Wir übergehn die Nachrichten, die der Verfasser von dem liebenswürdigen Bonnet und den wohlthätigen Bemühungen der Mönche auf dem St. Bernhard mittheilt, nebst einigen in Absicht auf die Revolution und die damalige Stimmung des französischen Volks höchst charakteristischen Zügen, weil sie nicht für diese Zeitschrift gehören, und begnügen uns noch des Eindrucks, den Vestris auf den Verfasser machte, zu erwähnen. „Ein junger Kunstgott, das sind seine Worte, hat seit kurzem (1790) mit Hülfe des Zaubers, den die Grazie in seine Füße legte, einen magischen Kreis um das ganze Lyoner Publikum hergezogen, mit welchem er eine so unumschränkte Alleinherrschaft ausübt, daß das Wort Nationalversammlung höchstens noch in den Winkeln unberühmter Koffeehäuser, oder in den Werkstätten der Handwerker ausgesprochen wird, ich meyne den Tänzer Vestris, der seit acht Tagen die Bewunderung der Stadt und der ausschließende Gegenstand aller Unterhaltungen geworden ist. Der Zudrang ist so groß, daß man schon um zwey Uhr im Komödienhause seyn muß, um einen Platz zu bekommen. Ich war da, als er das letzte Mal tanzte und kann mir den Enthusiasmus des Publikums nun einigermaaßen erklären. Es ist beynah unmöglich, nicht von der Anmuth, Leichtigkeit und Harmonie seiner Bewegungen zur Bewunderung hingerissen

zu

zu werden. Man sieht keinen Sterblichen mehr, sondern einen, aus Aetherstoff gewebten, für höhere Regionen bestimmten, Sylphen.“

Zur Verschönerung gereicht dem Buche Bonnets gut gearbeiteter Kopf und einige artige Ansichten, unter denen sich auch die Wasserleitung über den Garbon befindet.

X.

Friedrich des zweyten bey seinen Lebzeiten gedruckte Werke. Vierter Theil, enthaltend dessen Poesieen. Berlin, bey Voß. 1794. 416. S. 8.

Die gelehrte Welt ist über den Werth der Werke Friedrichs so ziemlich einverstanden. Das größte Interesse wird man immer an denen nehmen, welche die Geschichte seines Lebens liefern, oder seinen Charakter und die Empfindungen seines Herzens im traulichen Briefton entfalten. Sie sind es, aus welchen man ihn bewundern und lieben, sie, aus welchen man den erfahrnen Feldherrn und Staatsmann, den denkenden Weisen und den theilnehmenden Freund, also die wichtigsten Seiten dieses seltnen Sterblichen kennen lernt. Wenn indeß gleich seine Geschichtsbücher und Briefe

der Reihe seiner Schriften die oberste Stelle einnehmen, so stehen doch deshalb seine poetischen Arbeiten nicht so weit zurück, daß man selbige über den erstern, als den vollkommenern, gänzlich zu vergessen geneigt wird. Ungerechnet, daß diejenigen Stücke, die er in den bedenklichen Lagen seines Lebens verfertigte, wahre Denkmähler seines Muthes und seiner Weisheit sind, und alle oder doch die meisten, wie einer seiner Verehrer sehr gut bemerkt hat, ein Licht auf seine Grundsätze und Meinungen werfen und folglich denen, die den großen Mann gern völlig durchschauen möchten, ebenfalls nicht gleichgültig seyn können, so ist auch ihr eigenthümlicher Werth bey weitem so gering nicht, als uns einige Neider seines Ruhms haben überreden wollen. Man findet in ihnen eine Menge einzelner glücklicher Verse und Stellen, man stößt auf wahrhaftig große und edle Gedanken und treffende satyrische Schilderungen, man vermißt selten jene gefällige Sprache und leichte Versification, ohne welche die übrigen Schönheiten eines Gedichts gewöhnlich unwirksam bleiben. Gelten diese Behauptungen weniger von seinen Oden, so muß man bedenken, daß selbst geborne Franzosen sich in dieser Gattung der Poesie mit keinem sonderlichen Glücke versucht haben; von seinen Episteln, oder didaktischen Gedichten gelten sie gewiß. In allen offenbart sich, wenn auch nicht immer der Dichter, doch der denkende Kopf, der Freund der Wahrheit und Feind der Vorurtheile, der Kenner des menschlichen Herzens, und der angenehme feine

Ge-

Gesellschafter. Und wer könnte vor den Büchern über die Kriegskunst gleichgültig vorübergehen? Wie vieles vereiniget sich in ihnen, um sie nicht nur über die andern Gedichte des Königs, sondern sogar über viele didaktischen Inhalts zu erheben! Eine innige Bekanntschaft mit dem Gegenstande, einen wohlgeordneten Plan, eine natürliche und doch gewählte Sprache, endlich eine weise Benutzung der Mittel, durch die der Lehrdichter allein Dichter werden und gefallen und einnehmen kann, — alles das darf man mit Recht als Vorzüge dieses Versuchs betrachten. Der Verfasser weiß uns bald durch eine lebhafte Beschreibung zu fesseln, bald durch ein wohlgewähltes Beyspiel aus der Geschichte zu unterrichten, bald durch die Scenen des Greuels, die dem Kriege nachfolgen, zu erschüttern, und bald durch das eingemischte Ach der Menschlichkeit und des Mitleids zu rühren. Auch der in die Geheimnisse der Kriegskunst nicht Eingeweihte durchliest das Gedicht mit Vergnügen und legt dadurch ein ehrenvolles Zeugniß für die Talente des Verfassers und die kluge Ausführung und Behandlung des Gegenstandes ab. Wir dürfen wohl nach dieser Aeußerung nicht noch besonders versichern, daß wir den Gedanken, die Poesieen des Königs metrisch zu übersetzen, zumahl, da es die bessern, nehmlich die bey seinem Leben erschienenen, sind, nicht tadeln. Auch die Erinnerung an ihn, als Dichter, verdient unter uns fortzuleben, und sie wird es um so mehr, da die Uebersetzung seiner Gedichte zwey Männern zu Theil

geworden ist, die nicht erst seit gestern mit den Musen bekannt sind. Wir wollen von den Arbeiten Beyder besonders reden. — Die Kriegskunst ist, wie unsere Leser bereits aus der Berliner Monatsschrift wissen, von Hrn. Prediger Jenisch. Der Verfasser hat das in gereimten Alexandrinern geschriebene Gedicht des Königs in fünffüßige reimlose Jamben aufgelößt und dadurch den Ton des Ganzen allerdings in etwas verändert. Wir sind indeß so weit entfernt dieß zu mißbilligen, daß wir es vielmehr für das einzige Mittel, die hier so nöthige Treue und Leichtigkeit zu erreichen, halten. Was wir dagegen hier und da vermissen, ist Kürze und sorgfältigere Wahl des Ausdrucks; Tugenden, in denen der Uebersetzer seinem Vorbilde, zumahl bey der so leichten Versart, billig nicht hätte nachstehen sollen. Wir wollen einige Stellen, wie sie uns in die Hände fallen, ausheben. Der König sagt im sechsten Gesange:

Lorsque, pour se soustraire à votre diligence,
Votre ennemi d'un fleuve implore l'assistance,
Et croit vous arrêter par ses rapides flots,
Imitez d'Annibal le plan et les travaux;
Du Rhone les Romains occupoient le rivage,
Il feint, marche plus bas, et se fraye un passage,
Il sait joindre la ruse avec l'activité,
Et trompe le Consul, qui le croit arreté.

Dieß giebt Hr. Jenisch also:

Wenn sich dein Gegner deiner Thätigkeit
Nicht mehr erwehren kann, nimmt er oft Zuflucht

Zur

Zur Schutzwehr eines Stroms. Mit seinen Wellen,
Mit seiner Tiefe hemmet oft ein Strom
Der schönsten Siege Lauf. Nur Hannibal
Vernichtet auch der Ströme Widerstand.
Der Rhone Ufer hat das Heer der Römer
Besetzt und wacht. Umsonst! Karthago's Held,
Schlau, thätig, geht hinüber, wo der Consul,
Getäuscht durch tausend Listen, keinen Feind
So nahe glaubte. Laß Karthago's Helden
Dein Muster seyn! Wie er, sey schlau und thätig!

Wir wollen hier nicht ins einzelne gehen, weil es zu lange aufhalten würde: aber sollte der Sinn des Originals nicht durch folgende Zeilen erschöpft seyn?

Wenn, deiner wachen Sorgfalt zu entfliehn,
Der Gegner hinter einem Strom sich lagert,
Und durch die Wogen dir zu trotzen meint,
So folge du dem Beyspiel Hannibals.
Der Römer Heer besetzt den Rand der Rhone,
Er aber paaret List mit Thätigkeit,
Und zieht sich schlau den Fluß hinab und bahnet
Sich durch die Wellen einen Weg und täuscht
Den Consul, der ihn festzuhalten wähnt.

Die folgenden vier Zeilen des Originals heißen:

Soutien de mes rivaux, digne appui de la Reine,
Charles, d'un ennemi sourd aux cris de la haine,
Reçois l'éloge pur, l'hommage merité,
Je le dois à ton nom comme à la verité.

Diese vier Verse sind im Deutschen zu nachstehenden sieben erweitert worden.

Du Stütze meiner Gegner, der du werth bist,
Daß deine Königinn zu ihres Thrones
Beschützer dich ersah, Karl, selbst dein Feind —
Im Feld, im Herzen nicht — mein Herz hat nie
Des Hasses Wuth gekannt — weiht dir dieß Lob.
Vernimm's; es ist verdientes, reines Lob.
Die Wahrheit fordert's; ihrem Wink gehorch' ich.

Wir sind in der That weit entfernt, die Güte einer Uebersetzung nach der Anzahl ihrer Zeilen zu würdigen; aber der Verfasser wird, wenn er billig ist, selbst eingestehen, daß er hier mehr den Erklärer als den Uebersetzer gemacht hat, und das sollte doch eigentlich nicht seyn. Noch auffallender sind diese Abweichungen an andern Orten, z. B. in dem Anfange des vierten Buches, wo dreyßig Zeilen im Original zu zwey und sechzig in der Nachbildung ausgedehnt und überdem die Folge und Ordnung der Ideen, ohne daß wir einen hinlänglichen Grund einsehen können, verändert worden ist. Es ist wahr, H. J. hat diese Stelle durch manchen Zug, dessen Zweckmäßigkeit und Bedeutsamkeit wir nicht verkennen, verschönert: allein eben so oft hat er durch seine Mahlereyen und Einschiebsel dem Gedanken, statt ihm zu nutzen, geschadet. Der König z. B. bedient sich, um die Wichtigkeit der Festungen zu schildern, folgender Vergleichung:

Tel que du double rang de ses dents carnassières,
Le lion rugissant présente avec fierté
Le terrible appareil au Maure épouvanté;
Tel d'un puissant état la frontière assurée,

Bra-

Bravant des ennemis la fureur conjurée,
Ralentit leur ardeur par ſes puiſſans remparts.

Das Gleichniß iſt, wie man ſieht, grade keines der hervorſtechenden: allein es erläutert, was es erläutern ſoll, kurz und beſtimmt. Der Vergleichungspunkt tritt deutlich hervor und der Bezug des Bildes und Gegenbildes verliert ſich nicht unter einem müßigen Wortaufwande. Ob dieß auch in der Copie noch der Fall ſey, und die Wirkung nicht durch eine Menge von Zierrathen und vermeintlichen Verſchönerungen gelitten habe, mögen unſere Leſer ſelbſt beurtheilen.

Wie einem Jäger, der ein Reh verfolgt
Im Mohrenlande, wenn aus dem Gebüſch
Vor ihm der Löwe brüllend ſich erhebt,
Und beyde Reihen ſeiner Zähne zeigt;
Wie kalter Schrecken dann dem feur'gen Jäger
Durch alle ſeine Glieder plötzlich fährt;
Er weicht zurück, vergißt des Reh's, vergißt
Der Beute, die er ſchon zu haſchen glaubte;
Er flieht, ſieht oft ſich um und preißt ſich glücklich,
Wird er nur ſelbſt des Löwens Beute nicht.
So kühlet ſich der Völker Muth, wenn ſie —
Zu leichten Kampf, zu leichte Siege träumend —
Auf unſern Gränzen trotzig ſich verſammeln;
Dann erſt, was ſie nicht träumten, ſehn, wie Burg
An Burg, gleich ſtarken Rieſen, einen Kreis
Um unſre Fluren ziehn und deſſen ſpotten,
Der, ohne Müh und Blut durch ſie zu bringen,
Zu eitel ſich vermaaß; ſie ſtehn dann plötzlich
Und halten Rath, und ſcheun den ſchweren Kampf,
Der mehr Gefahr, als Beut' und Sieg, verſpricht.

Die

Die übrigen in diesem Bande enthaltenen Stücke, die aus Oden, Episteln, vertrauten Briefen und vermischten Gedichten bestehen, sind sämmtlich, die Erzählung, das fehlgeschlagene Wunder ausgenommen, vom Hrn. Kammersecretair Bürde in Breslau und meistentheils in gereimte Verse übergetragen. Daß sich der Verfasser bey dem Zwange des Reims nicht genau an sein Original anschließen konnte, sondern sich in den meisten Fällen begnügen mußte, die Gedanken herauszuheben und nach seiner Art und dem Genius seiner Sprache gemäß umzubilden, werden Kenner von selber erwarten und ihm gewiß nicht verübeln. Sie werden mit ihm und seiner Arbeit zufrieden seyn, wenn er die Hauptideen und den Charakter der Urschrift nicht verändert oder verunstaltet, im Ganzen genommen, natürlich und leicht übersetzt, und sich als Herrn des Reims und des Sylbenmaaßes gezeigt hat, und das ist, diese Forderungen erfüllt zu haben, gebührt ihm unsers Bedünkens mit vollem Rechte. Alle Stücke, die wir gelesen haben, (und es sind ihrer nur wenige, von denen man das nicht sagen könnte,) scheinen nicht Uebersetzungen aus einer fremden Sprache, sondern eigne Arbeit, und müssen uns um so willkommner seyn, je kleiner noch die Anzahl der philosophischen Episteln, in Vergleichung mit unserm lyrischen Reichthum, ist. Wir heben, um unser Urtheil zu bestätigen, eine Stelle aus der Epistel von Schwerts, die bekanntlich über den Werth der Lustbarkeiten spricht, aus.

Nein

Nein, jener glänzende Tumult (der Hauptstadt) betäubet
Die Seele nur. Verwirrt und zwecklos treibet
Der Mensch umher, verschlungen vom Gewühl
Der großen Welt; ein ernstes Possenspiel
Sein Leben; — stets von müßigen Gesellen
Umringt, stets selbst mit wicht'gen Bagatellen
Beschäftigt, sieht er nur das Einerley
Von Freuden, die der Mode Tyranney
Verordnet hat, gemischt aus Spiel und Tanze,
Bankett und Schauspiel; — lebt er gleich der Pflanze,
Stets auf den gleichen Boden eingeschränkt,
Gedankenlos in Müßiggang versenkt;
Muß jetzt zur Cour, jetzt in die Oper gehen.
Welch Leben Freund! mußt du nicht zugestehen,
Daß man zuletzt, durch steten Rausch zerstreut,
Sich flieht, weil man sich selbst zu sehen scheut?

Willst du, daß sich dein Innres dir enthülle?
Flieh das Geräusch, und suche Ruh und Stille.
Die Einsamkeit verstärkt des Geistes Licht;
Dann sehn wir erst, wie viel uns noch gebricht;
Dann machen wir uns redlich das Geständniß
Der aufgespürten Mängel. Selbsterkenntniß
Ist erster Schritt zur Weisheit: darnach strebt
Ihr ächter Schüler; keinen Tag verlebt
Er zwecklos, dringt bis in die kleinste Falte
Des Herzens, sucht in ihrem Hinterhalte
Die Leidenschaften auf; mit kühner Hand
Reißt er der Vorurtheile Zauberband
Sich von den Augen; prüfend unterscheidet
Er leeren Schein von Wahrheit, und entkleidet

Sich

Sich alles Wahns, verscheucht die Gaukeley
Des Sinnentrugs, zerstört das Luftgebäu
Der Phantasie, erstickt im ersten Triebe
Den aufgeschoßten Keim der Eigenliebe,
Die allen Neigungen zu schmeicheln pflegt,
Und uns, indem sie liebkost, Wunden schlägt.
Du scheinst mir zwar zu glauben, daß die Bühne
Zur Besserung verderbter Sitten diene,
Und uns, indem sie über Thorheit scherzt,
Zu Weisen mache. — Doch, mein Freund! sie merzt
Das Uebel nicht von Grund aus; nein, sie ritzet
Durch Witz, den die Satyre zugespitzet,
Es flüchtig nur. Was macht ein Stück beliebt?
Moral? — Nein, Stoff, den es zum Lachen giebt.

O zeige mir nur einen Lasterhaften,
Den euer Schauspiel seine Leidenschaften
Bezähmen lehrte. Besserung, Unterricht —
Den hohen Zweck erreicht Thalia nicht;
Was sie gewährt, ist flüchtiges Vergnügen.
Kampf kostet es, sich selber zu besiegen;
Es ist ein steiler mühevoller Pfad,
Der zur Vollkommenheit uns führt: man naht
Nur Schritt für Schritt nach tausend Hindernissen
Dem Ziele sich. Ein ruhiges Gewissen,
Ein Herz, in dem bewährte Tugend wohnt:
Dieß macht uns wahrhaft glücklich; dieß belohnt
Uns alle Müh, vergütet alle Leiden.
Doch der Genuß von jenen eitlen Freuden
Soll uns nicht Lebenszweck, nur Mittel seyn,
Uns, nach vollbrachter Arbeit, zu zerstreun.

Wir lassen es bey dieser Probe bewenden, um noch eine andere, in reimlosen Versen, aus dem Briefe an d'Argens über die Schwäche des menschlichen Verstandes mitzutheilen, aus der unsre Leser zugleich sehen werden, daß Hr. Bürde, wo er nicht reimt, sein Original sehr getreu und ohne Erweiterung wieder giebt.

Was weiß der Mensch, das er den Sinnen nicht
Zu danken hat? Ihr Dienst bereichert ihn
Mit Kenntnissen, die, wenn er sie verknüpft,
Erfahrung ihm gewähren. Diese nur
Giebt ihm bey seinen Schlüssen festen Grund;
Doch da sein Urtheil nur Vergleichung ist,
So artet es in Unsinn aus, so bald
Er das Gebiet des Sinnlichen verläßt.
Was nie in seine Sinne fiel, das kann
Der Mensch so wenig fassen als beschreiben.
Wie manchen neuen Ausdruck er sich auch
Für übersinnliche Begriffe schuf;
Bey näh'rer Prüfung findet der Verstand,
Das schwülstige Gewand bekleid' ein Nichts.
Du, der im weiten Raum des Weltalls nur
Ein Sonnenstäubchen ist, o Sterblicher!
Du wähnst, es stehe zum Unendlichen
Der Weg dir offen. Nimmer wandelst du
Den Mittelpfad; dein Loos ist, Mensch zu seyn,
Und du erlaubst dir eines Gottes Wünsche.
Der Adler schwingt zur Sonne sich empor;
Die Schwalbe streicht am Boden schüchtern hin.
Am besten, wer sich nicht zu hoch versteigt,
Noch auch zu tief herab sinkt, dessen Flug,
Gelenkt von Klugheit, nie das Ziel verfehlt! —

Fern sey's von uns, den, der die Wissenschaft
Mit Eifer liebt, zu tadeln; ohne sie
Blieb unser Geist ein unbebautes Feld.
Ein Weiser sey gelehrt; nur glaub' er sich
In seiner Meinung nicht unfehlbar: sondern,
Je mehr er an Erkenntniß wächst, je mehr
Lern' er bescheiden zweifeln; und indem
Er seine schwache, wankende Vernunft
Zu stützen sucht, werd' ihm sein eignes Nichts
Zum Quell, aus dem er seine Weisheit schöpft.
Ein Goldstück macht den Bettler reich; wer einsieht,
Er wisse nichts, hat schon sehr viel gelernt.

Die unterstrichnen Zeilen allein scheinen uns einer Verbesserung bedürftig, weil die bildlichen Ausdrücke stützen und schöpfen nicht ganz zusammenstimmen. Das Original sagt einfacher aber richtiger:

Et que de sa raison gouvernant la foiblesse,
Dans son propre néant il puise la sagesse.

XI.

Die Horen, eine Monatsschrift, herausgegeben von Schiller. Erstes bis viertes Stück. Tübingen, in der Cottaischen Buchhandlung. 1795. gr. 8.

Unter den vielen Zeitschriften, welche seit mehrern Jahren in Deutschland entstanden sind, hat vielleicht keine die Erwartungen des Publikums höher gespannt und die Aufmerksamkeit der Leser so ungetheilt auf sich gezogen, als die Horen. Der Name des Herausgebers, der Ruhm der meisten, als Theilnehmer genannten, Schriftsteller, der in der Ankündigung angegebne eigne Zweck, ja, wir dürfen sagen, der ganze Ton, in dem die Ankündigung abgefaßt war, — alles dieß erweckte Hoffnungen, die schmeichelten und erheiterten. Es war an sich schon Pflicht für die Mitarbeiter der Bibliothek, ein Journal, das ausdrücklich für die Musen und Charitinnen in dem politischen Tumulte ein Zufluchtsort zu werden versprach, nicht mit Stillschweigen zu übergehen, und es wird doppelt Pflicht für sie, seiner zu erwähnen, da die meisten Aufsätze, die es enthält, zu einer nähern Betrachtung aus mehr denn einer Ursache auffordern. Zwar gestehen wir ganz aufrichtig, daß zu dieser Ursache die ausgezeichnete Vortreflichkeit nicht ge-

hört, die ihnen hie und da beygelegt worden ist. Im Gegentheil, unser Urtheil weicht hierin von dem allgemeinen Urtheile etwas ab. Aber eben diese zwischen uns und andern wahrgenommene Verschiedenheit bewog uns zuerst, die Horen mehrmals aufmerksam durchzulesen, und bewegt uns itzt, was wir beym Durchlesen empfanden und dachten, ausführlicher aus einander zu setzen. Wenn wir hierbey ganz unbefangen und freymüthig zu Werke gehn, so wird uns der Herausgeber dieß um so weniger verübeln, da er ausdrücklich sagt, daß er, um die Freyheit der Kritik zu befördern, von einer allgemeinen Gewohnheit abgegangen sey, und die Namen der Verfasser der einzelnen Aufsätze erst am Schlusse jedes Jahres zu nennen denke.

Der unstreitig wichtigste Aufsatz, dessen Verfasser jedoch durch die Ausrufer der gelehrten Welt sogleich aus seinem Incognito auf das Theater gezogen worden ist, sind ohne Zweifel die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen. Wir werden mit ihnen den Anfang machen und, um der größern Verständlichkeit willen, den Inhalt derselben in einem kurzen Auszuge unsern Lesern ins Gedächtniß zurückrufen.

Der Zweck dieser Briefe ist die Lösung der Frage: Wodurch und auf welchem Wege kann der Widerspruch, der zwischen der bürgerlichen Verfassung und der sittlichen Bestimmung des Menschen obwaltet, gehoben werden? Nachdem der Verfasser in dem ersten Briefe sich über die

Ein-

Einkleidung, die er seinem Vortrage zu geben gedenkt, erklärt und im zweyten die Wahl seines Gegenstandes dadurch, daß er auf den Zusammenhang desselben mit den gegenwärtigen Zeitumständen aufmerksam macht, gerechtfertiget hat, leitet er in dem dritten die Untersuchung auf folgende Art ein. Die Natur, sagt er, verfährt mit den Menschen gerade so, wie mit ihren übrigen Werken. Sie handelt für ihn, wo und so lange er noch nicht für sich selbst handeln kann. Aber eben dadurch wird der Mensch zum Menschen, daß er hierbey nicht stehen bleibt, sondern zu seiner Zeit aus Ueberlegung und mit Besonnenheit den Zustand wählt, den ihn anfänglich die Noth zu ergreifen zwang. Der beste Beweis für diese Behauptung ist sein Verhältniß und seine Lage im Staate. Das Bedürfniß nöthigt ihn zuerst in eine Staatsverfassung zu treten und sich Naturgesetzen zu unterwerfen, weil er sich noch keine Vernunftgesetze geben kann. Aber diesen Noth- und Naturstaat läßt er sich nicht für immer gefallen. In dem Laufe der Jahre erwacht seine Vernunft. Er wird mündig und versucht es den Naturstaat, der zwar für den physischen Menschen hinreichend war, allein dem moralischen widerspricht, in einen sittlichen umzuschaffen. Dieses Unternehmen ist indeß in der Ausführung so leicht nicht! Der physische Mensch ist wirklich, der sittliche nur problematisch, und der Staat keine Maschine, die sich, während daß an ihr gebessert wird, wie ein Uhrwerk, aufhalten läßt. Man muß also für die Gesellschaft eine Stütze aufsuchen, die selbige und

ihre Fortdauer, indeß der Naturstaat aufgelöst wird, sichere. Diese Stütze findet sich aber weder in dem natürlichen Charakter des Menschen, denn der ist selbstsüchtig und gewaltthätig, noch in dem sittlichen, denn der soll, nach der Voraussetzung, erst gebildet werden, und ist, weil er nie erscheint, nicht zuverlässig genug, um mit Sicherheit auf ihn rechnen zu können. Es kömmt also darauf an, einen dritten Charakter zu erzeugen, der, mit den beyden erstern verwandt, den physischen Menschen vermag, seine Willkühr den Gesetzen zu unterwerfen, und den moralischen bestimmt, seiner Freyheit zu entsagen, und von dem Gesetzgeber auf sich wirken zu lassen, um so von der Herrschaft bloßer Kräfte zu der Herrschaft der Gesetze überzugehn. Die Nothwendigkeit eines solchen Charakters für ein Volk, das seine Staatsverfassung nach moralischen Grundsätzen umbilden will, ist einleuchtend, weil bey der Gründung eines sittlichen Staates auf die Achtung des Sittengesetzes jedesmal, als auf eine wirkende Kraft, und auf das sittliche Betragen des Menschen, wie auf natürliche Erfolge, gerechnet werden muß. Da es aber dem Menschen vollkommen freysteht zwischen Pflicht und Neigung zu wählen, und dieses ihm zukommende Recht durch keinen physischen Zwang gekränkt werden darf, so wird man sich nicht eher auf seine Mitwirkung in der Reihe der Kräfte verlassen können, als bis Pflicht und Neigung sich nicht widersprechen und seine Triebe mit der Vernunft übereinstimmen. Die Anwendung auf die Lage

der

der Individuen eines Staates ergiebt sich hieraus von selbst. Ein Staat kann sich nur auf zweyerley Weise behaupten. Entweder er selbst unterdrückt den subjektiven und specifischen Charakter der Individuen, und sucht, durch die Aufhebung der Mannigfaltigkeit in der natürlichen Welt, Einheit in der sittlichen zu bewirken, oder die Individuen veredeln sich und bilden, indem sie sich zur Idee des Ganzen erheben, den Staat, ohne ihm ihre Eigenthümlichkeiten aufzuopfern. Da nun weder die Vernunft in der physischen Gesellschaft ihre moralische Einheit auf Kosten der Mannigfaltigkeit der Natur, noch die Natur in dem Baue der moralischen Gesellschaft ihre Mannigfaltigkeit auf Kosten der moralischen Einheit zu behaupten befugt ist, so wird Totalität des Charakters bey dem Volke gefunden werden müssen, das aus dem Staate des Naturzwangs in den Staat der Einheit überzugehen denkt.

Noch offenbart sich dieser Charakter, so fährt der Verfasser im fünften Briefe fort, in unserm Zeitalter nicht. Wahr ist es, das Ansehn der Meinung ist gefallen, das Gebäude des Naturstaates wankt, und die Mehrheit fordert die Wiederherstellung ihrer unverlierbaren Rechte: allein leider ist sie, von Seiten ihrer moralischen Ausbildung, hierzu weder geschickt, noch berechtigt. In der niedern Klasse herrscht Verwilderung und Gesetzlosigkeit, die alle Ordnung zu zerstören droht, und in der höhern Erschlaffung und Selbstsucht, die desto mehr empört, weil die Cultur ihre Quelle

ist. Der Geist der Zeit schwankt zwischen Verkehrtheit und Rohigkeit, zwischen Unnatur und bloßer Natur, zwischen Aberglaube und Unglaube hin und her. Was ihm zuweilen noch Gränzen setzt, ist allein das Gleichgewicht des Schlimmen. So war es offenbar nicht immer und überall, so wenigstens ehemals nicht unter den Griechen. Bey ihnen vermählte sich die Natur mit allen Reizen der Kunst und mit aller Würde der Weisheit, ohne darunter verloren zu gehen. Sie waren einfach und geschmackvoll, zart und energisch zugleich, und vereinigten eine jugendliche Phantasie mit einer männlichen Vernunft. Poesie und Philosophie gingen noch Hand in Hand, und das Charakteristische der Menschheit durfte nicht erst von mehrern Individuen abgezogen werden, sondern prägte sich in jedem einzelnen Griechen aus. Bey uns Neuern hingegen ist das alles so ganz anders. Bey uns äußern sich die Gemüthskräfte auch in der Erfahrung so getrennt, wie sie der Psycholog in der Vorstellung scheidet, und ganze Klassen von Menschen entfalten nur einen Theil ihrer Anlagen, während man von den übrigen kaum einen matten Schein wahrnimmt. Und die Ursache dieser schädlichen Trennung? Worin ist sie anders zu suchen, als in der neuern Cultur selbst, oder bestimmter, in der schärfern Absonderung der Wissenschaften auf der einen, und in der verwickeltern Regierungsform der Staaten auf der andern Seite. Jener zog zuerst eine feindliche Gränze zwischen dem intuitiven und speculativen Verstande, und diese trennte

Staat

Staat und Kirche, Geſetz und Sitten, Genuß und Arbeit, Mittel und Zweck, Anſtrengung und Belohnung, ſchätzte an dem einen Bürger das Gedächtniß, an dem andern den Verſtand, an dem dritten mechaniſche Fertigkeit, und ſieht es oft nicht einmal gern, wenn das mehrere Genie Geiſtesanlagen anbaut und die Gränzen ſeiner Geſchäfte nicht zu Gränzen ſeiner Thätigkeit macht. Die Folgen von dieſer einſeitigen Uebung der Kräfte ſind einleuchtend. Die Menſchheit macht auf dieſem Wege Fortſchritte, aber der einzelne Menſch verliert und bringt ſein eignes Wohl dem Wohl des Ganzen zum Opfer. Indem der ſpeculative Geiſt ſeine Beſitzungen im Reiche der Ideen zu vermehren ſtrebt, bleibt er ein Fremdling in der Sinnenwelt, und indem der Geſchäftsmann ſich auf einen einförmigen Kreis von Gegenſtänden eingeſchloſſen ſieht, verliert er das Ganze aus den Augen. Der erſte hat oft ein kaltes Herz, weil er die Eindrücke zergliedert, die nur als ein Ganzes die Seele rühren, und der letzte oft ein enges Herz, weil ſeine Einbildungskraft, in dem kleinen Kreis ſeines Berufs eingeengt, ſich zu freiern Vorſtellungsarten nicht erweitert. Da es nun aber gleichwohl unmöglich iſt, daß der Menſch dazu beſtimmt ſeyn kann, über irgend einen Zweck ſich ſelbſt zu verſäumen; und die Natur, um ihre Zwecke zu erreichen, uns keine Vollkommenheit rauben kann, welche uns die Vernunft vorſchreibt, ſo muß es falſch ſeyn, daß die Ausbildung der einzelnen Kräfte die Aufopferung ihrer Totalität, der ganzen

Summe von Kräften, verlange; oder es muß wenigstens bey uns stehen, die Totalität, welche die Kunst zerstört hat, durch eine höhere Kunst in uns wieder herzustellen.

Aber von wem sollen wir diese Wirkung erwarten? Daß sie nicht vom Staate zu erwarten sey, ist einleuchtend. Er selbst hat das Uebel veranlaßt, und müßte, wie ihn die Vernunft sich in der Idee aufgiebt, anstatt die bessere Menschheit begründen zu können, erst selbst auf sie gegründet werden. Im Gegentheil ist jeder Versuch einer Staatsveränderung unnütz und unzeitig, bevor die Trennung in dem innern Menschen aufgehoben, der Streit der blinden Triebe in ihm beruhigt und die Selbstständigkeit seines Charakters gesichert ist, — eine Aufgabe für mehr denn ein Jahrhundert. Man könnte auf die Vernunft fallen und von ihr die erwartete Wirkung hoffen. Aber sie hat längst das, was ihr obliegt, gethan. Das Zeitalter ist aufgeklärt, der Geist der Untersuchung erwacht, die betrügliche Sophistik bekämpft, und noch immer sind wir Barbaren. Woran liegt es also, daß die Wahrheit im Streit mit den Kräften unterliegt? Woran liegt es, daß wir sie erkennen, uns von ihr aufs lebendigste überzeugen und ihr gleichwohl kein Gehör geben? Ein alter Weiser hat es empfunden. Es liegt in dem Sapere aude, in dem Mangel an Energie. Das dringende Bedürfniß der Zeit ist Ausbildung des Empfindungsvermögens, nicht bloß, weil sie ein Mittel wird, die verbesserte Einsicht für das Leben wirksam

ſam zu machen, ſondern ſelbſt darum, weil ſie zur Verbeſſerung der Einſicht erweckt, und das Werkzeug dieſe Ausbildung zu erreichen, kein anders, als die ſchöne Kunſt. Von allem, was poſitiv iſt und was menſchliche Conventionen einführten, iſt ſie, wie die Wiſſenſchaft, losgeſprochen, und beyde erfreuen ſich der abſoluten Unabhängigkeit von der Willkühr des Menſchen. Der Künſtler verwahre ſich daher vor dem Verderben ſeiner Zeit, indem er ihr Urtheil verachtet und immer nach ſeiner Würde empor blickt. Er gebe der Welt, auf die er wirken will, dadurch, daß er ihre Gedanken zum Nothwendigen und Ewigen erhebt und beydes in einen Gegenſtand ihrer Triebe verwandelt, die Richtung zum Guten, und zweifle nicht, daß die Zeit es entwickeln werde. Er lebe mit ſeinem Jahrhundert, aber er ſey nicht ſein Geſchöpf; er leiſte ſeinen Zeitgenoſſen, aber, was ſie bedürfen, nicht, was ſie loben. Er verjage die Willkühr, die Frivolität und Rohigkeit aus ihren Vergnügungen, und er wird ſie unvermerkt auch aus ihren Handlungen und zuletzt aus ihren Geſinnungen verbannen.

Mit dieſer Entwickelung ſchließt ſich der erſte Theil der Unterſuchung. Der zweyte, der in dem zweyten Stück enthalten iſt, beſchäftiget ſich mit der Beantwortung einer beſondern aber mit der Hauptfrage allerdings zuſammenhängenden Nebenfrage. Die Schönheit, oder die äſthetiſche Cultur ſoll einem doppelten Verderbniſſe des Zeitalters, der Rohigkeit und der Erſchlaffung, entgegenarbei-

ten.

ten. Gleichwohl gab es schon im Alterthum und giebt heute noch Männer, welche die schöne Cultur für nichts weniger als für eine Wohlthat halten, und sie für die Ursache aller die Gesellschaft entehrenden Laster und Ausschweifungen betrachten. Eben das scheint die Geschichte der Griechen, Römer, Araber, Welschen und übrigen neuern Nationen zu bestätigen. Wohin wir blicken, finden wir, daß Geschmack und Freyheit einander flohen und die Schönheit ihre Herrschaft auf den Untergang des Heroismus und der Energie gründete. Wie läßt sich diese Erfahrung mit jener Forderung paaren? Der Verfasser ist bemüht, diese Aufgabe durch die Gründung eines neuen Begriffs der Schönheit zu lösen. Folgendes ist, wie wir glauben, das Wesentliche seiner Ideen.

Die Abstraktion unterscheidet in dem Menschen zweyerley — etwas Beharrliches, seine Person, und etwas Wechselndes, seinen Zustand. Jenes, das Beharrliche, Bleibende, hat seinen Grund in sich selbst, kann in der Zeit nicht werden und giebt die Idee der Freyheit, dieses, das Wechselnde, sich Verändernde muß, eben, weil es wechselt, einen Grund haben, und giebt die Bedingung des Seyns oder Werdens, also die Zeit. Des Menschen Persönlichkeit, unabhängig von allem sinnlichen Stoffe betrachtet, ist nichts als Anlage zu einer möglichen unendlichen Aeußerung, und seine Sinnlichkeit, unabhängig von aller Selbstthätigkeit des Geistes betrachtet, nichts als dasjenige, was ihn, der ohne sie nur Form ist, zur Materie

terie macht. So lange er daher nicht anſchaut und nicht empfindet, iſt er nichts, als Form und leeres Vermögen, und ſo lange er bloß empfindet und bloß begehrt, nichts, als Welt, wenn wir hierunter bloß den formloſen Inhalt der Zeit verſtehen. Um nicht bloß Welt zu ſeyn, muß er der Materie Form ertheilen, um nicht bloß Form zu ſeyn, muß er der Anlage, die er in ſich trägt, Wirklichkeit geben. Dieſes geſchieht, wenn er die Zeit erſchafft, und dem Beharrlichen die Veränderung, der Einheit ſeines Ichs die Mannigfaltigkeit der Welt, gegenüber ſtellt; jenes geſchieht, wenn er die Zeit wieder aufhebt, Beharrlichkeit im Wechſel behauptet und die Mannigfaltigkeit der Welt der Einheit ſeines Ichs unterwirft. Hieraus fließen zwey ſich einander entgegenſtehende Anforderungen an den Menſchen, die erſte: (das Geſetz der abſoluten Realität,) er ſoll alles zur Welt machen, was bloß Form iſt, und alle ſeine Anlagen zur Erſcheinung bringen; die zweyte: (das Geſetz der abſoluten Formalität,) er ſoll alles in ſich vertilgen, was bloß Welt iſt und Uebereinſtimmung in alle ſeine Veränderungen bringen. Die Aufgabe, ſieht man, iſt doppelt. Um ſie zu erfüllen, liegen in uns zwey Kräfte, oder, wenn man lieber will, Triebe, die ſich gerade, wie die Foderung ſelbſt, entgegengeſetzt ſind. Der eine, der Sachtrieb, gegründet in der ſinnlichen Natur des Menſchen, ſtrebt dahin, ihn in die Schranken der Zeit zu ſetzen und zur Materie zu machen, oder mit andern Worten, geht auf Veränderungen und Empfindun-

pfindungen, der zweyte, der Formentrieb, gegründet in der vernünftigen Natur desselben, bemüht sich ihn in Freyheit zu setzen, und Harmonie in die Verschiedenheit seiner Erscheinungen zu bringen. Jener hebt unsere Persönlichkeit auf, dieser behauptet sie, jener fesselt den höher fliegenden Geist an die Banden der Sinnenwelt, dieser zerreißt alle ihre begränzenden Schranken, jener macht immer Fälle, dieser giebt Gesetze, jener sagt bloß: dieß ist für dein Individuum und für dein itziges Bedürfniß gut; dieser gebietet: das soll seyn und entscheidet für immer.

Es leuchtet jedem bey dem ersten Anblicke ein, daß die Tendenzen dieser Triebe sich widersprechen: aber, was wohl zu merken ist, sie widersprechen sich nicht in demselben Objecte. Der Sachtrieb fordert zwar Veränderung, aber er fordert nicht, daß sie auch auf die Persönlichkeit sich erstrecke, oder daß ein Wechsel der Grundsätze Statt finde. Der Formtrieb dringt auf Einheit und Beharrlichkeit, aber er will nicht, daß mit der Person sich auch der Zustand fixire und die Empfindung immer dieselbe bleibe. Wenn also beyde einander als widersprechend entgegengesetzt wurden, so geschah es aus Mißverstand und aus Verkennung ihrer beyderseitigen Gränzen. Diese zu bewahren ist die Aufgabe der Cultur. Gegen beyde gleich gerecht, wird sie erstlich die Sinnlichkeit gegen die Eingriffe der Freyheit in Schutz nehmen, und zweytens die Persönlichkeit gegen die Macht der Empfindungen sicher stellen müssen. Jenes

erreicht

erreicht sie durch Ausbildung des Gefühl- und dieses durch Ausbildung des Vernunftvermögens. Ihr Hauptgeschäfte wird folglich darin bestehen, zuerst dem empfangenden Vermögen die vielfältigsten Bemühungen mit der Welt zu verschaffen, und auf Seiten des Gefühls die Passivität aufs höchste zu treiben; fürs zweyte, dem bestimmenden Vermögen die höchste Unabhängigkeit von dem empfangenden zu erwerben, und auf Seiten der Vernunft die Activität so sehr als möglich zu erhöhen. Nur durch die Vereinigung dieser beyden Eigenschaften gelangt der Mensch so weit, daß er mit der höchsten Fülle des Daseyns die höchste Selbstständigkeit und Freyheit verbindet und, anstatt sich an die Welt zu verlieren, selbige vielmehr seiner Vernunft unterwirft.

Aber dieß Verhältniß kann der Mensch umkehren, und seine Bestimmung dadurch auf eine zweyfache Weise verfehlen. Er kann das empfangende Vermögen dem bestimmenden und das bestimmende dem empfangenden unterschieben, die Intensität der thätigen Kraft auf die leidende legen, und die Extensität der leidenden Kraft der thätigen zutheilen, kurz bald dem Sachtrieb und bald dem Formtrieb ein ungebührliches Uebergewicht geben. Geschieht jenes, d. h. macht der Sinn den Gesetzgeber und unterdrückt die Welt die Person, so hört die Welt auf Object zu seyn und der Mensch verliert mit der Persönlichkeit auch seinen Zustand, weil beydes Wechselbegriffe sind. Geschieht dieses, d. h. kömmt die Denkkraft der Empfindung zuvor

und

und unterschiebt die Person sich der Welt, so hört die Person auf Kraft und Subjekt zu seyn, und der Mensch, der nur Form ist, verliert mit dem aufgehobenen Zustande auch seine Persönlichkeit. Beyde Triebe haben also eine Einschränkung oder Abspannung nöthig, die aber keinesweges die Wirkung eines physischen oder geistigen Unvermögens, sondern Folge freyer Thätigkeit und starker Empfindungen seyn muß. Der Sachtrieb muß nicht ins Gebiet der Gesetzgebung, der Formtrieb nicht ins Gebiet der Empfindung eindringen wollen, jene die Persönlichkeit und diese die Empfänglichkeit der Natur in den gehörigen Schranken halten.

Man sieht, die Wirksamkeit des einen Triebes begründet und begränzt zugleich die Wirksamkeit des andern. So lange der Mensch nur einen dieser beyden Triebe ausschließend, oder nur einen nach dem andern befriedigt, kann er nicht in Erfahrung bringen, daß er Mensch in der vollen Bedeutung des Wortes ist: denn so lange er nur empfindet, bleibt ihm seine Person oder seine absolute Existenz, und so lange er nur denkt, seine Existenz in der Zeit oder sein Zustand Geheimniß. Erst dann, wenn er diese doppelte Erfahrung zugleich machte, zugleich sich als Materie fühlte und als Geist kennen lernte, hätte er eine vollständige Anschauung seiner Menschheit. Gesetzt also, daß Fälle dieser Art in der Erfahrung vorkommen könnten, so würde ein neuer Trieb in ihm erwachen, der den beyden andern, einzeln betrachtet, weil sie in ihm zusammen wirken, entgegengesetzt seyn und mit

Recht

Recht für einen neuen Trieb gelten würde. Diesen neuen Trieb nennt der Verfasser den Spieltrieb, und bestimmt seinen Zweck dahin, daß er darauf ausgehe, Werden mit absolutem Seyn und Veränderungen mit Identität zu vereinbaren, das Gemüth, welches der Sachtrieb durch Naturgesetze und der Formtrieb durch Vernunftgesetze nöthige, physisch und moralisch frey zu machen, und die Empfindungen und Affekten, indem er ihnen ihren dynamischen Einfluß nehme, mit der Idee der Vernunft in Uebereinstimmung zu setzen, und die Gesetze der Vernunft, indem er ihnen die moralische Nöthigung nehme, mit dem Interesse der Sinne zu versöhnen.

Der Gegenstand des Sachtriebes, allgemein ausgedrückt, heißt Leben, in der weitesten Bedeutung; ein Begriff, der alles materielle Seyn und alle materielle Gegenwart in den Sinnen bezeichnet: der Gegenstand des Formtriebes aber Gestalt; ein Begriff, der alle formale Beschaffenheiten der Dinge und alle Beziehungen derselben auf die Denkkräfte unter sich faßt. Der Gegenstand des Spieltriebes wird also lebende Gestalt heißen können; ein Begriff, der allen ästhetischen Beschaffenheiten der Erscheinungen, mit einem Worte, dem, was man in der weitesten Bedeutung Schönheit nennt, zur Bezeichnung dient. Der leblose Marmor kann durch den Bildhauer lebende Gestalt bekommen, und der Mensch, der lebt und Gestalt hat, ist darum noch keine lebende Gestalt. Erst wenn seine Form in unserer Empfindung lebt und sein Leben

in unſerm Verſtand ſich formt, iſt er lebende Geſtalt, und das wird überall der Fall ſeyn, wo wir ihn als ſchön beurtheilen. Die Schönheit kann alſo, da der Menſch nicht ausſchließend Materie und nicht ausſchließend Geiſt iſt, weder bloßes Leben noch bloße Geſtalt, ſondern ſie muß das Objekt beyder Triebe, alſo das Objekt des Spieltriebs ſeyn. Der Menſch wird folglich nur ſpielen, wo er ganz Menſch iſt, und nur da ganz Menſch ſeyn, wo er ſpielt.

Aus der Wechſelwirkung zwey entgegengeſetzter Triebe und aus der Verbildung zwey entgegengeſetzter Principien ſehen wir das Schöne hervorgehen. Sein höchſtes Ideal wird alſo in dem möglichſt vollkommenſten Gleichgewichte der Realität und der Form geſucht werden müſſen. Dieſes Gleichgewicht bleibt aber immer nur Idee und wird in der Wirklichkeit ſtets von einem Uebergewicht, von einer Schwankung zwiſchen beyden Principien geſtört werden, ſo daß in der Idee allein eine untheilbare, in der Erfahrung hingegen ewig eine doppelte Schönheit Statt finden muß. Wann daher die beyden von der Schönheit zu erwartenden Wirkungsarten, die auflöſende, (die den Sach- und Formtrieb in ihre Gränzen einſchließen ſoll) und die anſpannende (die beyde in ihrer Kraft zu erhalten ſtrebt,) in dem Ideal-Schönen nur in der Vorſtellung unterſchieden werden, ſo ſind ſie in der Erfahrung, der Exiſtenz nach, verſchieden, und die energiſche Schönheit wird den Menſchen eben ſo wenig vor einem gewiſſen Ueber-

reſte

reſte von Wildheit und Härte bewahren können, als ihn die ſchmelzende vor einem gewiſſen Grad von Weichlichkeit und Entnervung ſchützen wird: denn indem jene das Gemüth anſpannt und ſeine Schnellkraft vermehrt, erfährt die zartere Humanität oft eine Unterdrückung, die nur die rohe Natur treffen ſollte, und indem dieſe das Gemüth auflöſt, erſtickt ſie ſehr oft mit der Gewalt der Begierde auch die Energie der Gefühle. Für den Menſchen unter dem Zwang der Materie oder der Form iſt offenbar ſchmelzende Schönheit, und für den unter der Pflege des Geſchmacks energiſche Schönheit Bedürfniß: denn jener iſt von Kraft und Größe längſt gerühret, ehe er für Harmonie und Grazie empfindlich wird, und dieſer verſcherzt im Stande der Verfeinerung nur allzuleicht eine Kraft, die er aus dem Stande der Wildheit herüberbrachte. Und ſomit iſt der Widerſpruch in dem Urtheile der Menſchen über den Einfluß und den Werth der äſthetiſchen Cultur, von welchem die Unterſuchung ausging, gelößt. Die ſtreitenden Partheyen behaupten von der Gattung der Schönheit, was nur von den beſondern Arten derſelben behauptet werden kann, und laſſen das doppelte Bedürfniß der Menſchheit, von dem ſo eben die Rede war, aus den Augen. Beyde werden ſich vereinigen, ſobald ſie beſtimmen, welche Art der Schönheit und welche Form der Menſchheit ſie meynen.

Dieß, wie wir glauben, iſt das Weſentlichſte aus den Briefen über die äſthetiſche Erziehung des

Menschen. Wir haben uns bemüht nichts von den Hauptgedanken des Verfassers verloren gehn zu lassen und die Folge seiner Gedankenreihe nicht zu verrücken, gestehn aber gern, daß wir, von der Dunkelheit seines Vortrags auf jeder Seite aufgehalten, ungewiß sind, ob wir, was wir uns zu leisten vornahmen, auch wirklich geleistet haben. Doch von seinem Vortrag und der Eigenthümlichkeit seiner Schreibart nachher. Wir richten zuerst unser Augenmerk auf den Inhalt der Abhandlung.

Die Untersuchung geht von dem Satz aus, daß der Mensch, den ursprünglich die Noth in Staatsverbindungen zusammenzutreten und mehrere von seinen, ihm als Menschen zukommenden und unveräußerlichen Rechten aufzuopfern zwang, diesen seinen Verlust, bey erweiterten Erfahrungen und vermehrten Kenntnissen, stets und unfehlbar schätzen lerne, und das, was er aus Unkunde und Uebereilung verloren habe, wieder zu erlangen suche, in seinen Hoffnungen und Bemühungen aber sich gewöhnlich getäuscht sehe, weil die Besserung des Herzens mit der Aufklärung des Verstandes in der Welt nicht immer gleichen Schritt halte, und gleichwohl, um eine vollkommne Staatsverfassung zu gründen, nichts nothwendiger sey, als seinen Willen den für richtig erkannten und gebilligten Grundsätzen zu unterwerfen. Es sey daher auf eine vortheilhafte bürgerliche Verfassung nicht eher zu rechnen, bis es den einzelnen Gliedern eines Staates gelinge, ihrer natürlichen Verschiedenheit unbe-

unbeschadet, Uebereinstimmung in ihre moralischen Gesinnungen zu bringen, und ihrer Denkungsart das Gepräge der Einheit zu geben. — Sehr wahre und richtige Gedanken, aber in der Form, in der sie erscheinen, sehr fremd und gesucht zugleich. Sollte in der That viel dadurch gewonnen seyn, daß Hr. Schiller einem so alltäglichen und so oft gesagten Satze diese gekünstelte Wendung und dieses abstrakte Ansehn gegeben hat? Bey dem ersten Anblick glaubt man freylich allerdings etwas nie Gesagtes zu lesen. Ein physisch wirklicher und ein moralisch problematischer Mensch; — ein Werk blinder Kräfte, das keine Autorität besitzt, vor welcher die Freyheit sich zu beugen brauchte; (zu deutsch, ein Naturstaat der zufällig entstanden und auf keinen vernünftigen Vertrag gegründet ist;) eine Gesellschaft, für deren Fortdauer eine Stütze gesucht werden muß, um sie von dem Naturstaate, den man auflösen will, unabhängig zu machen; ein Charakter, der von der Herrschaft bloßer Kräfte zu der Herrschaft der Gesetze einen Uebergang bahnt und, ohne den moralischen Charakter an seiner Entwickelung zu hindern, vielmehr zu einem Pfande der unsichtbaren Sittlichkeit dient; (zu deutsch, eine Stimmung, die den sinnlichen Menschen geneigt macht, sich den Gesetzen zu unterwerfen und die Sittlichkeit des Individuums, bey denen sie sich findet, verbürgt;) der reine Mensch, der durch den Staat repräsentirt wird; der Staat, der der reinen und objektiven Menschheit in der Brust seiner Bürger zum Repräsentan-

ten dient; — alle diese und ihnen ähnliche Formeln überraschen anfänglich und lassen immer neue Weisheit und feine Entdeckungen vermuthen. Allein diese Vermuthung nimmt in eben demselben Verhältnisse ab, in welchem man sich bemüht, die mühsam gemachten Abstraktionen zu versinnlichen und die kunstvollen Versinnlichungen auf ihre einfachen und ursprünglichen Bestandtheile zurückzuführen. Dann bemerkt man nicht ohne Verwunderung, daß das Kleid den Gedanken gemacht hat, er selbst aber durch das Kleid weder jünger noch besser geworden ist; dann überzeugt man sich allmählig, daß auch in der Philosophie der Witz nicht selten die Stelle des Scharfsinns vertritt und die Pflicht, wahr und natürlich zu seyn, der Neigung, ungewöhnlich und glänzend zu scheinen, nachstehen muß.

Indeß die Behauptung, welche im dritten und vierten Briefe ausgeführt wird, hat mindestens das Verdienst der Wahrheit, der im fünften und sechsten gebührt dieß Lob, unsers Bedünkens, weit weniger. Auch unserm Verfasser sind die Griechen, was sie billig keinem Philosophen seyn sollten, der den Werth des Menschen auf der Wagschale der Sittlichkeit und Gerechtigkeit wägt, das Mustervolk für alle Völker, die vollendetsten Sterblichen, das Salz der Erde. Jener Charakter, zu dem sich, nach seinem Ausspruche, andere Völker erst erheben müssen, um einer vollkommenen Staatsverfassung würdig und empfänglich zu werden, jenes glückliche Gleichgewicht zwischen Einbildungs-

bildungskraft und Verſtand, jenes ungetheilte Umfaſſen der Natur und Kunſt, der Poeſie und Philoſophie, jene harmoniſche Ausbildung aller Geiſtesanlagen und Seelenkräfte, jenes Ideal von Vollkommenheit, zu dem ſich der Menſch hinaufarbeiten ſollte und ſo ſelten hinaufarbeitet, — das alles findet der Verfaſſer in den Griechen und findet es in jedem Einzelnen unter ihnen. „Ich verkenne, ſagt er im Bewußtſeyn ſeiner gerechten Sache, die Vorzüge nicht, welche das gegenwärtige Geſchlecht, als Einheit betrachtet, und auf der Wage des Verſtandes vor dem beſten in der Vorwelt behaupten mag: aber in geſchloßnen Gliedern muß es den Wettkampf beginnen und das Ganze mit dem Ganzen ſich meſſen. Welcher einzelne Mann tritt heraus, Mann gegen Mann mit dem einzelnen Athenienſer um den Preis der Menſchheit zu ſtreiten?“ Wir geſtehn gern, daß uns der Verfaſſer verpflichtet haben würde, wenn es ihm gefallen hätte, uns hierüber etwas genauer zu unterrichten. Nach der Kenntniß, die wir von der Geſchichte der Griechen haben, treten unter ihnen allerdings ein Solon, Sokrates, Ariſtides und vielleicht noch etliche andere hervor, die als ächte und große Menſchen aufgeſtellt zu werden verdienen, ungeachtet auch ſie ſchwerlich alles das möchten beſeſſen haben, was hier ihren geſammten Landsleuten beygelegt und nachgerühmt wird. Auf die übrigen Griechen paßt das Gemählde, welches zum Schluſſe des fünften Briefes von uns und unſern Zeiten entworfen wird, und deſſen vorzüglichſte

Grundstriche wir oben angegeben haben, so genau, als ob nicht wir, sondern sie selbst dazu gesessen hätten. Wie? diese Griechen, die ihre verdientesten Bürger und aufgeklärtesten Weltweisen bald verjagten, bald tödteten; die ihr Ohr der verderblichen Lockung heilloser Sophisten öffneten und die Lehren derselben begierig eintranken; die dem schändlichsten Götzendienst anhingen und die ärgerlichsten Gebräuche, die erdacht werden können, Religion nannten; die in den tiefsten Aberglauben versunken waren und an abgeschmackten Zeichen und Vorbedeutungen hingen, die außer sich kamen, wenn einer Herme der Kopf abgeschlagen wurde, und sich vom Pisistratus bereden ließen, ein gemeines Weibsbild für Minerven zu nehmen, eine Albernheit, die ihnen selbst der gutmüthige Herodot nicht verzeihen kann, — diese Griechen sollen zugleich philosophirend und bildend gewesen seyn, und die Jugend der Phantasie mit der Männlichkeit der Vernunft in einer herrlichen Menschheit vereiniget haben? Sie, deren Demagogen und Redner von Dichtern und Geschichtschreibern, als die leersten und unerträglichsten Schwätzer geschildert und deren Feldherrn und Bürger, wenn sie einer sorgfältigen Erziehung genossen hatten, ausdrücklich, um dieses Vorzugs willen, erwähnt werden, sie, von denen uns Plato gerade das Gegentheil von dem versichert, was Hr. Schiller behauptet, sie alle sollen die Anlagen ihres Geistes nicht theil- und stückweise, wie wir, sondern ganz und vollständig entfaltet haben? Sie endlich, die, und zwar in

den

den schönsten Tagen ihrer Cultur, sich als das ungerechteste Volk bewiesen, ihre Bundesgenossen auf das gröblichste und empfindlichste mißhandelten, die verdienstvollesten Heerführer ohne Schuld zum Tode verurtheilten, sich selbst unter einander mit Tigergrausamkeit zerfleischten und das Wohl des gemeinen Wesens gänzlich vernachlässigten und bey Seite setzten, — bey ihnen sollte die niedre Klasse die bürgerliche Ordnung mehr geehrt, und der aufgeklärtere Stand edlere Gesinnungen und Grundsätze geäußert haben, als bey uns? Entweder muß Hr. Schiller bey dieser seiner Behauptung ganz neue uns noch unbekannte Thatsachen vor Augen gehabt haben, oder mit seinen Worten einen Sinn verbinden, den man gewöhnlich nicht damit zu verbinden pflegt.

Nicht viel gründlicher und überdachter scheint uns das zu seyn, was der Verfasser zuletzt als das endliche Ziel seiner philosophischen Betrachtungen aufstellt, wir meynen den Vorschlag, das zwischen der Vernunft und den Neigungen obwaltende Mißverständniß zu heben. Zwar läßt sich über seine Idee, da die Abhandlung noch nicht vollendet und eine weitere Ausführung zu erwarten ist, nicht mit Sicherheit urtheilen; indeß hat er den Hauptgedanken wenigstens vorläufig angegeben und so darf die Kritik ihre Meinung wenigstens auch vorläufig sagen. Niemand kann für die Kunst und ihre Wirkungen eine höhere Achtung haben, als wir, und Niemand von der in unserm Zeitalter auffallenden und immer weiter um sich greifenden Schlaff-

heit und der Nothwendigkeit das Empfindungsvermögen auszubilden inniger überzeugt seyn, als wir. Allein daß die Kunst uns mit der erforderlichen Energie ausrüsten und unsern Empfindungen die Stimmung, deren sie bedarf, geben könne, daran zweifeln wir, nach den Erfahrungen, die wir bis ißt vor uns haben, und die uns allerdings mehr denn bloße Theorie gelten, gar sehr. Es klingt freylich vortreflich, wenn H. S. dem jungen Freunde der Wahrheit und Schönheit zuruft: „Verjage die Willkühr, die Frivolität, die Rohigkeit aus den Vergnügungen deiner Zeitgenossen, so wirst du sie unvermerkt auch aus ihren Handlungen und endlich aus ihren Gesinnungen verbannen.“ Aber Schade nur, daß die schöne Kunst bis auf den heutigen Tag, indem sie die Wildheit zu der einen Pforte hinausjagte, die leidige Ueppigkeit zu der andern jederzeit hereinließ. Es klingt wahrhaft erhaben, wenn er ihn ermuntert: „Wo du sie findest, umgieb sie mit edlen, mit großen, mit geistreichen Formen; schließe sie ringsum mit den Symbolen des Vortreflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit und die Kunst die Natur überwindet.“ Aber welches Volk war mit den Symbolen des Edeln und Treflichen häufiger umgeben, als die von dem Verfasser bewunderten Griechen? Wo pries man tapfere Männer lauter? wo verewigte man ihre Gestalten in Erz und Marmor und ihre Thaten durch Gemählde und Inschriften öfter, als in Griechenland, und mit welchem Erfolge für Sittlichkeit und Veredlung? Selbst die olympi-

olympischen Spiele, — diese in ihrem Entstehn so vortrefliche und nützliche Anstalt, — wohin arteten sie, trotz der herrlichen Oden Pindars und aller in der heiligen Altis aufgestellten Symbole, aus? Haben sie auch nur diese einzige Gattung von Vergnügungen vor der Frivolität des spätern Zeitalters bewahren, oder die Fortdauer ihrer ursprünglichen edeln Bestimmung sichern können? Die Geschichte sagt nein, und uns, die wir uns lieber an wirkliche Erfahrungen, als an mögliche Erwartungen halten, wird es wenigstens erlaubt seyn, die von H. S. gehofften Wirkungen der Kunst so lange auf sich beruhen zu lassen, bis er uns, statt seines begeisternden Aufrufs an Dichter und Künstler, Beweise, und diese, wenn wir bitten dürfen, in einer, so viel als möglich, einfachen Sprache vorlegt.

Zwar der Widerspruch zwischen den an die Schönheit gethanen Forderungen und dem Zeugnisse der Geschichte ist dem Verfasser selbst nicht entgangen: aber vor der Hand hat er sich bloß begnügt, die Ursache dieses Widerspruchs aufzusuchen, ohne die Mittel, wie selbigem zu begegnen sey, genauer auseinander zu setzen. Wir wollen wünschen, daß es ihm mit der Entwickelung denselben leichter von Statten gehn möge, als es ihm mit der Auflösung jener Erscheinung gegangen ist. Sind wir so glücklich gewesen, ihn ganz zu verstehn, so ist seine Meinung folgende. — In dem Menschen äußern sich zwey verschieden wirkende Kräfte, oder Tendenzen, Sinnlichkeit, die auf

Empfin-

dungen und Veränderungen, also auf etwas außer ihm, gerichtet ist, und Vernunft, die auf etwas Beharrliches und Uebereinstimmendes dringt. Zwischen beyden wünscht die Natur Eintracht, ohne sie jedoch in ihren eigentlichen Wirkungen hindern, oder ihre Verhältnisse umkehren zu wollen. Die Sinnlichkeit soll nicht, wie sie wohl möchte, auf Kosten der Vernunft sich ausbreiten und herrschen, und diese nicht auf Kosten jener sich geltend machen, mit andern Worten, der Mensch soll weder das Gefühl seiner Persönlichkeit und Selbstständigkeit aufopfern, noch seine Empfänglichkeit unterdrücken und den Kreis derselben beschränken, sondern beyde Kräfte, die leidende wie die thätige, in dem nöthigen Gleichgewichte erhalten. Träte dieser Fall jemals in der Erfahrung ein, so würde es dann geschehen, wenn der Mensch sich der Materie und den Eindrücken derselben überließe, ohne sich von ihr bestimmen und seiner Selbstständigkeit berauben zu lassen, und die Gesetze der Vernunft erfüllte, ohne die Ansprüche der Sinnlichkeit aufzugeben; dann erwachte ein neuer Trieb in ihm, dessen Bestreben auf Schönheit gerichtet seyn und dahin gehen würde, die Einheit, auf welche die Vernunft dringt, in den Empfindungen vervielfältigt auszuprägen, das Gesetz zum Gefühl zu machen, und die Vielheit der Empfindungen unter die Einheit der Vernunft zu vereinigen, das Gefühl zum Gesetz zu machen, und so die Wirkungen der Sinnlichkeit und Vernunft, durch Auflösen und Anspannen, sowohl in ihre Gränzen einzuschließen, als in ihre

Kraft

Kraft zu erhalten. Dieß findet sich aber nie so in der Wirklichkeit. In dieser äußern sich die beyden Wirkungsarten der Schönheit, die auflösende und anspannende, stets getrennt, da sie doch schlechterdings nur eine einzige seyn sollte, und das Schöne zeigt, obgleich untheilbar und einfach, in verschiedner Beziehung, sowohl eine energische als schmelzende Eigenschaft, von welchen jene den Menschen rauh und hart und diese ihn weich und üppig macht. Indem man nun der Schönheit überhaupt beylegt, was nur von einer besondern Art derselben gilt, so entsteht daraus jener Widerspruch in den Urtheilen der Menschen über den Einfluß des Schönen und der ästhetischen Cultur.

Es befremdet an dem großen Haufen der Nachbeter Kants nicht, daß sie überall Antinomien suchen, finden und lösen. Der Gebrauch seiner Kunstwörter und die Nachahmung seiner Einkleidung ist oft das einzige, wodurch sie sich ein Ansehn geben können. Aber es ist befremdend an einem Schriftsteller, wie Schiller, wenn auch er seinen Genius, der sonst, der eigenthümlichen Kraft sich bewußt, frey und ungehindert einherschritt, nach den Vorschriften eines fremden Genius zu wandeln zwingt, oder lieber in einer fremden Manier arbeiten, als seinen eigenen Eingebungen folgen will. Mit wahrem Vergnügen und aufrichtiger Dankbarkeit erinnern wir uns noch des Eindrucks, den sein Aufsatz über Anmuth und Würde auf uns gemacht hat. Auch ihm liegen Kants Ideen zu Grunde: aber wie sind sie ausgeführt und

bearbei-

bearbeitet! Das Ganze ist das Werk eines freywirkenden Geistes und die Schöpfung selbstbildender Thätigkeit. Nirgends verräth sich Anstrengung und Zwang. Die Gedanken scheinen sich in dem Schriftsteller, ohne alle weitere Veranlassung, erzeugt zu haben, und ihm der Inhalt, wie die Form, allein anzugehören. Wie so ganz anders verhält es sich dagegen mit diesen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen, und vorzüglich mit denen, die in dem zweyten Stücke der Horen enthalten sind? Der Verfasser mag sich vielleicht in seinen Kantischen Wendungen und Formeln ungleich tiefsinniger und philosophischer vorkommen, als in der ungezwungenen Einkleidung seiner Ideen über Anmuth und Würde; in dem unbefangenen Leser wird die spätergeschriebene Abhandlung schwerlich einen günstigern Eindruck zurück lassen, als die früher geschriebene. In der ganzen Untersuchung über den Einfluß der ästhetischen Cultur herrscht offenbar mehr Schein als Wahrheit und in dem Gange der Entwickelung mehr Künsteley als Natur. Die erste Frage bey diesem Aufsatze hätte doch wohl die seyn sollen: Verlohnt sichs auch der Mühe, die Feinde und Verläumder der schönen Kunst zu bestreiten? Ist ihre Beschuldigung auch wirklich gegründet, oder ist sie vielleicht Einbildung und Vorurtheil? Was wir aus der Geschichte mit Zuverlässigkeit wissen, ist, daß Reichthum und Ueberfluß stets die schönen Künste geboren haben. Ob aber Weichlichkeit der Sitten und Entnervung als eine Folge der schönen

Künste,

Künſte und nicht vielmehr ſelbſt als eine Folge des Reichthums und des Ueberfluſſes zu betrachten ſind, iſt eine Frage, die, unſers Bedünkens, der Unterſuchung des Verfaſſers hätte vorangehen ſollen. Vielleicht würde er bey einer genauern Erwägung der Umſtände gefunden haben, daß die ſchönen Künſte an dem Vorwurfe, der ihnen in Hinſicht des Sittenverderbniſſes gemacht wird, ſo ziemlich unſchuldig ſind, und daß ſie überhaupt weder ſo viel Böſes ſtiften, als manche glauben, noch ſo viel Gutes wirken, als er ſich von ihnen zu verſprechen ſcheint. Doch abgeſehn von der Sache ſelbſt, wer kann das Unnatürliche und Zwangvolle verkennen, das in dem ganzen Gange der Unterſuchung ſich offenbart! Wie viel einfacher und ſchöner würde H. Schiller das alles vor etlichen Jahren, wie viel deutlicher und einleuchtender würde er es noch itzt ausgedrückt haben, wenn er nicht eine Antinomie à la Kant hätte herauskünſteln wollen, und wenn überhaupt das, was ſich in unſern Tagen als Philoſophie empfehlen ſoll, nicht durchaus nach Form und Materie ſchmecken müßte!

Aber ſo war es immer, wenn ein großer Mann unter uns auftrat. Was man zuerſt von ihm auffaßte und was ſich freylich auch am leichteſten auffaſſen läßt, war ſeine Manier. Und doch offenbart ſich der große Abſtand zwiſchen Kant und ſeinen Nachfolgern durch nichts ſo ſehr, als grade durch dieſe Aufgreifung ſeiner Manier. Wenn man die Schriften des Königsberger Weltweiſen lieſt, ſo befremdet zwar dieſe ungewöhnliche Sprache

und

und Einkleidung und diese große Verschiedenheit, die sich zwischen seinem Vortrage und dem der übrigen Philosophen findet, nicht wenig. Aber bey einer genauern Aufmerksamkeit wird man gleichwohl bald gewahr, daß diese befremdende Sprache und Einkleidung sich zugleich mit den Ideen des Schöpfers der kritischen Philosophie erzeugt hat, und mit ihm so innig verwebt ist, daß es ihm unmöglich werden mußte, diese von jener zu trennen, oder seinen Gedanken ein anderes Gewand, als das, in welchem sie erscheinen, zu geben. Beyde schließen sich auf das vollkommenste an einander an, und unterstützen und klären einander wechselsweise auf. Bey den Philosophen aus dieser Schule hingegen ist dieß keinesweges der Fall. Den meisten dieser Herren merkt man es sogleich an, daß sie ihre Gedanken gar füglich auch anders hätten ausdrücken können, daß es ihnen aber darum zu thun ist, in der Reihe der Philosophen vom Ton zu glänzen, und für gründlicher und tiefsinniger angesehn zu werden, als sie wirklich sind. Sie entziehen sich dem Auge des Lesers, damit er ihnen nachgehen, oder spielen mit ihm das Versteckens, damit er sie suchen soll. Ein solches Spiel aber scheint einem Schriftsteller, wie Hrn. Schiller, der auf den Ruhm der Originalität Anspruch macht, eben nicht anzustehn, und am wenigsten dann, wann das Finden die Mühe des Suchens so wenig, wie bey dieser Abhandlung, vergilt.

Wir hätten noch manches gegen den Hauptgedanken, oder gegen die der ästhetischen Cultur zuge-

zugeschriebenen Wirkungen, so wie gegen den Zusammenhang, der uns an mehr denn einem Orte, aller vorgegebenen Bündigkeit ungeachtet, ziemlich locker und, wie beym Anfange des funfzehnten Briefes, weniger aus der Sache selbst hergeleitet, als an eine willkührliche Wortbestimmung geknüpft zu seyn scheint, einzuwenden. Aber wir sind einmahl auf die Schreibart des Verfassers gekommen, und haben über diesen Punkt noch so manches, was uns bemerkungswerth dünkt, zu erinnern. Es sey uns also erlaubt, den noch übrigen Raum einigen Bemerkungen hierüber zu widmen.

Nachdem Quintilian sich mit seinem jungen Redner über das, was zum Plan und zur Ordnung einer Rede gehört, verständiget hat, so sagt er zu Anfange des eilften Buches: Parata facultate scribendi cogitandique, proxima est cura, ut dicamus apte, quam virtutum quartam elocutionis Cicero demonstrat quaeque meo quidem judicio maxime necessaria est. Nam cum sit ornatus orationis varius et multiplex conveniatque alius alii, nisi fuerit accommodatus rebus atque personis, non modo non illustrabit eam, sed etiam destruet et vim rerum in contrarium vertet. Quid enim prodest verba esse Latina, et significantia, et nitida, figuris etiam numerisque elaborata, nisi cum iis, in quae judicem duci formarique volumus, consentiant? Was Quintilian hier dem Redner empfiehlt, empfiehlt er im Grunde jedem

Schriftſteller, qui lectorem duci formarique vult. Aber ſein Rath ſcheint von den Schriftſtellern keiner Nation weniger befolgt und geehrt zu werden, als von den unſrigen. Wenn man die franzöſiſchen Proſaiſten, (und wir reden nicht von den angeſehenſten, nein, nur von den beſſern) in die Hand nimmt, ſo bemerkt man die Achtung für die Regel des Römers überall mit Vergnügen. Nie ſtellen ſie das Kleine groß und das Unbedeutende wichtig dar, nie drücken ſie das Alltägliche geſchmückt und das Gewöhnliche koſtbar aus, nie verſtecken ſie die einfache nakte Wahrheit unter einem Haufen dichteriſcher Redensarten; überall beeifern ſie ſich dem Gegenſtande gemäß zu ſprechen und ſich kein Mißverhältniß zwiſchen der Sache und der Einkleidung zu ſchulden kommen zu laſſen. Mit unſern Schriftſtellern, und nahmentlich mit unſern neueſten, iſt man, von der Seite, deſto übler dran. Nichts iſt ihnen anziehend, auszeichnend und hervorſtechend, nichts ſtark, zierlich und bildlich genug. Daß es verſchiedne Arten des Vortrags giebt, und daß jeder Styl ſeine eignen Gränzen und Schattirungen hat, wiſſen ſie entweder nicht, oder ſcheinen es nicht wiſſen zu wollen. Man glaubt einen Philoſophen zu leſen und lieſt einen Redner, man hat nach einem Geſchichtſchreiber gegriffen und findet ſich in der Geſellſchaft eines Dichters. Auf die Ungleichheiten in H. S. hiſtoriſcher Schreibart hat bereits ein anderer Recenſent in der Bibl. hingewieſen, aber er hätte ſie in ein ungleich helleres Licht ſtellen können, wenn er

den

den nach der Geschichte der Niederlande geschriebenen Aufsatz über Völkerwanderung und Kreuzzüge im Mittelalter gemustert und die Leser auf den eisernen Speer, den der Franke auf dem eroberten Boden bäumt, auf den Sohn der Natur, von dem sich alle fremde Hände entfernen, auf das Ländergattende Schiff, das entmastet am Strande liegt, auf die Macht wilder Sitten, die sich vor dem Eingang Europens wälzt, auf die ewige Ordnung, die von dem Steuer der Welt geflohen scheint, auf das entnervte Jahrhundert, an dem die Wohlthat der Erscheinung der römischen Weisen verloren ist, auf den Genius der Welt, der schaffend in der Finsterniß — spinnt, auf das levantische Schiff, das, eine feste Regel in sich selbst, auf nie besuchte Meere sich wagt, auf die Majestät der Könige, die sich aufrichtet, indem die Sklaven des Ackers zu Menschen gedeihn, auf die unerschöpfliche Rüstkammer der Anarchie und der Bürgerkriege, woraus der Pabst seine Donner holt, und auf ähnliche Floskeln aufmerksam gemacht hätte. Wir wollen fürwahr durch diese Rüge jener lahmen und kraftlosen Schreibart das Wort nicht reden, welche heute noch in so vielen unserer historischen Werke herrscht, und noch weniger H. S. Verdienste um den bessern Vortrag der Geschichte verkleinern oder herabwürdigen. Auch wir wissen, daß dieser Flitterstaat seine Schreibart nicht immer entstellt, sondern daß ernste Einfalt und wahre Würde sie öfters zieren und den denkenden und gebildeten Mann für sie gewinnen. Aber um so viel mehr thut es uns

leid, wenn er, der die erste Stelle unter unsern Geschichtschreibern einnehmen und ein Muster für unsere angehenden werden könnte, selbst ungewiß zwischen Natur und Unnatur hin und herschwankt, wenn er Nachahmer erzeugt, die, ohne seine Talente zu besitzen, ihm in seinen Fehlern ähnlich zu werden streben *), und nun seinen verderbten und den-

*) Ein solcher ist unter andern auch H. Posselt, aus dessen europäischen Annalen uns so eben eine Stelle zum Beleg in die Augen fällt. »So mögen sie denn, sagt er St. 1. S. 13. in seinen Annalen, so mögen sie denn unter günstigem Gestirn vom Stapel laufen, diese Annalen, unter der Flagge der bewafneten Neutralität der Wahrheit. Was überhaupt das Losungswort der Geschichtsmuse ist: »ohne Haß noch Gunst,« das sey auch das ihre. Wir werden erzählen, was geschehen ist; wir werden hierbey nicht stehen bleiben, sondern auch das wie? und warum es geschah? causas cognoscere rerum suchen. Aber ferne von uns wird es seyn, Facta, deren Physiognomie doch ohnehin meist zu starke Grundzüge hat, als daß sie nicht in jeder Umänderung nothwendig Carricatur werden müßten, in das Modell unserer Hypothesen umzugießen, über den Leist eines Lieblingssystems zu zwängen, (welche Verbindung von seltsam widersprechenden Metaphern!) wenn im starrsten Decemberfroste die Sonn' einmahl zwischen schneegrauen Wolken vorblitzt, uns wunderseltsam zu geberden oder aufzurufen: »seht da, wie's anfängt heiß

verderbenden Geschmack auch der Philosophie mittheilt und eine metaphysisch-ästhetische Sprache in ihr einführt, die auf das Lob der Deutlichkeit so wenig, als auf das der Schönheit Anspruch zu machen hat.

In der That kann man der Natur und dem Zwecke der Poesie nicht mehr entgegenhandeln, als wenn man dunkle und verworrene Begriffe, statt sie zu entwickeln und aufzuklären, in poetische Prosa hüllt oder in Metaphern kleidet, und sich der Pflicht des Philosophen durch die Uebertragung seines Amts auf den Dichter zu entledigen denkt.

zu werden? haben wir das nicht schon längst geweissagt?« Hie und da nicht weissagen, sondern vermuthungsweise andeuten, was in der Folgezeit, die den Stoff zu ihrem undurchdringbaren Schleyer aus tausend verschiedenen Möglichkeiten der Gegenwart spinnt, vielleicht geschehen dürfte, — das ist alles was wir uns erlauben werden. — So viel zur Einleitung. Und nun noch einmahl die heilige Aegide der Geschichtsmuse emporgehalten: »ohne Haß und ohne Gunst.« — Was sagen unsre Leser zu diesen Fortschritten der historischen Schreibart unter uns? Und solche Tiraden verstreut Herr Posselt nicht etwa mit sparsamen Händen, o nein, er sucht sie geflissentlich et sibi aliquid dixisse videtur. Auch Hr. Woltmann . . . Doch wir besinnen uns, daß wir es hier nicht mit unsern Geschichtschreibern, sondern mit unsern Philosophen zu thun haben.

Die Poesie kann bekannte und innerhalb den Gränzen der Erfahrung liegende Begriffe versinnlichen und durch ihre Bilder und Wendungen ihnen Würde, Anmuth und Neuheit verleihen. Aber metaphysische Erörterungen und Untersuchungen über die ersten Grundsätze erwarten und erhalten ihr Licht nicht von ihr, sondern gewinnen es durch einen deutlichen und bestimmten Vortrag in der gemeinen Sprache, durch Vermeidung unnöthiger Kunstwörter und durch die den abgezogenen Begriffen zur rechten Zeit und am rechten Orte angepaßten Erläuterungen und Beyspiele. Diesen Weg schlugen die Philosophen der alten Schule ein, und denselben betrat ein gründlicher und tiefdenkender und doch zugleich verständlicher und geschmackvoller Philosoph der neuern Schule, Reinhold, in seinen Briefen über die Kantische Philosophie. Mit welcher Behaglichkeit liest man diese Abhandlungen, deren schöne und sich immer gleiche Sprache das Bild eines ruhigen Geistes ist, der es weiß, daß der philosophische Vortrag durch nichts so reizend wird, als durch Klarheit, Angemessenheit und Eigenthümlichkeit des Ausdrucks. Wie eben und harmonisch windet sich eine Periode nach der andern ab! wie glücklich hat sich der Verfasser, auf der einen Seite, vor der Begierde tiefsinnig scheinen zu wollen, wo es nicht nöthig war, und, auf der andern, vor der Sucht nach Schönschreiberey zu bewahren gewußt! Von beyden thut H. Schiller gerade das Gegentheil. Sein Styl ist nichts anders, als eine ununterbrochene widerliche Mischung

von

von gelehrt aussehenden abstrakten und schöngeisterischen Phrasen, eine lange Reihe von rhetorischen Künsteleyen und ermüdenden Antitheſen, die unmöglich so und in dieſer Anzahl in der Natur der Dinge gegründet seyn können: denn dieſe liebe nichts, was so scharf abgeschnitten ist, sondern schmelzt ihre Umrisse sanft in einander. In dem Aufsatze über Anmuth und Würde freuten wir uns der geschmackvollen Behandlung eines Stoffes, der selbige auszuschließen schien, in diesen Briefen verdrüßt uns die geschmackloſe Einkleidung eines Stoffes, der einer bessern empfänglich war. Oder verräth es wirklich Geschmack, wenn Hr. Schiller den Philosophen empfiehlt, die flüchtige Erscheinung in die Fesseln der Regel zu schlagen, und ihren schönen Körper in Begriffe zu zerfleischen? oder von der Vernunft sagt, sie ziehe dem Menschen, ehe er Zeit habe, sich mit seinem Willen an das Gesetz fest zu halten, die Leiter der Natur unter den Füssen weg? Ist es wirklich verständlich und natürlich, wenn es heißt, der Zweck kehre in den Stoff zurück? und bald nachher: der mit sich selbst einige Mensch werde, auch bey der höchsten Universalirung seines Betragens, seine Eigenthümlichkeit retten, und der Staat bloß der Ausleger seines schönen Instinkts, die deutliche Formel seiner innern Gesetzgebung werden? Ist es nicht eine kostbare geschraubte Metapherſprache, wenn man lieſt, der Staat sey so eifersichtig auf den Alleinbesitz seiner Diener, daß er sich leichter dazu entschließen werde, seinen Mann mit einer Venus Cytherea als mit

einer Venus Urania zu theilen? Was ist ein Grieche voll Form und Fülle? was ein Schwärmergeist, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maaßstab des Unbedingten anwendet? was eine Vernunft, die die Natur liebend nachzieht? u. s. w. Und mitten unter diesen Figuren und Bildern, welche spitzfindige, kaum zu fassende Abstractionen. „Der Spieltrieb wird in seinen Objekten die Materie mit der Form und die Form mit der Materie auswechseln, und in seinem Subjekt Nothwendigkeit in Freyheit und Freyheit in Nothwendigkeit verwandeln?“ „Nur indem der Mensch sich verändert, existirt er, und nur indem er unveränderlich bleibt, existirt er.“ „Sobald der Mensch die Form ist, hat er keine Form.“ „Alles, was die Gottheit ist, ist sie deswegen weil sie ist.“ — ein würdiges Gegenstück zu dem tiefsinnigen Satze, den wir neulich in einem berühmten Journal lasen: Das Ich ist, was es ist und weil es ist, für das Ich. „Der Mensch soll mit der Schönheit nur spielen und er soll nur mit der Schönheit spielen.“ Ein wahres Glück für unsere neuere Philosophen, daß es in den Druckereyen sogenannte Spatien giebt. Ohne deren Nachhülfe wären viele ihrer gelehrten Sätze ganz unverständlich.

Wir brechen hier ab, nicht, daß wir diese Blumenlese nicht noch um ein ansehnliches erweitern könnten, nein, sondern weil wir die Geduld unserer Leser durch mehrere Proben zu ermüden fürchten. Was wir geschrieben haben, ist, so sehr

es

es auch der allgemeinen Stimme widerſpricht und daher den Verdacht der Parteylichkeit erregen könnte, gleichwohl ſine omni ira et ſtudio geſchrieben. Wir erkennen und ehren Hrn. Schillers Verdienſte und haben es in dieſer Beurtheilung mehr, denn einmal, laut und lebhaft geſagt. Eben ſo ſehr empfinden und erkennen wir die Vorzüge der Kantiſchen Philoſophie und das Verdienſt der Zeitſchriften, die auf ſelbige aufmerkſam gemacht und uns die Entdeckungen eines Weltweiſen, dem die Hochachtung der Nation gebührt, nachdem man mehrere Jahre kaltſinnig vor ihm vorübergegangen war, ſchätzen gelehrt haben. Aber weder der Ruhm, den ſich der Verfaſſer der Geſchichte der Niederlande erworben hat, wird uns abhalten, das an ihm zu tadeln, was wir wirklich tadelnswerth finden, noch das Anſehn unſerer gelehrten Blätter uns hindern, nach unſerer Ueberzeugung zu ſprechen. Wir billigen es, daß ſie ſich der Kantiſchen Philoſophie angenommen und das Studium derſelben laut und wiederholt empfohlen haben, — es bedarf bey uns trägen Deutſchen zuweilen lebhafter und eindringlicher Erinnerungen, um verjährte Vorurtheile zu überwältigen, — aber wir werden es nie billigen, daß ſie alles nach Einem Maßſtabe beurtheilen, daß ſie überall nur fragen, ob der Verfaſſer in Kants Geiſte philoſophire oder nicht, und insbeſondere, daß ſie auf Darſtellung und Einkleidung ſo wenig Rückſicht nehmen, daß ſie beynahe jedes Machwerk ohne Prüfung von der Seite durchſchlüpfen laſſen.

Wenn, wie wir feſt überzeugt ſind, die kritiſche Philoſophie Wahrheit enthält, ſo wird und muß dieſe Wahrheit, zumahl durch eine für das größere Publicum beſtimmte Monatsſchrift, wie die Horen ſind, nur um ſo mehr Eingang gewinnen, je mehr man ſich zur Darſtellung derſelben jener Sprache bedient, in die ein Mendelsſohn und andere die Wahrheiten der Wolfiſchen Philoſophie einkleideten. Die Sache der kritiſchen Philoſophie iſt nunmehr über zehn Jahre in Anregung und wird in einer Sprache geführt, die hinlänglich und für den philoſophiſchen Vortrag ſogar vorzüglich gebildet iſt. Offenbar bringt es den Freunden und Vertheidigern derſelben keine Ehre, ſondern macht vielmehr ſie und die gute Sache verdächtig, daß ſie noch bis dieſen Augenblick größtentheils an Formeln hängen und ſich nur in und durch dieſe Formeln auszudrücken wiſſen. Die Leibnitz-Wolfiſche Philoſophie hatte auch ihre Kunſtausdrücke und ihre Sprache. Aber als Männer von Geſchmack ſie bearbeiteten, warfen ſie jene hinweg und gaben dieſer Faßlichkeit und Anmuth, und kein Menſch klagte über Undeutlichkeit und Mißverſtändniſſe, dahingegen dieſe Vorwürfe, nun zehn Jahr lang, bey den Streitigkeiten über die kritiſche Philoſophie, der Gegenſtand einer bis zum Ekel wiederholten Klage geweſen ſind. Möchte es doch den Männern, die ſich unter H. Campe zur Prüfung der deutſchen Sprache und Reinigung der Sprachfehler unſerer Schriftſteller verbunden haben, gefallen, einigen neuern kritiſchen Philoſophen ihre

Aufmerk-

Aufmerksamkeit zu schenken, oder einige Abhandlungen, seys von Hr. Schiller oder von seinem Freunde H. Fichte, der es ihm in der Abenteuerlichkeit der Schreibart schon um ein großes zuvorthut, ins Deutsche zu übersetzen. Ein Mitglied jener Gesellschaft, H. Mackensen, hat in seinen Beyträgen zur Kritik der deutschen Sprache sich über die Manier, in welcher unsere kritische Philosophen arbeiten, auf eine Weise erklärt, die uns neugierig macht, einmahl etwas ausführlicheres über diesen Gegenstand von ihm zu lesen.

Es bleibt uns noch übrig, unsere Meinung von den andern in den Horen enthaltenen Aufsätzen zu sagen. Wir werden uns aber dabey kurz fassen, da die Beurtheilung des ersten Aufsatzes uns schon weit über die Gränzen einer gewöhnlichen Anzeige hinausgeführt hat.

Eines der vorzüglichsten Stücke ist unstreitig die Belagerung der Stadt Antwerpen in dem Jahre 1584 und 85. Wenn es, wie wir glauben, von dem Herausgeber selbst ist, so gewährt es uns eine zweyfache angenehme Hoffnung, — einmal, die, ein Werk, das wir, im Ganzen genommen, hochschätzen, die Geschichte der Niederlande, vollendet, und zweytens, die, es auf eine unsern Wünschen entsprechende Art vollendet zu sehn. Das Ganze ist in einem ächt historischen Styl abgefaßt, und die Schilderung der von den Minenschiffen hervorgebrachten Wirkung (St. 4. S. 110.) in Wahrheit meisterhaft. Wir würden der Versuchung sie abzuschreiben nicht widerstehn,

wenn

wenn wir nicht fürchten müßten, für den größten Theil der Leſer unſerer Bibliothek eine vergebliche Arbeit zu thun.

Die Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten ſind freylich nur eine leichte, aber darum doch nicht unintereſſante Lectüre. Sie enthalten manche recht niedliche Schilderung und eine Menge feiner Betrachtungen, unter denen ſich die über die Erforderniſſe einer guten Erzählung, St. 4. S. 41. vorzüglich auszeichnet. „Ihre Geſchichte, ſagt die Baroneſſe unter andern zu ihrem Hausfreunde, ſey unterhaltend, ſo lange wir ſie hören, befriedigend, wenn ſie zum Ende iſt, und hinterlaſſe uns einen ſtillen Reiz weiter nachzudenken.“ Vortreflich! Möchten doch alle unſere ſtets fertigen Romanſchreiber dieſe Lehre beherzigen! Was uns nicht ganz in dieſen Unterhaltungen gefallen hat, iſt das Geſpräch über Anzeigen und Vorbedeutungen im zweyten Stück. Abenteuerliche Erzählungen, ohne einen vernünftigen Aufſchluß, entſprechen den Forderungen, welche die Baroneſſe an den Erzähler thut, gerade am wenigſten.

Der Aufſatz über Belebung und Erhöhung des reinen Intereſſe für Wahrheit enthält größtentheils bekannte und oft geſagte Ideen, die durch die gewählte Darſtellung nicht anziehender geworden ſind.

Die Abhandlung, die das dritte Stück eröffnet, iſt ein kleiner Commentar über die Frage: Was iſt eignes Schickſal? in Herderiſchem Geſchmacke,

Geſchmacke, d. h. ſehr blumenreich und ziemlich unbeſtimmt. Wir ſind indeß doch auf mehrere Gedanken geſtoßen, die uns theils durch ſich, theils durch ihre Einkleidung vergnügt haben. Ein ſolcher iſt der S. 9. „Am Looſe eines andern, der uns nahe iſt, Antheil zu nehmen, ihm wo wir können mit Rath zu helfen, ſeine Laſt zu erleichtern, ſein Glück zu fördern, gebietet uns Allen Menſchenliebe, oft Freundſchaft, Pflicht und Tugend. Aber uns ſelbſt, vielleicht auf lebenslang, zu verlaſſen, um einem fremden Genius zu dienen, ihm mit Aufopferung unſrer ſelbſt blind zu folgen, das verbietet uns unſer Genius, der, wenn wir ſeine Warnung nicht achten, zu ſeiner Zeit dafür hart ſtrafet. Es giebt imperatoriſche Menſchen, die von der Natur dazu beſtimmt zu ſeyn glauben, die Führer Anderer zu ſeyn, in entſcheidenden Augenblicken über ihr Schickſal zu gebieten und es mit einem Wink zu lenken. Wohl, wenn ſie auch Herren dieſes Schickſals wären, und ihre Macht ſich bis in die Bruſt des Andern erſtreckte, deſſen Verhängniß aus ihrer Meinung ſie zu beſtimmen wagen. Da dieß aber nicht iſt, ſo bleibet dem, der andere für ſich rathen, wählen, ſorgen ließ, zuletzt nichts übrig, als entweder die von einem fremden Verſtande verwickelten Fäden mit eignem Verſtande, ſo gut er kann, aufzulöſen, oder dem Wagen des andern, der über ſein Schickſal geboth, demüthig zu folgen. Will er großmüthig ein Auge auf dich werfen, und mit den Zügeln, in denen du daherſchleichſt, ſeine Hand bemühen, ſo iſts Gnade;

de; wo nicht, so schreibe dirs selbst zu, wenn du dafür geachtet wirst, wofür du dich selbst achtetest, da du dich als eine unbedeutende Zahl der hohen Nummer beygesellteſt. Versöhne deinen Genius, so viel du kannſt, und mache dich selbſt geltend.“

Die Ideen zu einer künftigen Geschichte der Kunst liefern einen Versuch die griechischen Werke in Marmor, nach der Zeitfolge, in eine solche Ordnung zu stellen, in welcher sich der Gang, den die Kunst bey den Griechen von ihrem Entstehen an genommen habe, überschauen lasse. Der Verfasser unterscheidet den alten Styl, den hohen Styl und den gefälligen Styl, und nennt die Kunstwerke, die ihm unter jeden zu gehören scheinen. Wir halten den Versuch für nützlich: ob sich aber aus ihm für die Gewißheit der Kunstgeschichte so viel ergeben werde, als der Verfasser zu glauben scheint, bezweifeln wir. Nach bloßem Gefühl, und ohne von historischen Zeugnissen unterstützt zu seyn, über das Alter der Kunstwerke zu entscheiden, führt immer etwas Mißliches und Unsicheres mit sich, und doch sind die letzten so selten, daß sie sogar beym Laocoon fehlen.

Die Abhandlung über den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur und eine andere über männliche und weibliche Form sind beyde in dem Geist der ästhetischen Briefe geschrieben und überheben uns einer weitern Beurtheilung. Wir sind überzeugt, daß die erste viele recht gute Ideen enthält, die, in einer gefälligen Sprache vorgetragen, würden gefallen

fallen haben. Aber freylich hätten sie dann nicht so fremd und ungewöhnlich geschienen, als itzt, und größtentheils den blendenden Schimmer der Neuheit verloren; und ungehört und ungesagt soll alles seyn, was die Speculation in unserm Zeitalter hervorbringt.

Den Auszug aus Dantes Hölle kennen unsere Leser bereits aus Bürgers Academie der Redekünste. Auch stehen, wenn wir nicht irren, Proben davon in der Leipziger Monatschrift für Damen. Wir sind weit entfernt, einem Uebersetzer, der einen reimenden Dichter in gereimten Versen wiedergiebt, die Abweichungen von der Urschrift vorzurücken und ihn jeder Veränderung anzuklagen, zu der ihn Reim und Sylbenmaaß nothwendig zwingen müssen, so sehr dieses Verfahren auch vor unsern kritischen Tribunalen gewöhnlich ist. Aber für diese höchst billige Nachsicht verlangen wir auch, daß sein Ausdruck richtig, leicht und natürlich, und sein Vers nett und rund seyn soll. Und diese eben so billige Forderung scheint uns Hr. Schlegel allerdings bey einem fortgesetzten Fleiße und durch eine unverdrossene Feile erfüllen zu können, allein itzt noch nicht erfüllt zu haben. Einige Beyspiele mögen unsere Behauptung rechtfertigen. St. 3. S. 22. heißt es, gleich im Anfange des Gedichts:

Es fällt mir hart zu sagen, wie der wilde
Gewalt'ge rauhe Wald beschaffen war,

Denn

Denn noch ergraut mein Geist vor seinem Bilde.
An Bitterkeit kommt er dem Tode nah,
Doch um des Heils, das ich darin gefunden,
Will ich das andre melden, was ich sah.

In diesen Strophen gefällt uns mehreres nicht: Erstlich ist wie der Wald beschaffen war doch selbst für diesen Styl noch zu prosaisch. Zweytens heißt ergrauen nicht sich entsetzen, sondern jederzeit, grau werden. Drittens kann der Wald unmöglich an Bitterkeit dem Tode nahen können, auch sagt Dante das nicht: Tanto è amara gehet offenbar auf cosa, nicht auf selva. Viertens ist um des Heils für um des Heils (hier besser Glücks,) willen sprachwidrig. S. 28. heißt es von dem Orte der Qualen:

Verschiedner Sprachen, grauenvolle Zungen,
Des Jammers Worte, Stimmen hohen Zorns
Und heis'res Schreyn, wozwischen Fäuste klungen,
Erregten ein Getös', das ohne Rast
In diesen ewig schwarzen Lüften kreiset,
So wie der Staub, vom Wirbelwind erfaßt.
Und ich, deß Haupt vom Irrthum war umschlungen,
Sprach: Was vernehm' ich, Meister? Welch ein Volk
Ist dieses da, von Qualen so bezwungen? —

Bekanntlich gehört diese Stelle unter diejenigen, die von den Italiänern ganz vorzüglich bewundert werden; wir fürchten, daß das der Fall bey

bey den Lesern dieser Uebersetzung nicht seyn dürfte. Wozwischen Fäuste klungen ist für die Phantasie, wie für das Ohr, höchst widrig; erfaßt für gefaßt für diesen Styl zu fremd; ein Haupt von Irrthum umschlungen eine für unsere Sprache unerträgliche Metapher; ein Volk von Quaal bezwungen, weder natürlich noch eigentlich genug gesagt, und die ganze Stelle, gegen das Original gehalten, schwach. Hier ist das Italiänische:

Diverse ligue, orribili favelle,
Parole di dolore, accenti d'ira,
Voce alte fioche e suon, di man con elle
Facevano un tumulto, il qual s'aggira.
Sempre'n quell'aria senza tempo tinta,
Come l'arena quando il turbo spirà,
Ed io ch'avea d'error la testa cinta,
Dissi: Maestro, che è quel ch'i'odo?
E che gent' è, che par nel duol si vinta?

Wir wissen nicht, ob die göttliche Comödie viel Liebhaber unter uns finden wird. Aber sie wird deren sicher noch weniger finden, wenn H. Schlegel seinen Versen und Ausdrücken nicht mehr Sorgfalt schenkt, und die Arbeit, deren er sich unterzogen hat, statt sie ganz zu thun, halb thut.

Noch liefert das dritte Stück eine sinnreiche Dichtung unter der Aufschrift: Entzückung des Las Casas und das erste und zweyte Stück, jedes eine Epistel in Hexametern. Wenn jede folgende, (denn der Verfasser verspricht mehrere,) sich über die vorhergehende so erhebt, wie die zweyte

über die erſte, ſo iſt kein Zweifel, daß die ſechſte eine vortrefliche Epiſtel werden wird.

XII.

Chronick des franzöſiſchen Theaters ſeit dem Jahre 1790.

Das Theater iſt in Frankreich, und vornemlich in Paris, lange Zeit hindurch, der vornehmſte Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit geweſen. In den neuern Zeiten war es genöthigt, einen Theil derſelben der Politik zu überlaſſen; aber auch in den Perioden, wo die Geſchichte der Nation ſelbſt ein großes Trauerſpiel war, vermehrten ſich die Bühnen, ohne daß die Anzahl der Zuſchauer abnahm. Die Bewegungen, welche jedes neue Stück erregte, das auf dem Théâtre français gegeben wurde, dauerten noch fort; die Partheyen beunruhigten und ſtörten die Vorſtellungen noch wie vordem; aber der Geiſt des regierenden Corps ging in die Parterre über und die Gründe, aus denen man die Werke des Geſchmacks billigte oder verwarf, wurden aus dem Vorrathe von Ideen genommen, durch welche jetzt Paris und Frankreich beherrſcht ward. Die franzöſiſche Nation hat von jeher einen ſo großen Gefallen an Anſpielungen gefun-

gefunden, sie hat dieselben, oft zum Troße der Wahrheit, des guten Geschmacks und der Schicklichkeit, so sehr begünstigt, daß man sich wundern würde, wenn zu einer Zeit, wo die Aufmerksamkeit auf Einen Gegenstand so vorzüglich geheftet, wo alle Gemüther so außerordentlich gespannt waren, das Theater nicht bald ein Spiegel der herrschenden Gesinnungen geworden wäre. Dieß ist auch in der That geschehn und die Geschichte des französischen Theaters der letzten fünf Jahre hat mit der Geschichte der Revolution einen so innigen Zusammenhang, als seit den Zeiten des Aristophanes kein Theater mit dem Staate gehabt hat.

Die Franzosen erwarteten bey dem Anfange der Revolution nichts weniger als die Wiederkehr eines goldnen Weltalters und eine Wiedergeburt aller Dinge, die ihnen misfielen. Sie sahen schon die Nationalschuld getilgt, jedermann reich, und — das Theater zu seinem ehemaligen Glanze erhoben. Denn, ohnerachtet des lebhaften Interesse der großen und kleinen Welt an den Schauspielen, war nun doch schon seit langer Zeit kein einziger dramatischer Dichter erschienen, auf den die Nation hätte stolz seyn dürfen. Man verbarg sich dieß nicht, und es war leicht, die Schuld dieses Mangels auf den Despotismus zu schieben. Nichts war gewisser, als daß aus seinen Trümmern das Genie plötzlich hervorsprießen würde. Paris hatte sich schon ehedem gern mit Athen verglichen; und die Pariser hatten ihre Thorheiten liebenswürdig gefunden, weil sie den Thorheiten der athenien-

ſchen Jugend ähnlich waren. Jetzt hofften ſie eine Verfaſſung zu erhalten, welche alle Verfaſſungen der alten Welt übertreffen würde. Und nun glaubten ſie ganz gewiß, in der Bearbeitung der Künſte und Wiſſenſchaften, Athen und Rom und die ganze Welt weit hinter ſich zurück zu laſſen.

Welcher Coſmopolit hätte nicht dem eiteln Volke die Erfüllung ſeiner ſüßen Träume gewünſcht? Aber noch iſt nichts in Erfüllung gegangen. Noch ſchwankt das Land zwiſchen Anarchie und Tyranney. Was die Zukunft entwickeln wird, iſt unbekannt; wir wollen ſehn, was ſich bis jetzo entwickelt hat.

Die Misbräuche, welche bey den Pariſer Theatern eingeriſſen waren, wurden ſchon im Jahr 1789 mehr als jemals ein Gegenſtand der öffentlichen Rüge, und die Schriftſteller zögerten nicht, theils dem Publico, theils dem neuen Gouvernement Plane zur Abſchaffung derſelben vorzulegen. Die Eitelkeit vieler dramatiſcher Dichter war beſonders durch die Anmaßungen der Schauſpieler des königlichen Theaters gekränkt worden. Dieſes war die Bühne, wo jeder ſeine Arbeiten ausgeſtellt ſehen wollte, und wer von hier zurückgewieſen wurde, ſah ſich als das Opfer eines drückenden Deſpotiſmus an. Dieſe Klagen ſcheinen nicht immer ohne Grund geweſen zu ſeyn. Wenigſtens iſt ſo viel gewiß, daß die Comödianten des Königs, im Vertrauen auf ihr ausſchließendes Privilegium, oft eine Nachläſſigkeit und eine Verachtung des

Publi-

Publicums zeigten, die einen öffentlichen Tadel gar sehr verdiente.

Cailhava hatte in einem discours sur les causes de la décadence du théâtre et les moyens de le faire réfleurir, welcher seinem bekannten Werke de l'art de la Comédie angehängt ist, schon, mehrere Jahre vor der Revolution, den Vorschlag gethan, den Eifer der Schauspieler und Dichter durch die Rivalität zu beleben und vor allen Dingen ein zweytes Théâtre français in der Hauptstadt errichten zu lassen. Diese Schrift wurde jetzt von neuem aufgelegt und, mit einem förmlichen Vorschlag zur Errichtung eines zweyten Theaters begleitet, der Municipalität von Paris übergeben. Die Veränderungen, welche er vorschlägt, erstrecken sich auch auf die übrigen Theater der Hauptstadt. Die Opera sollte sich mit der Comédie italienne, die Bouffons sollten sich mit den Variétés vereinigen. „Alle Schauspiele, sagt er unter andern, gewinnen, wenn sie von Zeit zu Zeit ihren Platz verändern, so wie junge Gewächse durch das Verpflanzen neue Kräfte bekommen.“ Den Dichtern verspricht er von der Ausführung seines Planes die größten Vortheile: Mon plan, sagt er, peut nous rapprocher de ces jours heureux où Corneille, Racine, Molière, s'illustraient sur des théâtres différens et volaient de front à la gloire. Quel dommage, grand' Dieu, si ce siècle n'eût-eu qu'une seule troupe française! Qui vous assuréra que les Scudéri, les Boursault, et

peut-être les Pradons, déjà maîtres de la lice, n'en auraient pas fermé la barrière aux vigoureux athlètes qui les ont si bien terrassés? *)

Dieser Vorschlag fand jetzt mehr Beyfall als je unter den gekränkten und zurückgesetzten Dichtern. „Wie, sagte man, zu einer Zeit, wo alle Art von Aristokratie zerstört, alle Privilegien aufgehoben, alle Feudalbedrückungen vernichtet sind, zu einer Zeit der allgemeinen Wiedergeburt, vertheidigt nur noch das französische Theater die Misbräuche der alten Verfassung, und schaltet eigenmächtig über das Glück und den Ruf der dramatischen Dichter? Haben denn nur die Schauspieler unverletzliche Privilegien? Haben sie denn allein das Monopol der Werke des Geistes und des Geschmacks? Soll denn die Stimme des guten Geschmacks, soll der Wunsch aller Gelehrten und der ganzen Hauptstadt niemals gehört werden? sollen wir nie ein zweytes französisches Theater bekommen? sollen Verehrer und Beförderer der schönsten und schwersten unter allen Künsten in einer ewigen Abhängigkeit von einer einzigen Truppe bleiben? soll mit einem Worte der Stamm des Baumes immerfort einigen Zweigen aufgeopfert wer-

*) Hierher gehört auch folgende Schrift: Discours et motions sur les spectacles, par Mr. M. . . membre de la commune de Paris. à Paris. 1789. S. Année litéraire. 1789.

werden?“ *) Diese wiederholten Klagen veranlaßten die französischen Schauspieler, sich am Schlusse des Theaterjahrs über die häufigen und unbilligen Forderungen zu beschweren, die seit einiger Zeit an sie gemacht würden, und deren Erfüllung nichts anders als den gänzlichen Ruin ihres Etablissements zur Folge haben könnte. Das Publicum hörte ihre Beschwerden geneigt an und gab ihnen Beyfall. **)

Der Einfluß der Revolution auf das Theater zeigte sich zuerst bey der Aufführung Carl des Neunten von Marie-Joseph de Chenier, einem Trauerspiel in fünf Acten, welches am 4. Nov. 1789 zum erstenmal, und in dem Laufe desselben Jahres noch zwey und zwanzigmal gegeben ward. Die Hindernisse, welche der Aufführung desselben vormals durch die Censur entgegengesetzt worden waren, und nun nicht mehr statt fanden, vermehrten den Zulauf des Volkes und trugen, in der gegenwärtigen Crise, nicht wenig bey, ihm einen so ausgezeichneten und so lang dauernden Beyfall zuzusichern. Man hielt es jetzt für nützlich, Stücke zu geben, in denen das Volk an die Verbrechen des Fanatismus erinnert würde. Man vergaß gern, wie groß der Antheil des Volkes an diesen Verbrechen gewesen war, und man glaubte damals noch nicht, oder schien doch nicht zu glauben, daß es

*) s. Moniteur. 1790. S. 256.

**) Moniteur. 1790. S. 354.

jeden Augenblick bereit war, ſeine Arme zu ähnlichen Verbrechen darzubieten. *) Die politiſche Intoleranz zeigte ſich bey dieſer Gelegenheit zum erſtenmale bey Gegenſtänden des Vergnügens, und in dem Prozeſſe des Marquis de Favras, welcher unſern Leſern wahrſcheinlich noch in gutem Andenken iſt, war der Vorwurf, daß er ſich bemüht habe, die Tragödie, Carl der Neunte, fallen zu machen, einer von den Punkten, die man dieſem Unglücklichen zur Laſt legte. **)

Der Werth dieſes Trauerſpiels, welches ſich mehr durch einzelne Scenen und glänzende Tiraden, als durch eine glückliche Anlage der Handlung und geſchickte Darſtellung der Charaktere auszeichnete, iſt zu einer andern Zeit in dieſer Bibliothek (XLI. 1. S. 148. f.) beurtheilt worden. Es iſt alſo genug, hier von mehrern Stellen, welche auf die damalige Stimmung berechnet waren und große Wirkung thaten, zwey auszuzeichnen; eine, in welcher Coligny dem Könige ſeine Pflichten vorhält;

Evitez

*) Ein einſichtsvoller franzöſiſcher Kunſtrichter ſchrieb damals: Le peuple court en foule à Charles IX; il y apprend à déteſter les prêtres ſanguinaires: craignons l'abus de l'exception, et hâtons-nous de lui apprendre auſſi ce qu'il doit de reſpect à la religion, comme aux Miniſtres qui ſont dignes d'elle et du Dieu, dont elle eſt l'ouvrage. Mercure de France, 1789. nr. 48. S. 96.

**) Moniteur. 1790. S. 71.

Evitez les malheurs des Rois trop complaiſans:
Ne laiſſez point ſans ceſſe au gré des courtiſans
Errer de main en main l'autorité ſuprème:
Ne croyez que votre âme et regnez par vous
méme;
Et ſi de vos ſujets vous déſirez l'amour,
Soyez Roi de la France et non de votre cour.
Elle opprime le Peuple. Ah! d'un oeil équitable,
Voyez toujours en lui votre appui véritable:
Songez qu'autour de vous ſeul tout ce peuple
réſpire:
Il fait par ſes travaux l'éclat de votre empire;
Il cultive nos champs, il défend nos remparts:
Mais un voile ennemi vous cache à ſes regards.
Mais tandis qu'il ſe plaint, ſon Monarque ſom-
meille,
Et ſes cris rarement vont jusqu' à ſon oreille.
Rappelez-vous, mon maître! ayez devant les yeux
L'exemple révéré de vos plus grands ayeux.
L'un, Sujet malheureux, eut un règne proſpère:
Il chériſſait le peuple et fut nommé ſon Père.
L'autre, plus grand encore, dans la ſeule équité
D'un Monarque français mettant ſa majeſté,
Indulgent pour ce peuple, à ſes beſoins propice,
Au pied d'un chêne aſſis, lui rendait la juſtice.

und eine andre, in welcher derſelbe die Ereigniße des Jahres 1789 im prophetiſchen Geiſte verkündigt:

Laiſſons faire le tems. A la grandeur du trône
On verra ſuccéder la grandeur de l'état:
Le peuple tout à coup reprenant ſon éclat,
Et des longs préjugés terraſſant l'impoſture,
Réclamera les droits fondés par la nature.

Son bonheur renaîtra du sein de ses malheurs,
Ces murs baignés sans cesse et de sang et de pleurs,
Ces tombeaux des vivans, ces bastilles affreuses
S'écrouleront un jour sous des mains généreuses.
Au prince, aux citoyens imposant leur devoir,
Et fixant à jamais les bornes du pouvoir,
On verra nos neveux, plus fiers que leurs ancêtres,
Reconnaissant des chefs, mais n'ayant point de maîtres;
Heureux sous un Monarque, ami de l'équité,
Restaurateur des lois et de la liberté.

Die übrigen Theaterstücke, welche in dem Verlaufe dieses Jahres gegeben wurden, hatten keine Beziehung auf die neuesten Begebenheiten und erregten nur eine geringe Theilnahme. Le payſan magiſtrat von Collot d'Herbois, (dessen Nahmen seine politischen Verbrechen berühmter gemacht haben, als seine Gedichte je gethan haben würden) eine freye Uebersetzung des Alcade de Zalaméa von Calderon, erhielt nur wenige Vorstellungen und ward mit sehr schwachem Beyfall aufgenommen. Das nämliche Schicksal hatte eine andre Nachahmung des Calderon, le Badinage dangereux von Picard, die nach der ersten Vorstellung zurückgenommen werden mußte. Ein Drama der Madam de Gouges aber, L'Eſclavage des nègres, und die comische Oper Caroline, fielen gänzlich, jenes auf dem Nationaltheater (théâtre français) dieses auf dem théâtre Italien.

Seit langer Zeit aber hatte kein Stück einen so angenehmen Eindruck auf das Publicum gemacht,

macht, als dasjenige, womit man den Neujahrstag auf dem Nationaltheater beging: Le réveil d'Epiménide à Paris ou les Etrennes de la liberté, par Mr. de Flins, wovon in dieser Bibliothek (XLIII. 1. S. 169.) eine kurze Nachricht ertheilt worden ist. Epimenides, welcher das Talent besitzt hundert Jahre zu schlafen, ohne zu altern oder etwas von dem zu vergessen, was er vorher gesehn und gehört hat, war im Jahr 1690 an seinem Hochzeittage eingeschlafen und erwacht den ersten Januar 1790. Er sucht die bekannten Orte auf. Sein veralterter Anzug zieht eine Menge Neugierige herbey. Leute von allen Ständen unterreden sich mit ihm. Er erfährt die außerordentlichen Veränderungen, welche Frankreich erfahren hat. Man sagt ihm, daß ein gerechter und geliebter König an die Stelle eines Despoten getreten ist, daß die Freyheit wieder in ihre natürlichen Rechte eingesetzt und die Misbräuche abgeschafft sind; daß endlich auch einmal das Volk etwas gilt.

Die Idee selbst war nicht neu. Epimenides war schon mehrmals auf dem französischen Theater erschienen. Vorzüglich erinnerte man sich eines geistreichen Stückes des Präsident Henault, welchem derselbe Gedanke zum Grunde lag, der hier mit ungemeinem Glücke erneuert war. Daß sich die eingeführten Personen, der Journalist, der Abbe, der Edelmann u. s. w. sämmtlich über die Revolution beklagen, und sie verschreyen, weil sie etwas dabey verloren haben, giebt zu einer Menge

treffen-

treffender Gemählde und luſtiger Situationen Veranlaſſung. Alle dieſe Klagen erſcheinen dem unpartheyiſchen oder begünſtigten Zuſchauer als das feinſte und treffendſte Lob der Revolution, welche ſo vielen Mißbräuchen ein Ende gemacht, das Reich der Thorheit vernichtet und die Weisheit an ihre Stelle geſetzt hat. Nirgends aber war der Beyfall rauſchender, als da, wo die Güte des Königs, das Glück der Pariſer, ihn zu beſitzen *) und die Opfer, welche er der Freyheit und Wohlfahrt ſeines Volkes gebracht hatte, Erwähnung geſchah. Man verglich die gegenwärtigen Zeiten, die Vorgänger einer noch glücklichern Zukunft, mit jenen Tagen, in denen Epimenides entſchlafen war

à ces jours ſi fameux,
où brillèrent Condé, Turenne et la Victoire;
où Louis fit ſervir ſes peuples à ſa gloire,
immola tout pour elle, et ne fit rien pour eux,
admiré des ſujets qu'il rendit malheureux.

Außer dem feinen und ungeſuchten Scherz, dem lebhaften und natürlichen Dialog, dem reinen und leichten Styl bemerkte man in dieſem Stücke mit Vergnügen, daß der Verfaſſer über mehrere Gegenſtände, welche noch kurz vorher der dramatiſchen

*) Man beklatſchte vorzüglich die Verſe:

Au ſein de ſes enfans que peut craindre un bon père?
Plus il eſt vû de près, et plus il eſt aimé.

tischen Muse fremd und verboten geschienen hatten, mit einer überraschenden und gefälligen Freymüthigkeit sprach. In der That hatte die lebhafte Erschütterung, welche der Staat in allen seinen Theilen erfahren hatte, den Ideen einen kühnern Schwung und dem Ausdrucke ein neues Leben verliehn. Eine Menge von Vorurtheilen waren auf einmal zerstört, dem ganzen Volke war ein lebhaftes Gefühl seiner eignen Würde und Wichtigkeit eingeflößt worden. Das einzelne Individuum fühlte sich stark, bey dem Bewußtseyn der mächtigen Unterstützung, die ihm gegen jeden Angriff des Despotismus zu Gebot stand. Es schien jetzt unmännlich, zu schweigen, es schien pflichtmäßig und bürgerlich, frey und mit Nachdruck zu sprechen. *)

Wenige

*) Diese Idee wurde kurz darauf von neuem benutzt. Man gab zu Ende des Januar auf dem Théâtre de Monsieur, L'Epiménide français, comédie épisodique, en un acte, en vers. Der französische Epimenides hat vor seinem letzten Schlafe die Stelle eines Parlaments-Präsidenten bekleidet und ist während der Sitzung eingeschlafen. Er erwacht zur Zeit der Revolution und erfährt die neue Ordnung der Dinge in einer Reihe von Scenen, die durch episodische Personen hervorgebracht werden. Die meisten Dinge sind ihm unverständlich und unbegreiflich. Sein Pachter spricht ihm von Gleichheit und von den Rechten der Menschen; sein Jäger meldet ihm, daß in seinen Wäldern kein Wild, in seinen Teichen keine Fische mehr sind; ein Corporal be-

Wenige Tage drauf wurde l'honnête criminel, Drame en cinq actes, par Mr. Fenouillot de Falbaire, ebenfalls unter großem Beyfall, auf die Bühne gebracht. Schon längſt war dieſes Stück gedruckt und auf den Theatern in den Provinzen gegeben worden; nur zu Paris und Verſailles hatten ſich die Miniſter der Aufführung deſſelben widerſetzt. Jetzt fand eine ſolche Widerſetzlichkeit nicht mehr ſtatt. Ein Drama, das gegen die Intoleranz der Kleriſey gerichtet und bis jetzt verboten geweſen war, ein Drama, deſſen Handlung ſchon an ſich ein großes Intereſſe erregte, mußte bey der gegenwärtigen Stimmung der Einwohner von Paris Beyfall und Zulauf finden.

Die Geſchichte des jungen Jean Fabre, (hier Andre) eines Proteſtanten, iſt nicht unbekannt. Die Geiſtlichkeit hatte ſeinen Vater auf die Galeere gebracht; er bat ihn los und nahm ſeine Stelle ein. Hier würde er bis an ſeinen Tod geſchmachtet haben, wäre ſeine Geſchichte nicht dem Duc de Choiſeul bekannt geworden. Dieſer wirkte ſeine Befreyung aus. Jean Fabre kehrte nach Hauſe

ſcheidet ihn auf die Wache und läßt ihn exerciren; endlich bringen ihm die Damen der Halle eine Kokarde, die er aufſteckt und das Stück endigt mit einigen Couplets zur Ehre des Königs. Im Ganzen findet man auch in dieſem Stücke viel Munterkeit und Geiſt, eine gewiſſe Originalität in den Details und mehrere glückliche Verſe. Der Verfaſſer gab ſich nicht zu erkennen.

Hause zurück und findet seine Geliebte im Begriff, ihre Hand einem andern zu geben. Seine Rückkehr ändert ihren Entschluß und ihr Bräutigam, ein edler Mann, entsagt seinem Rechte.

Die Vertheilung der Handlung in diesem Drama ist nicht fehlerfrey. Die beyden ersten Aufzüge sind fast allein der Exposition gewidmet und die Handlung rückt in ihnen um keinen Schritt vorwärts. Dagegen ist der dritte Aufzug voll rührender Scenen und edler Gesinnungen. Die Wiedererkennung des jungen Menschen und seiner Geliebten, die ihn verlohren glaubte; seine Weigerung, die Ursache seiner Gefangenschaft zu entdecken, weil diese Entdeckung seinem Vater nachtheilig werden könnte; sein edler Entschluß, lieber schuldig zu scheinen, selbst in den Augen seiner Geliebten; die Schaam, die ihn in dem Augenblicke zurück hält, als er ihr in dem demüthigenden Aufzuge eines Galeerensclaven zu Füßen fallen will, der ein rühmlicher Beweiß seiner Tugend, aber das Costum des Lasters ist; — alles dieses wurde auf das lebhafteste gefühlt und mit ungetheiltem Beyfalle aufgenommen.

In demselben Monate spielte man auf dem Nationaltheater les Dangers de l'Opinion, Drame en cinq Actes. Der Verfasser desselben war Mr. Laya, ein junger Mann, der bis dahin nur durch einige flüchtige Poesien bekannt geworden war, aber sehr bald zu den heftigsten Bewegungen in dem Publicum und auf dem Theater Veranlassung geben sollte. Dieses Drama war

gegen

gegen das schädliche Vorurtheil gerichtet, welches die Anverwandten eines hingerichteten Verbrechers brandmarkte, und obschon dieser Angriff mit größerer Kraft hätte geschehen können, so mußte man doch dem Geiste und den Absichten des Verfassers Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Es war allerdings zweckmäßig — wenn anders die dramatische Poesie noch andere Zwecke befördern darf, als die, welche in ihrem Wesen gegründet sind — der erwachenden Aufklärung zu Hülfe zu kommen und den Nachtheil eingewurzelter Vorurtheile durch Lehre und Beyspiel, durch die Macht der Gründe und des Gefühls anzugreifen. Das Gute zu befördern ist das Theater allerdings geschickt, wenn es auch dasselbe nicht erzeugen kann. Der dramatische Dichter mag der herrschenden Stimmung, dem unentwickelten Gefühl, der dunkeln Erkenntniß zu Hülfe kommen; er mag die Ueberzeugung des Verstandes durch die Ueberführung des Herzens beschleunigen. Mehr vermag er nicht; aber wenn er Herz und Geist besitzt, wird er nicht nur zu diesem Ziele gelangen, sondern auch ganz gewiß den Beyfall seiner Zeitgenossen davon tragen.

Die Handlung in dem Stücke, von welchem wir sprechen, ist einfach, aber ein wenig romantisch. Ein junger Mensch ist im Begriff sich zu verheyrathen. Einer seiner Verwandten wird eines Mordes beschuldigt und zum Tode verurtheilt. Diese Begebenheit zieht die Trennung des liebenden Paares nach sich. Cecilens Vater hört nur die gebieterische Stimme des Vorurtheils. Die

Bitten

Bitten seiner Tochter, die Vorstellungen eines Engländers, der an dem Schicksale der liebenden Theil nimmt, machen keinen Eindruck auf ihn. Harville sucht seine Geliebte zur Flucht zu bereden. Sie weigert sich und bietet ihm einen Gifttrank an. Der Entschluß zu sterben ist gefaßt; ihre Lippen berühren den Becher, als Mylord die Nachricht bringt, der Verurtheilte sey frey gesprochen und für unschuldig erkannt. — Man hat ganz richtig bemerkt, daß der Verfasser seinen Zweck weit vollkommner würde erreicht haben, wenn diese Nachricht etwas später gekommen, wenn Harville und Cecile dem barbarischen Vorurtheile wirklich aufgeopfert worden wären. Vielleicht hätte auch Harvillens Verwandter gar nicht unschuldig gefunden werden sollen.

Die pathetischen Reden, die starken Sentenzen, welche der Dichter sehr häufig eingestreut, und die Stärke des Gefühls, das er gezeigt hatte, verfehlte seine Wirkung nicht. Einzelne Mängel, vornemlich die Nachläßigkeiten des Styls, kamen bey der Aufführung und in den Augen des größern Publicums in keinen Betracht.

Mehrere Umstände vereinigten sich bey der Aufführung Peter des Großen einer Comödie in vier Acten, mit eingemischten Arien, von Bouilli, das Publicum zu einer noch größern Nachsicht gegen weit sichtbarere Mängel zu bewegen; der Stoff der Handlung selbst, einige Beziehungen auf die Zeitumstände, und Gretry's vortrefliche Musik. Der Dichter hat aus dem Leben des Czaars den

Zeitpunkt gewählt, wo er sich mit seinem Freunde le Fort zu einem Zimmermanne in die Lehre gegeben hat. Die Scene ist auf einem russischen Dorfe, wo Peter schon seit geraumer Zeit die Tugenden Catharinens beobachtet hat. Er bemüht sich ihr Herz zu gewinnen, ohne seinen Stand zu verrathen; sie läßt seinen Verdiensten und seiner Leidenschaft Gerechtigkeit wiederfahren. Er ist im Begriff sie zu heyrathen, als ihm sein Meister die Hand seiner Tochter und sein ganzes Vermögen anbietet. Peter entdeckt ihm seine Leidenschaft. Der Zimmermann giebt seine Tochter, auf Peter's Rath, einem jungen Menschen, der sie liebt, und bestimmt dem uneigennützigen Gesellen sein Handwerksgeräthe und eine ansehnliche Summe Geldes, um sich mit seiner Geliebten verbinden zu können. Peter nimmt diese Geschenke mit Dankbarkeit an; aber kaum hat er Catharinens Hand empfangen, als ihn die Nachricht von einem Aufstande in seinen Staaten wegruft. Catharine glaubt sich verlassen und überläßt sich ihrer Verzweiflung. Jetzt kömmt Peter in seinem vollen Glanze zurück; giebt sich zu erkennen, belohnt die Wohlthätigkeit seines Meisters und erhebt Catharinen auf den Thron seines Reichs.

Die Handlung scheint mit dem zweyten Acte geendigt zu seyn, an dessen Schlusse die beyden Heyrathen vollzogen werden. Was darauf folgt ist eine neue für sich bestehende Handlung. Der Stoff ist für vier Aufzüge nicht reichhaltig genug. Der Anfang des zweyten ist leer und mehrern Sce-

nen fehlt es an Bewegung und Intereſſe. Catharinens Verzweiflung iſt nicht hinlänglich motivirt. Aber die Expoſition und die Entwicklung der Handlung iſt geſchickt und faſt fehlerfrey. Catharinens Charakter iſt intereſſant. Der Styl iſt oft nachläſſig und die Verſification hart; doch ließ Gretry's Muſik das letztere kaum bemerken. Das letzte Couplet, welches ein Lob des Königs enthielt,*) und auf die Melodie charmante Gabrielle geſetzt war, wurde mit dem größten Enthuſiasmus aufgenommen. Denn wenige Tage vorher hatte der König auf ſein Recht, die Civilliſte zu beſtimmen, freywillig Verzicht gethan und ſich mit der größten Uneigennützigkeit den übrigen Schuldnern des Staats nachgeſetzt.

Um dieſelbe Zeit trat ein junger, aber ſchon durch mehrere dramatiſche Arbeiten rühmlich bekannter Dichter, Mr. Forgeon, mit einer komi-

*) Si par des travaux aſſidus,
Pierre fait fleurir ſon empire,
Louis, par ſes grandes vertus
Force tous les Français à dire:
Ciel, entend la prière
Qu'ici je fais;
Conſerve ce bon père
A ſes ſujets.
Quelques perſonnes auraient déſiré plus d'analogie entre Pierre le grand et ce couplet ſur notre Monarque; mais l'Eloge de Louis XVI eſt toujours bien reçu, quand même il ſerait mal amené. Mercure de France. 1790. nr. 4. p. 192.

ſchen Oper les Pommiers et le moulin vor dem Publicum auf, die ſich durch die Luſtigkeit des Inhalts, das friſche Colorit und die Muſik von le Moyne empfahl. Zwey Hausväter haben an demſelben Orte, der eine eine Mühle, der andere einen Obſtgarten. Ihre Wünſche ſind im beſtändigen Widerſpruch; denn der Wind, der die Mühle des einen treibt, ſchüttelt die Aepfel des andern ab. Sie leben unaufhörlich in Zank und Streit; aber ihre Kinder lieben ſich. Die Händel der Eltern hindern die Erfüllung des Wunſches der beyden Kinder. Mathurin, der Müller, erklärt ſeinem Nachbar gerade zu, er wolle von keiner Heyrath wiſſen:

Non, plus de mariage, au point où nous en ſommes.
Tu t'es moqué de moi; je veux t'en rendre autant,
Et je les unirai, morbleu, que quand le vent
Ne t'aura plus laiſſé de pommes.

Die Schweſter des Liebhabers hat dieſen Ausſpruch gehört, ergreift eine Stange und fängt an die Aepfel abzuſchlagen. Lucas ſchilt ſie darüber. Sey ruhig, antwortet ſie,

Paix, je travaille à Votre mariage.

Endlich ändert ſich das Wetter. Die beyden Väter ſind einen Augenblick einig und die Ehe wird geſchloſſen.

Keinen geringern Beyfall erhielt eine kleine Comödie eines Dichters, der ſchon längſt die Gunſt des Publicums beſaß, des Ritter Florian. Le

bon

bon père iſt eine Fortſetzung der bon Ménage und in beyden ſpielt Harlekin die Hauptrolle. Dieſes Stück iſt in den Werken des Verfaſſers gedruckt. Die edle Behandlung eines Charakters, der nur beſtimmt ſchien, verlacht zu werden, der feine Geſchmack und das zarte Gefühl, welches in dieſer Comödie herrſcht, trug vorzüglich zu der günſtigen Aufnahme bey, die ſie erhielt.

Das Glück, welches einige Dichter durch Anſpielungen auf die neueſten Begebenheiten gemacht hatten, reizte jetzt mehrere zu ähnlichen Verſuchen, die aber einen ſehr verſchiednen Erfolg hatte. Louis XII. tragédie en trois Actes par Mr. Rouffin war eine Art von Allegorie und ſtellte die Vorfälle der Revolution in einer Handlung aus dem Leben Ludwig des XII. dar. Aber dieſe Handlung hatte weder ein tragiſches Intereſſe, noch Einheit. Die Ausführung war geiſtlos und die Schreibart vernachläſſigt. Mit einem Wort, die patriotiſchen Geſinnungen des Verfaſſers waren nicht im Stande, ſein Stück aufrecht zu erhalten. Es konnte nicht einmal zu Ende geſpielt werden.

Ein ganz verſchiednes Schickſal hatte ein anderer Verſuch dieſer Art. Der König war den vierten Februar in der Nationalverſammlung erſchienen, hatte ſeine Anhänglichkeit an die Revolution auf das feyerlichſte verſichert und Vorſchläge zur Begründung der Conſtitution gethan. Dieſer Schritt hatte in der Hauptſtadt und in dem ganzen Reiche den lebhafteſten Enthuſiasmus erregt, und

in den trois Noces, pièce champêtre en un acte par Mr. Dezede war diese Stimmung auf das glücklichste benutzt. Das Interesse der Handlung in diesem Stücke war zwar nur schwach, aber die Nebenumstände und einige, vortreflich gespielte, Rollen ersetzten diesen Mangel in den Augen des Publicums auf das vollkommenste. Eine dreyfache Hochzeit, welche auf dem Gute einer Marquise, der Wohlthäterinn ihrer Unterthanen, gefeyert werden soll, wird durch die Erscheinung einer Räuberbande gestört, deren Absichten aber glücklicher Weise durch den Muth der Nationalgarden, die hier zum erstenmal auf der Bühne erschienen, vereitelt. Die Marquise erwartet ihre Tochter von Paris; ihr Zögern macht sie besorgt: dieselben Räuber können sie auf der Straße überfallen haben. Mitten unter diesen Besorgnissen erscheint die Comtesse, und verbreitet durch ihre Ankunft und die guten Nachrichten, die sie mitbringt, allgemeine Freude. Sie hat der Sitzung der Nationalversammlung beygewohnt, in welcher der König, wie ein Vater mitten unter seinen Kindern, erschienen ist. Sie mahlt diesen glücklichen Augenblick mit den lebhaftesten Farben und führt eine der rührendsten Züge aus der Rede des Königs an. Eine allgemeine Rührung und ein Taumel der Begeisterung ergriff bey dieser Scene die Zuschauer und theilte sich den Schauspielern mit.

Die Tänze, welche die Handlung begleiteten, die ländlichen Gemählde, ein militärischer Aufzug zur Leistung des Bürgereides, die angehängten

hängten Couplets, und die schöne Musik, welche das Werk des Dichters war, vermehrten den angenehmen Eindruck dieses kleinen, anspruchlosen Stücks.

L'Epoux généreux ou le Pouvoir des procédés. Eine junge Dame liebt das Spiel mit Leidenschaft. Falsche Freunde benutzen diesen Hang; sie verliert große Summen und ihre Tugend selbst steht in Gefahr. Glücklicherweise erhält ihr Gemahl von ihren Verirrungen Nachricht und bringt sie durch sein edelmüthiges Betragen von dem Rande des Abgrunds zurück. Die Mittel, deren er sich hiezu bedient und seine Großmuth rühren ihr Herz; sie entsagt dem Spiele und verspricht, sich künftig nur der Erfüllung ihrer Pflichten als Gattinn und Mutter zu widmen.

Es war nicht das erstemal, daß diese Handlung auf das Theater kam. Man fühlte sich durch die Situationen und vorzüglich durch die edle Denkungsart des Mannes interessirt. Der Styl und die Intrigue sind schwach.

Le Philinte de Molière, ou la suite du Misanthrope, comédie en cinq actes et en vers par Mr. Fabre d'Eglantine. Der Verfasser dieser Fortsetzung eines der berühmtesten Werke Moliere's scheint von einer Idee ausgegangen zu seyn, welche Rousseau in seinem Briefe an d'Alembert äußert. „Ich hätte gewünscht, sagt er unter andern, daß Moliere dem Philint einen wesentlichen Antheil an der Handlung in dem Misanthrop gegeben und alles so eingerichtet hätte,

Wenige Tage drauf wurde l'honnête criminel, Drame en cinq actes, par Mr. Fenouillot de Falbaire, ebenfalls unter großem Beyfall, auf die Bühne gebracht. Schon längst war dieses Stück gedruckt und auf den Theatern in den Provinzen gegeben worden; nur zu Paris und Versailles hatten sich die Minister der Aufführung desselben widersetzt. Jetzt fand eine solche Widersetzlichkeit nicht mehr statt. Ein Drama, das gegen die Intoleranz der Klerisey gerichtet und bis jetzt verboten gewesen war, ein Drama, dessen Handlung schon an sich ein großes Interesse erregte, mußte bey der gegenwärtigen Stimmung der Einwohner von Paris Beyfall und Zulauf finden.

Die Geschichte des jungen Jean Fabre, (hier Andre) eines Protestanten, ist nicht unbekannt. Die Geistlichkeit hatte seinen Vater auf die Galeere gebracht; er bat ihn los und nahm seine Stelle ein. Hier würde er bis an seinen Tod geschmachtet haben, wäre seine Geschichte nicht dem Duc de Choiseul bekannt geworden. Dieser wirkte seine Befreyung aus. Jean Fabre kehrte nach Hause

scheidet ihn auf die Wache und läßt ihn exerciren; endlich bringen ihm die Damen der Halle eine Kokarde, die er aufsteckt und das Stück endigt mit einigen Couplets zur Ehre des Königs. Im Ganzen findet man auch in diesem Stücke viel Munterkeit und Geist, eine gewisse Originalität in den Details und mehrere glückliche Verse. Der Verfasser gab sich nicht zu erkennen.

Hause zurück und findet seine Geliebte im Begriff, ihre Hand einem andern zu geben. Seine Rückkehr ändert ihren Entschluß und ihr Bräutigam, ein edler Mann, entsagt seinem Rechte.

Die Vertheilung der Handlung in diesem Drama ist nicht fehlerfrey. Die beyden ersten Aufzüge sind fast allein der Exposition gewidmet und die Handlung rückt in ihnen um keinen Schritt vorwärts. Dagegen ist der dritte Aufzug voll rührender Scenen und edler Gesinnungen. Die Wiedererkennung des jungen Menschen und seiner Geliebten, die ihn verlohren glaubte; seine Weigerung, die Ursache seiner Gefangenschaft zu entdecken, weil diese Entdeckung seinem Vater nachtheilig werden könnte; sein edler Entschluß, lieber schuldig zu scheinen, selbst in den Augen seiner Geliebten; die Schaam, die ihn in dem Augenblicke zurück hält, als er ihr in dem demüthigenden Aufzuge eines Galeerensclaven zu Füßen fallen will, der ein rühmlicher Beweiß seiner Tugend, aber das Costum des Lasters ist; — alles dieses wurde auf das lebhafteste gefühlt und mit ungetheiltem Beyfalle aufgenommen.

In demselben Monate spielte man auf dem Nationaltheater les Dangers de l'Opinion, Drame en cinq Actes. Der Verfasser desselben war Mr. Laya, ein junger Mann, der bis dahin nur durch einige flüchtige Poesien bekannt geworden war, aber sehr bald zu den heftigsten Bewegungen in dem Publicum und auf dem Theater Veranlassung geben sollte. Dieses Drama war

gegen

gegen das schädliche Vorurtheil gerichtet, welches die Anverwandten eines hingerichteten Verbrechers brandmarkte, und obschon dieser Angriff mit größerer Kraft hätte geschehen können, so mußte man doch dem Geiste und den Absichten des Verfassers Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Es war allerdings zweckmäßig — wenn anders die dramatische Poesie noch andere Zwecke befördern darf, als die, welche in ihrem Wesen gegründet sind — der erwachenden Aufklärung zu Hülfe zu kommen und den Nachtheil eingewurzelter Vorurtheile durch Lehre und Beyspiel, durch die Macht der Gründe und des Gefühls anzugreifen. Das Gute zu befördern ist das Theater allerdings geschickt, wenn es auch dasselbe nicht erzeugen kann. Der dramatische Dichter mag der herrschenden Stimmung, dem unentwickelten Gefühl, der dunkeln Erkenntniß zu Hülfe kommen; er mag die Ueberzeugung des Verstandes durch die Ueberführung des Herzens beschleunigen. Mehr vermag er nicht; aber wenn er Herz und Geist besitzt, wird er nicht nur zu diesem Ziele gelangen, sondern auch ganz gewiß den Beyfall seiner Zeitgenossen davon tragen.

Die Handlung in dem Stücke, von welchem wir sprechen, ist einfach, aber ein wenig romantisch. Ein junger Mensch ist im Begriff sich zu verheyrathen. Einer seiner Verwandten wird eines Mordes beschuldigt und zum Tode verurtheilt. Diese Begebenheit zieht die Trennung des liebenden Paares nach sich. Cecilens Vater hört nur die gebieterische Stimme des Vorurtheils. Die

Bitten

Bitten seiner Tochter, die Vorstellungen eines Engländers, der an dem Schicksale der Liebenden Theil nimmt, machen keinen Eindruck auf ihn. Harville sucht seine Geliebte zur Flucht zu bereden. Sie weigert sich und bietet ihm einen Gifttrank an. Der Entschluß zu sterben ist gefaßt; ihre Lippen berühren den Becher, als Mylord die Nachricht bringt, der Verurtheilte sey frey gesprochen und für unschuldig erkannt. — Man hat ganz richtig bemerkt, daß der Verfasser seinen Zweck weit vollkommner würde erreicht haben, wenn diese Nachricht etwas später gekommen, wenn Harville und Cecile dem barbarischen Vorurtheile wirklich aufgeopfert worden wären. Vielleicht hätte auch Harvillens Verwandter gar nicht unschuldig gefunden werden sollen.

Die pathetischen Reden, die starken Sentenzen, welche der Dichter sehr häufig eingestreut, und die Stärke des Gefühls, das er gezeigt hatte, verfehlte seine Wirkung nicht. Einzelne Mängel, vornemlich die Nachlässigkeiten des Styls, kamen bey der Aufführung und in den Augen des größern Publicums in keinen Betracht.

Mehrere Umstände vereinigten sich bey der Aufführung Peter des Großen einer Comödie in vier Acten, mit eingemischten Arien, von Bouilli, das Publicum zu einer noch größern Nachsicht gegen weit sichtbarere Mängel zu bewegen; der Stoff der Handlung selbst, einige Beziehungen auf die Zeitumstände, und Gretry's vortrefliche Musik. Der Dichter hat aus dem Leben des Czaars den

Zeitpunkt gewählt, wo er sich mit seinem Freunde Fort zu einem Zimmermanne in die Lehre gegeben hat. Die Scene ist auf einem russischen Vorse, wo Peter schon seit geraumer Zeit die Tugenden Catharinens beobachtet hat. Er bemüht sich ihr Herz zu gewinnen, ohne seinen Stand zu verrathen; sie läßt seinen Verdiensten und seiner Leidenschaft Gerechtigkeit wiederfahren. Er ist im Begriff sie zu heyrathen, als ihm sein Meister die Hand seiner Tochter und sein ganzes Vermögen anbietet. Peter entdeckt ihm seine Leidenschaft. Der Zimmermann giebt seine Tochter, auf Peter's Rath, einem jungen Menschen, der sie liebt, und bestimmt dem uneigennützigen Gesellen sein Handwerksgeräthe und eine ansehnliche Summe Geldes, um sich mit seiner Geliebten verbinden zu können. Peter nimmt diese Geschenke mit Dankbarkeit an; aber kaum hat er Catharinens Hand empfangen, als ihn die Nachricht von einem Aufstande in seinen Staaten wegruft. Catharine glaubt sich verlassen und überläßt sich ihrer Verzweiflung. Jetzt kömmt Peter in seinem vollen Glanze zurück; giebt sich zu erkennen, belohnt die Wohlthätigkeit seines Meisters und erhebt Catharinen auf den Thron seines Reichs.

Die Handlung scheint mit dem zweyten Acte geendigt zu seyn, an dessen Schlusse die beyden Heyrathen vollzogen werden. Was darauf folgt ist eine neue für sich bestehende Handlung. Der Stoff ist für vier Aufzüge nicht reichhaltig genug. Der Anfang des zweyten ist leer und mehrern Sce-

men fehlt es an Bewegung und Intereſſe. Catharinens Verzweiflung iſt nicht hinlänglich motivirt. Aber die Expoſition und die Entwicklung der Handlung iſt geſchickt und faſt fehlerfrey. Catharinens Charakter iſt intereſſant. Der Styl iſt oft nachläſſig und die Verſification hart; doch ließ Gretry's Muſik das letztere kaum bemerken. Das letzte Couplet, welches ein Lob des Königs enthielt,*) und auf die Melodie charmante Gabrielle geſetzt war, wurde mit dem größten Enthuſiasmus aufgenommen. Denn wenige Tage vorher hatte der König auf ſein Recht, die Civilliſte zu beſtimmen, freywillig Verzicht gethan und ſich mit der größten Uneigennützigkeit den übrigen Schuldnern des Staats nachgeſetzt.

Um dieſelbe Zeit trat ein junger, aber ſchon durch mehrere dramatiſche Arbeiten rühmlich bekannter Dichter, Mr. Forgeon, mit einer komi-

*) Si par des travaux aſſidus,
Pierre fait fleurir ſon empire,
Louis, par ſes grandes vertus
Force tous les Français à dire:
Ciel, entend la prière
Qu'ici je fais;
Conſerve ce bon père
A ſes ſujets.
Quelques perſonnes auraient déſiré plus d'analogie entre Pierre le grand et ce couplet ſur notre Monarque; mais l'Eloge de Louis XVI eſt toujours bien reçu, quand même il ſerait mal amené. Mercure de France. 1790. nr. 4. p. 192.

ſchen Oper les Pommiers et le moulin vor dem Publicum auf, die ſich durch die Luſtigkeit des Inhalts, das friſche Colorit und die Muſik von le Moyne empfahl. Zwey Hausväter haben an demſelben Orte, der eine eine Mühle, der andere einen Obſtgarten. Ihre Wünſche ſind im beſtändigen Widerſpruch; denn der Wind, der die Mühle des einen treibt, ſchüttelt die Aepfel des andern ab. Sie leben unaufhörlich in Zank und Streit; aber ihre Kinder lieben ſich. Die Händel der Eltern hindern die Erfüllung des Wunſches der beyden Kinder. Mathurin, der Müller, erklärt ſeinem Nachbar gerade zu, er wolle von keiner Heyrath wiſſen:

Non, plus de mariage, au point où nous en ſommes.
Tu t'es moqué de moi; je veux t'en rendre autant,
Et je les unirai, morbleu, que quand le vent
Ne t'aura plus laiſſé de pommes.

Die Schweſter des Liebhabers hat dieſen Ausſpruch gehört, ergreift eine Stange und fängt an die Aepfel abzuſchlagen. Lucas ſchilt ſie darüber. Sey ruhig, antwortet ſie,

Paix, je travaille à Votre mariage.

Endlich ändert ſich das Wetter. Die beyden Väter ſind einen Augenblick einig und die Ehe wird geſchloſſen.

Keinen geringern Beyfall erhielt eine kleine Comödie eines Dichters, der ſchon längſt die Gunſt des Publicums beſaß, des Ritter Florian. Le bon

bon père iſt eine Fortſetzung der bon Ménage und in beyden ſpielt Harlekin die Hauptrolle. Dieſes Stück iſt in den Werken des Verfaſſers gedruckt. Die edle Behandlung eines Charakters, der nur beſtimmt ſchien, verlacht zu werden, der feine Geſchmack und das zarte Gefühl, welches in dieſer Comödie herrſcht, trug vorzüglich zu der günſtigen Aufnahme bey, die ſie erhielt.

Das Glück, welches einige Dichter durch Anſpielungen auf die neueſten Begebenheiten gemacht hatten, reizte jetzt mehrere zu ähnlichen Verſuchen, die aber einen ſehr verſchiednen Erfolg hatte. Louis XII. tragédie en trois Actes par Mr. Rouffin war eine Art von Allegorie und ſtellte die Vorfälle der Revolution in einer Handlung aus dem Leben Ludwig des XII. dar. Aber dieſe Handlung hatte weder ein tragiſches Intereſſe, noch Einheit. Die Ausführung war geiſtlos und die Schreibart vernachläſſigt. Mit einem Wort, die patriotiſchen Geſinnungen des Verfaſſers waren nicht im Stande, ſein Stück aufrecht zu erhalten. Es konnte nicht einmal zu Ende geſpielt werden.

Ein ganz verſchiednes Schickſal hatte ein anderer Verſuch dieſer Art. Der König war den vierten Februar in der Nationalverſammlung erſchienen, hatte ſeine Anhänglichkeit an die Revolution auf das feyerlichſte verſichert und Vorſchläge zur Begründung der Conſtitution gethan. Dieſer Schritt hatte in der Hauptſtadt und in dem ganzen Reiche den lebhafteſten Enthuſiasmus erregt, und

in den trois Noces, pièce champêtre en un acte par Mr. Dézede war diese Stimmung auf das glücklichste benutzt. Das Interesse der Handlung in diesem Stücke war zwar nur schwach, aber die Nebenumstände und einige, vortreflich gespielte, Rollen ersetzten diesen Mangel in den Augen des Publicums auf das vollkommenste. Eine dreyfache Hochzeit, welche auf dem Gute einer Marquise, der Wohlthäterinn ihrer Unterthanen, gefeyert werden soll, wird durch die Erscheinung einer Räuberbande gestört, deren Absichten aber glücklicher Weise durch den Muth der Nationalgarden, die hier zum erstenmal auf der Bühne erschienen, vereitelt. Die Marquise erwartet ihre Tochter von Paris; ihr Zögern macht sie besorgt: dieselben Räuber können sie auf der Straße überfallen haben. Mitten unter diesen Besorgnissen erscheint die Comtesse, und verbreitet durch ihre Ankunft und die guten Nachrichten, die sie mitbringt, allgemeine Freude. Sie hat der Sitzung der Nationalversammlung beygewohnt, in welcher der König, wie ein Vater mitten unter seinen Kindern, erschienen ist. Sie mahlt diesen glücklichen Augenblick mit den lebhaftesten Farben und führt eine der rührendsten Züge aus der Rede des Königs an. Eine allgemeine Rührung und ein Taumel der Begeisterung ergriff bey dieser Scene die Zuschauer und theilte sich den Schauspielern mit.

Die Tänze, welche die Handlung begleiteten, die ländlichen Gemählde, ein militärischer Aufzug zur Leistung des Bürgereides, die angehängten

hängten Couplets, und die schöne Musik, welche das Werk des Dichters war, vermehrten den angenehmen Eindruck dieses kleinen, anspruchlosen Stücks.

L'Epoux généreux ou le Pouvoir des procédés. Eine junge Dame liebt das Spiel mit Leidenschaft. Falsche Freunde benutzen diesen Hang; sie verliert grosse Summen und ihre Tugend selbst steht in Gefahr. Glücklicherweise erhält ihr Gemahl von ihren Verirrungen Nachricht und bringt sie durch sein edelmüthiges Betragen von dem Rande des Abgrunds zurück. Die Mittel, deren er sich hiezu bedient und seine Großmuth rühren ihr Herz; sie entsagt dem Spiele und verspricht, sich künftig nur der Erfüllung ihrer Pflichten als Gattinn und Mutter zu widmen.

Es war nicht das erstemal, daß diese Handlung auf das Theater kam. Man fühlte sich durch die Situationen und vorzüglich durch die edle Denkungsart des Mannes interessirt. Der Styl und die Intrigue sind schwach.

Le Philinte de Molière, ou la suite du Misanthrope, comédie en cinq actes et en vers par Mr. Fabre d'Eglantine. Der Verfasser dieser Fortsetzung eines der berühmtesten Werke Moliere's scheint von einer Idee ausgegangen zu seyn, welche Rousseau in seinem Briefe an d'Alembert äußert. „Ich hätte gewünscht, sagt er unter andern, daß Moliere dem Philint einen wesentlichen Antheil an der Handlung in dem Misanthrop gegeben und alles so eingerichtet hätte,

daß man in dem Benehmen der beyden Freunde einen scheinbaren Widerspruch mit ihren Grundsätzen und eine vollkommne Uebereinstimmung mit ihren Charakteren finden könnte. Meine Meinung ist nemlich, daß sich der Misanthrope voll Heftigkeit gegen die öffentlichen Laster, und voll Ruhe bey den persönlichen Beleidigungen, die er erfährt, zeigen möchte. Dagegen müßte der Philosoph Philint die Fehler und Vergehungen der bürgerlichen Gesellschaft mit einem stoischen Phlegma betrachten, aber bey dem geringsten Uebel, das ihn beträfe, in Wuth gerathen. Ich glaube auch in der That bemerkt zu haben, daß die Menschen, welche öffentliche Ungerechtigkeiten mit einer so großen Gelassenheit ansehn können, über die kleinsten Kränkungen, die ihnen wiederfahren, den meisten Lärm machen, und ihre kaltblütige Philosophie gerade nur so lange in Bereitschaft haben, als sie nicht selbst in den Fall kommen, sie brauchen zu müssen. Sie gleichen hierinne jenem Irländer, der nicht aus dem Bette aufstehn wollte, ob es gleich in dem Hause brannte. Es brennt im Hause, rief man ihm zu. Was kümmert's mich, antwortet' er, wohn' ich doch zur Miethe. Endlich aber ergriff die Flamme die Wände seines Zimmers. Nun sprang er auf, lief umher, schrie nach Hülfe, und begriff endlich, daß man sich bisweilen um sein Haus bekümmern muß, wenn man auch nur zur Miethe wohnt."

Dieser Idee zu folge stellt der Dichter den Alceste so dar, daß neue Ungerechtigkeiten seinen Mei-

Menschenhaß genährt und verstärkt haben. Er hat sich auf seine Güter zurückgezogen, wo er seinen Unterthanen Gutes thut; aber er wird das Opfer seiner Wohlthätigkeit. Ein Prozeß, in welchen er blos durch die Theilnahme an dem Schicksal eines seiner Vasallen verwickelt worden ist, ruft ihn nach Paris, wo er durch ein Ohngefähr mit seinem alten Freunde Philint und dessen Frau, Eliante, in einem hotel garni zusammentrifft.

Der Advocat, an welchen Alceste sich in seiner Angelegenheit wendet, vertraut ihm eine schändliche Cabale, die einem Unbekannten droht und diesen zu Grunde richten kann. Sogleich vergißt Alceste seine eigne Sache, um sich der Ungerechtigkeit entgegenzusetzen. Als er vollends erfährt, daß jener Unbekannte sein Freund Philint ist, verdoppelt sich sein Eifer für die Sache der Gerechtigkeit und Freundschaft.

Was den Philint anbetrifft, so hat ihn der Reichthum, den er erworben, der Stand, zu dem er erhoben worden ist, zu einem vollkommnen Egoisten gemacht. Alceste legt ihm den Fall vor, den er so eben bey seinem Advocaten gehört hat. Er erzählt ihm, daß ein Schurke von Verwalter eine Handschrift auf eine große Summe von seinem Herrn in den Händen habe; er bittet ihn, seinen Einfluß zur Vertheidigung eines rechtschaffnen Mannes und zur Unterdrückung eines Schurken anzuwenden; aber Philint, der nicht ahndet, wie nahe die Sache ihn selbst angeht, zeigt bey den dringenden Bitten und dem redlichen Eifer seines

Freundes eine empörende Gleichgültigkeit. Er findet nicht für gut, ſeinen mächtigen Gönnern um fremder Leute willen beſchwerlich zu fallen; er meynt, das Unglück ſey überhaupt ſo groß nicht; die Veränderung des Eigenthums bringe der bürgerlichen Geſellſchaft ſelbſt keinen Nachtheil; der eine werde arm, der andre reich; und am Ende finde ſich, daß alles gut ſey.

Aber es dauert nicht lange, ſo erfährt er, daß er es iſt, den man betrogen hat und daß er zur Bezahlung jener Summe verurtheilt worden iſt. Nun hat ſeine Ruhe, ſeine Kaltblütigkeit ein Ende. Er geräth in Wuth und Verzweiflung; er findet dieſe Ungerechtigkeit himmelſchreyend und meynt nicht mehr, daß alles gut ſey.

Alceſtens Eifer wird indeß durch dieſe Entdeckung nicht geſchwächt. Er ſagt gut für Philint und es gelingt ihm ſogar, die Handſchrift in ſeine Gewalt zu bekommen. Aber nachdem er den Pflichten der Freundſchaft und Gerechtigkeit Genüge geleiſtet hat, hält er ſich verbunden, mit einem Manne zu brechen, der in jeder Rückſicht unwürdig iſt, ſein Freund zu heißen. Er bricht alſo mit ihm auf das feyerlichſte und räumt dem rechtſchaffnen Advocaten den Platz ein, welchen Philint bisher in ſeinem Herzen eingenommen hatte.

Dieſer Plan iſt geſchickt angelegt, um die verſchiednen Charaktere der handelnden Perſonen zu entwickeln; aber der Intrigue, um welche das Ganze ſich drehet, dem Betruge des Intendanten und den Mitteln, durch die Alceſt die Handſchrift zurück-

zurückbekömmt, fehlt es an Klarheit und Wahrscheinlichkeit. Vielleicht wäre es auch nicht übel gewesen, die Handlung auf einen wichtigern Umstand, als auf die erschlichne Handschrift zu gründen.

Die Charaktere von Alceſt und Philint sind mit Schärfe und Kraft gezeichnet. Aber während der eine gewonnen hat, ist der andre verabscheuungswürdig geworden. So wahrscheinlich der Charakter Philints an sich ist, so unwahrscheinlich, und selbst so empörend ist die Sprache, die der Dichter ihm führen läßt. Die Egoisten von Philints Schlage denken zwar gerade so, wie Philint in der Comödie spricht, aber sie hüten sich, ihre Gedanken merken zu lassen. Es ist unwahrscheinlich, daß jemand mit kaltem Blute sage, ein Diebstahl sey ein Unglück für einen, und eine Wohlthat für viele; daß er sage: Eh bien! c'eſt un très for qui va changer de bourſe; daß er dieß endlich einem Manne sage, dessen herrschende Leidenschaft die Tugend ist und dessen strenge Grundsätze ihm nicht erst seit heut' und gestern bekannt sind. Diese Gesinnungen sind, wie gesagt, recht zweckmäßig in dem Herzen Philints; aber er soll sie nur in seinen Handlungen, oder höchstens nur gegen einen Mitgenossen seiner Denk- und Handlungsart äußern.

Was endlich die Schreibart anbetrifft, so zeigt der Verfasser zwar Wärme und Geist, aber es mangelt ihm jene Richtigkeit, die man in der Fortsetzung des correcteſten Werkes der französischen

Bühne

Bühne ungern vermißt. In dieſer Rückſicht war es gefährlich, ſich zum Nebenbuhler Moliere's aufzuwerfen und hierdurch hat ſich Fabre d'Eglantine vorzüglich den Tadel der Verehrer dieſes großen Dichters zugezogen.

Les Brouilleries, comédie en trois actes mit Muſik von le Breton, die zur Aufrechterhaltung dieſes verworrnen Stückes das meiſte beytrug. Es iſt nach dem ſpaniſchen des Calderon gearbeitet und nicht ohne komiſche Situationen, die aber doch nicht die erwartete Wirkung thun, weil ſie ſich allzuſehr häufen und verwirren. Die Charaktere ſind weder entwickelt noch gehalten und, um eines Imbroglio willen, öfters aufgeopfert. Die Aufmerkſamkeit wird nicht gereizt, ſondern ermüdet.

Le Diſtrict de villages, par Mr. des Fontaines. Dieſes Stück iſt eine Art von Allegorie. Der Dichter ſtellt in der Perſon eines großmüthigen, ſanften, gefühlvollen Gutsherrn den Charakter Ludwig des XVI.; und in ſeinen Handlungen, die Aufopferungen und Wohlthaten des Königs dar. Die Beziehung, welche dieſes Stück auf die Revolution hatte, hätte beynahe ſeinen Fall hervorgebracht. Die Zuſchauer vermutheten eine Satyre und zeigten im Anfange einen Ernſt und eine Kälte, die durch keinen Scherz verbannt werden konnte. Endlich wurde man die wahre Abſicht des Verfaſſers gewahr, man erkannte in den Reden des Marquis einige Stellen und Ausdrücke aus der Rede des Königs vom vier-

ten

ten Februar; und die Zuschauer überließen sich nun dem lebhaftesten Enthusiasmus. Als endlich gar Nationalgarden auftraten, als hinter einem Vorhange die Statüe Ludwig XVI. mit der Unterschrift, Père et Roi d'un peuple libre, erschien, und die handelnden Personen den Bürgereid leisteten, kannte die Begeisterung, der Beyfall und Jubel keine Gränzen mehr.

La bonne mère, comédie de Mr. le chévalier de Florian. Dieses bekannte Stück erhielt eine sehr gute Aufnahme.

Les Ruses de Frontin. Comédie en deux actes, en prose. Damis ist der begünstigte Liebhaber Eugeniens, die von ihrem Vater an Florimond versprochen ist. Frontin, Damis Bedienter, nimmt es über sich, seinen Herrn von einem gefährlichen Nebenbuhler zu befreyen und ihm zu dem Besitze seiner Geliebten zu helfen. Florimond ist abwesend; Eugeniens Vater kennt ihn nicht persönlich; diesen Umstand benutzt Frontin und erscheint als Florimond in dem Hause Eugeniens. Die Thorheiten und Albernheiten, die er begeht, machen auf Eugeniens Vater den erwünschtesten Eindruck und es gereut ihm seine Tochter an Florimond versprochen zu haben. Dieser kömmt indeß selbst an. Frontin vertauscht nun seine Rolle mit der Rolle des Vaters und nimmt sein Wort unter dem Vorwande zurück, daß sich seine Tochter heimlich verheirathet habe. Florimond findet sich beleidigt und schickt dem wirklichen Vater eine Ausforderung zu. Dieser geräth in Verlegenheit,

aber

aber Damis ist bey der Hand und verspricht den Handel auszumachen, wenn er Eugenien bekömmt. Er erhält dieses Versprechen und Frontins Betrügereyen werden zu spät entdeckt. — Die Kritik fand an diesem Stücke sehr viel zu tadeln; unzusammenhängende Scenen, alltägliche oder unwahrscheinliche Situationen, unbestimmte Charaktere, einen höchst mittelmäßigen Dialog; gleichwohl erhielt es sich, theils durch die komische Grundlage, theils, und ganz vorzüglich, durch die vortrefliche Musik eines Sgr. Zacharelli, die nur für den unpoetischen Text allzuschön gefunden wurde.

Jean la Fontaine, comédie en deux actes et en prose par Mr. Pariseau. Dieses Stück, welches das häusliche Leben des berühmten Dichters darstellt, hat wenig Handlung, keine Intrigue, keine Entwickelung, erhielt aber dennoch, wegen der zahlreichen Züge von Naivetät und Empfindsamkeit, der nützlichen Wahrheiten und der Theilnahme des Publicums an dem Charakter der Hauptperson, einen ausgezeichneten Beyfall. Die Erzählung des Inhalts würde wenig Interesse haben; der ganze Werth der Arbeit liegt in der Behandlung der Details, die der Denkungsart und dem Geiste des Verfassers gleiche Ehre macht. Doch schien er den Charakter seines Helden zu sehr überladen zu haben. Die Zutraulichkeit und Leichtgläubigkeit La Fontaine's ist, vornemlich im ersten Act, bis zur Einfalt getrieben.

Die verschiednen Theater der Hauptstadt hatten, in dem Verlaufe dieses Theaterjahrs, unter

Umstän-

Umſtänden, die für ihre Kunſt nicht die günſtigſten waren, einen ſeltenen Wetteifer gezeigt, einander durch eine Menge intereſſanter Neuigkeiten zu übertreffen. Das franzöſiſche Theater (Théâtre de la Nation) hatte vier neue Tragödien, zehn Comödien und zwey Dramen gegeben; das italieniſche Theater ſiebzehn Comödien und Operetten; das Théâtre de Monſieur, drey Comödien, drey franzöſiſche und drey italieniſche Opern; auf dem Theater der großen Oper (Academie royale de Muſique) waren fünf neue Stücke erſchienen.

Die Fortſetzung folgt.

XIII.

Schilderung des Unglücks, das aus zu großem Mistrauen entsteht.

Fragment eines noch ungedruckten Gedichtes von Delile.

Vois-tu ce malheureux qu'un tyran de Sicile
Appelle à son festin? *) pâle et tout effrayé
De cette menaçante et sinistre amitié,
Il goute avec effroi ces délices perfides,
Porte en tremblant la coupe à ses lèvres livides,
Vers les lambris dorés leve un oeil éperdu,
Et croît voir sur son front le glaive suspendu.
Telle est la défiance au banquet de la vie.
Que dis-je? son poison en corrompt l'ambroisie;
Elle même contre elle aiguise le poignard,
Donne aux ombres un corps, un projet au hazard,
Charge un mot innocent d'un crime imaginaire
Et s'effraye à plaisir de sa propre chimère:
Ainsi, dans leurs forêts, les credules humains
Craignoient ces Dieux affreux qu'avoient forgés leurs mains.
Quel besoin plus pressant nous donna la nature,
Que

*) Anspielung auf das Gastmahl, zu dem Dionys den Damokles einlud.

Que de communiquer les chagrins qu'on endure,
De faire partager ſa joïe et ſa douleur,
Et dans un cœur ami de repandre ſon cœur?
Toi ſeul, triſte martyr de ta ſombre prudence,
Toi ſeul ne connois pas la douce confidence;
Envain de ton ſecret tu te ſens oppreſſer,
Au ſein de quels amis l'oſeras-tu verſer?
Des amis! crains d'aimer: les plus pures délices
Dans ton cœur ſoupçonneux ſe changent en ſupplices:
Des plus mortels poiſons l'abeille fait ſon miel;
Toi, des plus doux objets tu compoſes ton fiel;
Ton cœur, dans l'amitié, prévoit deja la haine;
De ſoupçons en ſoupçons l'amour jaloux te traine;
Un génie ennemi briſe tous tes liens:
Tu n'as plus de parens, plus de concitoyens.
Te voila ſeul; vas: fuis loin des races vivantes;
Habite avec les rocs, les arbres et les plantes,
Dans quelque coin déſert, quelque horrible lieu,
Où tu ne pourras plus calomnier que Dieu;
Mais à voir les humains tu ne dois plus prétendre,
Tu ne dois plus les voir, ne dois plus les entendre;
Ton ame, morte à tout, ne vit que par l'effroi;
Les morts ſont aux vivans moins étrangers que toi,
Le regret les unit, et toi tout t'en ſepare.

Hélas! il le connut, ce ſuplice bizarre
L'ecrivain qui nous fit d'entendre tour à tour
La voix de la raiſon et celle de l'amour. *)

Quel

*) J. J. Rouſſeau.

Quel ſublime talent! quelle haute ſageſſe!
Mais combien d'injuſtice et combien de foibleſſe!
La crainte le reçut au ſortir du berceau,
La crainte le ſuivra jusqu'au bord du tombeau.
Vous, qui de ſes écrits ſavés gouter les charmes,
Vous, tous, qui lui devés des leçons et des larmes,
Pour prix de ces leçons et de ces pleurs ſi doux,
Cœurs ſenſibles, venés; je le confie à Vous.
Il n'eſt pas importun; plein de ſa défiance,
Rarement des mortels il ſouffre la préſence;
Ami des champs, ami des aſiles ſecrets,
Sa triſte indépendance habite les forêts!
La haut, ſur la colline, il eſt aſſis peutêtre
Pour ſaiſir le premier le raïon qui va naître;
Peutêtre, au bord des eaux, par ſes rêves conduit,
De leur chûte écumante il écoute le bruit!
Où fier d'etre ignoré, d'echapper à ſa gloire,
Du pâtre qui raconte il écoute l'hiſtoire,
Il écoute, et s'enfuit, et ſans ſoins, ſans déſirs,
Cache aux hommes qu'il craint ſes ſauvages plaiſirs.
Mais, s'il ſe montre à vous, au nom de la nature,
Dont ſa plume eloquente a tracé la peinture,
Ne l'effarouchés pas, reſpectés ſon malheur;
Par des mots careſſans aprivoiſés ſon cœur;
Hélas! ce cœur brulant, fougueux dans ces caprices,
S'il a fait ſes tourmens, il a fait vos delices.
Soignés donc ſon bonheur, et charmés ſon ennui;
Conſolés le du ſort, des hommes, et de lui.
Vains diſcours! rien ne peut adoucir ſa bleſſure;
Contre lui, ſes ſoupçons ont armé la nature;
L'etranger, dont les yeux ne l'avoient vu jamais,
Qui chérit ſes écrits ſans connoître ſes traits;

Le

Le vieillard qui s'eteint, l'enfant ſimple et timide
Qui ne ſait pas encore ce que c'eſt qu'un perfide; *)
Son hôte, ſon parent, ſon ami lui font peur,
Tout ſon cœur s'epouvante au nom de bienfaiteur.
Eſt-il quelque mortel, à ſon heure ſuprême,
Qui n'expire appuyé ſur un mortel qu'il aime,
Qui ne trouve des pleurs dans les yeux attendris
D'un frere ou d'une ſœur, d'une épouſe ou d'un fils.
L'infortuné qu'il eſt! à ſon heure dernière,
Souffre à peine une main qui ferme ſa paupière:
Pas un ancien ami qu'il cherche encore des yeux!
Et le ſoleil lui ſeul a reçu ſes adieux.

Malheureux, le trépas eſt donc ton ſeul aſile;
Ah! dans ta tombeau moins repoſe enfin tranquile,
Ce beau lac, **) ces flots purs, ces fleurs, ces gazons frais,
Ces pâles peupliers, tout t'invite à la paix;
Reſpire donc enfin de tes triſtes chimères;
Vois accourir vers toi les epoux et les meres;
Regarde ces amans qui viennent chaque jour
Verſer ſur ton cercueil les larmes de l'amour;
Vois ces groupes d'enfans ſe jouant ſous l'ombrage,
Qui de leur liberté viennent de rendre hommage,
Et dis, en contemplant ce ſpectacle enchanteur:
„Je ne fus point heureux; mais j'ai fait leur bonheur."

*) Man ſehe, in ſeinen Confeſſions, die Unruhe, in die ihn ein alter Invalid und ein kleines Kind verſetzten, weil er ſie eines Tages nicht wie gewöhnlich auf dem Spaziergange antraf, den er zu einer beſtimmten Stunde machte, und nun gleich argwohnte, ſie conſpirirten mit ſeinen Feinden.

**) Zu Ermenonville.

XIV.

Die unglückliche Lyonerinn. *)

Weh mir! Ich sah den Gatten schuldlos bluten.
Brich, armes Herz! vergebens jammerst du.
Er ist dahin . . . des Meeres wilden Fluthen
Wälzt seinen Rest die kalte Rhone zu.

Wohin entfliehn? — Umringt von tausend Schauern,
Spricht überall der Tod dem Flüchtling Hohn,
Häuft Mord auf Mord, entvölkert unsre Mauern,
Ach, und erhebt auf Trümmern seinen Thron.

Wie schreckt das Bild, das mir die Zukunft zeiget? —
Für Pflicht und Recht sind Greis und Jüngling blind . . .
Was säum' ich denn? . . doch nein . . . Ihr Zweifel, schweiget!
Ich sterbe nicht: mir blieb ein süßes Kind.

Du

*) Nach *L. F. Jauffret*, mit dessen Romances historiques wir unsere Leser, im nächsten Stück, noch weiter bekannt machen werden. Sie sind unstreitig die merkwürdigste Erscheinung auf dem französischen Parnaß seit der Revolution, und deshalb habe ich Hrn. Prof. Manso ersucht, ein paar derselben zu übersetzen. A. d. H.

Du schläfst, mein Sohn . . . Wenn ich im Schooß dich wiege,
Wer ahndet wohl, was deine Mutter fühlt?
Dieß ist der Mund, dieß sind des Gatten Züge,
Den, grausam, itzt der Strom hinunterspült.

Schlaf', holdes Kind! Der Mutter Thränen lehren,
Wenn du erwachst, dein eignes Schicksal dich...
O schlöße doch dein Aug', um keine Zähren
Zu weinen, Sohn, zum langen Schlummer sich!

Wie? du erbleichst und kalter Schauer zittert
Durch dein Gebein? . . . Schreckt dich ein Traumbild wach?
Nein, dießmahl nicht. — Dein Innerstes erschüttert
Der Mörder Fluch und deines Vaters Ach.

Du weinst mir zu und schmiegst dich unter Thränen
Dem Busen an, der einst Erquickung both.
Nur ungern stillt der Mutter Brust dein Sehnen.
Wo Leben quoll, quillt itzt dem Säugling Tod.

Du bittest? . . Gilt den Vater deine Bitte?
Willst du ihn sehn? Ich such' ihn, Kind, mit dir . . .
Komm, komm! der Mond beleuchtet Weg' und Tritte.
Komm, laß uns gehn! er ist nicht weit von hier. . . .

Was ſchwebt den Strom herauf? Iſt dieß ſein Schatten? —
Er iſt es ſelbſt; er winkt vom Ufer dort.
Mein Ohr vernimmt die Stimme meines Gatten,
Mein Auge ſieht der blutgen Rhone Bord. . . .

Ramine ſpricht's, ſteht auf des Stromes Brücke,
Und ſchaut die wildempörte Fluth hinab,
Küßt ihren Sohn mit trübem ſtarrem Blicke,
Und beyde deckt der Wogen feuchtes Grab.

Manſo.

XV.

Kunstnachrichten.

Augsburg. Sechszehnde Nachricht an das Augsburgische Publicum von der öffentlichen Ausstellung verschiedener Kunstarbeiten und jährlichen Austheilung der Preise bey der alten Stadtakademie ꝛc. mit einer bey der öffentlichen Feyerlichkeit gehaltenen Rede. 1795.

Der Eifer, den die berühmte deutsche Kunststadt Augsburg in Erhaltung eines so löblichen Instituts, als ihr gegenwärtiges zur Ermunterung der Künste ist, macht den Vorstehern, Pflegern und Gönnern desselbigen viel Ehre und die Rechenschaft, die sie jährlich davon dem Publico ablegen, kann nicht anders als dem glücklichen Fortgange derselben sehr vortheilhaft seyn. In der gegenwärtigen sechszehnden Nachricht, die wie gewöhnlich von einer Rede begleitet ist, wodurch die jungen Künstler in der Geschichte der Kunst unterrichtet werden, unterhält sie der Verfasser von der Kunst in Stein zu schneiden, die mit zu den ältesten gehöret, und mit der Bildhauerkunst gleichen Schritt gehalten zu haben scheint. Er zeigt, daß

sie wahrscheinlich in Aegypten ihren Ursprung genommen, zu den Hetruskern übergegangen, unter den Griechen zur höchsten Vollkommenheit gediehen, unter den Römern schon einen großen Verfall erlitten, und endlich nach dem darauf folgenden finstern Zeitalter, durch den großen Wiederhersteller der alten Kunst in Italien, Lorenz von Medicis, der Dunkelheit wieder entrissen worden, indem er mit vielen Kosten die schönsten geschnittenen Steine aus Griechenland sammeln ließ, in seinen Landen verschiedene Künstler aufmunterte und den bekannten Giovanni, der in der Folge als Wiederhersteller der Steinschneidekunst in Italien anzusehen, unterrichten ließ. Es werden die vornehmsten Künstler in diesem Fache beygebracht und auch gezeigt, was für große Deutsche sich vorzüglich ausgezeichnet haben, wo Natter wegen seiner Gelehrsamkeit sowohl als seiner Kunstgeschicklichkeit als ein Stern der ersten Größe prange. Noch wird etwas von dem wichtigen Einflusse der Steinschneidekunst in die Kunstgeschichte derselben, über die Vortheile, die ein Künstler aus antiken Steinen ziehen kann, und den Nutzen in Absicht auf das Studium des Alterthums, Götterlehre und Geschichte gesagt; und mit der Rechenschaft von alle dem, was zum Vortheil dieser rühmlichen Akademie und Zeichnungsanstalt geschehen ist, von den von Kunstschülern eingelieferten Kunstarbeiten und Versuchen, von den von Künstlern und Kunstfreunden zur Ehre aufgestellten und aufgegebenen Arbeiten, Dilettanten und Schülern, diese

kleine

kleine Schrift beſchloſſen, die der dortigen Beiferung für die bildenden Künſte viel Ehre macht.

Nürnberg. Die Frauenholziſche Kunſthandlung, die ſich vorzüglich durch große und für die Ehre Deutſchlands rühmliche Unternehmungen in ihrem Verlag auszeichnet, hat wieder verſchiedene wichtige und ſchöne Blätter geliefert, als:

den großen preuß. Miniſter Herzberg von Schröder gemahlt und von Klauber geſtochen, ein Kniestück.

Ferner zu einer Suite von großen Deutſchen Künſtlern aus dieſem Jahrhunderte, deren Biographien in gr. Fol. gedruckt beygefügt zu haben ſind, ſind die Portraite

des Hrn. Prof. J. J. Gotthart Müllers zu Stuttgard, von Tiſchbein gemahlt und von E. Morace geſtochen, und der Angelica Kaufmann nach Reinolds, von E. Morace gemahlt, das erſte zu 2 fl. 24 Kr. oder 1 rthlr. 8 gr. Sächß.; das 2te zu 2 fl. 45 Kr. oder 1 rthlr. 12 gr. Sächß.

Dieſe Gallerie wird fortgeſetzt und man hat zunächſt Bauſens und Graſs Bildniſſe zu gewarten. Wer 5 Speciesthaler oder fl. 12. Rhein. auf den Band voraus bezahlt, erhält jedes Paar nebſt der dazu gehörigen Biographie für 1 Speciesthaler oder 2 fl. 24 Kr. und die pränumerirten 5 Spec. werden bey Lieferung der 5 letzten Stücke des 1ſten Bandes in Abzug gebracht. Ein Band wird ungefähr 20 Bildniſſe enthalten ꝛc., die auch einzeln zu bekommen ſind.

In derſelben Handlung iſt die Cascade zu Terni, von Gmelin, als Gegenſtück zur Grotte des Neptuns fl. 4. 30 Kr. oder 2 rthlr. 12 gr. Sächß. und eine Suite radirter Proſpecte von Gmelin in qu. Fol. 5 fl. 24 Kr. oder 3 rthlr. zu haben: ſie enthalten

Grotta vulcanica alla puncta di Poſilippo nel Golfo di Napoli.

Romitorio in cima del Monte Epomeo ſull Iſola d'Iſchia.

Romitorio in cima dell Iſola di Capri.

Avanzo rotonda, detto il Ninfeo, colla Biblioteca nella villa di Adriano a Tivoli.

Parte delle Terme d'Adriano nella ſua villa a Tivoli.

Tempio, detto: di Serapide, a Paleſtrina.

Zwey colorirte Proſpekte von römiſchen Ruinen, gezeichnet von Rahn, geſtochen von F. Hegi, hoch 13. breit 18 Pariſer Zoll, 12 fl. oder 6 rthlr. 16 gr. Sächßl. Sie enthalten

L'Arc de Lazare à Rome, ou chemin, qui conduit à la pyramide de Ceſtus.

Veſtiges des bains de Tite.

Zwey dergleichen.

Le Temple du Soleil à Rome.

Le Temple de Minerva Medica à Rome.

Hohenheim mit ſeinen vorzüglichſten Gebäuden und engliſchen Gartenanlagen, in colorirten Proſpekten, erſte Lieferung zu 6 Blättern für 6 Laubthaler, in braunen Abdrücken um die Hälfte. Dieſe

Samm-

Sammlung wird auf 50 Blätter in gr. qu. Fol. ſteigen, und iſt in Aqua tinta-Manier nach Zeichnungen des Hrn. Hindelhof, Hofmaler und Prof. der Herzogl. Academie zu Stuttgard, für das eigene Kabinet des verſtorbenen Herrn Herzogs gearbeitet.

Von den maleriſch radirten Proſpecten von Italien durch Dies, Reinhart und Mechau, iſt ebenfalls bey ihr die 7te bis 9te Lieferung, jede von 6 Blättern zu 5 fl. 24 Kr. oder 3 rthlr. erſchienen.

Endlich hat dieſe Handlung die noch vorhandenen radirten Platten unſers berühmten Dieterichs, in 82 großen und kleinen, an ſich gebracht, die für 6 Friedrichs d'or oder 30 rthlr. Sächß. zu haben. Sie giebt ſie ſowohl in Suiten, als in einzelnen Blättern aus: was den Liebhabern um ſo willkommner ſeyn muß, je weniger ſie immer vollſtändig zu haben geweſen. Wie ſehr alle vorher angezeigte Unternehmungen, wie die übrigen für Kunſtliebhaberey und Kennergeſchmack ſo wichtige unternommene Werke, die bey anderer Gelegenheit von uns empfohlen worden, Dank Unterſtützung und Aufmunterung des deutſchen Publicums verdienen, überlaſſen wir eines jeden Beurtheilung ſelbſt.

Neue engliſche Kupferſtichwerke.

The Temple of Taſte, compriſing elegant Hiſtorical Engravings, alſo Views of the principal Buildings in London etc. By the beſt

beſt Artiſts, Deſigners, and Engravers. Published by C. Taylor, wird in Nummern mit jedem Monat 1 ausgegeben und geht bis auf 21. Die drey erſchienenen ſind Rowena, oder die Gewalt der Schönheit, nach einer Zeichnung von Samuel Shellry, geſtochen von Nutter 2) Britannia von Taylor 3) Die Anſicht von der Königin Palaſt in St. James Park. Jede Nummer 2 Sch.

Von C. Taylor's Shakſpeare Gallerie, containing a ſelect Series of Scenes and Characters, accompanied by Criticiſms and Remarks adapted to the works of that admired Author, calculated to form a ſeparate Volume; or to be bound up in Editions of Shakſpeare's Works: ſind 2 Nummern erſchienen The Witches and Macbeth, das Paar 2 Sch. wird zu 12 bis 18 Blatt ſteigen.

Nach Angelica Kaufmann, 2 Ovalblätter 13 Zoll hoch 10 breit aus Thomſons Sommer und Herbſt 1) Celadon und Amelia 2) Palemon und Lavinia, Preis eine halbe Guinee.

Bey dem Verleger dieses Journals sind kürzlich erschienen:

1) Politische Aufsätze von einem Freunde der Wahrheit; veranlaßt durch die französische Revolution. 2 Bände 8 2 thlr. 6 gr.

Der erste Band zerfällt wieder in zwey Hälften, von denen die erstere einen Auszug des wichtigen und in Deutschland seltenen Werks von Calonne: De l'état de France présent et à venir, mit berichtigenden Anmerkungen, die andere eine Uebersetzung der zwey allgemein interessantesten Kapitel von Neckers neuestem Werke: Du Pouvoir executif dans les grands Etats, die von den Wirkungen der neuen französischen Staatsgrundsätze auf die Moralität handeln, nebst einer Zergliederung des ganzen Werks liefert.

Der zweyte Band enthält 50 vermischte Aufsätze, über die wichtigsten Materien, die durch die französische Revolution zur Sprache gekommen sind. Die eingestreuten historischen sind so gewählt und gestellt, daß sie den theoretischen, in denen aber nicht der academische, sondern der Gesellschaftston herrscht, zur Erläuterung und Bestätigung dienen. Dieser Band wird auch besonders unter dem Titel verkauft: Politische Blätter, den Freunden des Friedens und der häuslichen Ordnung gewidmet. — Eine auf-

auffallend harte Beurtheilung deſſelben hat den Verf. veranlaßt, eine Erklärung ſeiner Geſinnungen in die 15te Beylage der Neuen Leipziger gel. Anzeigen einrücken zu laſſen, die zugleich die Hauptpunkte angiebt, welche er zu erörtern geſucht hat. Es ſind folgende: »Ein Staat iſt keine Schule; er läßt ſich alſo auch nicht nach einem idealen Plane umbilden. Schon Montesquieu ſagte: daß jede Aenderung der Grundverfaſſung eines Staats der letzte Schritt zum Verderben ſey; (weil er nämlich das Weſen deſſelben vernichtet.) In ſeinem Schooße bilden ſich Anſtalten zur Beförderung der Sittlichkeit und Religion: aber er kann nicht, nach Plato's Wunſch, an deren Stelle treten. Sein nächſter Zweck geht auf Beſchützung der perſönlichen und der Eigenthums-Rechte. Die politiſchen ſtehen im Verhältniß zu der Maſſe von Eigenthum, das man beſitzt, oder der man, im Namen einer Geſamtheit, vorſteht. Damit aber die perſönlichen Rechte der Nichteigenthümer ungekränkt bleiben, darf die Juſtizpflege mit der politiſchen Macht nie amalgamirt, ſondern muß nur von ihr unterſtützt werden. In einem Staat wie Frankreich giebt es einen immerwährenden Streit des Städtiſchen- oder Handels-Intereſſe mit dem Intereſſe der Landeigenthümer: die Kaufleute werden alſo die Landeigenthümer unterjochen, oder dieſe Manufakturen und Handel in Verfall bringen, und die Landbauer in die Sklaverey ſtürzen, wenn nicht einer der erſten Landeigenthümer an der Spitze des Staats ſteht; dem, durch dieſen Platz, Manufakturen und Gewerbe wichtig werden, und der ſie, gleich dem Landbaue, nun beſchützt. Ueber alle im Staate

erhaben,

erhaben, ſteht der Fürſt auch Alle als ſeiner Pflege empfohlen an. — War Frankreich denn eine Deſpotie, daß eine totale Umbildung nöthig geweſen wäre, um zur wahren Freyheit zu gelangen? oder war es nicht vielmehr eine limitirte Monarchie, in der die Gränzen der verſchiednen Gewalten nicht gehörig beſtimmt waren, deren für alle Theile ſchädliche Reibung aber, durch die feſtgeſetzte periodiſche Rückkehr der Verſammlung der Reichsſtände, von ſelbſt aufgehört hätte? In welcher freymüthigen Sprache waren die Vorſtellungen der Parlamenter an den König von jeher geſchrieben! Man leſe die Verhandlungen des Hofs mit den Notabeln im Jahr 1787, und man wird bald ſehen, daß dem König die geſetzgebende Macht nicht allein zuſtand, wenn ſchon mancher Miniſter ſie ihm zuſchrieb. *)

Einzele

*) In dem gemeinſchaftlichen Bedenken der ſieben Kanzleyen der Notabeln, über Calonne's Memoire die Domainen betreffend, heißt es unter andern: Que le principe, conſigné page 23 que *la Directe univerſelle, inhérente au Grand Fief de la Souveraineté, origine et premier générateur de tous les autres Fiefs du Royaume, eſt inſéparable de la Couronne*, ſera declaré contraire aux vraies maximes, en ce qu'il confond *la Souveraineté univerſelle* avec la *Souveraineté*; ce que les Monumens de l'Hiſtoire et la poſſeſſion de nombre de Fiefs, de ne relever de perſonne, ainſi que les Coûtumes des Provinces autoriſées par les Loix du *Franc à leur Noble*, contrediſent de la manière la plus authentique. Die Einführung einer Grundſteuer fand eben deshalb ſoviel Widerſtand, weil alles Landeigenthum dadurch als urſprünglich dem Hauſe Bourbon gehörig ins künftige würde zu betrachten geweſen ſeyn, ſo lange die periodiſche Rück-

Einzele willkührliche Verfügungen waren gegen die Verfassung, nicht nach der Verfassung. Man erwäge, daß selbst die Steuer- und die Rechnungs-Kammern sich Edicte zu vollstrecken weigerten, wenn sie solche für Verfassungswidrig erkannten. Zeigt dieß nicht, daß die Mitglieder dieser Collegien ihre Stellen als Landesstellen betrachteten? Konnten sie widersprechen, wenn sie blos Königliche Diener waren? — Und der dritte Stand, konnte er so unterdrückt seyn, als man vorgiebt, da er sich bey der Revolution an die Stelle der Klerisey und des Adels zu setzen vermochte? Ist dieß in einem Staate möglich, wo keine Manufakturen blühen, kein Handel Statt findet, wo die Bürger keine politischen Rechte genießen? Wurden, seit Richelieu's Ministerium, die Manufakturen nicht vielmehr zum Nachtheil des Ackerbaues begünstigt? War fast das ganze umlaufende Kapital der Nation, in der letzten Zeit, nicht in den Händen der Kaufleute? Verfielen dadurch nicht die Grundstücke? Ging dieß nicht kurz vor der Revolution so weit, daß selbst Rittergüther vergeblich ausgebothen wurden, weil ein jeder sein Geld lieber auf Leibrenten austhat, oder mit Staatspapieren handelte, anstatt es in Landeigenthum zu verwenden? Sind die Leibrenten nicht weit mehr Schuld an der Revolution, als

kehr der Reichstage nicht gesichert war. »Ein Jeder müsse freylich, sagten die Notabeln, (und Geistlichkeit, Adel, Parlamenter und sämmtliche Landescollegien stimmten ihnen hierin bey) im Verhältniß seines Vermögens zu den Lasten des Staats beysteuern; nur nicht Alle auf gleiche Weise.«

als die Bücher? Und was diese betrift; war die Verfolgung der Philosophie von der Klerisey nicht die Ursache, daß sich hinwiederum die Philosophen vergaßen und die Priester verfolgten? Freylich ohne zu bedenken, daß sie dadurch Philosophen zu seyn aufhörten, und daß gar keine Philosophie, gar keine Gelehrsamkeit in der Welt seyn würde, gäb es keine Religion; denn auch im Heidenthum war das Priesterthum die Quelle der Philosophie. Verstopft die Quelle und der Strom verläuft sich im Sande! Haltet gewaltsam den Strom auf, statt, wenn er euch zu reißend dünkt, Kanäle zu graben, die ihn zur Befruchtung des Landes vertheilen, und er tritt über!« — Aus dieser Stelle kann man ohngefähr abnehmen, was man in dem Werke zu erwarten hat.

2) **R. Sullivans Uebersicht der Natur, in Briefen an einen Reisenden; nebst einigen Bemerkungen über den Atheismus, in Beziehung auf dessen Verbreitung im neuern Frankreich. Aus dem Englischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen des deutschen Herausgebers begleitet. 1ster Band. gr. 8. 1 thlr. 8 gr.**

»Der Plan dieser Schrift ist von sehr weitem Umfange. Er schließt Physik, Naturgeschichte, Anthropologie und Geschichte des Menschengeschlechts in sich. Der Verfasser hatte, bey ihrer Ausarbeitung, einen religiösen Nebenzweck; er wollte die wichtigsten Wahrheiten aller dieser Wissenschaften zum Behuf der Ueberzeugung vom Daseyn Gottes benutzen.

Man darf aber nicht glauben, daß ihn dieser Zweck verleitete den zudringlichen Physico-Theologen zu spielen, der da, wo er mit seiner Bekanntschaft der Naturerscheinungen nicht ausreicht, die mannichfaltigen Lücken mit Geschwätz ausfüllt, was er für tiefgeschöpftes Räsonnement verkauft; der diese halbreifen Ideen einer ungezügelten Phantasie als unumstößlich erwiesene Wahrheiten aufstellt, oder gar alle Andersdenkende anathematisirt. O nein! alle Ideen sind zwar mit der Wärme vorgetragen, die jedem Menschen bey dem, was er für wahr hält, natürlich ist; aber zugleich sind sie mit der Bescheidenheit dargestellt, die selbst den ächten Denker bey Muthmaßungen nicht verlassen darf, deren Gewißheit ihm beynah evident zu seyn scheint. Nur dann kann man hoffen sein Publicum zu überzeugen und zu belehren, wenn man selbst ruhig und kaltblütig zeigt, daß das, was man vortragen will, nicht das Erzeugniß einer stürmischen verleiteten Phantasie, sondern das Resultat eines geprüften Nachdenkens ist; daß man nicht gesonnen sey wachenden Träumern, durch die geschmückte Erzählung eines Sommernachtstraums, die Zeit zwischen Schlafen und Wachen zu verkürzen, sondern daß unsere Absicht sey, erfahrne Männer mit dem zu unterhalten, was man durch ruhiges, lange fortgesetztes Nachdenken über wichtige Gegenstände herausbrachte. Gebildete Männer also, aus allen gelehrten Ständen, sie mögen nun bereits in den Fächern, die der Verf. bearbeitet, Erfahrung haben oder nicht; Frauenzimmer, die ihre Talente für ernsthafte Beschäftigungen nicht ganz unausgebildet gelassen haben; kurz alle Personen, die von ihrer

Lectüre

Lectüre nicht blos flüchtige Unterhaltung, sondern auch angenehme Belehrung erwarten, werden Hrn. Sullivans Arbeit nicht aus der Hand legen, ohne ihren Zweck zu erreichen. Der deutsche Herausgeber, Hr. Prof. Hebenstreit zu Leipzig, suchte den Nutzen dieser Schrift, für das deutsche Publicum, durch zweckmäßige Aenderungen und Zusätze zu erhöhen, und einer der geistvollsten und unterhaltendsten neuern englischen Schriftsteller hat an ihm einen so gelehrten und erfahrnen, als geschmackvollen Uebersetzer gefunden.« (M. Leipz. gel. Anz. 51stes St. 1795.) Der 2te Band dieses Werks, das in der deutschen Ausgabe aus 4 Bänden bestehen wird, ist unter der Presse, und erscheint zur Michaelmesse dieses Jahres.

3) Des Abbate Lazzaro Spallanzani Reisen in beyde Sicilien und in einige Gegenden der Appenninen. Aus dem Italiensischen, mit Anmerkungen. 2r. Band. gr. 8. (mit 7 Kupfertafeln.) 1 thl. 20 gr.

Daß der gegenwärtige Band, an Interesse, dem vorhergehenden nichts nachgebe, werden unterrichtete Leser schon daraus schließen können, daß er von den Liparischen Inseln handelt, die noch bey weitem nicht so oft, als diejenigen Gegenden Italiens bereist worden sind, von welchen der Verf. im vorhergehenden Bande redete, ungeachtet sie es gewiß nicht minder verdienen. — Die beyden noch rückständigen Bände erscheinen noch dieses Jahr, und der Preiß aller 4 Bände mit eilf großen Kupfertafeln und einer Abhandlung von Hrn. Senebier,

hier, die dieſer ſeiner franzöſiſchen Ueberſetzung dieſes wichtigen Werkes über die Vulkane vorgeſetzt hat, wird 5 Thlr. 8 gr. betragen.

4) Zoologiſches Archiv, herausgegeben von D. Friedrich Albrecht Anton Meyer. 1ſter Theil. gr. 8. 16 gr.

Enthält 1) Joſeph Xaver Polia Bemerkungen über die Conchylien des Sicilianiſchen Meeres. 2) Verzeichniß der Inſekten Göttingiſcher Gegend vom verſt. Kammerrath von Florencourt in Blankenburg. 3) Conchylienſyſtem des Hrn. D. J. G. de la Bruguiere zu Paris. 4) J. B. de Lamarks Beobachtungen über die Conchylien und über einige neugebildete Geſchlechter der Schaalenthiere.

Der 2te Theil dieſes Archivs, mit einer Kupfertafel, wird in einigen Wochen fertig.

Inhalt

Erſtes Stück.

I. An Herrn M**. Vierter Brief. Ueber die hiſtoriſche Schreibart S. 3

II. Vorleſungen über den Styl, oder praktiſche Anweiſung zu einer guten Schreibart, in Beyſpielen aus den vorzüglichſten Schriftſtellern, von K. P. Moritz 2r Theil; und:

Verſuch einer Theorie des deutſchen Styls, verbunden mit einer praktiſchen Anweiſung zur zweckmäßigen Ausbildung unſers Denk- und Sprachvermögens, von D. Wilh. Kosmann 1r Th. 21

III. Muſenalmanach fürs Jahr 1795, herausgegeben von Joh. Heinr. Voß; und:

Poetiſche Blumenleſe aufs Jahr 1795. Göttingen 55

IV. Vermiſchte Nachrichten. a) Deutſche Litteratur:

Bragur, ein literariſches Magazin der deutſchen und nordiſchen Vorzeit, herausgegeben von Hüslein und Gräter. 3r Band 97

Franz Xaver Bronners Schriften. 3 Thle 103

Gedichte von J. G. von Salis; herausgegeben von Fr. Matthiſon. 108

Taſchenbuch auf das Jahr 1795, für Natur- und Gartenfreunde S. 112
Geiſtliche Oden von C. E. A. Heucken. 118
Zurückerinnerungen (von Denis.) 120
Lafontaine's Fabeln, franzöſiſch und deutſch; herausgegeben von Samuel Heinrich Catel 122
Neuer Berliner Muſenalmanach für 1795; herausgegeben von J. W. A. Schmidt und E. C. Bindemann 127
Myrthen und Cypreſſen um die Urne der Zeit, von C. J. Eiſenſchmidt 131
Ludovico Arioſto's Satyren; aus dem Italieniſchen von Chriſt. Wilh. Ahlwardt 133
Ueber den Einfluß der ſchönen Wiſſenſchaften auf die Veredlung der Menſchheit, von G. E. A. Mehmel 136
Pſychologiſche und phyſiologiſche Unterſuchung über das Lachen. Aus dem Franzöſiſchen. 137
Unterſuchung über den deutſchen Nationalcharakter in Beziehung auf die Frage: warum giebt es kein deutſches Nationaltheater? 138

b) Däniſche Litteratur.

Wielands Oberon, in däniſche Verſe überſetzt von Fr. Stoud 142
Den ſyngende Söemann etc. 146
Iob. Clemens Tode ſamlede danske proſaiske Skrifter 148
Poetiske Samlinger, udgivne af et Selskab. 3tes Stück 149
Zwey Singſpiele: Höſtgildet und Peters Bryllup von Th. Thaarup 155

c) Engliſche Litteratur:

The golden age, a poetical Epiſtle from *Erasmus D—n.* 158

The Thymbriad (from Xenophon's Cyropaedia) by Lady *Burrell* 161

Poems lyric and paſtoral. In two Vol. By *Edward Williams.* 164

Sonnets with other Poems, by *W. L. Bowles* 169

War; a Poem 172

The Siege of Meaux; a Tragedy in 3 acts by *Henry James Pye* 173

Deſigns in Perſpective, for Villas in the ancient Caſtle and Grecian ſtyles; by *Robert Moriſon* 180

Zweytes Stück.

V. Ueber die Kupferſtiche nach der Shakſpearſchen Gallerie in London. 4 Briefe an einen Freund 187

VI. Recueil de Gravures d'après des vaſes antiques, tirées du Cabinet de Mſr. le Chevalier *Hamilton*; publié par *G. Tiſchbein* 227

VII. Neue Blumenleſe teutſcher und verteutſchter Gedichte auf das Jahr 1795. Leipzig 245

VIII. Gotthold Ephraim Leſſings Leben, nebſt ſeinem noch übrigen litterariſchen Nachlaß. Herausgegeben von K. G. Leſſing. 2r Theil 254

IX. Briefe von Friedrich Matthiſon, 1r Theil 262

X. Friedrich II. bey ſeinen Lebzeiten gedruckte Werke, 4ter Theil, enthaltend deſſen Poeſien 271

XI. Die Horen, eine Monatsſchrift, herausgegeben von Schiller. 1ſtes bis 4tes Stück 283

XII. Chronick des franzöſiſchen Theaters, ſeit dem Jahre 1790 (wird fortgeſetzt.) 330

XIII. Schilderung des Unglücks, das aus zu großem Mißtrauen entſteht. Fragment eines noch ungedruckten Gedichts von Delile 360

XIV. Die unglückliche Lyonerinn, eine hiſtoriſche Romanze. 364

XV. Kunſtnachrichten:

Sechszehnte Nachricht von der öffentlichen jährlichen Ausſtellung der Academie der zeichnenden Künſte zu Augsburg 367

Neue Kupferſtiche, im Verlag der Frauenholziſchen Kunſthandlung zu Nürnberg. 369

Neue engliſche Kupferſtiche 371

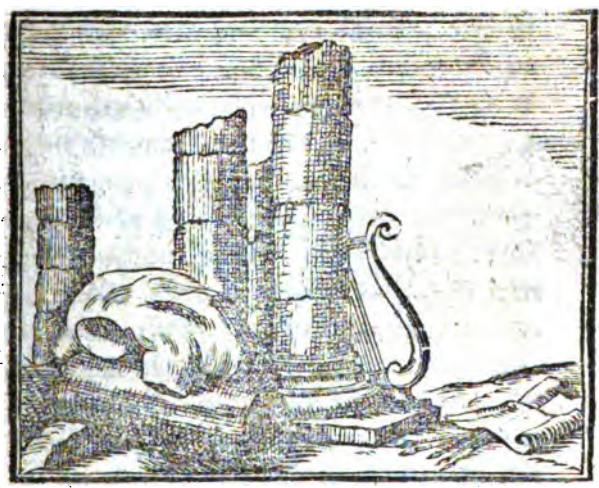
THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Berlitzer LaBB

FRIED. WILH. BASIL.
VON RAMDOHR.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.



Sechs und funfzigsten Bandes Erstes Stück.

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung, 1795

I.

Nachrichten über das neuerrichtete National-Muſeum zu Paris.

Es hat nicht leicht jemanden Wunder nehmen können, daß zu einer Zeit, wo in Frankreich eine allgemeine Zerſtörung alles Alten und Herkömmlichen an der Ordnung des Tages war, und wo man dieſe Zerſtörung größtentheils der Klaſſe von Menſchen zur Pflicht gemacht hatte, welche das wenigſte Gefühl und die ſtärkſten Arme beſitzt, nicht nur der größte Theil derjenigen Kunſtwerke vernichtet wurde, welche das Andenken an eine proſcribirte Klaſſe von Menſchen und an verhaßte Einrichtungen erhielt, ſondern daß ſich der Muthwille des Pöbels auch an den unſchuldigſten, aber bisher von den Großen vorzüglich geſchätzten Werken des menſchlichen Geiſtes vergriff. Sobald im Anfange des Jahres 1791 die Abteyen, Kirchen und Kapellen eingezogen worden waren, nahmen die Plünderungen und Verwüſtungen ihren Anfang. Das einmal gegebne Beyſpiel fand häufige Nach-

ahmer. Man vernichtete aus Muthwillen, man plünderte aus Habſucht und bisweilen aus Liebhaberey. Jedem wohlgeſinnten Franzoſen und vorzüglich den Kennern und Freunden der Künſte mußte es nun wehe thun, daß Frankreich einen ſo großen Schatz alter und neuer Kunſtwerke beſaß; und man mußte ſich noch freuen, wenn doch nur geplündert und die Reichthümer des zerrütteten Landes an lauernde Fremde verkauft wurden. Eine unglaubliche Menge von Handſchriften, ſeltnen Büchern, Gemälden und andern Koſtbarkeiten ſind nach Deutſchland, noch weit mehrere aber nach England gekommen, und ſo doch wenigſtens der Vernichtung entzogen worden. Die Bildersammlung des Herzogs von Orleans *) und ſein Kabinet geſchnitt-

*) Ein Theil der Gemählde dieſer Sammlung ſind von geſchickten Künſtlern in Kupfer geſtochen und mit Beſchreibungen begleitet worden. Von dieſem Werke, das ſeit 1786 unter dem Titel: Galerie du Palais-royal gravée d'après les Tableaux des différentes écoles, qui la compoſent, avec une déſcription hiſtorique de chaque tableau par Couché, erſchien, ſind uns 23 Lieferungen bekannt. Die letzte erſchien im J. 1792. Jede enthält ſechs Kupfertafeln. Den Anfang zu dieſer Gallerie machte der Duc regent durch den Ankauf der Bildersammlung der Königinn Chriſtine. Ein Verzeichniß der Gemählde, welche ſie im J. 1770. enthielt, ſiehe in Deſallier d'Argenville Voyage pittoreſque de Paris. p. 83 cinquième édit.

schnittner Steine *), die an Reichthum und Auswahl jede andre Privatsammlung bey weitem übertrafen, sind in die Hände der Fremden gekommen. Aber wie viele Meisterstücke der Kunst, vornemlich der Sculptur, sind ein Raub der Vernichtung geworden? **) Es ist nicht unsre Absicht, das traurige Bild dieser wilden Zerstörungssucht auszumahlen. Andre haben dieses gethan; und es ist zu erwarten, daß, zur Berichtigung der Geschichte der Kunstwerke, noch vollständigere Nachrichten gesammelt und bekannt gemacht werden. Wir wollen dagegen unsern Lesern Nachricht von einem Institut geben, das, wenn man die Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten übersieht, auf die es zum Theil gegründet ist, der französischen Nation zum Ruhme, und dem Flore der Künste zur Beförderung gereichen wird.

Die königlichen Schlösser, die Paläste der Großen, die Kirchen und Klöster zu Paris enthielten

*) Déscription des principales pièrres gravés du Cabinet de S. A. S. Monsgr. le Duc d'Orléans. à Paris. 1780 und 1783. 2 Vol. fol.

**) Man sehe Gregoire's Rapports sur les déstructions opérées par le Vandalisme, welche Hr. O. C. R. Böttiger in seiner Schrift über den Zustand der Litteratur, der Künste und Wissenschaften in Frankreich mit vielen gelehrten und belehrenden Anmerkungen begleitet hat.

stellten einen unbeschreiblichen Schatz von Gemählden aus allen Schulen und von den größten Meistern. Die Gallerie des Louvre besaß gegen hundert und funfzig Gemählde, unter denen viele aus der italienischen und niederländischen Schule waren, außer einer Menge einzelner kostbarer Stücke, die zerstreut in den Zimmern hingen. Das Palais d'Orléans oder le Luxembourg ist nicht nur wegen der Gallerie von Rubens, welcher sieben vier Jahre hier arbeitete *), sondern auch wegen einer Bildersammlung berühmt, die weit über hundert Schildereyen verschiedner Meister besitzt. Ausserdem enthielt das Hôtel Duplessis-Chatillon, welches dem Herzog von Orleans gehörte, das Hôtel de Toulouse, Hôtel de Broglie, das Kloster der petis Augustins, die Kirche notre-Dame **), die der Mahlerzunft gehörige Kapelle

*) Maria von Medicis ließ im J. 1621 den berühmten Rubens nach Paris kommen, um diese Gallerie zu mahlen. Er stellte die Geschichte der Königinn von ihrer Geburt an bis zu ihrer Aussöhnung mit Ludwig XIII. (im J. 1620.) in 24 allegorischen Gemählden dar, welche nach Nattier's Zeichnungen in Kupfer gestochen worden sind. Eine kurze Beschreibung und Erklärung derselben findet man bey Dargenville S. 330. ff.

**) Diese Kirche enthielt eine Menge Gemählde französischer Meister. Die Innung der Goldarbeiter pflegte bis zum Jahr 1708. jedesmal den er-

Kapelle de St. Luc, einen unglaublichen Vorrath an Gemählden, beſonders aus der franzöſiſchen Schule.

Dieſe und andre Sammlungen aus den Beſitzungen der Proſcribirten, welche ſich die Nation angemaßt hat, ſind beſtimmt, ihre vorzüglichſten Werke zur Errichtung eines Nationalmuſei herzugeben, welches die Gallerie des Louvre einnehmen wird. Dieſe Idee rührt zum Theil von dem Grafen Dangiviller her. Roland faßte ſie während ſeines Miniſterii auf und erweiterte ſie. Seit dem vorigen Jahre iſt ſie ihrer Ausführung um vieles näher gekommen.

Eine Commiſſion temporaire des arts, welche aus zwölf Perſonen beſteht und dem Ausſchuſſe des öffentlichen Unterrichtes zugegeben iſt, ſchickte Commiſſarien in die Departementer, um die vorzüglichſten Kunſtwerke für das Muſeum aufzuſuchen. Sie zeichneten eine unglaubliche Menge derſelben auf. Faſt jeden Tag machten ſie neue Entdeckungen auf den Gütern der Nation. Aus der Gallerie von Verſailles wurden allein hundert und funfzig Meiſterwerke ausgewählt. In den Handbibliotheken Ludwig XVI. und ſeines Bruder des Comte de Provence fand man mehr als dreyhundert Bände koſtbare Zeichnungen. Auch führte man aus den eroberten Ländern, vor-

ſten May, ein groſſes Gemählde zum Geſchenke hierher zu bringen. Die meiſten ſind von Tardieu in Kupfer geſtochen.

nemlich aus den Niederlanden und Holland, eine Menge der berühmtesten Schilderenen nach Paris, Werke von Crayer, Vandyk und Rubens, welche Ludwig des XIV. Geld und Ansehn nicht zu erhalten vermocht hatte. L'école flamande, sagte man, se lève en masse, pour venir orner nos musées.

Dieser Reichthum ist nun schon zum Theil vor den Augen des Publicums aufgestellt. Man hat hierzu die lange Gallerie gewählt, welche die Thuillerien mit dem alten Louvre verbindet, und in dieselbe, ausser den Gemählden, eine Menge Büsten, Bronzen, Tafeln, Kunstwerke und Raritäten mancher Art aus den Schlössern des Königs und der Emigrirten hieher geschaft. Diese Dinge, welche theils in der Mitte des Saals, theils zu beyden Seiten unter den Gemählden stehn, sind bey dem Besehen der letztern ein wenig im Wege. Es ist deshalb auch beschlossen, sie wegzuschaffen, und in den anstoßenden Sälen aufzustellen.

Die Gallerie selbst, in die man durch einen breiten und großen Saal kömmt, wo ehemals die Künstler ihre Arbeiten ausstellten, wird von beyden Seiten durch hohe Fenster erleuchtet. Dieses ist den Gemählden in mehr als einer Rücksicht nachtheilig. Sie erhalten dadurch sehr oft ein falsches Licht, und es kann nicht immer vermieden werden, daß hier und da ein Sonnenstrahl unmittelbar auf sie trifft. Auch ist die Gallerie nicht breit genug, sehr große Stücke in der gehörigen Entfernung anzusehn. Diesem Fehler ist nicht abzuhelfen; aber

um die Wirkung der falschen Lichter zu verbannen, wird man die Decke durchbrechen und das Licht von oben herein fallen lassen.

Die Gemählde hat man nach den drey Hauptschulen, der italienischen, der niederländischen und französischen, in drey Klassen getheilt; aber es wäre sehr zu wünschen, daß man diese wiederum in mehrere Klassen abtheilte und in ihrer Anordnung auf die Chronologie Rücksicht nähme. Jede Schule hat ihre verschiednen Perioden gehabt; viele Meister haben zu verschiednen Zeiten verschiedne Manieren befolgt. Würden nun die Gemählde nach den verschiednen Perioden des Geschmacks jeder Schule und den verschiednen Manieren der einzelnen Mahler geordnet, so würde man die allmähligen Fortschritte der Kunst besser verfolgen und die charakteristischen Kennzeichen jeder Periode schärfer festsetzen können. Die Trockenheit, Furchtsamkeit und der gothische Geschmack der frühesten italienischen Schule in den Werken eines Cimabue und Giotto würde ein gerechteres Urtheil erwarten können, wenn man von diesen Werken zu den Meisterstücken der spätern Zeit emporstiege, und die Grazie des Guido, die Kraft des Michel-Angelo, das Colorit des Tizian, die Bedeutsamkeit und Seele des Raphael erst nach jenen ersten Versuchen der wiederauflebenden Kunst bewundern lernte. Eben so würde in der niederländischen Schule der Fortgang der Kunst von dem harten und kalten Style des Jean de Bruges bis zu Rubens erhabnen Ideen besser in

die Augen fallen. Indessen ist man bis jetzt noch weit entfernt, diese natürliche und belehrende Methode zu befolgen. Man hat nicht einmal die Werke Eines Meisters zusammengestellt, sondern, mit Vernachlässigung aller chronologischen Ordnung, Altes und Neues unter einander geworfen. So kömmt man zum Beyspiel an die frühern Arbeiten Raphaels nicht eher, als bis man die Meisterwerke in seiner besten, d. h. in seiner dritten Manier *), bewundert hat. Derselbe Künstler scheint bey dieser Anordnung unter sich selbst herabzusinken, und sein Fortstreben in der Kunst kömmt ihm, in den Augen der Dilettanten wenigstens, nicht zu statten.

Wir wollen einige der vorzüglichsten Gemählde anführen, welche im Anfange dieses Jahres in dem Museum, welches dem Publico an den drey letzten Tagen jeder Decade geöffnet wird, aufgestellt

*) Raphael hielt sich anfänglich an die Manier seines Lehrers; er war, obgleich ausdrucksvoller als Petro Perugino, doch trocken und hart. Seine Arbeiten in dem Vatican verbesserten seinen Styl, indem sich seine Kenntnisse erweiterten und sein Vertrauen auf sich selbst wuchs. Mit diesen Arbeiten ging er zu seiner zweyten Manier über. Seine dritte, die er in der letzten Epoche seines Lebens befolgte, ist eigentlich die Manier der Natur, und es ist daher schwer ihren Charakter in bestimmten Ausdrücken anzugeben. s. Ramdohr über Mahlerey und Bildhauerarbeit in Rom. 1r. Theil. 118. S.

gestellt waren, indem wir die einzelnen Schulen unterscheiden und in ihnen der Ordnung der Zeit folgen.

Wir machen den Anfang mit der italienischen Schule, in welcher wiederum die florentinische die älteste ist. Das Museum besitzt nur wenige Gemählde der ersten Meister dieser Schule. Cimabue und Giotto mahlten fast nur auf Kalk, und mit Wasserfarben. Ihre Werke sind die ersten Versuche der erwachenden Kunst und mehr Gegenstände der Neugierde als der Bewundrung. Von dem Zustande der Kunst in ihrer zweyten Epoche geben einige Arbeiten von Peter Perugino, Leonardo da Vinci, Andrea Mantegna und Fra Bartolomeo wenigstens einen Begriff, und man erstaunt über die schnellen Fortschritte derselben in einer so kurzen Zeit. Zwar sieht man noch im Perugino ein Ueberbleibsel von Steifheit und gothischer Trockenheit; aber doch bemerkt man schon, daß er die Natur sorgfältig nachzuahmen bemüht war, und daß er die Kunst verstand, seine Figuren durch Reiz zu beleben. Das Museum besitzt gegenwärtig einige männliche Portraits von ihm; einige seiner Gemählde, welche dem vorigen Könige gehörten, werden noch erwartet.

Leonardo da Vinci, sein Zeitgenosse, übertraf ihn weit an Ausdruck und Geschmack. Der König besaß mehrere Gemählde von ihm, deren Watelet Erwähnung thut. Dieser erklärt die Gioronda, ein Portrait der Gemahlinn des Francesco del Giorondo, eines florentinischen Edelmanns,

manns, für das Meisterstück dieses Mahlers. Vasari versichert, daß Leonardo vier Jahre damit zugebracht habe. Franz der erste brachte es für eine Summe von tausend Thalern an sich *).

Durch Michel-Angelo, welcher sehr bald auf diesen Meister folgte, erhielt die florentinische Schule die Kraft und Größe, welche eines ihrer eigenthümlichsten Merkmale ist. Sein kühner, feuriger Geist kümmerte sich nicht um Reiz und Anmuth; er strebte nur nach Erhabenheit und Größe. Bisweilen aber führte ihn dieses Bestreben über die Grenzen der Wahrheit hinaus. Seine Männer sind Herkulen, seine Weiber sind wie Athleten geformt. Wenn man diesen großen Meister nach Würden schätzen will, muß man seine Arbeiten in der Sixtinischen Kapelle sehn. In dem Kabinet des Königs waren zwey Gemählde, die man ihm beylegte. Aber das eine ist von Daniel di Volterra; das andre ist ungewiß, scheint aber

*) Im Luxembourg befand sich eine heilige Familie mit dem h. Michael, der die Wage hält, auf welcher die Handlungen der Menschen abgewogen werden. Eine sehr schöne Leda desselben Meisters zu Versailles wurde im J. 1793 vernichtet. In einem französischen Blatte heißt es: La Léda de Léonard da Vinci a été trouvé trop lascive par un grand homme qui l'a livrée aux flammes. Wer war dieser große Mann?

aber der Hand des Michel-Angelo nicht würdig zu seyn.

Tizian besaß die Kunst des Colorits, welche Michel-Angelo vernachlässigt hatte, im höchsten Grade. Unter einer großen Menge von Gemählden, die das Museum von ihm besitzt, zeichnen sich vorzüglich die Jünger von Emaus und ein Begräbnis Christi aus. Sie nehmen einen der ersten Plätze in der Gallerie neben den Meisterwerken Raphaels ein. In dem ersten bewundert man hauptsächlich die Vertheilung der Lichter, in dem andern die Wahrheit der Localfarben. Man sieht, wie Watelet sagt, in der Meinung, daß der Jünger zur rechten Hand des Heilands Carl den fünften, der Page, Philipp den zweyten und der andre Jünger den Cardinal Ximenes vorstelle. — Ein anderes Gemählde dieses Meisters enthält eine interessante Allegorie. Ein junges Mädchen hält in ihrer rechten Hand eine Erdkugel; ein Krieger, welchen man für den zu Tizians Zeiten so berühmten Marquis de Guast hält, steht neben dem Mädchen, und scheint durch eine kühne Bewegung seiner Hand anzudeuten, daß er die Schätze ihres Busens allen Schätzen der Erde vorziehe. Die Figur des Mädchens ist voll Reiz, Anmuth und Unschuld. Ihr nackter Arm wetteifert an blendender Weisse mit ihrem Busen. Ihr Haar ist frey und trägt, so wie die Kleidung, zur Erhöhung ihrer Reize bey.

Es fehlt diesem Meister vielleicht nichts weiter als eine größere Correktheit in der Zeichnung und

und eine sorgfältigere Wahl der Formen, um mit Raphael zu wetteifern. Aber der Vorzug in diesen wesentlichen Theilen der Kunst giebt dem letztern ein entschiednes Uebergewicht. Auch ist das Genie und die Behandlungsart dieser beyden Künstler so verschieden, daß sie sich kaum mit einander vergleichen lassen.

Die Einbildungskraft belebt und erhebt sich bey Raphaels Namen. Eine heilige Familie, die man beym Eintritt in das Museum sieht, ist aus seiner besten Zeit; aber sie will mit Aufmerksamkeit betrachtet seyn. Sie macht, so wie das meiste rein und wahrhaft Schöne, beym ersten Anblick keinen lebhaften Eindruck; aber bey einer wiederholten Betrachtung und bey der Vergleichung mit andern ähnlichen Werken, erregt sie die höchste Bewunderung.

Indessen ist es unmöglich, den hohen Werth dieses Künstlers ganz zu fühlen, wenn man ihn nicht an dem Orte seiner größten Wirksamkeit aufsucht. In den Arcaden (Loggie di Vaticano oder di Rafaele) und den Zimmern (Stanze di Rafaele) des Vatieans glänzt sein Genie in seiner vollen Kraft; dort hat er für die Nachwelt gearbeitet. Die Schule von Athen, der Streit über das Sakrament und mehrere andre seiner Werke gehören zu den vollkommensten Werken der Mahlerey, in denen man die größte Correktheit der Zeichnung, den richtigsten Ausdruck und die einfachste Größe findet. Wenn Raphael, wie man sagt, nicht alle Vollkommenheiten vereinigt,

die

die man von einem Mahler fordern kann, so besitzt er doch deren mehrere als irgend ein andrer.

Auch von Giulio Romano besitzt das Museum einige Arbeiten. Er war ein Schüler Raphaels, aber weit unter seinem Meister. Sobald Raphael nicht mehr war, schlich in seiner Schule eine fehlerhafte Manier ein. Einige wollten den Michel-Angelo nachahmen und verfielen in Uebertreibungen. Dieß ist der Hauptfehler des J. Romano. Indeß hatte er die Antike studiert und kannte sie auf das vollkommenste. Seine Ideen waren groß und poetisch. Er war reich an Gedanken, aber dieser Reichthum verführte ihn oft zur Ueberladung seiner Compositionen.

Correggio verdient wegen seiner großen Kenntnisse in vielen Theilen der Kunst neben Tizian zu stehn. Ihm gebührt der Name eines Mahlers der Grazien, und sein Name schon allein erweckt die Idee der Liebenswürdigkeit und Anmuth. Seine Hochzeit der heiligen Catharine *) ist ein Muster von leichter Behandlung des Pinsels, von Stärke und Sanftheit des Colorits.

In

*) So heißt es in einem französischen Aufsatze, den wir bey dieser Nachricht benutzen. Sollte aber nicht vielleicht die Hochzeit der h. Catharina von Paul Veronese gemeynt seyn, die sich ehedem in der Gallerie des Hôtel de Broglie befand?

In der ſchlafenden Antiope *) tritt die Figur der Antiope und des Amor auf das täuſchendſte hervor. Das Colorit iſt unbeſchreiblich friſch und warm, aber unglücklicherweiſe fällt auf dieſem Gemälde ſelbſt Dilettanten die Incorrektheit der Zeichnung auf. Die Schenkel und Beine der ſchönen Schläferinn ſind zu kurz, und die Hüften des Amor ſo breit, daß dadurch die ganze kindiſche Grazie des Knaben verlohren geht.

Wir verweilen uns nicht bey den Werken des Daniel di Volterra, des Salviati, von welchem in der Cöleſtinerkirche zu Paris eine Kreuzabnehmung Chriſti war; des Baſſano, der durch Naivetät und Einfalt gefällt; des Tintoret, der als Jüngling ſchon die Eiferſucht ſeines Meiſters Tizian erregte; um auf einen der größten Meiſter der venezianiſchen Schule, den Paolo Veroneſe zu kommen.

Das Genie dieſes Meiſters offenbart ſich vorzüglich in großen Compoſitionen. Seine meiſten Gemählde ſtellen Feſte und Gaſtmähler vor. Das

*) Dieſes Gemählde befand ſich ehemals in der Gallerie des Luxembourg. Es iſt bekannt, daß die hier aufgeſtellten Gemählde unter Ludwig XV. aus Verſailles nach Paris gebracht wurden, um den Künſtlern zu Muſtern zu dienen. Bailly's Vater (Garde des Tableaux du Roi) ordnete ſie. Die Gallerie wurde dem Publicum zum erſtenmal den 14. October 1755 geöffnet.

Das Gekümmel, welches in ihnen herrscht, verräth eine feurige Einbildungskraft, aber weder das sanfte Feuer Raphaels, noch die Gluth des Michel-Angelo, noch auch Rubens lebendige Kraft. Um die Beobachtung des Costum's scheint er unbekümmert gewesen zu seyn. Er kleidet seine Personen nach der Mode seiner Zeit, und in die reichsten Stoffe, die er mit großer Wahrheit mahlte.

Unter den Gemählden, welche das Museum von ihm besitzt, geben die Jünger von Emaus die beste Idee von seiner Manier. Watelet beschreibt es folgendermaßen: „Der Mahler hat seine ganze Familie darauf vorgestellt; aber aus den Fehlern gegen das Costum, die er sich dabey hat zu Schulden kommen lassen, entspringen in der Anordnung und Ausführung so viele Schönheiten, daß es fast unmöglich ist, ihn zu tadeln. Christus sitzt mit den beyden Jüngern zu Tische. Der Künstler hat den Augenblick gewählt, wo Christus die Augen gen Himmel erhebt und das Brod segnet. Der Jünger zur Linken ist der Mahler selbst. Seine Frau steht in prächtiger Kleidung mit einem Kinde auf dem Arm, das mit ihrem Halsband spielt. Neben ihr stehn zwey seiner Söhne in venezianischer Tracht. Der eine hält einen kleinen Hund, der im Begriff ist sich loszureißen; der andre verbirgt sich, aus Furcht vor diesem Hunde, in die Falten des Kleides seiner Mutter. Zwey kleine Mädchen liebkosen einen großen Hund, der vor dem Tische liegt. Auf verschiednen Gründen des Gemähldes stehn Zuschauer, Bedienten und noch

zwey Kinder, von denen das eine kniet und seinen rechten Arm auf eine Vase stützt. Die Scene ist im Vorhaus. Dieses ist mit cannelirten Säulen geschmückt und verstattet eine Aussicht in das Feld. Man sieht leicht, daß diese Decoration übel gewählt ist; daß diese Architektur nicht an ihrer rechten Stelle steht; daß diese Kleidungen, diese Episoden das Costum beleidigen und die Aufmerksamkeit des Beschauers von der Hauptsache ablenken. Allein dieser Fehler ohngeachtet ist dennoch Paolo Veroneſe einer der größten Mahler, die seit Wiederherstellung der Kunst gemahlt haben. Sein Pinsel ist fett, seine Behandlung leicht, das Detail ist vollendet, aber ungezwungen. Endlich findet man in seinen Werken eine Kenntniß von der Wirkung des Lichtes und Schattens, die bey andern Mahlern selten ist.“ *)

Ludovico Carraccio und seine beyden Neffen, Agoſtino und Annibale, sind die Stifter der zweyten lombardischen Schule, die man mit dem Nahmen der Schule von Bologna bezeichnet. Italien

*) In der Gallerie des Luxembourg befanden sich von diesem Meister: eine Sündfluth. Moses Errettung. Eine Madonna mit dem Christkind von einigen Heiligen umgeben. Die Leiden des h. Georg. Im Hôtel de Broglie war von ihm eine heilige Justine. In dem Cabinet des H. von Orleans waren wenigstens zwölf Schildereyen von seiner Hand.

lien ist voll von ihren Werken. Ludovico hat seinen Ruhm vornemlich zu Bologna, Annibale zu Rom im farnesischen Palast *) gegründet. Das Museum besitzt einige Gemählde, die man dem Ludovico beylegt, nach denen man aber seine Verdienste nicht beurtheilen darf. Vom Annibale hingegen sind einige vortrefliche Arbeiten aufgestellt. Zwey Geburten Christi zeichnen sich durch den großen Geschmack der Zeichnung, den Ausdruck und die Kraft des Colorit's aus. Eine Vorstellung des Stillschweigens, in welcher man die einfache Eleganz der Composition bewundert, steht ebenfalls in großem Ansehn. Außerdem befindet sich hier von diesem Meister eine Landhochzeit, eine Anbetung der Hirten u. a. m.

Vom Antonino Carraccio, dem natürlichen Sohne des Agostino, besitzt das Museum nur ein einziges Gemählde, eine Sündfluth, die aber der Sündfluth von Poussin, die ohngefähr von gleicher Größe ist, weit nachsteht. Das Colorit ist fehlerhaft; die nackten Figuren sind steif und sehen academischen Studien ähnlich. Aber in der Zusammensetzung ist Handlung und Mannichfal-

*) In dem Palast Farnese finden sich Gemählde von allen dreyen; die mehresten aber von Annibale. Eine kritische Beschreibung ihrer Arbeiten in der von ihnen benannten Gallerie s. in Ramdohrs Werk über Mahlerey ꝛc. 1. Th. 17. S. ff.

tigkeit. Watelet bemerkt vorzüglich einen schönen Gedanken auf diesem Stück: Ein alter Mann sucht sich auf einem weissen Pferde zu retten, das er mit beyden Händen umfaßt. Ein andrer will sich an dasselbe Pferd hängen; dieses beißt ihn in den Kopf, ohne daß er den Schmerz fühlt oder in seinem Vorhaben irre gemacht wird.

Ein Schüler der Caracci war Schidone. Er schuf sich eine eigenthümliche Manier und würde vielleicht seine Meister übertroffen haben, wenn ihn nicht seine leidenschaftliche Spielsucht allzuoft von der Arbeit entfernt hätte. Seine Zeichnung ist nicht ganz correkt; aber der Zauber seines Colorits und die Nettigkeit, mit welcher er den Pinsel führt, macht, daß man diesen Fehler übersieht. Seine Gemählde sind sehr selten. Man findet deren fast nur zu Parma und zu Neapel in der Gallerie von Capo di Monte. In Frankreich ist ein Begräbniß Christi vielleicht das einzige vorhandene Stück dieses Mahlers. In dem Kabinet des Herzogs von Orleans waren deren zwey, (eine Madonna mit dem Christkind und ein bethlehemitischer Kindermord,) die aber wahrscheinlich nebst vielen andern in das Ausland gegangen sind.

Das Museum besitzt einige gute Gemählde von Michel-Angelo Caravaggio. Das wichtigste und eines seiner besten ist ein Tod der heiligen Jungfrau. Es war, wie Watelet erzählt, für die Kirche della Scala zu Rom verfertigt, wo man es aber nicht lassen wollte. Man

fand

fand die Figur der Maria zu unedel; sie schien wie der Leichnam einer Ertrunknen; und das ganze Gemählde wurde der Majestät des Tempels, für den es bestimmt war, nicht werth geachtet. Man tadelt noch überdieß den niedrigen Ausdruck der Traurigkeit in den meisten Figuren; und die scheinbare Verlegenheit des Künstlers eilf Figuren auf dem Raume des Gemählides zu vertheilen. Eine sitzende Weibsperson, welche ihr gesenktes Haupt in die Hände legt, läßt einen schönen Ausdruck des Schmerzes mehr errathen als sehn. Die Größe des Stücks imponirt; die Behandlung des Pinsels ist kühn, aber die Farben sind hart und besonders die Schatten auf eine widerliche Weise schwarz.

In dem Portrait des Großmeisters von Malta, Adolph de Vignacourt, welches sich in dem Museo befindet, scheint Caravaggio seine harte und unedle Manier verlassen zu haben. Der Kopf des Großmeisters und seines Pagen ist außerordentlich schön. Auch ein andres seiner Stücke, die Zigeunerinn, hat in Rücksicht auf das Colorit ein großes Verdienst.

Caravaggio gehörte keiner Schule an; er ahmte weder die Antike noch einem andern Mahler nach; er wollte sich blos an die Natur halten; aber er war unglücklich in der Wahl seiner Muster. Zu seinen Helden saßen Lastträger, plumpe Mägde zu seinen Madonnen. Er hatte keine Idee von einem schönen Ideal und er pflegte zu sagen, er fände seine Modelle auf der Straße. Seine Schatten sind schwarz und schneidend. Er nahm diese Manier

aus Eitelkeit an, damit man nicht ſagen könnte, er ahme einen großen Meiſter ſeiner Zeit nach. *) Es iſt ſonderbar, daß dieſe Manier Nachahmer fand und ſich ſogar in die Schule der Carracci einſchlich. Guido befolgte ſie eine Zeitlang und Guercino verließ ſie niemals. Etwas davon findet man faſt in allen Werken der neapolitaniſchen Schule.

So niedrig der Styl des Caravaggio war, ſo ſchön, ſo anmuthig, ſo leicht und reizend war der Styl des Guido, eines der zahlreichen Schüler der Carracci. Sein leichter und netter Pinſel, ſagt Mengs, würde ihn neben Raphael erhoben haben, wenn er richtigere Grundſätze befolgt hätte. **)

Die vier Arbeiten des Herkules, welche der König von dieſem Meiſter beſaß, ſind aus ſeiner beſſern Zeit. Seine Flucht nach Aegypten iſt in Rückſicht auf die Zeichnung und Drappirung vortreflich, aber die Schatten ſind an einigen Stellen etwas zu ſchwarz.

Guido

*) ſ. Ramdohr. Th. III. S. 36.

**) Die Verſchiedenheiten in ſeinen Manieren ſind ſehr beſtimmt angezeigt von Ramdohr im II Th. 187. S. In der Gallerie des Luxembourg befanden ſich drey Stücke von ihm: eine weinende Magdalene; die Flucht nach Aegypten; eine heilige Familie. Die Arbeiten des Herkules waren ehmals in der Galerie von Verſailles.

Guido genoß bey seinem Leben einen sehr ausgebreiteten Ruf. Ueberall und in allen Ländern verlangte man seine Arbeiten. Eine Verkündigung der Maria von diesem Meister, welche sich ehemals in der Carmeliterkirche zu Paris befand, hatte er auf Verlangen der Maria von Medicis zu Bologna gemahlt. Eine Entführung der Helena war für Philipp den IV. in Spanien bestimmt, ging aber nach Frankreich und steht jezt in dem Museum.

Das beste Gemählde von Guido steht zu Bologna im Palast Zampieri. Es stellt die Reue des h. Petrus vor. Einige Apostel stehen um den Trauernden her und trösten ihn. Dieses Stück hat sich noch so frisch erhalten, als ob es eben erst aus der Werkstätte des Künstlers käme. Cochin spricht mit Enthusiasmus davon und behauptet, daß auf demselben alle Theile der Kunst bis zu ihrem höchsten Gipfel getrieben wären. Aber es fehlt viel, daß alle Werke dieses Meisters auf dieselbe Vollkommenheit Anspruch zu machen hätten. Er vernachlässigte sich gegen das Ende seines Lebens und arbeitete eilfertig, um seiner Neigung zum Spiel Genüge leisten zu können.

Albano war lange Zeit Guido's Freund und arbeitete gemeinschaftlich mit ihm. Er mahlte fast nichts als sanfte und reizende Gegenstände. Von seinen größern Gemählden sind nur wenig außerhalb Italien zu finden; aber auch seine kleinern Arbeiten geben eine hinreichende Idee von seinem Talent. Man findet auf ihnen dieselben Schön-

heiten als auf den größern. Das Museum besitzt eine Menge derselben, unter denen sich eine Fruchtbarkeit, ein Apollo und Daphne, eine Salmacis und Hermaphrodit, und der Nachttisch der Venus auszeichnen. An allen diesen Stücken bemerkt man die feine, naive Grazie, welche Albano über alles zu verbreiten wußte, was aus seinem Pinsel hervorging. Er nahm seinen Stoff meistentheils aus der Mythologie oder der Bibel, und immer wußte er ihn durch mannichfaltige Zuthaten reizend und interessant zu machen. Weiberköpfe und Hände gelangen ihm vorzüglich. Seine Kindergestalten sind voll Anmuth und Unschuld, und nach seinen eignen sehr schönen zwölf Kindern copirt.

Domenichino ist ebenfalls einer der großen Meister Italiens, die man außerhalb ihres Vaterlandes nicht nach Würden beurtheilen kann. Nur in Italien findet man die großen und vortreflichen Schildereyen, die ihm und der lombardischen Schule, zu deren vornehmsten Zöglingen er gehört, so großen Ruhm gebracht haben. Sein Pinsel ist ungemein kräftig und sein Ausdruck vollkommen richtig. Die französische Nation besitzt mehrere seiner Gemählde. Im Museo sind aufgestellt: ein Aeneas, der seinen Vater aus den Flammen rettet; ein Conzert; Timokles, der nach der Einnahme von Theben vor den Alexander gebracht wird, und ein Rinaldo mit Armiden. Dieses letztere macht, nach Watelets Urtheile, beym ersten Anblicke nur einen schwachen Eindruck; aber

je aufmerksamer man es untersucht, desto würdiger findet man es seines Meisters; und je länger man es ansieht, desto mehr fühlt man sich von der sanften Wollust durchströmt, die es athmet. Alle Umgebungen auf demselben tragen zur Verstärkung des Ausdrucks bey.

Spagnoleto war einer von Domenichino's Verfolgern, steht aber weit unter ihm. Seine Farbengebung nähert sich der Farbengebung des Caravaggio; die Charaktere seiner Köpfe sind mannichfaltig und ausdrucksvoll; die Runzeln und Falten der Haut sind höchst täuschend nachgebildet. Er behandelte gern düstere und traurige Gegenstände; die Quaalen der Helden, der Märtyrer u. d. Oft trieb er das Schreckliche bis zum Gräßlichen. Das Museum besitzt wenig von ihm und das Vorhandne ist nicht einmal von der Gattung, die er vorzüglich bearbeitete. Eines dieser Gemählde z. B. stellt einen Trinker vor; ein anderes einen Soldaten, der sich auf seine Lanze stützt.

Zu den Gemählden des Museum, welche die Aufmerksamkeit der Kenner erregen, gehört eine Auferstehung des Lazarus von Guercino. Dieses Gemählde ist erst seit kurzem aus Neapel nach Paris gekommen und hat alle Schönheiten und Fehler der andern Werke dieses Künstlers. Auf der einen Seite, Kraft in der Zeichnung und Richtigkeit in der Composition; auf der andern, einen zu starken Contrast von Licht und Schatten, besonders ein zu tiefes Schwarz in den letztern. Frankreich besaß ehedem nichts merkwürdiges von diesem

Meister, der in Italien in großem Ansehn steht. *)

Das Museum hat einige Gemählde vom Pietro di Cortona, unter andern eine Aussöhnung des Jacob und Esau. Dieses Stück ist nicht so bekannt als es zu seyn verdient. Die Figuren haben einen sehr wahren Ausdruck und in dem Ganzen ist viel Dramatisches. Es ist in der Lieblingsmanier dieses Meisters gearbeitet.

Wir können den Claude Lorraine zu den Meistern der italienischen Schule rechnen; denn er hat seine Kunst zu Rom gelernt und sich sein ganzes Leben hindurch daselbst aufgehalten. Dieser bewundernswürdige Landschaftmahler hat nie eine erträgliche Figur zeichnen lernen. Ohnerachtet er nichts gelesen hatte und kaum schreiben konnte, so war er doch in seiner Kunst sehr gründlich. Er hatte in der Natur die Wirkung des Sonnenlichts zu allen Zeiten des Tages, der steigenden und fallenden Dünste, des Regens, der Stürme, der Gewitter beobachtet. Sein Pinsel stellte alle diese Phänomene mit größter Wahrheit dar. Sein Colorit ist frisch, seine Tinten mannichfaltig, die Blätter seiner Bäume scheinen sich zu bewegen und zu rauschen.

Das

*) Im Hotel de Toulouse waren von diesem Mahler eine Esther vor Ahasverus, eine Agar in der Wüste, ein Coriolan nebst seiner Mutter und Gemahlinn; ein Kampf der Römer mit den Sabinern. In dem Kloster der petits pères befand sich ein Belisarius, ein sehr großes Stück.

Das Muſeum beſitzt eine beträchtliche Anzahl von ſeinen Gemählden. Faſt in jedem findet man die angeführten Eigenſchaften, aber vorzüglich bewundert man einen Seehafen mit untergehender Sonne.

Salvator Roſa war ebenfalls ein großer Landſchaftsmahler. Vorzüglich gelangen ihm Seeſtücke, Einöden und ſteile Gebirge. Sein Ruhm gründet ſich indeß weniger auf ſeine Landſchaften als auf ſeine hiſtoriſchen Gemählde. Das Muſeum beſitzt ſehr wenig von ihm. Eine Küſte mit Soldaten iſt das einzige, was man aufgeſtellt hat.

Carl Maratti, von dem einiges in dem Muſeum iſt, gehört faſt zu den letzten Mahlern der römiſchen Schule, deren Namen berühmt worden ſind. Man findet in ſeinen Compoſitionen Adel und Pracht; aber im Ganzen ſind ſie froſtig. Er hat keinen eigenthümlichen Styl, und die Nachahmung großer Meiſter iſt in ſeinen Werken allzu ſichtbar. Außerdem findet man in dem Muſeo noch einiges von minder berühmten Künſtlern, Luc Giordano, Solimene und andern.

Die Fortſ. folgt in einem der nächſten Stücke.

II.

Terpſichore, von J. G. Herder. Lübeck, bey Bohn und Compagnie 1795. Erſter und zweyter Theil. Zuſammen 485. S. 8.

Es iſt eine alte aber richtige Bemerkung, daß der ſpäter ſingende Dichter mehrere Vortheile, die dem früher lebenden zu Statten kommen, entbehren und den Lorbeer gewöhnlich mühſamer, als ſeine Vorgänger erringen müſſe. Die Forderungen der Leſer ſteigen bekanntlich in eben dem Verhältniſſe, in welchem die Zahl der guten Dichter unter einem Volke zunimmt, und der Kreis der Gegenſtände, die eine poetiſche Behandlung zulaſſen, wird mit jedem vorzüglichen Werke enger. Wenn indeß dieſe Schwierigkeiten das ſpäter blühende Genie auf der einen Seite beſchränken, ſo genießt es dagegen auch mancher andern nicht zu überſehenden Vorzüge. Der Geſchmack iſt durch die gemachten Verſuche geläuterter, die Kritik auf feſtere Grundſätze zurückgeführt und, was hier das Wichtigſte iſt, die Sprache, das Werkzeug des Dichters, bereichert und gereiniget, gebildet und bildſam geworden. Sie hat Fortſchritte gethan, welche die

frühern

frühern Sänger nicht ahndeten, und thut deren täglich. Sie bleibt nicht mehr hinter dem Gedanken, den die Seele darzustellen strebt, zurück, sondern schmiegt sich ihm willfährig an, sie sträubt sich nicht mehr eine Empfindung eben so lebhaft und stark, als sie erwachte, wiederzugeben, sondern unterstützt und begünstigt den Dichter; sie verläßt ihn nicht, wenn er ein neues Wort zum Ausdruck einer neuen Idee bedarf, sondern bezeigt sich gegen ihn gefällig und nachgebend.

Diese Behauptung gilt indeß, wie jeder von selbst sieht, allein von dem Dichter, der in einer noch lebenden Sprache schreibt, nicht von dem, der sich in einer ausgestorbenen versucht. Was dieser durch die Dichter vor ihm an tiefern Einsichten in das Wesen der Kunst und in die Kritik gewinnt, ist zwar allerdings auch etwas, aber dieser Gewinn ist nichts, wenn man ihn mit den Einschränkungen und Hindernissen vergleicht, die ihm die Sprache, deren er sich bedient, überall in den Weg legt. Ihr Wörterbuch ist für ihn völlig geschlossen; die poetischen Redensarten, Wendungen und Bilder, deren er sich zur Einkleidung seiner Empfindungen und Gedanken bedienen kann, größtentheils gegeben und vorgeschrieben, und alle Erweiterungen, die er sich zu versuchen gelüsten läßt, in Gefahr als unstatthafte Neuerungen verschrieen zu werden. Sein Genie, und wäre es auch das größte, sieht sich allenthalben durch die Fesseln der Sprache beschränkt und fühlt diesen Zwang desto drückender, je unähnlicher an Sitten, Gebräuchen, Kenntnissen

sen und Erfindungen sein Zeitalter demjenigen ist, in welchem die erloschene Sprache sich bildete. Nirgends fühlt man die Wahrheit dieses Satzes so sehr bestätiget, als wenn man ein neueres Gedicht, etwa eine Ode von Klopstock oder Ramler, in das lateinische übertragen will. Man kenne die Sprache der Römer noch so genau und vollständig, man habe ihre Dichter noch so oft und sorgfältig gelesen, man sey in seinem Fleiße noch so hartnäckig und unverdrossen, die Mühe ist und bleibt unbelohnt.

Doch es bedarf dieses Versuches nicht, um sich von dem verschiedenen Einflusse der todten und lebendigen Sprachen auf Poesie und poetische Darstellung zu überzeugen. Man darf nur die neuern lateinischen Dichter zur Hand nehmen, und man wird bald inne werden, wie gar wenige, außer Vida, Lottichius, Johannes Secundus, Fracastor und etlichen andern, auf den Dichternamen Ansprüche machen dürfen. Was an den meisten derselben zu loben ist, läuft auf Kenntniß der Sprache, Fleiß in der Bearbeitung und gefällige Form hinaus. Von Erfindung, Neuheit und Originalität ist selten oder gar nicht die Rede. Wohin man blickt, erblickt man den Nachahmer. Man glaubt denselben Plan schon einmal bewundert, dieselben Gedanken schon einmal gelesen, an denselben Bildern und Gemählden sich schon einmal geweidet zu haben. Nur Sorgfalt und Belesenheit ist es, was aus den Werken der meisten hervorleuchtet. Jenes göttliche Feuer, das ihre Vorgänger durchdrang, hat sie nicht durchdrungen und konnte sie

nicht

nicht durchdringen, weil ihr Geiſt jeden Augenblick, durch die Einengung in die Feſſeln einer begränzten Sprache, gelähmt wurde, und ſobald er den gewöhnlichen Bilderkreis zu verlaſſen wagte, ſich zu verirren oder anzuſtoßen Gefahr lief. Sie ſind nur der Zeit und nicht dem Inhalte nach neu, und erinnern bey jedem Schritte, den ſie thun, daß das Spiel ihrer Einbildungskraft kein freyes Spiel iſt.

Vor allen trifft dieſer Vorwurf unter den neuern lateiniſchen Dichtern den lyriſchen, und er muß ihn treffen, da ängſtliche Nachahmung bey keinem Dichter anſtößiger ſeyn muß, als bey dem lyriſchen, von deſſen Phantaſie man ganz vorzüglich einen freyen und ungehinderten Flug erwartet. Er, deſſen Stoff ganz eigentlich Empfindungen, und deſſen Hauptaugenmerk Rührung iſt, er kann weder mit Glück dichten noch ſeine Abſicht erreichen, wenn er nicht ſelbſt erwärmt iſt, ſondern von der Flamme eines andern zehrt, oder durch die Sprache, in welcher er ſchreibt, gehindert, ſich der Gefühle, die ihn ergreifen, nicht nach Willkühr entledigen kann. Der erzählende, beſchreibende und lehrende Dichter ſind von der Seite alle etwas glücklicher, als der lyriſche. Alle können den Mangel an Originalität in Wendungen und Ausdrücken wenn auch nicht erſetzen, doch durch Philoſophie und Dichtung vergüten, alle bedürfen einer weniger kühnen und neuen Sprache, alle gewinnen wenigſtens etwas durch den Gegenſtand, den ſie bearbeiten, durch die Sache, die ſie darſtellen. Bey dem lyriſchen Dichter iſt dieß gerade der entgegen-

gegengesetzte Fall. Bey ihm kömmt das Was so gar nicht und das Wie so vorzüglich in Anschlag; bey ihm übersieht man den Stoff so leicht und die Einkleidung nie; bey ihm fließt alles Interesse aus der Behandlung und Darstellung, und kömmt alles auf den Gebrauch an, den er von der Sprache zu machen weiß. Schweben uns bey den Oden, die wir von ihm lesen, die Originale vor, von welchen sie die Copieen sind, wissen wir die Bilder und Gleichnisse, mit denen sie ausgeziert sind, nachzuweisen, sind die Ausdrücke der alten Dichter wörtlich beybehalten und ganze Stücke nichts anders, als ein Cento aus ihren Werken, so ist es unmöglich, daß ein Sänger der Art Vergnügen oder eine lebhafte Rührung hervorbringen könne.

Und so ist es bey den meisten neuern lyrischen Dichtern, die sich der lateinischen Sprache bedient haben, und unter andern auch bey dem, von dessen Gedichten die beyden vor uns liegende Bände der Terpsichore eine Uebersetzung ins Deutsche liefern. Wir sind weit entfernt unserm Landsmann Balde *) sein poetisches Verdienst absprechen zu wollen. Auch wir

*) H. Herder bittet zwar in der Vorrede den Nahmen des Dichters, dessen Gesänge Terpsichore enthalte, zu verschweigen: aber wie wir hören, ist das Geheimniß bereits öffentlich geworden. Auch war es nach dem, was in den Briefen über die Humanität Th. 3. S. 110 hingeworfen wird, nicht schwer zu errathen.

wir finden unter seinen Oden mehrere, die sich vortheilhaft auszeichnen und, in gröſsern Umlauf zu kommen, werth waren: aber wir müssen gestehn, daſs wir dieſs nur von dem kleinsten Theil sagen können. Die meisten erheben sich, nach unserm Gefühle, nicht über das Mittelmäſsige, sondern sind entweder sklavische Nachahmungen aus Horaz, ohne alles eigenthümliche Gepräge, oder Anwendungen seiner Ideen auf christliche Gegenstände, oder — Doch wir wollen zuförderst einige der kürzern, die wir nicht für poetische Nachbildungen, sondern für poetische Veränderungen eines Horazischen Thema's erklären müssen, zum Beweiſs unserer Behauptung und zur nähern Charakterisirung des Dichters, nach H. Herders Verdeutschung, mittheilen. Die erste, Thomas Morus betitelt, steht S. 15.

Schau, dieſs ist Morus! Ueber Britannien
Sah nie die Sonne einen gerechtern Mann! —
Als Heinrich gegen Anna Bulen
Lüstern in schändlicher Liebe brannte,

War Ers, der frey die Hochzeit verdammete,
War Ers, der kühn der Drohung Gerechtigkeit
Entgegenstellte, unbezwinglich,
Muthiger, als des Tyrannen Grimm war.

Kein Kerker, seine flehende Gattinn nicht
Erweiche' ihn; nicht sein zitternder Schwiegersohn;
Nicht, da dem Vater die geliebte
Bittende Tochter in Thränen da stand.

Mit Lächeln trieb er ſeine Rathgebende
Gemahlinn, (die ihm, was ſich nicht ziemte, rieth;)
Mit heiterm und grauſamen Lächeln
Trieb er ſie ſtreng', eine Thörinn, von ſich.

Und als er bald zu ſeinem Triumphplatz ging,
Ihm folgte weinend jeder Britanier;
Er thränenlos und feſt wie Marmor
Nahte dem Platze mit heiterm Antlitz.

Und dennoch wußt' er, was ihm an Lohnes ſtatt
Sein Königlicher Henker bereitete;
Er nahm das Beil, wie Sulla ſeine
Lorbeer-umwundene Faſces aufnahm.

„Hilf mir hin auf, (ſo ſprach er,) das Blutgerüſt;
Hinunterſteigend will ich dich nicht bemühn!“
Und lohnt den Henker, und mit Scherze
Bot er den Hals dem erhobnen Beil dar.

Die zweyte S. 168. iſt überſchrieben: Der dürre Dichter.

Große Opferung wars, ſich der beſchwerenden
Bürd' entlaſten und frey werden, Lavendula.
Abgeleget die Glieder,
Ausgezogen den Körperbau,

Ward ich Schatte. Wohlan! wünſche dem Schatten Glück,
Der die Feſſel entſchlug ſeiner Gefangenſchaft.
Noch des Staubes ein wenig;
Und ich glüh' wie ein Funk' empor.

Jetzo

Jetzo ſcheu' ich nicht mehr Schlächter und Speiſebank;
Abgeleget das Thier, ſchweb' ich ein Halbgott ſchon
Zwiſchen Schatten und Göttern,
Leicht und frey, wie der Maja Sohn.

Frey geworden bin ich; (lebe du Fäulniß wohl!)
Reingeläutert und hell. (Lebet, ihr Hefen, wohl,
Schwere Bäuche.) Mein Geiſt iſt
Bey den Sternen; mich hebt die Luft.

Wir zweifeln nicht, daß unſre Leſer die Oden aus dem Horaz, die Balde vor Augen hatte, ſogleich erkennen werden, aber wir zweifeln ſehr, daß ihnen dieſe Nachahmungen gefallen dürften. Welch ein Abſtand zwiſchen Horazens Regulus und Baldens Morus! Um wie viel größer erſcheint der erſtere in ſeinem ganzen Betragen, um wie viel edler iſt ſein Benehmen beym Abſchied von der römiſchen Welt, um wie viel würdiger die Behandlung ſeiner Gattinn.

Fertur pudicae conjugis oſculum
Parvosque natos, ut capitis minor,
A ſe removiſſe et virilem
Torvus humi poſuiſſe vultum.

ſagt Horaz, und Balde:

Fertur monentem mitia Conjugem
Sed nam et iſto digna viro procul
Abs ſe remotam, *cum feroci*
Ut fatuam pepuliſſe viſu.

Horaz

non aliter tamen
Dimovit obstantes amicos
Et populum reditus morantem
Quam si clientum longa negotia
Dijudicata lite relinqueret.
Tendens u. s. w.

Balde

non aliter tamen
Quam laureatos Sulla fasces
Ipse suam petiit securem,
Plenus futuri, quo tumulo stetit,
Postquam pavensem carnificis manum
Mercede firmasset, cruento
Colla dedit ferienda ferro.

Doch gesetzt auch, wir wollten ihm die Kritik über einzelne Stellen erlassen; was ist die Ode, als ein Ganzes betrachtet, werth? Hat sich der Deutsche die Idee des Römers zu Nutze gemacht? hat er sie auf seine Weise verarbeitet und verbunden? hat er, wie Ramler und andere philosophische Dichter gethan haben, die Poesie mit einem eignen Gedichte bereichert? Oder kann Horaz nicht vielmehr jeden ausgezeichneten Gedanken, ja sogar mehrere Zeilen als sein Eigenthum zurückfordern? Kurz, hat er sich als denkenden Kopf und Erfinder, oder als bloßen Nachbether gezeigt? — Weniger treffen vielleicht diese Vorwürfe das zweyte Stück: aber wie kraftlos keucht der Deutsche gleichwohl auch hier hinter dem Römer her, wenn

man

man ihn mit dem Vorbilde (B. 2. O. 20.) vergleicht. Auch der gute Balde dünkt ſich verwandelt, auch er glaubt, was ſterblich iſt, auszuziehen und zu den Sternen emporzufliegen *). Allein wie ganz anders wird uns bey ſeiner und bey Horazens Apotheoſe zu Muthe! Mit dem letztern fühlt man ſich ſelber emporgetragen; man meint, wie er, in dem Aether zu ſchweben, wenn er ausruft:

Non uſitata non tenui ferar
Penna biformis per liquidum aethera
Vates.

Welche Empfindungen erregt dagegen Baldens

Nec porro lanios horreo nec forum,
In quo venis adeps, vitio Bodium
Securus licitantum

Und nun vollends:

Defecatus io (congeries vale
Inſincera, valete
Ventres!) tollor in aethera.

Wir wollen unſern Leſern itzt eine von den moraliſchen Oden, deren Balde ſo viele und doch ſo wenig lesbare gedichtet hat, vorlegen. Sie ſteht

*) Wenigſtens glauben wir, daß man die Ode, ohne dem Geſchmack des Dichters zu nahe zu treten, unmöglich für einen bloßen Ausbruch der Freude über ſeine Magerkeit halten könne.

vergleiche die Römerbilder S. 104.) sind Magazine voll alter Gelehrsamkeit und Geschichte, an denen man allein den Ueberfluß und die Mannigfaltigkeit bewundern kann, endlich eine nicht geringe Anzahl hat einzelne vortrefliche Gedanken, die aber von der Einfassung nicht unterstützt und gehoben werden. Wer kann es einem Kunstrichter verzeihen, der folgende Strophen für eine Ode oder Lied ausgiebt:

Der Reichthum. (S. 92.)

Preise nicht, o Nigrin, Des Goldes Schätze
Sind nur leichtere Glücksgaben. Reichthum
Mag, wenn du es so willst, dich glücklich machen;
Aber nicht selig.

Was der Pöbel erwählt, kann nicht das höchste
Gut seyn. Ehren und Macht und Gold und
Wollust.
Wer in Strömen sie hat, er lechzt im Strome
Immer noch durstend.

Sieh, dort schwimmet im Meer des Berges Schatten;
Ists der Berg? Es umflattern dieses Gold hier,
Jene Würde, der Freude Schatten viele;
Sind es auch Freuden?

Willst du sicherer froh seyn, lös' o löse
Auf, Gefangener, dir der Sorge Fesseln.
Macht dich glücklicher, was dich scheu und zitternd,
Eitel und hart macht?

Und

Und doch iſt dieſes Stück keines der ſchlechtern. Hier iſt ein andres, das einem lyriſchen Gedichte noch viel unähnlicher ſieht.

Die Räthſel der Dichtkunſt. (S. 318.)

Auf den Tafeln erblickeſt du oft verdeckete Speiſen;
Die ſüßeſten entziehet man
Naſchenden Fliegen zuerſt.

Ein grauſames Geſchöpf iſt jene naſchende Fliege;
Den Honig, den ihr Rüſſel ſog,
Läßt ſie beſudelt zurück.

Alſo Momus. Er bohrt den Rüſſel in Attiſche Waben,
Und ſetzt auf ihren Wohlgeruch
Widrigen Ekel zum Dank. —

Und du zürneſt, o Freund, daß meine kleinen Gedichte,
(Wenn etwa Nectar ſie durchhaucht,)
Ich vor der Fliege verwahrt?

Oder den Pfeffer auch, das Salz, und den beißenden Eſſig,
In zugedeckten Büchschen dir
Reiche, daß keines verdampft.

Jener Knabe trug Puniſche Aepfel verhüllet im Korbe;
»Was haſt du, ſprach ein Gieriger,
Laß mich durchſuchen den Korb.«

»Hätte die Mutter gewollt, antwortet der Knabe beſcheiden,
Daß Jeder, was ich trage, ſäh';
Trüg' ich es offen und bloß.«

Also laß auch, o Freund, vor meiner Thüre den Riegel,
Zu seiner Zeit wird er aufgethan;
Aber erwarte die Zeit.

Mancher listige Fuchs erwittert Dieses und Jenes.
Er wittre dann; das Innere
Bleibet dem Dichter allein.

Doch wenn würden wir fertig werden, wenn wir alle tadelnswerthe Producte dieser Sammlung abschreiben wollten? Nur noch einige Beyspiele, wie platt unser Dichter zuweilen werden, und durch gemeine Einfälle den schönsten Gedanken verderben kann. In der Ode beym Anblick einer Charte des Weltsystems, die nicht zu den schlechten gehört, heißt es unter andern: S. 247.

Ich bekenne den Stolz; mein Geist treibt höhere Wünsche;
Vom Himmel stammend, schwingt er
Ueber den Staub sich empor,

Und durchwandert die Welt. Mein großes Haus ist der Himmel;

Bis hieher vortreflich. Aber nun:

Kein Erdenwinkel schließet mich
Ein wie den räudigen Hund.

Und unmittelbar darauf wieder

Mein Ocean ist der Aether; in ihm verlieret der Punkt sich.
Mein Ziel der Wünsche, meine Bahn
Ist das Unendliche, Gott!

Wem

Wem muß nicht eine solche Mischung von Groß und Niedrig, Edel und Unedel auffallen! Die Ode auf Wallensteins Fall, S. 234. schließt sich also:

Hochmuthschwindelnd ersah Er des Sejanus Bahn
Sich zum Laufe; da trug Ihn auch Sejanus Pferd.
Uebereilet und stolpernd
Stürzt es nieder; er brach den Hals.

In dem Gedichte Nero heißt es S. 114. von den Christen, die er, der Sage nach, mit Pech bestreichen und des Nachts anzünden ließ:

Die Finger flammen, Haare mit Oel gesalbt,
Pechhäupter. Horch! Der lebende Leuchter
ächzt; u. s. w.

In der Ode, Dreyfache Trunkenheit des Ohres, S. 89. die ebenfalls keine der verwerflichen ist, lautet der Schluß, der von der Schmeicheley spricht, also:

Immer durstiger wird, immer begehrender
Das belogene Ohr. Trunken und trunkener
Lechzet nach dem getretnen
Trank die Seele mit Todesdurst.

Fürsten, kostetet ihr edlen Falerner, wenn
Euer Sklave den Bart in ihm gesäubert hat?
Und ihr trinket den Geifer
Seiner Lippe das eckle Naß?

Begreift

Begreift man, wie ein Herder ſolche Verſündigungen an dem guten Geſchmack überſehn mag? Welchen Liebesdienſt hätte er ſeinem Freunde erweiſen können, wenn er ſolche Flecken verwiſcht hätte! Für den Nachlaß eines Dichters aus dem dreyßigjährigen Kriege braucht man ja die Ehrfurcht nicht zu hegen, die man den Ueberbleibſeln eines Griechen und Römers ſchuldig iſt. Auch finden ſich wirklich in der Ueberſetzung viele und oft ſehr glückliche Veränderungen des Originals.

Aber, werden unſre Leſer fragen, ſollte denn ein Mann, wie Herder, ſich ſo ſehr geirrt haben und Balde ſeiner Pflege ſo ganz unwürdig ſeyn? — Enthält er nicht wenigſtens etliche Stücke, die der auf ihn gewendeten Sorgfalt und Mühe werth ſind? nicht wenigſtens Einiges, was belohnt? Allerdings iſt das, wie wir ſchon oben geäußert haben, der Fall. Balde gehört, auch nach unſerm Urtheile, unter die beſſern Köpfe ſeiner Zeit und würde, wenn er in unſern Tagen gelebt und in unſrer Sprache geſchrieben hätte, unter den Dichtern unſers Volks gewiß eine ehrenvolle Stelle einnehmen. Es fehlt ihm nicht an Phantaſie und natürlicher Wärme. Sein für die Tugend und edle Thaten empfindliches Herz ergießt ſich wirklich zuweilen, zum Preiſe beyder, in wahrhaft lyriſche Töne, ſeine fromme Liebe für Chriſtus und die heilige Jungfrau klingt ſeinen Saiten mehr denn einmal lebhaft und rührend wieder, und die Ausſicht auf die Gefilde über dem Grabe entzücken ihn oft zu einer hinreißenden Begeiſterung. Ja ſelbſt

auf

auf Dichtungen im eigentlichſten Sinne des Worts ſind wir geſtoßen, die ihm wahre Ehre machen. Wer ſollte es glauben, daß eines der beſten Stücke von Götz, das Epithalam bey Verehlichung des Herrn le Clerc, der Erfindung nach, dem alten Balde gehöre. — Und doch iſt es ſo. Zwar hat die Nachbildung allerdings unendlich viel vor dem Originale voraus, aber der Erfinder der liebchen anmuthsvollen Idee iſt gleichwohl, (es müßte denn ſeyn, daß beyde, was uns jedoch nicht glaublich iſt, aus einer gemeinſamen Quelle geſchöpft hätten,) der Dichter aus den Zeiten des dreyßigjährigen Krieges. Hier iſt das Gedicht ſelbſt. Unſere Leſer mögen es mit dem Götziſchen (Th. 1. S. 39.) vergleichen.

Die Verwandlung. (S. 282.)

An Memmius, einen der vornehmſten Friedensſtifter Deutſchlands.

Keine Verwandlung, Freund, die uns die Dichter erzählen,
(O glaube mir, dem Dichter!) war
Ohne bedeutenden Grund.

Battus wurde zum Stein; Lykaon wurde zum Wolfe;
Zum Berge Atlas; Hyacinth
Sproßte zur Blume hervor.

Eine Weberinn ward zur webenden Spinne; zur Wolle
Die Wollenſanfte Salmacis;
Daphne zum grünenden Baum.

Höre,

Höre, was neulich auch mir ſelbſt für ein Wunder begegnet,
Als ich am Ufer meines Stroms
Memmius Thaten beſang.

Mitten im höchſten Fluge des Lieds entſchlüpfte die Cither,
Wie zauberiſch entriſſen, mir
Unter den Händen hinweg.

»Rettet, ſprach ich, ihr Muſen, mir meine ſüßeſte Habe!«
(Und griff — vergebens längte ſich
Meine bemühende Hand.)

»Rettet euer Geſchenk!« Umſonſt! die entſunkene Cither,
Vom Strome fortgeriſſen, ſchwamm
Ueber den Fluthen dahin.

Traurig ſah ich ihr nach; und ſieh! Terpſichore ſelber,
Die mir das Saitenſpiel geſchenkt,
Eilte zur Rettung herbey.

Wie eine Taube beſtrich ſie den Strom, und küßte die Saiten,
(Mein Innerſtes durchdrang der Kuß)
»Lebe!« ſo ſprach ſie, und ſtieg

Eine Göttinn hinauf zum Olymp. O Wunder, ich ſahe
Die Cither ſich belebend; ſanft
Hob ſie, ein Schwan, ſich empor.

Was ihr Hals gewesen, woran mit himmlischen Händen
Die Muse mir den Druck gezeigt,
Beugte zum Halse des Schwans

Sich hinüber; das Haupt, das einst die Saite befestigt,
Zum Schwanenhaupte wand es sich,
Ohne gespitzeten Stolz.

Weiche Federn umhüllten die Brust des göttlichen Kleinods;
Die Saiten waren Fittige;
Also begann er ein Lied:

Was die Cither gesungen, das sang ein blendender Schwan itzt,
»Europens Nestor, Mennius,
Lebe Nestorische Zeit.

So viel Federn an mir, Schneeweiß, im reinesten Glanze
Die Göttinn mir zur Pracht geschenkt,
Lege die Parze dir zu

An glückseligen Jahren, an glänzend-helleren Thaten« —
Entschwunden meinem Ohre zog
Weiter das schiffende Lied.

Schade, daß der witzelnde Ausgang des Stückes der natürlichen Sprache, die durch das Ganze herrscht, widerspricht. Doch dieser Vorwurf trifft bloß, wie wir so eben sehn, den Uebersetzer. Der Schluß bey Balde ist:

Haec fatus (cycnus) ſe muſcoſo condidit antro.
Confuſa bullis ultima
Vox quoque carmen erat.

So ſehr ſich das angeführte Stück als Erfindung auszeichnet, eben ſo ſehr zeichnet ſich folgendes durch große und edle Gedanken und innern Zuſammenhang aus. Es ſteht S. 30 und heißt,

Die Tugend ein Genius.

Freund, ätheriſchen Bluts fühlet die Tugend ſich,
Fühlt ſich edleren Stamms, als in den Thälern hier
Unter Schwämmen und Dornen
Hinzuſchleichen. Sie ſchwingt ſich,

Sie, des hohen Geſtirns Schweſter und Bundsgenoß,
Ueber Wolken, wo ihr, würd' er von Winden auch
Hingetragen, der Adler,
Jovis Adler nicht folgen mag.

Arbeit iſt ihr ein Lohn. Süſſerer Schlummer ſtärkt
Ihr nachſinnendes Haupt, wenn es am Schilde ruht,
Und nach ſchönen Gefahren
Neue ſchön're Gefahren träumt.

Dann theilt mit dem Geſtirn wachend die Ruhe ſie,
Bis mit Blitzen des Zevs, mit dem befruchtenden
Donnerknalle die Luft ſie
Segnend kühlet und reiniget.

Schau!

Schau! mit glänzendem Fuß tritt ſie die ſchwache Furcht
Tief zu Boden; es hebt über des Schickſals Macht
Sie ihr Fittig; im Unglück
Steht ſie feſter und ganz ſich gleich.

Glaubſt du, wenn ſie vom Schweiß mühender Kämpfe troff,
Daß ein Bad ſie erquickt? Schöner gebadet im
Schweiße nützlicher Thaten,
In nachläſſiger Anmuth ſchön,

Geht ſie munterer fort, ohne Gewinns-Begier:
Denn zum Boden hinab richtet den Pfeil ſie nie.
Ihre Senne der Bruſt ſpannt
Sich zum höheren, höchſten Ziel.

Und verheiſſet den Tod ihr die empfangene
Letzte Wunde; ſie folgt ihrem Gebieter nach,
Stolz, dem trägeren Erben
Nachzulaſſen, was ſie erkämpft.

Hätte H. Herder die vierte Strophe und die unterſtrichnen Zeilen der ſiebenten glücklicher, oder wenigſtens nur eben ſo deutlich, wie der Lateiner, ausgedrückt, ſo würden wir kein Bedenken tragen, dieſe Ode zu den vorzüglichſten der ganzen Sammlung zu zählen. Jene lautet bey Balde:

Iam cum ſidereis otia fratribus,
Iam cum fulminibus praelia dividit,
Luſtralique tonantis
Geſtis ſulphure ſpargier.

Und der Schluß dieſer:

Arcûs tota capido
Metam fertur in arduam.

In keinem Gedichte von Balde verräth sich indeß mehr wahrer lyrischer Schwung und herrscht mehr trunkne Begeisterung, als in dem, was H. Herder Götterleben, er selbst bestimmter und richtiger Sehnsucht nach dem himmlischen Vaterlande überschrieben hat. Es ist billig, daß wir selbiges zur Rechtfertigung seiner Dichterehre, die wir in dieser Anzeige so vielfach gekränkt haben, ganz einrücken. Das Original steht in der 1660 zu Cöln erschienenen Ausgabe von Balde's Gedichten S. 516. und die, nicht zum Nachtheil des Ganzen um die Hälfte verkürzte, Uebersetzung, in der Terpsichore, S. 211.

Dich besing' ich, wahres Leben,
Süßes Leben, Götterleben,
Das kein Alter je beleidigt,
Keine Hora neidend kürzet,
Das in Paradiesesströmen,
Nektar uns, und Milch und Honig, Seeligkeit und Freude strömt.

Wo im Purpurlicht Aurorens
Unverwelkt der Freundschaft Rose,
Und der Liebe Rose blühet;
Wo auf Wiesen nur die Blume
Sich mit Edelsteinen zieret,
Und im Glanz der Morgensonne ewig neu die Schöpfung lacht.

Wo der May, ein ſchöner Jüngling,
Dem Verdienſte Kronen windet;
Alle Frühlingsweſte bringen
Balſamdüfte, den zu laben,
Den der Auserwählte krönet,
Lieb' und Anmuth, Scherz und Wahrheit, jeder
Huldreiz krönet ihn.

Und die goldbedeckten Bäume
Neigen ſich zu ihm hernieder;
Blüthenbüſche ſteigen aufwärts
In Gerüchen; und die Ceder
Rauſchet Lobgeſang der Palme;
Freudenthränen weint die Rebe; die Cypreſſe mangelt hier.

In den Thälern, auf den Höhen
Wandeln Grazien. Sie ſingen
Hier der Unſchuldliebe Freuden,
Dort die Trauer der Geliebten,
Schwingen ſich zu ihnen nieder,
Freundlich trocknend ihre Thränen, löſend ſie zu
ſüßem Schmerz.

Jene feyern in Triumphen
Schwere frohbeſtandne Leiden,
Schauen unter ſich die Erde,
Eingehüllt in Blitz und Wolken,
Und in dunkle Nacht und Nebel;
Blitze ziſchen; Leidenſchaften morden und beneiden
dort.

Sie in ewger Friedensaue
Werden nie des Friedens müde.
Ihre Dienſtbarkeit iſt Freyheit,

Ihre Thätigkeit Erquickung,
Einklang ihre Wechseltöne,
Harmonien ihre Zwietracht; all ihr Leben ist Gesang.

Und das Ende des Gesanges
Ist sein Anfang. Wie die Sonne,
Wenn sie aus dem Meere steiget,
Wie der Mond im Kreis der Sterne,
Wie die Stern' im Jubeltanze
Glänzen ewig und beginnen ewig sie der Freude Chor.

Wagst du, mein Gesang, dich höher?
Tauche dich in jene Tiefen,
Wo mit jeglichem Genusse,
Seliger und stets verlangend,
Freude, Wunsch, Begierde wachsen,
Wo die höchste Fülle lechzen, süßer Durst die Labung ist.

Wo im Abgrund aller Freuden
Untergang sich jeder wünschet,
Und im Untergange niemand
Sich nach Küst' und Ufer sehnet,
Wo Entrinnen Quälung wäre —
Tauche mein Gesang, den Dichter, tauch' ihn ganz in dieses Meer.

Was sagen unsre Leser zu diesem Stücke, dessen kein Dichter, er sänge unter welcher Zone er wolle, sich schämen dürfte? Was fehlt ihm und den beyden vorhergehenden, um den besten Horazens an die Seite gestellt zu werden, weiter als hie und da eine gefeiltere Sprache, die ihnen der Uebersetzer

Ueberſetzer durch einen anhaltenden Fleiß ſchon hätte ſchenken können? Was fehlt überhaupt der ganzen Sammlung, (denn warum ſollen wir es nicht frey heraus ſagen, was wir an ihr auszuſetzen haben?) als eine ſorgfältigere Auswahl? Hätte H. Herder, anſtatt uns fünf Bücher zu geben, ſich mit einem oder zweyen begnügt, und die Zeit, die er auf die Ueberſetzung ſo vieler Stücke verwendet hat, auf die Ausbeſſerung und kritiſche Pflege weniger verwandt, welcher Freund der deutſchen Muſen würde es ihm nicht Dank wiſſen, und ſich der kleinen aber geſchmackvollen Gabe von Herzen freuen? Wie der Garten itzt angelegt und die Blumen in ihm angepflanzt ſind, bedarf es einer zweyten Hand, welche die mißgeſtalteten und geruchloſen ausjäte, die üppig aufgeſchoſſenen von verderbenden Knospen und Blüthen ſäubre, und die wohlgenährten ſorgſam pflege und warte. Aber wenn wird ſich ein zweyter Gärtner finden, der ſich für dieſe Anlage eines Fremden erwärme und ſie von neuem ſo liebgewinne, wie H. Herder?

Noch müſſen wir einer doppelten Zugabe, zweyer Aufſätze am Ende des zweyten Theiles, gedenken. Der erſte, Lyra überſchrieben, verſucht es, die Natur und Wirkung der lyriſchen Dichtkunſt zu beſtimmen. Haben wir des Verfaſſers unbeſtimmte bildliche Sprache verſtanden, ſo iſt das Weſentliche ſeiner Gedanken folgendes. Auge und Ohr, die feinſten Sinne unſerer Natur, führen dem lyriſchen Dichter die Materialien zu, — Bilder und Töne; oder, in H. H. ſeltſamer

Sprache, sind die Ureltern der lyrischen Dichtkunst. Beyder Sinne Empfindungen schmelzt die Seele (wie? muß man durchaus bey dem Verfasser, S. 403 selbst nachlesen. Uns wenigstens ist es ganz unmöglich gewesen, einen deutlichen Begriff aus seinen Worten herauszufinden.) in einander, und stellt sie durch Sprache, die, schon ihrer Natur nach, Musik ist, dar. (Warum und in welchem Sinne sie das ist, ist uns ebenfalls trotz alle dem, was S. 409 — 416 darüber poetisirt wird, ein Räthsel geblieben.) lyrische Poesie ist also der vollendete Ausdruck einer Empfindung oder Anschauung im höchsten Wohlklange der Sprache. Aus dieser Erklärung zieht H. H. nachstehende Folgerungen: Erstlich. Die Gestalt der lyrischen Dichtkunst muß bey verschiedenen Völkern sehr verschieden seyn, denn die Gedanken- und Empfindungs-Weise der Nationen liegen, wie ihre Sprache und Tonarten, oft sehr weit auseinander. Zweytens. Die lyrische Poesie kann keine andere Empfindungen, als edle und erhabne, und keine andre Thaten und Begebenheiten, als merkwürdige und große oder seltne und interessante singen. Drittens. Sollen die Gegenstände der lyrischen Dichtkunst, jeder im schönsten Umrisse und Wohlklange, verkündigt werden, so muß die Begeisterung, die den Dichter vom Boden empor hob, ihn durch das ganze Stück hindurch begleiten. Viertens. Die lyrische Poesie hat nicht bloß in der alten Welt gewirkt. Auch wir bedürfen noch Empfindungen und Gesinnungen in den edelsten Ausdrücken, und vor allen unsere

Jünge-

Jünglinge, von denen mehr, denn einer, durch die Lieder der Dichter gebildet wurde.

Es würde zu weit führen, wenn wir alles, was wir gegen diese Abhandlung zu erinnern finden, auseinander setzen wollten: also in der Kürze nur folgendes. Erstlich. Nicht bloß die Gegenstände für Auge und Ohr, sondern alle sinnlichen Gegenstände sind Quellen, aus denen der lyrische Dichter schöpft. Der Geruch einer Rose entzückt und begeistert ihn so gut, wie die Farbe und Schönheit derselben, und die Eindrücke des Geschmacks und Gefühls geben ihm nicht weniger Veranlassung zu Gleichnissen und Bildern, als die des Gesichts und Gehörs. Ueberdieß sind ja die Gesänge des Lyrikers gar nicht, wie H. H. will blos „Lobsprüche der Natur, in welcher Laub und Baum, Bach und See, Wind und Hauch und alle Elemente tönen," sondern eben so oft Lobpreisungen der Genügsamkeit, der Unerschrockenheit, der Redlichkeit und andrer Tugenden. Wollte aber der Verfasser dagegen einwenden, daß der Lyriker sich auch über moralische Eigenschaften nur durch die Natur und die aus ihr entlehnten sinnlichen Bilder ausdrücken könne, so wird ja dadurch im geringsten kein Unterschied zwischen ihm und dem in andern Gattungen sich versuchenden Dichter gegründet. Zweytens. Die Merkmahle, die der Verfasser in die Erklärung der lyrischen Poesie aufnimmt, sind nichts weniger als zulänglich und befriedigend. „Sie soll Empfindung und An-

ſchauung ausdrücken, ſie ſoll ſie vollendet ausdrücken, ſie ſoll ſie ſo wohlklingend als möglich ausdrücken.“ Iſt das nicht die Abſicht und das Ziel jedes Dichters? Läßt Sophokles denn ſeinen Oedipus, als er geblendet aus dem Palaſt auf die Bühne tritt, läßt Göthe in der Iphigenie ſeinen Oreſt, in der zweyten Scene des dritten Aufzugs und zum Schluſſe deſſelben, nicht auch Empfindung und dieſe ſo vollendet und wohlklingend, als es nur irgend ein lyriſcher Dichter vermag, ausdrücken? Wo iſt hier das Unterſcheidende, wo die Grenze? Drittens. Wenn die lyriſche Poeſie nur große Begebenheiten und merkwürdige Thaten, nur ſelten liebliche, intereſſante Augenblicke verherrlichen darf, wo bleiben denn die catulliſchen Scherze, die anakreontiſchen Tändeleyen, und ſo manches Liedchen der Freude? Läßt ſie H. H. für lyriſch gelten oder nicht? und wie viel Intereſſe muß bey ihm ein Augenblick haben, um ſich zum lyriſchen Geſang zu eignen? Viertens. Fortwährende, wachſende Wirkung von Anfang des Stückes bis zu deſſen Ende iſt abermahls nichts Eigenthümliches, nicht Regel für den lyriſchen Dichter allein, ſondern für jeden Dichter: denn nicht bloß das Lied und die Ode, ſondern jeder poetiſche Gegenſtand ſoll in feſten Umriſſen daſtehn und keine Mühe, ihm die höchſte Vollendung zu geben, geſpart werden.

Die zweyte Abhandlung, Alcäus und Sappho, oder von zwey Hauptgattungen der lyriſchen Dichtkunſt, iſt mehr hiſtoriſch als philoſophiſch.

phiſch. Der Verfaſſer unterſcheidet drey Perioden in dem Fortgange der lyriſchen Kunſt. In der erſten Periode war anfangs der Hexameter allein und ſpäter das elegiſche Sylbenmaß im Gebrauch. In jener Versart ſangen die früheſten Dichter ihre Hymnen, in dieſen Callinus und Tyrtäus ihre Kriegsgeſänge. H. H. nennt dieſe Periode die epiſch-elegiſche, und will ſie als eine bloß vorbereitende, in Abſicht der lyriſchen Dichtkunſt, angeſehn wiſſen. Die zweyte Periode zieren Alcäus, Sappho, und ihre Freundinn Erinna. Sie erfanden die eigenthümliche Ode und wurden Vorbilder für viele folgende Sänger. Unterſtützt ward in dieſem Zeitraum die lyriſche Kunſt durch den Wechſelgeſang, die Scolien und die Wettkämpfe. Die dritte Periode hebt mit der Feyer der öffentlichen Spiele der Griechen an und ſoll künftig genauer betrachtet werden. In der zweyten Periode theilte ſich der Geſang bereits in zwey Hauptgattungen, von welchen die eine den ſich erhebenden aufſteigenden, und die andere den ſich herabſtimmenden beſänftigenden in ſich faßt. Zu jener gehören die Oden des Muthes, des Entſchluſſes, des edlen Unmuths, der höchſten Freude und der feinſten Lehre, zu dieſer die Ode des Mitleids, der Liebe und der Gegenliebe. Das Muſter für die erſte Art hat Alcäus, das Muſter für die zweyte Sappho gegeben. Den Beſchluß machen Betrachtungen über die Wirkungen der lyriſchen Poeſie.

Wir können nicht ſagen, daß wir dieſe Abhandlungen für eine Erweiterung der Theorie der

lyrischen Dichtungsart halten. Beyde, und vorzüglich die letzte, scheinen uns eben so leer als unfruchtbar und mit den frühern, in den zerstreuten Blättern eingerückten Aufsätzen des Verfassers über ästhetische Gegenstände durchaus nicht verglichen werden zu können. Aber freylich ist der Fehler, den man jenen Arbeiten bereits vorwarf, wir meynen den Fehler einer unbestimmten, schwankenden, poetisirenden Sprache, hier noch ungleich allgemeiner und herrschender. „Jede Hora des Sylbenmaßes trägt ihr eignes Saitenspiel in den Händen.“ „Beyde, die Welt des Gesichts und die Welt des Gehörs führt die Seele in sich ein, bestimmt den Raum durch die Zeit, die Zeit durch den Raum, durchs Ohr das Auge, durchs Auge das Ohr und wird, wenn mir der Ausdruck erlaubt ist, gleichsam (ein Lieblingswort von H. H. wie von dem verstorbnen Moritz) das Ohr des Auges, das Auge des Ohres, die Form aller Formen.“ „Der Geist des Weltalls erfand eine glückliche Organisation, in der sich beyde Sinnen, beyde Welten (Auge und Ohr) verbinden. Was sich bewegt, tönt, was lebt, bewegt sich und verkündigt sein Daseyn; so wird die Schöpfung für den durch beyde Sinne Empfindenden gleichsam ein lyrischer Hymnus.“ „Der Hexameter enthielt in seinen verschiedenen Regionen schon den Samen der schönsten Melodie der Lyra, die ohne ihn so abwechselnd und wohlklingend nicht entstanden wäre. Viele spätere Gesangweisen behielten ihn sogar noch als den Choranführer bey, und ließen ihm kleinere Verse

nur

nur folgen. Sein Strom ist der Vater aller lyrischen Bäche und Ströme, die wir zuletzt als verschlungene Mäander erblicken werden. Heil dem Manne, der dem Ohr diesen prächtigen Ambitus erfand! war er Orpheus, so verdiente er, daß ihm die Bäume folgten.“ „Wie die Natur ein doppeltes Geschlecht liebt, so führte man diesem Heldenmanne (dem Hexameter) mit der Zeit eine Heldenjungfrau, den Pentameter, zu; ihm gleichsam entnommen, und mit ausgezeichneterm Tanz in leichterer Grazie ihm zugehörig. Der ernste Anklang dieses Sylbenmaßes, in der Mitte sein unerwarteter Stillstand, und dann in einem bestimmteren Schwunge sein angenehmer Ausgang nähern ihn schon dem lyrischen Fluge. Denn indem er die majestätische Breite des Hexameters verengt und dem Ohr auffallender umschränket, auch einen Schluß hinter sich liebet; so entsteht zwischen ihm und dem heroischen Verse gleichsam eine Art Ehe, in welcher sich Hoheit und Milde, Pracht und Gefälligkeit, in Empfindungen gleichsam Freude und Leid paaren.“ Welche schwärmerische ausschweifende Sprache! Glückliche Phantasie, die über ein halbes Dutzend Daktylen und Spondeen in eine solche Entzückung gerathen kann! Wir andern gemeinen Sterblichen können hier nichts thun, als — staunen und schweigen.

III.

Wielands Werke.

Nur wenig deutsche Dichter haben eine so lange und so glänzende Laufbahn durchwandert, als der Verfasser des Agathon. Obgleich seine ersten Versuche nur wenige der Eigenschaften besaßen, durch die er in der Folge der Lieblingsdichter Deutschlands geworden ist, und vorzüglich weit von der Correktheit und Vollendung entfernt waren, durch welche sich Wieland vor den meisten Dichtern unsrer Nation auszeichnet, so verriethen sie doch eine so lebhafte Phantasie, ein so warmes und edles Herz und einen so großen Reichthum von Kenntnissen, daß sich jeder unpartheyische Leser zu den größten Erwartungen berechtigt sehen mußte. Wielands Geist war durch die Lektüre der Alten und der Besten unter den Neuern genährt. Er hatte ihre Schönheiten auf das innigste gefühlt und seinem Geiste, durch eine ihm ganz eigenthümliche Geschmeidigkeit, angeeignet. Alles was in das Gebiet der Einbildungskraft gezogen werden konnte, wie weit es auch immer entfernt liegen oder wie verschieden es seiner innern Natur nach seyn mochte, hatte er, ohne Schonung jeglicher Mühe und Anstrengung, zu seinem rechtmäßigen Eigenthum gemacht.

gemacht. Die Früchte dieſer Bemühungen zeigten ſich ſogleich, als ſein Geiſt zur Reife gediehen war. Faſt alle Werke, die er von dieſer Zeit an dem Publicum vorlegte, trugen den Stempel des ächten Genies und des feinſten Geſchmacks. Ein unſchätzbarer Reichthum von Lebensweisheit und Menſchenkentniß, eine Fülle fruchtbarer Ideen aller Art ſind in ihnen mit dem Schleyer der Schönheit und Anmuth umhüllt. Ohne Zweifel iſt es die ſeltne Vereinigung einer höchſt feurigen Einbildungskraft mit philoſophiſchem Geiſte, durchdringendem Verſtande, feiner Cultur und raſtloſer Thätigkeit, wodurch Wieland einen eben ſo hohen als unbeſtrittnen Rang unter Deutſchlands Dichtern behauptet. Mit allen dieſen Eigenſchaften aber, deren jede ſchon allein ihren Beſitzer auszeichnet, vereinigt er noch ein gewiſſes, unnennbares Etwas, das die Produkte ſeiner Phantaſie wie mit einem zarten Nebel umhüllt und ihnen die vollkommenſte Haltung und Anmuth ertheilt. Unſtreitig beſitzen wir Dichter, deren Einbildungskraft einen kühnern und höhern Flug zu nehmen gewagt hat — denn die Regionen des Erhabnen ſind nie das eigenthümliche Gebiet der Wielandiſchen Muſe geweſen — andre haben, eine wo nicht tiefere, doch ausgebreitetere Kenntniß des menſchlichen Herzens beſeſſen; noch andre haben ſich durch einen größern Tiefſinn oder ſchärfern Witz ausgezeichnet; aber wir für unſre Perſon kennen keinen einzigen, der ſo viele dichteriſche Eigenſchaften auf einmal in eine ſo vollkommne Harmonie vereinigt habe.

Es

Es kann paradox scheinen, aber es ist, unsrer Einsicht nach, darum nicht weniger wahr, daß es nur aus diesem Umstande erklärlich ist, warum Wielands Muster auf die deutsche Litteratur, oder, um uns bestimmter auszudrücken, auf die schreibende Klasse der Deutschen, einen verhältnißmäßig so geringen Einfluß gehabt hat. Fast jeder unsrer berühmten Dichter hat unter den zahlreichen Nachahmern, an denen es keinem unter ihnen gefehlt hat, einen oder den andern gefunden, der ihm in seinen hervorstechenden Eigenschaften nahe kam und die zufällige, angebohrne Aehnlichkeit in charakteristischen Merkmahlen oft bis zur Gleichheit ausbildete; aber die Nachahmer dieses Dichters stehen insgesammt in einer so weiten Entfernung hinter ihm zurück, daß sie billigerweise kaum auf eine Vergleichung mit ihrem Urbilde Anspruch zu machen haben. Dieses darf uns um so weniger wundern, da auch selbst in den Gattungen, in welchen Wieland verdienstvolle und originale Nebenbuhler gefunden hat, seine Werke doch als die ersten oder wenigstens unter den ersten genannt werden müssen. Unter den Romanen unsrer Nation behauptet Agathon neben den Leiden des jungen Werthers noch immer den vornehmsten Platz; Musarion aber steht unter allen unsren didactischen Gedichten in Rücksicht auf die Form, die das Werk derselben Göttinnen zu seyn scheint, deren Philosophie den Inhalt des Gedichtes ausmacht, allein. Und welche unsrer romantischen Epopöen könnte man einem Idris, dem Werke der glänzendsten

Einbil-

Einbildungskraft und des lebhafteſten Witzes, und einem Oberon zur Seite ſetzen, ohne die Richtigkeit ſeines Geſchmacks oder die Unpartheylichkeit ſeines Willens zum mindeſten verdächtig zu machen?

So gering aber indeß Wielands unmittelbarer Einfluß auf die deutſche Litteratur eben darum war, weil er den Nachahmern nicht Eine glänzende Seite, ſondern eine faſt ideale Vereinigung vieler dichteriſcher Eigenſchaften darbot, ſo viel hat ihm doch ſein Vaterland mittelbarer Weiſe zu danken. Denn ſchwerlich hat, nächſt Leſſing, irgend ein deutſcher Schriftſteller ſo allgemein und ſo vortheilhaft auf den Geſchmack der Nation gewirkt. In Gegenden, wo man mit den Erſcheinungen der Litteratur noch am unbekannteſten war, las man doch Wielands Schriften und fühlte ſich zu ihnen durch den unwiderſtehlichen Zauber des Genies und einer eben ſo edeln als unnachahmlichen Grazie hingezogen. Er gab ſeinem Vaterlande und den Fremden faſt zuerſt ein Beyſpiel, welcher Harmonie und Anmuth die deutſche Sprache fähig ſey; er bewieß ihnen, daß auch in dem Norden die ſchönſten Blüthen der Einbildungskraft gedeihen und daß es wenigſtens nicht die Schuld des deutſchen Himmels ſey, wenn die Grazien hier ſo ſelten wohlgefällige Opfer zu erhalten pflegen. Er ſöhnte diejenigen, deren Ohr allein an die Melodie der ſüdlichen Sprachen, und deren Geſchmack an die Meiſterſtücke der italieniſchen und franzöſiſchen Dichter gewöhnt war, mit dem deutſchen Genius aus, indem er ihnen

das,

das, was sie an ihren Lieblingsdichtern einzeln bewunderten, in einem schönen Verein zeigte. Daher hat der bessere Theil der Nation keinen Dichter fleißiger gelesen und studiert, wenn auch schon einige ephemerische Produkte von Zeit zu Zeit begieriger verschlungen worden sind; und die meisten seiner Leser haben sich immer in der für einen Dichter so schmeichelhaften Ungewißheit befunden, ob sie mehr durch den Inhalt belehrt oder mehr durch die Form vergnügt worden wären.

Wer an Deutschlands Ruhm nur einigen Antheil zu nehmen im Stande ist, oder wer auch nur überhaupt große und durch eine hohe Cultur veredelte Talente, als eines der schönsten und seltensten Produkte der Natur zu bewundern vermag, der wird sich mit uns freuen, daß der Verf. so vieler vortreflicher Werke, durch diese, auch in Rücksicht auf das Aeußere so vorzügliche Ausgabe veranlaßt wird, noch einmal Hand an dieselbe zu legen, sie von den etwa noch übrigen Flecken zu reinigen und der höchsten Vollendung, deren ein Kunstwerk fähig ist, so nah als möglich zu bringen. Denn das unabläßige Streben nach der höchsten Vollendung ist ebenfalls eine der ausgezeichneten Eigenschaften dieses großen Dichters, die ihm als Künstler die höchste Ehre bringt, weil sie alles in sich faßt, was den Künstler groß machen kann. Das Publicum, welches hier jeder gebildete Deutsche, und unter den Ausländern alle diejenigen sind, die sich um die Fortschritte der deutschen litteratur bekümmern, werden es also dem Verleger Dank wissen, hiezu

die

die nächste Veranlassung durch ein Unternehmen gegeben zu haben, bey welchem, unter den jetzigen Umständen, leicht mehr Ruhm als Gewinn einzuärnten seyn dürfte.

Den Anfang dieser Sammlung macht die Geschichte des Agathon.

Es würde vollkommen überflüßig seyn, uns hier umständlich über den Werth eines Werkes zu erklären, das schon vor dreyßig Jahren, in seiner ersten noch unvollkommenen Gestalt, mit einem so allgemeinen Beyfall aufgenommen worden ist, und sich, von dieser Zeit an, troß der Fluth von Romanen, welche Deutschland mit jeder Messe überschwemmt, in den Händen aller Leute von Gefühl und Geschmack erhalten hat. Die berühmtesten unsrer Romane haben fast insgesammt, wie glänzende Meteore, nur eine kurze Zeit über dem Horizont geleuchtet, um dann auf immer zu verlöschen; den Agathon aber hat nicht leicht jemand einmal gelesen, der ihn nicht auch zum zweyten und drittenmale lesen sollte. Denn wie bekannt uns auch immer der Gang der Begebenheiten in demselben seyn mag, so behält doch die Darstellung des innern Zustandes der handelnden Personen, die Wahrheit, Stärke und Lebhaftigkeit ihrer Empfindungen, die Zartheit oder der Adel ihrer Gefühle, die Richtigkeit und Vielseitigkeit der angestellten Betrachtungen, die Mannichfaltigkeit der Scenen, die ideale Reinheit der Dichtung, und der über das Ganze verbreitete Firniß einer bezaubernden Anmuth fast immer den Werth der Neuheit und zieht

das Gemüth immer von neuem und mit gleicher Stärke an. Gemählde wie das von Agathons Aufenthalt in den Haynen von Delphis und seiner Liebe zur Psyche; die Schilderung des Hofes des Dionysius, der Familie des Archytas, der unvermutheten Rückkehr Agathons zur Danae; die innre Geschichte beyder in den Erzählungen, die sie einander wechselseitig von ihrem Leben machen — diese Gemählde verlieren durch eine wiederholte Betrachtung von ihrem Interesse so wenig, daß sie vielmehr immer neue und unbemerkte Schönheiten darbieten und sich gleichsam vor den Augen des Beschauers zu beleben scheinen.

Nach allen den wichtigen Veränderungen, welche vornemlich die letzte Hälfte der Geschichte des Agathon in der Ausgabe von 1773 erfahren hatte, fand sie der Verfasser demungeachtet noch nicht vollkommen mit der Idee übereinstimmend, die er sich in der ersten Begeisterung, und lange vor der Ausführung des Werkes, von dem Zusammenhange und Plane desselben gemacht hatte. Er hatte, wie er hier in der Vorrede sagt, bey der ersten Bearbeitung nicht dahin gelangen können, diese Idee so darzustellen, daß die wenigen, welche damals in Deutschland Geisteswerke dieser Art scharf zu beurtheilen fähig waren, nicht Ungleichheit des Tons, ästhetische Lücken und eine ziemlich auffallende Bestrebung, die Lücken im psychologischen Gange der Geschichte mit Raisonnements auszustopfen und zu überkleistern, in dem zweyten

Theile

Theile hätten wahrnehmen müssen. Wiewohl nun, fährt der Verfasser fort, dieses Werk in der ersten Ausgabe mit allen seinen Mängeln eine sehr günstige Aufnahme fand, wie es denn auch in der That zur damaligen Zeit für eine ungewöhnliche Erscheinung in unsrer litterarischen Welt gelten konnte; so wußte doch der Verfasser selbst am besten, was ihm fehlte und warum es fehlte: und da die Ursache mehr in zufälligen Umständen und dem physischen Einflusse derselben auf seine Phantasie und innre Stimmung lag, als in einer wesentlichen Veränderung der Denkart, worin die Idee des Werkes in seiner Seele empfangen wurde; so blieb es immer sein Vorsatz, so bald er die dazu nöthige Muße und innre Ruhe finden würde, jenen Mängeln abzuhelfen, und den Agathon demjenigen, was er nach dem ursprünglichen Plane hätte werden sollen, so nahe zu bringen als ihm möglich wäre. Dieß würde denn auch bey der zweyten Ausgabe schon geschehen seyn, wenn nicht eine abermahlige große Veränderung der Lage und Umstände des Verfassers ihn daran verhindert hätte. Die geheime Geschichte der Danae, welche bey dieser Ausgabe hinzu kam, war also, außer einer Menge kleiner Verändrungen, die sich hauptsächlich auf Sprache, Ton und Styl bezogen, einer andern Eintheilung der Bücher und Kapitel und einem ganz neuen Schluß, alles was der Verfasser damahls für seinen Liebling thun konnte, und Agathon blieb, wider seinen Willen, über zwanzig Jahre lang noch immer unvollendet. — Diesem Gebrechen hoffte

er in der gegenwärtigen Ausgabe von der letzten Hand abgeholfen zu haben. Er hat weder Fleiß noch Zeit gespart, alle Flecken, die er in Rücksicht auf die Reinigkeit der Sprache, die Harmonie des Styls, die Richtigkeit der Gedanken, die Schicklichkeit des Ausdrucks und alle andre Erfordernisse dieser Art noch entdecken konnte, sorgfältig abzuwischen. Aber seine hauptsächlichste Bemühung war darauf gerichtet, die Lücken, die den reinen Zusammenhang der Seelengeschichte Agathons bisher noch unterbrochen hatten, zu ergänzen, einige fremdartige Auswüchse dafür wegzuschneiden, dem moralischen Plane des Werks durch den neu hinzugekommenen Dialog zwischen Agathon und Archytas die Krone aufzusetzen, und vermittelst alles dieses das Ganze in die möglichste Uebereinstimmung mit der ersten Idee desselben zu bringen, um es der Welt mit dem innigsten Bewußtseyn hinterlassen zu können, daß er wenigstens sein Möglichstes gethan habe, es der Aufschrift quid virtus et quid sapientia possit würdig zu machen.

Durch eine veränderte Abtheilung der Kapitel und Bücher, und durch einige beträchtliche Zusätze in dem letzten Drittheile des Werks, sind aus den zwölf Büchern der zweyten Ausgabe sechszehn geworden. Bis zu dem eilften Buche (der alten Ausgabe) bestehen die vorgenommenen Veränderungen fast nur in Verbesserungen einzelner Ausdrücke, in kleinen Weglassungen und Zusätzen, in veränderten Stellungen der Wörter u. d. Die ersten wesentlichen Verändrungen haben die vier Anfangs-

Kapitel

Kapitel des ehemaligen eilften Buches erhalten, von denen nur weniges in die neue Ausgabe aufgenommen worden ist. Zu gleicher Zeit sind hier einige Kapitel eingeschaltet, von denen wir unsern Lesern Rechenschaft zu geben haben.

Die Betrachtungen, welche der Dichter, in der zweyten Ausgabe, über den Seelenzustand seines Helden nach der Befreyung desselben aus dem Gefängnisse zu Syracus, in seiner Person anstellte, sind hier in Selbstbetrachtungen des Helden, die er noch während seiner Gefangenschaft macht, verwandelt worden. Agathon sieht jetzt das Laster triumphiren, und diejenigen, welche er glücklich zu machen gesucht hatte, scheinen bey seinem Schicksale gleichgültig. Eine tiefe Geringschätzung des Menschengeschlechts bemächtigt sich seines Gemüths; aber da er selbst ein Theil desselben ist, so ist es sehr natürlich, daß er auch an sich irre wird und den Glauben an seine eignen, ehmals für rein und tugendhaft gehaltnen Gesinnungen, zu verlieren anfängt. Was ist vielleicht die Tugend, in deren Besitze er sich geglaubt hatte, anders, als die Folge einer feinern Organisation und einer höhern Cultur? und wenn dieses ist, sollte es nicht Thorheit seyn, dem vermeinten Glücke andrer Menschen einen Lebensgenuß aufzuopfern, zu welchem ihn eben diese feinere Organisation und diese höhere Cultur zu berechtigen scheinen? In diesen Augenblicken schien ihm das System des Hippias weder so verabscheuungswürdig, noch so ungegründet, als es ihm zu Smyrna in dem Hause des Sophi-

ſten geſchienen hatte. Die Erfahrungen, welche er, auf dem neuem, jetzt gleichſam unter ihm einſinkenden Schauplatze, an den Menſchen gemacht hatte, ſtimmten mit den Erfahrungen deſſelben auf das genauſte zuſammen, und das traurige Schickſal, in welches er ſich ſelbſt verwickelt ſah, machte wenigſtens der Divinationsgabe des Sophiſten Ehre, deſſen Vorausſagungen Agathon leichtſinniger Weiſe verachtet hatte. Es wurde ihm nun ſelbſt wahrſcheinlich, daß jene idealiſche Tugend, welcher er ſo viele Opfer gebracht hatte, die größte, wenn gleich die ſchönſte aller Schimären, und daß das Beſtreben nach einer mehr als menſchlichen Größe, Stärke und Erhabenheit der Seele bloße Täuſchung und ein ſubtiles Gauckelwerk eines ſich ſelbſt vergötternden Egoiſmus ſey.

In dieſem für die Tugend ſo gefährlichen Zuſtande erhält Agathon unvermutheter Weiſe einen Beſuch von demſelben Hippias, deſſen Syſtem ihm ſein Trübſinn ſo eben wahrſcheinlicher als jemals hatte erſcheinen laſſen. Aber der Anblick deſſelben macht einen ganz andern Eindruck auf Agathons Herz, als man bey der einſeitigen Betrachtung des unmittelbar vorhergehenden Zuſtandes ſeiner Seele glauben würde; und, wenn auch die ganz unerwartete Verſetzung des Hippias von Smyrna nach Syracus und in das Gefängniß des Agathon ein wenig das Anſehn eines Theaterſtreichs hat, ſo muß man doch dem Verfaſſer zugeſtehn, daß er dieſes Mittel auf eine Weiſe benutzt habe, die eines großen Dichters vollkommen würdig iſt. Die Geſtalt

Kalt des Sophisten weckt in Agathons Seele eine Menge verhaßter Erinnerungen auf, welche nicht anders als zum Nachtheil seines Systems wirken können. Seine ehemaligen Gefühle erwachen in ihrer ganzen Stärke, und so wie er jetzt den ganzen leibhaften Hippias wieder findet, so fühlt er auch in sich wiederum den ganzen Agathon aufstreben. Hippias wird, als ein wahrer Weltmann, durch die Verachtung, welche ihm Agathon fühlen läßt, nicht angefochten. Er erinnert ihn an die Lehren, die er ihm vormals gegeben, und an das, was er ihm über die Folgen seiner ausschweifenden Denkungsart voraus gesagt habe. Er deckt ihm die Fehler seines Betragens auf; und klagt ihn einer thörigten Inconsequenz und Unbestimmtheit an, indem er weder ganz zu seinem System übergegangen, noch seinen eignen strengen Grundsätzen treu geblieben sey. Wahrscheinlich hatte Hippias geglaubt, gerade durch diese Beschuldigung seinen Zuhörer tief genug zu demüthigen, um seinem System, das, wie Agathon selbst nicht leugnen konnte, durch eine sehr schmerzhafte Erfahrung bestätigt worden war, keine weitern Einwürfe entgegen zu setzen. Eine gänzliche Hingebung in seine Grundsätze und Absichten, worauf er bey der mißlichen Lage der Umstände Agathons vielleicht um desto sicherer rechnen zu können glaubte, war der einzige Triumph, welcher seinem System noch fehlte; und diese Hofnung bewegt ihn, wenn wir anders in den Sinn und die Meinung des Dichters eingedrungen sind, dem Agathon, mit dem Tone der Herzlichkeit, seine

Freundschaft und alle damit verbundnen Vortheile anzubieten. Er verspricht ihm, wenn er sich entschließen könne, mit ihm nach Smyrna zurükzukehren und den Rest seiner Tage daselbst mit ihm zu verleben, durch den Einfluß, dessen er in Syracus genieße, seine Befreyung im Kurzen auszuwirken.

Während dieser Rede des Hippias, besonders desjenigen Theils, in welchem er die Fehler in dem Betragen und der Denkungsart Agathons rügte, ist in diesem die ganze Kraft seines Selbstgefühls erwacht. Er ist jezt besser geschickt als zuvor, seinen moralischen Zustand in seinem wahren Lichte zu sehn, und er glaubt eine aufrichtige Darstellung desselben den freundschaftlichen Anerbietungen schuldig zu seyn, mit denen Hippias seine Rede beschlossen hatte. Denn um diese von sich abzulehnen, bedarf es nichts so sehr, als des Beweises, daß der Sophist sich irre, wenn er die moralischen Grundsäze seines Freundes für verändert und mit den seinigen übereinstimmend halte. Durch eine deutliche Darstellung seiner Absichten in der politischen Laufbahn, an deren Ende er stand, zeigt er ihm, daß er sich nie zu einem schimpflichen Vergleiche mit dem Laster herabgelassen, und daß wenn er sich minder strenge bewiesen habe, dieses nur in Rücksicht auf das Betragen andrer geschehen sey. Aber demungeachtet fühle er jezt auf das lebhafteste, daß die so oft wiederkehrende Nothwendigkeit, sich zu dem Tone gewöhnlicher oder verderbter Menschen herabzustimmen, unvermerkt den innern Gehalt

Halt seines Charakters vermindert, seine Wachsamkeit eingeschläfert, und ihn nachsichtiger gegen das Laster gemacht habe, als es sich mit den Grundsätzen einer strengen Tugend vertragen dürfte. Er gesteht, daß gehäufte traurige Erfahrungen über die Gewalt des Lasters ihn endlich so weit gebracht, an einer allgemeinen, nach den Gesetzen der höchsten Weisheit geführten Weltregierung zu zweifeln, und was noch schlimmer sey, daß ihn bisweilen eine Reue angewandelt sey, so viel für Menschen gethan zu haben, welche großer Aufopferungen keineswegs würdig schienen. „Daß es so weit kam, fährt er fort, daß ich sogar dem Hippias bey mir gewonnen zu geben anfing, und seine egoistische Lebensphilosophie, als auf die allgemeine Erfahrung gegründet, bereits in einem günstigen Lichte betrachtete — dieß überzeugt mich, daß der verpestete Dunstkreiß eines verdorbnen Hofes bereits, wiewohl mir selbst unbemerkt, die Gesundheit meiner Seele angegriffen haben mußte, und daß ich der Gefahr nur zu nahe war, das letzte und höchste Gut des Menschen, das einzige was ihn über den Verlust alles andern trösten kann, zu verlieren.“ Er entdeckt dem Hippias, was bey seinem Anblicke in seiner Seele vorgegangen und wie er durch ihn zu einer richtigen Einsicht seines moralischen Zustandes gelangt sey. „Deine Gegenwart, sagt er, stellte plötzlich unser wahres Verhältniß wieder her. Ich fühlte mich wieder denselben, der ich war, da du mich in deinem Hause zu Smyrna verließest, um mit der schönen Danae den Anschlag, der euch

gleichwohl nur zur Hälfte gelang, abzureden. Dein selbst in seiner Strenge hinterlistiger Tadel (vergieb mir dieses Wort) wirkte mehr als du wolltest und wurde mir zwiefach heilsam. Er weckte das volle Bewußtseyn in mir auf, daß mein Wille immer redlich und mein Zweck rein gewesen war: aber mitten unter der Bestrebung, das Ganze meines Lebens in Syracus gegen deine Anklagen zu rechtfertigen, öffneten sich meine Augen für die feinen unsichtbaren Schlingen der Eitelkeit, des zu sichern Vertrauens auf meine eigne Stärke, und der übermäßigen Selbstschätzung, worin meine Lauterkeit sich ungewahrsam verstrickte; und, indem mir mein Gewissen Zeugniß gab, daß ich nie so schwach gewesen sey, als du mich beschuldigtest, sagte mir eben diese innerliche Stimme, daß ich auch so untadelhaft nicht gewesen sey, als die Eigenliebe mir geschmeichelt hatte." Am Schlusse seiner Rede lehnt er den Antrag des Hippias ausdrücklich von sich ab, und von dem edelsten Enthusiasmus für die Würde der Tugend und der menschlichen Natur belebt, schwört er der Tugend eine unverbrüchliche Treue. Wir können unsre Leser nicht besser von der Stärke der Beredsamkeit, welche auch in diesen neuerlich hinzugekommenen Stücken herrscht, überzeugen, als wenn wir diese vortrefliche Stelle ganz hier hersetzen. „Du siehst, sagt Agathon, meine Erfahrungen, meine Verirrungen, meine Fehltritte selbst, dienten am Ende nur mein Gemüth zu läutern, mich in meinen Grundsätzen zu befestigen und über das, was die Würde meiner Natur

und

und der Zweck meines Daseyns ist, mir immer mehr Licht zu geben. Nie hab' ich inniger empfunden, als in diesem Augenblicke, daß unverwandte und unabsichtliche Anhänglichkeit an das, was ewig wahr und recht und gut ist, das einzige Bedürfniß und Interesse meines edlern unsichtbaren Ichs ist, dem dieses sichtbare Ich mit allen seinen Bedürfnissen, Neigungen, Leidenschaften, Wünschen und Hofnungen immer untergeordnet seyn muß, wenn es in mir wohlstehn, oder, was eben dasselbe ist, wenn ich in diesem großen All, worin wir zur Beförderung seines allgemeinen Endzwecks thätig zu seyn bestimmt sind, das zu seyn wünsche, was ich seyn soll. Nur indem ich der gekränkten Eigenliebe des sichtbaren Agathon Gehör gab, der, im Zorn sein Werk von frevelhaften Händen zerstört zu sehn, diesen Frevel an der ganzen Menschheit rächen wollte, sank mein besseres Ich einen Augenblick unter sich selbst herab, und vergaß, daß es seine Natur ist, immer das Gute zu wollen und zu thun; unbekümmert, ob es erkannt oder verkannt, mit Dank oder Undank, mit Ruhm oder Schande belohnt werde; unbekümmert, was es fruchte, wie lang' es dauern und von wem es wieder zerstört werden könnte. Dieß, Hippias, ist es, was ich Tugend nenne; und dieser Tugend schwöre ich hier, in deiner Gegenwart, von neuem unverbrüchliche Treue; fest entschlossen, jede neue Laufbahn, die sie mir eröffnen wird, muthig anzutreten, sollte auch etwas viel ärgeres, als was ich bereits erfahren habe, am Ziel derselben auf mich warten. Noch einmal,

Hippias,

Hippias, ich erkenne das Wohlwollen in deinem Antrage mit einem Dankgefühl, dem ich mich nicht ganz überlassen darf, weil ich deine Wohlthat nicht annehmen kann. Was mein Schicksal seyn wird, weiß ich nicht; wiewohl mir kaum zweifelhaft ist, was meine Feinde über mich beschlossen haben. Eine höhere Macht gebietet über sie und mich. Uebrigens fehlt es mir nicht an Freunden, die sich für meine Befreyung verwenden werden; und ich vertraue zu deinem Edelmuth, Hippias, daß du, unbeleidigt von meiner Aufrichtigkeit, ihnen hierin eher beförderlich seyn als im Wege stehn wirst."

Durch diese Scene hat der innre Zustand des Agathon eine Anschaulichkeit gewonnen, welche nichts weiter zu wünschen übrig läßt, und wir sehen, nach diesem wichtigen Abschnitte in den Begebenheiten seines Lebens, ganz bestimmt, welche Veränderungen sein Charakter durch die in demselben gesammelten Erfahrungen erhalten hat, wie weit er von seiner ehemaligen Schwärmerey geheilt oder in seinen Grundsätzen befestigt worden ist. Es bedurfte allerdings eines glücklichen Zufalls, um seinen Glauben an die Tugend, der, bey dem Mangel eines haltbaren Systems, unter den gegebnen Umständen nothwendig erschüttert werden mußte, von neuem zu stärken und aufzumuntern. Es ist offenbar, daß dieses durch keinen Glücksfall bewirkt werden konnte; denn was hätte auch die unverhoffteste äußere Belohnung einem denkenden Menschen für den Werth der Tugend bewiesen? sondern dadurch, daß Agathon auf das lebhafteste

an

an die Würde und Glückſeligkeit ſeiner ehemaligen tugendhaften Gefühle erinnert wird. Sein Abſcheu gegen das Syſtem des Hippias kann nicht leere Täuſchung; die Zufriedenheit, die er in den Haynen von Delphi und ſelbſt nach ſeiner Verbannung aus Athen gefühlt hatte, konnte nicht ein Gaukelſpiel ſeiner Imagination ſeyn. So wie dieſe Ueberzeugung in ihm erwacht, muß er ſich auch bewußt werden, daß er in ſeinem moraliſchen Werth geſunken, daß wenigſtens die Feinheit ſeiner Gefühle abgeſtumpft ſey, weil er ſich, nach ſeinem Falle, an dem Hofe zu Syracus nicht mit dem Bewußtſeyn ſeiner Unſchuld und dem Zeugniſſe eines unbefleckten Gewiſſens hatte begnügen können. Es dürfte ſchwer ſeyn, ein andres Mittel zu entdecken, durch welches dieſe Wirkungen auf eine eben ſo vollkommne als wahrſcheinliche Weiſe hervorgebracht werden könnten, als dasjenige, welches der Dichter gewählt hat. Dieſes Mittel zeichnet ſich zu gleicher Zeit durch ſeine Einfachheit aus; eine Eigenſchaft, welche der untrügliche Stempel der Produkte großer Geiſter iſt. Nur dürfte man wünſchen, daß die Ankunft des Hippias ein wenig mehr motivirt wäre, und daß er nicht ſogleich wieder von dem Schauplatze verſchwände, nachdem er aufgetreten iſt. Dieſer Umſtand, aber auch nur dieſer allein, läßt die Neuheit des Einſchiebſels bemerken, das in allen ſeinen übrigen Punkten genau an die Gränzen anſchließt, zwiſchen welche es eingeſchoben iſt.

Der weitere Fortgang der Geſchichte iſt unverändert geblieben. Agathon wird auch hier durch die Anerbietungen des Dion und die Verwendung der italieniſchen Freyſtaaten aus ſeiner Gefangenſchaft erlöſt. Man hätte erwartet, daß Hippias hieran, einigen, wenn auch nur einen kleinen Antheil nähme, damit nicht ein Faden der Geſchichte umſonſt angeſponnen ſchiene. Agathon verläßt Syracus und begiebt ſich nach Tarent in das Haus des Archytas.

Der Aufenthalt in dem Hauſe dieſes tugendhaften Mannes nun iſt es, was in Agathons Herzen das geſunkne Gefühl der Achtung gegen ein Geſchlecht belebt, das er in den meiſten ſeiner Individuen zu verachten gezwungen worden war. Er erblickt hier die Tugend, welche er von der Erde entwichen glaubte, in ihrer vollen Würde, und mit einer Liebenswürdigkeit bekleidet, die, indem ſie dieſelbe zu einem Gegenſtande zärtlicher Neigung eignet, den Glauben an ihre Aechtheit unerſchütterlich macht. Dieſe Wirkung zu vollenden, trägt auch das Betragen der Danae das ſeine bey. Die Standhaftigkeit, welche ſie ſeinen feurigſten Wünſchen entgegenſetzt, und die Opfer, welche ſie der Tugend aus freyem Antriebe darbringt, müſſen in ſeinem Herzen für die Würde der menſchlichen Natur und den Adel, zu welchem ſie ſich auch nach einem der Sinnlichkeit gewidmeten Leben erheben kann, faſt noch lebhafter ſprechen, als das was ihm ſein eignes Gefühl und ſeine eigne Erfahrung darüber ſagt.

Dieſe

Dieſe Erfahrung hat ihn auf das innigſte überzeugt, daß die höchſte Wolluſt der Sinne zwar ein ſehr hoher Genuß, aber keineswegs der höchſte ſey, deſſen die Menſchheit fähig iſt. In dem Beſitze des zärtlichſten Herzens und der regſamſten Einbildungskraft, in den Armen einer Danae und in dem Schooße der ausgeſuchteſten Vergnügungen hatten ſich doch ſeine Blicke oft auf die goldnen Thürme und die Hayne von Delphi gerichtet, wo er ſeine ſchuldloſe Jugend durchlebt, wo er in dem Anſchaun und der Unterhaltung mit ſeiner Pſyche alles genoſſen hatte, was die Liebe reines und edles kennt. Er hatte ferner gelernt, daß Wohlthun, auch wenn es mit Undank vergolten wird, den Geiſt dennoch mit einer reinern Zufriedenheit lohnt, als alle Vortheile, welche die geringſte Abweichung von dem Wege der Tugend verſchaffen könnte; und daß alle Sophiſtereyen der Hippias nicht im Stande ſind, das geſunde Gefühl zu bereden, daß die höchſte Weisheit nichts anders ſey als die Kunſt, von den Schwächen andrer zur Befriedigung ſeiner eignen Wünſche Vortheil zu ziehn, noch auch daß der Beſitz aller Schätze des Glücks und aller Quellen des Genuſſes ein hinreichender Beweis wahrer Weisheit ſey. Von dem allen beſaß er eine ſo innige Ueberzeugung, als man nur immer durch das Gefühl erhalten kann; aber es fehlte derſelben noch, was ihr die Krone aufſetzen muß, die deutliche Einſicht der Gründe, auf denen es beruht, ihrer Uebereinſtimmung mit dem Weſen der Menſchheit und

ihrer

ihrer Gültigkeit für jeden, der auf den Namen eines Menschen Anspruch macht.

Auch zu dieser deutlichen Einsicht verhilft ihm, in dieser neuen Ausgabe, der Unterricht des weisen Archytas, der ihm das Geheimniß der menschlichen Natur und die reinen Prinzipien unsers Thuns und Lassens enthüllt. Das Gespräch, worinnen dieses geschieht, und welches den größten Theil des sechszehnten Buches füllt, ist gleichsam der Schlußstein des Ganzen und giebt dem moralischen Plane desselben eine Einheit, die in einem Werke wie Agathon, in welchem in allen übrigen Rücksichten eine so vollkommene Einheit herrscht, nicht überflüßig scheinen kann. Wir wollen auch hievon soweit Rechenschaft geben, als etwa hinreichend seyn dürfte, um die Freunde des Agathon auf die Zusätze dieser Ausgabe aufmerksam zu machen und sie zu einer wiederholten Lectüre einzuladen.

Je länger sich Agathon in dem Hause des Archytas aufhält, desto lebhafter regt sich in seinem Herzen der Wunsch, das Innerste seines moralischen Zustandes einem Manne zu entdecken, von welchem er allein die Befreyung von den Zweifeln erwarten kann, die ihn von der Zeit an, wo er zu Smyrna die heitre Stille seiner Seele verlohr, beunruhigt haben. Die seligsten Gefühle seiner Jugend waren ihm zu gleicher Zeit mit den erhabnen Lehren der orphischen Theosophie, in denen er erzogen worden war, verdächtig geworden. Archytas hatte in seinen Augen den höchsten Gipfel moralischer Vollkommenheit erreicht, den ein Sterblicher

licher zu erreichen fähig war, und er hatte sich gewöhnt, ihn als ein Wesen von höherer Art, als einen den Menschen gewogenen Genius zu betrachten, der sich freundlich zu ihnen herabgelassen, um sie durch die leise Einwirkung seiner Gegenwart in der Liebe der Weisheit und Tugend zu befestigen. Auch er glaubte schon allein dadurch, daß er ein Hausgenosse dieses göttlichen Mannes war, sich in seinem Innern mit jedem Tage besser zu befinden: aber nur um so fester wurde sein Entschluß, sich ganz vor ihm zu enthüllen, und ihm besonders von jener Veränderung in seiner moralischen Verfassung, die sich während seines Aufenthalts zu Smyrna ereignet hatte, die genauste Rechenschaft zu geben, denn sein Herz sagte ihm, daß er seit diesem Zeitpunkt an innerm Werth eher ab- als zugenommen habe. Er wollte und konnte die Lücken, die damahls im System seiner Meinungen und Ueberzeugungen entstanden waren, nicht länger unberichtigt lassen. Die Uneinigkeit, die sich unvermerkt zwischen seinem Kopf und seinem Herzen entsponnen hatte, mußte schlechterdings aufs Reine gebracht werden: und wer hätte ihn in dieser für die Ruhe und Gesundheit seiner Seele so wichtigen Angelegenheit sichrer leiten, ihm gewisser zu einem glücklichen Ausgange aus dem Labyrinthe seiner Zweifel verhelfen können, als Archytas?"

Agathon schrieb also die Geschichte seines Lebens mit der möglichsten Unpartheylichkeit und Strenge gegen sich selbst nieder, und theilte sie dem ehrwürdigen Greise mit. Die Lectüre derselben

ben führt ein Gespräch herbey, in welchem Archytas seinem jungen Freunde selbst einen Theil von der Geschichte seines Lebens und seinen Ueberzeugungen erzählt, und wie er zu einem festen Glauben an die Tugend gelangt sey. Er war von dem Gefühle ihrer Würde und Wirklichkeit als von einer Thatsache ausgegangen. Er hatte wahrgenommen, daß die Urtheile der Menschen einen solchen Glauben eben so sehr rechtfertigen, als ihre Handlungen ihn zu bestreiten scheinen; und indem er den Ursachen dieses scheinbaren Widerspruchs nachforschte, hatte er ihn in dem eigenthümlichen Wesen der Menschheit und der Vereinigung zweyer ganz verschiedner und ungleichartiger Naturen gegründet gefunden, deren eine den Menschen mit allen lebendigen Wesen in dieser sichtbaren Welt auf Eine Linie stellt, die andere aber durch Vernunft und freye Selbstthätigkeit unendlich hoch über jene erhebt. Er hatte bemerkt, daß bey dieser wunderbaren Vereinigung die thierische Natur durch die geistige auf tausendfache Weise veredelt, die geistige hingegen durch jene eben so oft herabgewürdigt und verdüstert werde; und daß demnach, da nun der Mensch einmal durch diese Verbindung zu dem werde, was er ist, die höchste Vollkommenheit desselben in nichts anderm als in der vollkommensten Harmonie beyder Naturen bestehen könne. „Ist nun diese Harmonie an sich möglich, dachte er bey sich selbst, so kann sie durch nichts anders, als durch die Unterwürfigkeit des thierischen Theils unter den geistigen, vernünftigen und freyen hervorge-

vorgebracht werden. Denn was kann wahnsinniger seyn, als daß der Blinde den Sehenden führe und der Verständige dem Unverständigen gehorche? Diese Unterordnung ist um so gerechter, weil der thierische Theil bey der Regierung des vernünftigen keine Gefahr läuft, und nicht die geringste Beeinträchtigung in seinen rechtmäßigen Forderungen von ihm zu besorgen hat; indem dieser zu gut erkennt, was zum gemeinsamen Besten des ganzen Menschen erfordert wird, um dem thierischen Theil etwas zu versagen, was die Natur zu einer Bedingung seiner Erhaltung und seines Wohlseyns gemacht hat. Das Thier hingegen weiß nichts von den höhern Bedürfnissen des Geistes; es kümmert sich nichts darum, ob sein unruhiges Bestreben, jede seiner Begierden zu befriedigen, den Geist in edlern Geschäften und reinern Vergnügungen beeinträchtigt, und ist so wenig geneigt, seinen eigennützigen Foderungen Ziel und Maas setzen zu lassen, daß es sich vielmehr jeder Einschränkung entgegensträubt, und, sobald die Vernunft einschlummert, oder den Zügel nicht fest genug hält, sich eine Willkührlichkeit und Oberherrschaft anmaßt, wovon die Zerrüttung der ganzen innern Oeconomie des Menschen die unfehlbare Folge ist.“

Auf diesen sichern Grund stützt der weise Archytas die Regel, daß ein rastloser Kampf der Vernunft mit der Sinnlichkeit, oder des geistigen Menschen mit dem thierischen, das einzige Mittel sey, wodurch dem Verderbniß unsrer Natur und den Uebeln aller Art, die sich aus ihr erzeu-

gen, abgeholfen werden könne, und daß dieser innerliche Krieg in jedem Menschen so lange dauern müsse, bis das zum dienen gebohrne Thier die weise und gerechte Herrschaft der Vernunft anerkennt und willig dulden gelernt hat. Um aber diesem Grundsatze gemäß zu handeln, muß die Vernunft alle Mittel aufbieten, die in ihrer Gewalt stehn. Unter diesen Mitteln ist keines wirksamer, keines sichrer und zur Aufmunterung in der Tugend, so wie zur Belebung guter Hofnungen geschickter, als der einem jeden gesunden Verstande einleuchtende Glaube, „daß dieses unermeßliche Weltall nicht das Werk eines blinden Ohngefährs oder mechanisch wirkender plastischer Kräfte sey, sondern die sichtbare Darstellung der Ideen eines unbegränzten Verstandes, die ewige Wirkung einer ewigen geistigen Urkraft, aus welcher alle Kräfte ihr Wesen ziehen, eine einzige nach einerley Gesetz regierte Stadt Gottes, deren Bürger alle vernünftige Wesen, deren Gesetzgeber und Regierer die Gerechtigkeit und Weisheit selbst, deren ewiges Grundgesetz gemeinschaftliches Aufstreben nach Vollkommenheit ist.“ Je mehr aber Archytas diesen großen, alles umfassenden Gedanken durchzudenken bemüht war, desto vollkommner fühlte er sich überzeugt, daß sich die ganze Kraft seines Geistes in ihm erschöpfe, daß er alle seine wesentlichen Triebe befriedige, daß er nichts höheres, besseres, vollkommneres denken könne. Sobald er aber der Wahrheit desselben gewiß war, fühlte er sich auch überzeugt, daß er unendlich mehr als ein bloßes Erdenwesen,

wesen, mehr als der Thiermensch sey, der er äusserlich scheine, daß er mit allen vernünftigen Wesen zusammenhänge und daß seine Thätigkeit nicht auf die kurze Dauer dieses Lebens eingeschränkt sey. „Von diesem Augenblick an, fährt er fort, fühle ich, daß der Geist allein mein wahres Ich seyn kann, daß nur seine Geschäfte, sein Wohlstand, seine Glückseligkeit, die meinigen sind; daß es Unsinn wäre, wenn er einen Körper, der ihm bloß als Organ zur Entwicklung und Anwendung seiner Kraft und zu Vermittelung seiner Gemeinschaft und Verbindung mit den übrigen Wesen zugegeben ist, als einen wirklichen Theil seiner selbst betrachten, und das Thier, das ihm dienen soll, als seines Gleichen behandeln wollte; aber mehr als Unsinn, Verbrechen gegen das heiligste aller Naturgesetze, wenn er ihm die Herrschaft über sich einräumen, oder sich in ein schnödes Bündniß gegen sich selbst mit ihm einlassen, eine Art von Centauren aus sich machen, und die Dienste, die ihm das Thier zu leisten genöthigt ist, durch seiner selbst unwürdige Gegendienste erwiedern wollte.“ Auf dieselbe, höchst einfache Weise, entwickeln sich aus diesem Glauben an eine unsichtbare Weltregierung die Prinzipien aller übrigen Tugenden. Der Mensch gehört mit allen seinen Kräften dem großen Ganzen an, worinne ihm sein Platz und seine Bestimmung von dem einzigen Oberherrn, den er über sich erkennen darf, angewiesen ist. Er wird nun zwar diejenigen Pflichten, welche jener Platz erfordert, mit jeglicher Aufopferung zu erfüllen suchen,

aber doch nur in ſo ferne die höheren Pflichten der Gerechtigkeit und Wahrheit, die höchſten Gegenſtände der Verehrung und Achtung des Weiſen, nicht dadurch verletzt werden.

Dieſes ſind die vornehmſten Momente der Moral des Archytas, welche der Verf. in dem Geiſte des alten Weltweiſen mit eben ſo viel Klarheit als Beredſamkeit dargeſtellt hat. Die vollkommnere Ueberzeugung, durch welche Agathon durch dieſe und ähnliche Unterhaltungen gelangt, iſt es nun ohne Zweifel, was in der Folge die bisweilen ſinkende Kraft ſeines moraliſchen Willens, vornemlich in Rückſicht auf ſein Verhältniß zu der ſchönen Danae, unterſtützt und ihm die Stärke giebt, ſich eine Zeitlang ganz aus dem für ihn noch immer allzugefährlichen Zauberkreiſe ihrer Gegenwart zu verbannen. Der Schluß der Geſchichte iſt unſern Leſern bekannt. Agathon durchreiſt alle Provinzen der damahls bekannten Welt, in denen die griechiſche Sprache geredet oder wenigſtens verſtanden wurde, und ſeine ununterbrochne Aufmerkſamkeit auf die wichtigſten Angelegenheiten der Menſchheit, bey denen er jetzt nur einen ſtillen und müßigen Zuſchauer vorſtellt, vollendet die moraliſche Bildung, welche durch den ganzen Lauf ſeines Lebens befördert worden war, und befeſtigte die Ueberzeugungen, welche die Lehren des weiſen Archytas in ihm hervorgebracht hatten. Er kömmt, mit Kenntniſſen aller Art bereichert und von allen ſeinen noch

übrigen

übrigen Vorurtheilen geheilt, zurück, und von nun an macht sein Herz zwischen der Liebe zur Psyche und Danae keinen Unterschied mehr.

Die Fortsetzung folgt.

IV.

Biographische Nachrichten.

Die französische Litteratur verlohr im vorigen Jahre einen ihrer angenehmsten und bekanntesten Schriftsteller, den Ritter Florian. Die Verfolgungen, welche er unter der Tyranney Robespierres und seiner Gehülfen erfahren hatte, machten einen so tiefen Eindruck auf sein gefühlvolles Herz, daß seine starke Constitution der Last der Leiden unterlag.

Florians Vater hatte eine von Voltaire's Nichten geheyrathet und der junge Florian genoß von seiner Kindheit an den Umgang seines Großonkels, dem die treflichen Anlagen des Kindes nicht unbemerkt blieben. Durch Voltaire kam er in Verbindung mit dem ehrwürdigen d'Argental, in dessen Hause sich eine ausgesuchte Gesellschaft von Gelehrten und Leuten von Geschmack zu versammeln pflegte. Die Künste, aber vorzüglich die

dramatiſche Poeſie, waren der Gegenſtand ihrer Unterhaltungen und ihrer Vergnügungen; und auf d'Argentals kleinem Theater wurden oft die Stücke probirt, die in der Folge den Beyfall des Publicums erhielten. Der junge Florian, der ſich ſchon damals durch kleine, reizende Poeſien auszeichnete, ſpielte oft, mit Beyfall, auf dieſem Theater die Rolle des Harlekin. Dieſe abgenutzte Rolle bekam durch ihm eine neue Geſtalt. In ſeinen beyden Billets; in der guten Wirthſchaft, und dem Arlequin père de famille gab er ihm einen rechtſchaffnen Charakter und machte ihn naif und gefühlvoll. Alle dieſe Stücke wurden auf d'Argentals Theater geſpielt. In ihnen ſchien ſich der alte Carlin *) zu verjüngen, und ſie erhielten bey dem Publicum eben den Beyfall, den ſie in einem Privatzirkel gefunden hatten.

Noch früher hatte er im Jeannot et Collin die bekannte Erzählung Voltaires auf die Bühne gebracht. Später als alles dieſes ſchrieb er la bonne mère und Blanche et Vermeille. Dieſes letzte Stück iſt in einem ganz verſchiednen Geſchmack. Florian hat in allen ſeinen dramatiſchen Arbeiten einen eigenthümlichen Charakter; er achtet die Sitten und die Sprache; er rührt das Herz und beſchäftigt den Witz. Wenn er ſich nicht

*) Wer dieſen vortreflichen Schauſpieler näher kennen zu lernen wünſcht, ſehe Goldonis Memoiren 3. Th. S. 16. f. deutſche Ueberſ.

nicht zu dem Range der erſten Meiſter in der dramatiſchen Kunſt erhoben hat, ſo hat er dafür das ſeltne Verdienſt, auf einer ſo betretnen Bahn einen eignen Platz gefunden zu haben.

Unter allen ſeinen Werken wurde keines ſo günſtig aufgenommen, als Galatée, ein Schäferroman, nach dem ſpaniſchen des Cervantes, in Proſe mit eingeſtreuten Verſen. Der Styl in dieſem Roman iſt rein, die Erzählung munter und nett, die Gedanken natürlich und fein, die Verſe höchſt muſikaliſch. Cervantes hatte die Geſchichte unvollendet gelaſſen; Florian endigte ſie, und in dem letzten Buche, das ihm ganz angehört, iſt das Intereſſe ſo gut erhalten und der Faden der Begebenheiten ſo glücklich verfolgt, daß Cervantes vielleicht ſelbſt kaum den Unterſchied bemerkt haben würde. Was auch immer das Schickſal von Florians übrigen Werken bey der Nachwelt ſeyn mag, ſo wird ſeine Galathee gewiß ſo lange Leſer finden, als es noch gefühlvolle Seelen, als es noch Freunde der ſchönen Natur, ſanfter Leidenſchaften und ländlicher, unſchuldiger Sitten geben wird.

Florian verſuchte ſich jetzt in einer höhern Gattung und ſchrieb ſeinen Numa. Dieſes Werk iſt nicht ohne Verdienſt. Es iſt mit Sorgfalt geſchrieben, mit Kunſt angelegt oder vielmehr verwickelt; mehrere einzelne Stücke haben Intereſſe und Wärme; aber bey dem allen kann man ſich nicht verhehlen, daß Florian weit unter ſeinem Gegenſtande geblieben iſt.

Er geſtand, daß er ſich durch den Numa den Weg in die Academie habe bahnen wollen; aber gerade dieſes Werk, die Gattung in der es geſchrieben war und ſelbſt das Titelkupfer, durch das er es als einen Pendant zum Telemach ankündigte, erweckte die Mißgunſt gegen ihn und verſchloß ihm noch auf einige Zeit den Eintritt in die Academie. Endlich erhielt er einen Platz; aber dieſen verdankte er ſeinen frühern Schriften, ſeinen Freunden, ſeiner Kunſt geiſtreich und fein zu loben, und den Preiſen, die er bey der Academie erhalten hatte.

In der Eſtelle kehrte Florian zu der Gattung zurück, die ihm in der Galathee ſo ſehr gelungen war. Auch hier hat er hin und wieder nach ſpaniſchen Muſtern gearbeitet, aber der größte Theil iſt ſein Eigenthum. Dieſe Arbeit hat viele Verdienſte. *) Die Verſe ſind eben ſo fließend als die Proſe, und die Anmuth, welche über das Ganze verbreitet iſt, feſſelt den Leſer mehr als der Inhalt.

Cervantes hatte Novellen geſchrieben; ſein Nachahmer gab ebenfalls eine Samlung Novellen heraus. Sie erhielten den Beyfall des Publicums, ob ſie gleich zur Vermehrung ſeines litterariſchen Rufes wenig beytrugen. Es fehlt den Begebenheiten nicht an Intereſſe, der Anordnung nicht

*) Der Werth dieſes Gedichts iſt umſtändlich gewürdigt im XXXVI. Bande dieſer Bibliothek S. 312.

nicht an Kunſt, aber in dem Ganzen iſt der Ton etwas zu einförmig. Cervantes hat mehr Mannichfaltigkeit, Kraft und Tiefe.

Gonzalve von Cordoba erhielt weit weniger Beyfall als irgend eine von Florians frühern Arbeiten. Er würde zu jeder Zeit nur für ein mittelmäßiges Werk gegolten haben, aber unter den Umſtänden, in denen er erſchien, that ihm ſelbſt der Stoff, welcher aus den Ritterzeiten genommen iſt, Schaden. Dagegen iſt ein Précis hiſtorique ſur les Maures, welcher dieſen Roman begleitet, eine ſeiner beſten Schriften.

Seine letzte Arbeit waren äſopiſche Fabeln, die ihrem Verfaſſer einen ehrenvollen Rang unter den Nachahmern des unnachahmlichen Lafontaine verſchafft haben. Sie zeichnen ſich durch die Reinheit, die Preciſion, die Leichtigkeit, den ungezwungnen Witz und eine gewiſſe geiſtreiche Naivetät aus. Florian erſcheint in ihnen als ein liebenswürdiger Mann. Er ſteht dem Lafontaine nach, aber er erhebt ſich über La Motte. Denn bey eben ſo viel Witz hat er mehr Natur, weniger Anſprüche und weniger Trockenheit.

Florian nahm an der Revolution einen zu lebhaften Antheil, um ſeine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten mit gleichem Eifer fortzuſetzen. Die Gemeinde von Sceaux l'Unité ernannte ihn zum Commendanten ihrer Nationalgarde, und er erfüllte die Pflichten dieſes Poſten mit Eifer und Redlichkeit. Als aber der Convent zu tyranniſiren anfing, zog er ſich, ſo wie viele rechtſchaffne

Freunde

Freunde der Freyheit, *) zurück. Auch dieß war strafbar. Er wurde eingekerkert und verlohr in einer langen Gefangenschaft sein Vermögen und seine Gesundheit. Die Revolution vom 27. Jul. gab

*) Florian war, wie jeder rechtschaffne Mann seyn sollte, ein Freund und Verehrer einer vernünftigen und gerechten Freyheit. Er bewunderte die Engländer und diese Bewundrung, die im Jahr 1790 für etwas edles galt, war im Jahr 1793 ein strafbares Verbrechen geworden. Seine Art über die Freyheit zu denken, so wie er sie selbst in seinen Nouvelles Nouvelles (à Paris, de l'imprimerie de Didot l'ainé, 1792) vorstellt, war den Absichten der Demagogen nicht angemessen. Wir schreiben diese Stelle hier ab, die vielleicht selbst einen Einfluß auf sein Schicksal gehabt hat: C'est une belle et respectable nation que la nation anglaise. Le poid immense dont elle fut toujours dans la balance de l'Europe, ce qu' elle a fait d'éclatant dans la politique, dans la guerre, ses sublimes découvertes dans les sciences, assureroient assez sa gloire, quand même elle n'y joindrait pas l'avantage plus précieux encore d'avoir été le prémier peuple moderne qui ait possédé les deux biens les plus nécessaires au bonheur des hommes, des philosophes et des lois. Les anglais n'en ont point abusé, ce qui était si facile; ils ont eu l'extrême sagesse de ne pas vouloir tout d'un coup atteindre à la perfection, qui ne peut être jamais que le fruit de l'expérience. Ils ont pensé que la raison, peut-

gab ihm ſeine Freyheit wieder, aber ſeine Geſundheit war zerrüttet und ſein Geiſt in ſeiner Blüthe geknickt. Er ſtarb wenige Tage nach ſeiner Entlaſſung, den 26 Fructidor (12 September) als eines der intereſſanteſten Opfer der ſchrecklichen Tyranney, unter welcher Frankreich, zur Schmach der Freyheit, ſo lange geſeufzt hat.

Antoine Bertin war den 10. October 1752 auf der Inſel Bourbon (jetzt Réunion) gebohren. Er ging im Jahr 1761 nach Frankreich, kam in Picpus in Penſion, und hierauf in die Schule zu Pleſſis, (in Paris, aus der man itzt einen Kerker gemacht hat.) Im Jahr 1773 gab er eine

être même la vertu, et ſans nul doute le bonheur, n'était autre choſe que la meſure; et pour conſerver le plus beau bien dont l'homme puiſſe jouir, la liberté, ils ont confondu ce grand nom, ils en ont mêlé la ſublime idée avec celle d'obéiſſance à la loi, avec le reſpect des autorités établies par la loi, avec la crainte réligieuſe de jamais offenſer la loi. De là s'eſt promptement formé ce ſoutien inébranlable de la liberté, ce principe générateur de la félicité d'un peuple, l'eſprit public. C'eſt par lui ſeul que les habitans de deux isles, beaucoup moins grandes que la France, ſe ſont vus ſouvent les arbitres ou l'effroi des Souverains etc.

eine kleine Sammlung von Gedichten heraus, die wenig Glück machten und den Beyfall nicht ahnden ließen, den ſeine Elegieen, die 1782 erſchienen, in Frankreich fanden. Dieſe letztere Sammlung hat ſich erhalten; von der erſtern iſt kaum noch eine Spur übrig.

Als Bertin ſeine Amours herausgab, hatte einer ſeiner Landsleute, Parny, in derſelben Gattung Ruhm erworben und den Namen des franzöſiſchen Tibull erhalten. Es war nicht leicht, es dieſem gefühlvollen, harmoniſchen Dichter gleich zu thun; auch blieb Bertin in mehrern Stücken hinter ihm zurück. Aber ſeine glänzende Einbildungskraft, ſeine lebhaften Gemählde, ſeine reichen und mannichfaltigen Beſchreibungen und ſein bilderreicher Styl erſetzte, was ihm vielleicht an Natur und Zärtlichkeit abging. Er ſchien nach dem Namen des franzöſiſchen Properz zu ſtreben; er ahmte dieſen Dichter oft nach und machte ſich nebſt ſeinen Schönheiten auch ſeine Fehler zu eigen. In der That ſcheint er bisweilen, ſo wie Properz, zu lieben, weil er ſchreiben will; ſtatt daß Tibull und Parny ſchreiben, weil ſie lieben.

Indeß lebten dieſe beyden Nebenbuhler immer in einer vertrauten Freundſchaft. Sie waren unter einem Himmel gebohren und von denſelben Neigungen beſeelt; aber ob ſie gleich nach Einem Lorbeer eilten, ſo ward doch ihr gutes Vernehmen nie durch ſchriftſtelleriſche Eiferſucht geſtört. Parny war ſeinem Freunde voran geeilt; Bertin

folgte

folgte ihm, ſeiner ausgezeichneten Talente ungeachtet, nur mit ungleichen Schritten; allein zu ihrer beyderſeitigen Ehre ſchien keiner von beyden dieſen Unterſchied wahrzunehmen.

Bertin hatte Dienſte genommen; er war Capitain bey der Reiterey und Ludwigsritter. Er ging am Ende des Jahres 1789 nach St. Domingo, in der Hofnung die Hand einer jungen Creolin zu erhalten, die er in Paris geſehen hatte und die vor ihm nach Weſtindien abgereiſt war. Er war in ſeinen Bewerbungen glücklich, aber verſchiedne Umſtände nöthigten ihn, ſeine Verbindung bis zum Anfang des Junius 1790 aufzuſchieben. Zwey Tage vorher fühlte er eine leichte Anwandlung von Fieber, das mit etwas Huſten verbunden war. Man hielt es für einen Rheumatismus. Der Hochzeittag kam und die Trauung mußte in ſeinem Zimmer vorgenommen werden. Kaum hatte er das Ja mit ſchwacher Stimme ausgeſprochen, als er in Ohnmacht fiel.

Als er wieder zu ſich kam, war das Fieber ſehr heftig geworden. Die Krankheit vermehrte ſich von Tag zu Tag und er ſtarb nach einer Geiſtesabweſenheit von mehrern Tagen, am Ende des Junius 1790 in einem Alter von 38 Jahren.

V.

Litterarische Nachrichten.

Lieder von G. B. von Hayngwitz. Berlin, bey Unger 1785. 195. S. kl. 8.

Eine Sammlung von Erzählungen und Gedichten. Sie ist deswegen Lieder heißt, weil dem Verfasser unter das Talent der Morgenröthe vor Augen schwebte, aus der an die liebenswürdigen Frauenzimmer, denen das Buch gewidmet ist, dachte. Wir wollen H. v. H. nicht gerne glauben, daß der Morgenröthe selbst ähnlicher ist, als seine Erzählungen: aber sie ist ganz unähnlich ist, sind seine Empfindungen und Gedanken. Jene sind so matt und kurz, und diese schon so wenig jugendlich, daß man dabey unmöglich an die lebhafte und junge Aurora, sondern höchstens an Ossian, Thirza und ähnliche Dichter, denen traurige Bilder und wehmuthsvolle Klagen hier nach den Gesetzen des Reims und Sylbenmaaßes von neuem an einander gereiht worden sind, denken kann. Uebrigens können wir den Verfasser gar nicht zu schelten, daß er dichtet. Seine Gedanken kurz, rund, natürlich und von allem müßigen Beywerke entladen auszudrücken, und sich weniger als auf die Kunst zu verstehn,

stehn, seine Ideen zu einem glücklichen Ganzen zu verbinden.

Der Fehler, an dem so viele unserer jungen Dichter kranken, ist ganz auch der seinige. Er sieht poetische Phrasen für Poesie und eine Reihe wohlgeordneter Töne für das Höchste der Kunst an, unbekümmert, ob aus jenen Phrasen auch ein trefflicher Sinn hervorgehe, und diese Töne noch etwas mehr sind, als Töne. Findet er unser Urtheil zu streng, so frage er sich selbst, was denn eine solche Menge von alltäglichen Gemählden, dergleichen er in dem Landleben aufgestellt hat, sage, oder welches der Hauptgedanke sey, der dem Liede, Auftrag betitelt, zum Grunde liege, oder endlich, ob er sich selbst verstanden habe, als er folgende Strophen hinschrieb:

Sie (die Rose) war so schön! von jenem hellen
Glanz umflossen,
Den die Natur um ihren Liebling strahlt,
Mit ihrer Zauber-Fülle reichlich übergossen,
Damit die Blumen, die an ihrem Busen sprossen,
Kein Fremdling mit erborgten Farben mahlt.

Glaubt er, wir hätten vielleicht absichtlich nach dieser Stelle gesucht, — hier sind mehrere Belege, und aus demselben Gedichte:

Dort schwand ihm (Abälarden) alles; jede andre süße Freude,
Sobald dein (Heloisens) Herz an seinem Busen schlug,

Sobald der Liebe Freudenthränen ſtatt Geſchmeide,
Und ſtatt des Perlenſaums auf dem beperlten Kleide,
Des Weſtes Fächeln zum Gewande trug.

Hier war es, wo die Mädchenwange höher glühte,
Die Hoffnung auf des Buſens Wellen ſank,
Wo des Entzückens Feuer aus dem Auge ſprühte,
Und aus dem Kelche, rund umkränzt mit Epheublüthe,
Die heiße Liebe ihren Balſam trank.

Wir geſtehen gerne, daß wir nicht unter die Glücklichen gehören, die Muße und Geduld genug haben, ſolche Hieroglyphenſchrift zu entziffern.

Engliſche Litteratur.

Tears of affection, a poem, occaſioned by the death of a Siſter tenderly beloved, by the *Rev. James Hurdis.* B. D. Profeſſor of poetry in the Univerſity of Oxford. 1794. 8. Der Verfaſſer dieſes elegiſchen Gedichtes, welchem noch eine Anzahl flüchtiger Poeſieen beygefügt ſind, tritt hier zum erſtenmal unter ſeinem Namen auf. Er beſitzt wahres Gefühl und poetiſchen Geiſt. Seine Sprache iſt edel und einfach; ein Verdienſt, welches in der engliſchen Poeſie, wie in unſrer vaterländiſchen, immer ſeltner und ſeltner wird. Vornemlich hat er in den Beſchrei-

bun-

bungen der Natur eine Mäßigung gezeigt, welche nur wenige ſeiner Landsleute zu beobachten wiſſen. Die Farben ſind lebhaft, ohne überladen zu ſeyn. Doch kann man ihn nicht ganz von dem Fehler frey ſprechen, bey den Gegenſtänden der unbelebten Natur länger zu verweilen, als es ſein Zweck erfordert oder auch verſtattet. Folgende Stelle wird dieſes Urtheil beſtätigen. Der Dichter erinnert ſich des Genuſſes der Natur an dem Arme der geliebten Schweſter, deren Tod er betrauert:

— arm in arm
Have we the dews of evening often met,
And the pale ray of the ſeptember moon,
What time aſcending with diſcolourd cheeck
She peerd above the cloud or highland wood,
And ſilently improving as ſhe roſe
Hung o'er the faded landſcape full of light;
A glorious lamp to cheer a boundleſs hall
Floating acroſs the living dome of heav'n
Suſpended upon nothing. Arm in arm
Have we the ſun of morning on the brow
Yet unapparent welcom'd, and his ſoft
Emergent glory like the bee enjoy'd
Roving from bank to bank, from hill to hill;
Along the meadow now, or thro' the field
Of ſheaves erect, or barley by the ſcythe
In frequent lines diſpos'd, or fertile eat.
New by the ſtream, to hear the liquid lapſe
Of ſome gliding o'er ſome pebbly ſhoal,
Or with hoarſe tumult thro' the foamy dam
And idle mill-wheel falling. Homeward now
Thro' many a garden which the foſter'd hop

Shades with his branch prolific, yet untouch'd;
Now to ſome quarter where his honours fall,
Throu' many a family who pluck his flow'rs
And fill the bin with gold, there to delay
And haply ſome aſſiſt the pole to ſtrip,
Beſtowing freely a few moment's toil
To mark how induſtry her taſk purſues,
With finger never weary, ſinging ſtill.
Now to the village, whoſe aſpiring church
High on a hillock in the valley ſtands,
And ſmiles with glory in the riſing ſun
As if it lov'd the proſpect it adorns.

Lodoiſka, an Opera, in three Acts, performed for the firſt time at the Theatre-Royal, Drurylane, 1794. written by *I. P. Kemble*. 8. Der Stoff iſt aus dem bekannten franzöſiſchen Roman von Louvet, le Chevalier de Faublas, entlehnt. Lodoiſka, ein polniſche Prinzeſſinn, wird von ihrem Vater einem Edelmann zur Aufſicht anvertraut. Dieſer verliebt ſich in ſie und, da er kein Gehör bey ihr findet, ſperrt er ſie in ſeinem Schloſſe ein. Ihr Liebhaber, Floreski, verſucht mehrerley Mittel ſie zu befreyen und erhält ſie endlich aus den Händen tartariſcher Räuber. Der Dichter hat bisweilen ſelbſt die Gränzen derjenigen Wahrſcheinlichkeit überſchritten, die man in einer komiſchen Oper fordert. Die Verwickelung iſt indeß geſchickt angelegt und die Charaktere ſind gut gezeichnet.

The

The Wedding Day, a Comedy; in two acts. by Mrs. *Inchbald.* 1794. 8. Bey dem gegenſeitigen Verhältniſſe der Hauptperſonen dieſes Stücks, eines Sir Adam und einer Lady Conteſt, denkt man bisweilen, bey aller Verſchiedenheit der Charaktere, an die School for Scandal und Sir Peters Verhältniß zu Lady Teazel. Die Laune, welche in dieſen Charakteren herrſcht, erwarb dem Stücke den Beyfall des Publicums, welches bey der Vorſtellung die Unwahrſcheinlichkeiten in der Handlung und in der Zeichnung der Perſonen überſah, die bey der Lectüre deutlich genug in die Augen fallen.

Walks in a Foreſt: or, Poems deſcriptive of Scenery and Incidents characteriſtic of a Foreſt, at different Seaſons of the year. Inſcribed to the Rev. William Maſon, of Aſton, in Yorkſhire. 1794. 4. Wenn das Verdienſt eines poetiſchen Gedichtes einerley wäre mit dem Verdienſte einer guten Beſchreibung überhaupt, ſo würde der Verfaſſer dieſer Spaziergänge einen ganz vorzüglichen Platz unter den Dichtern der beſchreibenden Gattung fodern können. Er iſt ſehr genauer Beobachter der Natur. Seine Gedichte ſind voll von kleinen Zügen, welche den Augen der Dichter bis jezt entgangen zu ſeyn ſcheinen; von denen ſie wenigſtens nicht für gut gefunden haben Gebrauch zu machen. Er zeigt die verſchiednen Anſichten waldiger Gegenden in den verſchiednen Jahres- und Tageszeiten und trifft ihre charakteriſtiſchen Züge meiſtentheils glücklich.

Gleichwohl ermüdet dieſe Reihe von Gemählden; die Einbildungskraft erliegt unter der Anſtrengung, die Elemente derſelben zu vereinigen; und da dem Geiſte ſelbſt nichts angeboten wird, was ihn unterhalten und nähren könnte, ſo bewundert der Leſer das ſcharfe Auge und den feinen Pinſel des Dichters und macht bewundernd und — gähnend das Buch zu. Dieſes iſt ganz unvermeidlich das Schickſal auch des beſten Beſchreibers, wenn er dem Lichte ſeiner Gemählde nicht den Schatten der Philoſophie und der Empfindung aufzuſetzen weiß. Unſer Verfaſſer hat dieſes bisweilen zwar verſucht, aber auch nur verſucht, und noch überdieß ohne den mindeſten Erfolg. Wenn er alſo in dem beſchreibenden Theil wohl mit Thomſon wetteifern könnte, ſo ſteht er demſelben in dem moraliſchen Theile weit nach. Hier iſt eine Probe aus einer Herbſtanſicht:

Nature in all her works harmonious, blends
Extremes with ſoft gradation, and with tints
Kindred throughout her changeful robe adorns.
Bounds yon unbroken wood the level plain?
Light groupes detach'd and ſolitary trees
Unite them. Weave yon buſhes o'er the hill
Uninterrupted thickets? Furzy brakes
Aſpire to meet them. Spreads the furzy brake?
With varying breadth the intruding greenſward winds
And the rude maſs with ſmoother maze divides.
And lo, even now when with autumnal gold
She decks the lofty branches, on each twig

Of

Of humbler growth the many-colour'd fruit
Mindful ſhe hangs. With ruddy cluſters bends
The thorn: with brighter ſcarlet glows the brier:
Scarce can the ſloe ſuſtain its purple load,
Not yet from taſte auſtere by froſt matured;
While from the priekly ſhoots pale bryony,
Twined round the oft encircled ſtem, ſuſpends
Its gorgeous berries: rich in gloſſy balls,
Privet's dark ſpikes with trembling luſtre gleam.
Nor leſs the its hues accordant joines,
With faded leaves beſtrewn, and floating wings
Of ruſſet fern o'erſhadow'd, whence upſtarts
The woodcock; ſhe who in Norwegian waſtes,
Or Lapland's birchen foreſts, near the ſwamp
Suck'd from the muddy ſoil her prey, and nurſed
Her progeny; till winter's rapid car,
On ſummer's ſteps cloſe preſſing, from his realms
Warn'd her and earth her probing beak repell'd.

Scotiſh Songs (with the muſic). two Volumes. 1794. 12. Der Herausgeber dieſes Werkes, welches an Vollſtändigkeit alle vorhergehenden Sammlungen übertrifft, hat daſſelbe mit einem hiſtoriſchen Verſuche über den ſchottiſchen Geſang begleitet, in welchem er, nach einer Einleitung über die Sprache der Schotten in verſchiednen Zeitaltern und Gegenden die Geſchichte des ſchottiſchen Geſangs von dem Jahre 1420 an bis auf die neuſten Zeiten, in einer fruchtbaren Kürze durchläuft. Hiermit ſind kritiſche Unterſuchungen über die Geſchichte der Melodien und ſelbſt der muſicaliſchen Inſtrumente verbunden, deren man ſich vormals und jetzt in Schottland bedient.

eine kleine Sammlung von Gedichten heraus, die wenig Glück machten und den Beyfall nicht ahnden ließen, den ſeine Elegieen, die 1782 erſchienen, in Frankreich fanden. Dieſe letztere Sammlung hat ſich erhalten; von der erſtern iſt kaum noch eine Spur übrig.

Als Bertin ſeine Amours herausgab, hatte einer ſeiner Landsleute, Parny, in derſelben Gattung Ruhm erworben und den Namen des franzöſiſchen Tibull erhalten. Es war nicht leicht, es dieſem gefühlvollen, harmoniſchen Dichter gleich zu thun; auch blieb Bertin in mehrern Stücken hinter ihm zurück. Aber ſeine glänzende Einbildungskraft, ſeine lebhaften Gemählde, ſeine reichen und mannichfaltigen Beſchreibungen und ſein bilderreicher Styl erſetzte, was ihm vielleicht an Natur und Zärtlichkeit abging. Er ſchien nach dem Namen des franzöſiſchen Properz zu ſtreben; er ahmte dieſen Dichter oft nach und machte ſich nebſt ſeinen Schönheiten auch ſeine Fehler zu eigen. In der That ſcheint er bisweilen, ſo wie Properz, zu lieben, weil er ſchreiben will; ſtatt daß Tibull und Parny ſchreiben, weil ſie lieben.

Indeß lebten dieſe beyden Nebenbuhler immer in einer vertrauten Freundſchaft. Sie waren unter einem Himmel gebohren und von denſelben Neigungen beſeelt; aber ob ſie gleich nach Einem Lorbeer eilten, ſo ward doch ihr gutes Vernehmen nie durch ſchriftſtelleriſche Eiferſucht geſtört. Parny war ſeinem Freunde voran geeilt; Bertin folgte

folgte ihm, ſeiner ausgezeichneten Talente ungeachtet, nur mit ungleichen Schritten; allein zu ihrer beyderſeitigen Ehre ſchien keiner von beyden dieſen Unterſchied wahrzunehmen.

Bertin hatte Dienſte genommen; er war Capitain bey der Reiterey und Ludwigsritter. Er ging am Ende des Jahres 1789 nach St. Domingo, in der Hofnung die Hand einer jungen Creolin zu erhalten, die er in Paris geſehen hatte und die vor ihm nach Weſtindien abgereiſt war. Er war in ſeinen Bewerbungen glücklich, aber verſchiedne Umſtände nöthigten ihn, ſeine Verbindung bis zum Anfang des Junius 1790 aufzuſchieben. Zwey Tage vorher fühlte er eine leichte Anwandlung von Fieber, das mit etwas Huſten verbunden war. Man hielt es für einen Rheumatismus. Der Hochzeittag kam und die Trauung mußte in ſeinem Zimmer vorgenommen werden. Kaum hatte er das Ja mit ſchwacher Stimme ausgeſprochen, als er in Ohnmacht fiel.

Als er wieder zu ſich kam, war das Fieber ſehr heftig geworden. Die Krankheit vermehrte ſich von Tag zu Tag und er ſtarb nach einer Geiſtesabweſenheit von mehrern Tagen, am Ende des Junius 1790 in einem Alter von 38 Jahren.

V.

Vermischte Nachrichten.

Aurora, von G. W. von Haugwitz. Berlin, bey Unger 1795. 195. S. kl. 8.

Eine Sammlung von Erzählungen und Gedichten, die um deßwillen Aurora heißt, weil dem Verfasser gerade das Bild der Morgenröthe vor Augen schwebte, als er an die liebenswürdigen Freundinnen, denen das Buch gewidmet ist, dachte. Wir wollen H. v. H. sehr gerne glauben, daß der Morgenröthe nichts ähnlicher ist, als seine Freundinnen; was ihr aber ganz unähnlich ist, sind seine Empfindungen und Gedanken. Jene sind so matt und düster, und diese sehen so wenig jugendlich aus, daß man dabey unmöglich an die lebhafte und junge Aurora, sondern höchstens an Ossian, Hölty und ähnliche Dichter, deren traurige Bilder und schwermüthige Klagen hier nach den Gesetzen des Reims und Sylbenmaaßes von neuem an einander gereiht worden sind, denken kann. Ueberhaupt scheint der Verfasser gar nicht zu ahnden, was es heißt, seine Gedanken kurz, rund, natürlich und von allem müßigen Pompe entladen auszudrücken, und noch weniger sich auf die Kunst zu verstehn,

stehn, seine Ideen zu einem glücklichen Ganzen zu verbinden.

Der Fehler, an dem so viele unserer jungen Dichter kranken, ist ganz auch der seinige. Er sieht poetische Phrasen für Poesie und eine Reihe wohlgeordneter Töne für das Höchste der Kunst an, unbekümmert, ob aus jenen Phrasen auch ein trifftiger Sinn hervorgehe, und diese Töne noch etwas mehr sind, als Töne. Findet er unser Urtheil zu streng, so frage er sich selbst, was denn eine solche Menge von alltäglichen Gemählden, dergleichen er in dem Landleben aufgestellt hat, sage, oder welches der Hauptgedanke sey, der dem Liede, Auftrag betitelt, zum Grunde liege, oder endlich, ob er sich selbst verstanden habe, als er folgende Strophen hinschrieb:

Sie (die Rose) war so schön! von jenem hellen
Glanz umflossen,
Den die Natur um ihren Liebling strahlt,
Mit ihrer Zauber-Fülle reichlich übergossen,
Damit die Blumen, die an ihrem Busen sprossen,
Kein Fremdling mit erborgten Farben mahlt.

Glaubt er, wir hätten vielleicht absichtlich nach dieser Stelle gesucht, — hier sind mehrere Belege, und aus demselben Gedichte:

Dort schwand ihm (Abälarden) alles; jede andre süße Freude,
Sobald dein (Heloisens) Herz an seinem Busen schlug,

ſchriften, Moſchus und Bion von einander unterſcheiden, machen beyde Anſpruch auf einen vorzüglichen Grad von poetiſchem Verdienſt. In ihren Gedanken, ſo wie in dem Ausdrucke herrſcht Reinheit und Einfalt; ihre Verſification iſt wohlklingend; und über das Ganze ihrer Werke iſt der Firniß einer gewiſſen claſſiſchen Eleganz verbreitet. Von dem erſtern, Lovell, finden ſich in dieſer Sammlung folgende Stücke: The decayed farm-houſe; the decayed Monaſtery; mehrere Sonnette; und the wiſh. to a Friend. Wir geben das letzte zur Probe:

The Muſe who ſtruck to moral ſtrains the lyre,
Now turns to court a viſionary theme,
To frame the wiſh which flattering hopes inſpire,
When fancy revels in her golden dream.

I aſk no lone retreat, no ſhady grove,
No grove, nor bow'r can boaſt a charm for me;
I muſe on juſtice, liberty and love,
And need J, Orſon, tell my wiſh to thee?

I bend, great juſtice, at thy awful throne,
Eternal arbiter of good and ill,
The ſons of ſoul ſhall make thy laws their own,
And form their dictates by thy ſov'reign will.

But oft perverted is thy high beheſt,
And oft J'm doom'd oppreſſion's rod to ſee;
I ſee wealth triumph, and the poor oppreſt,
And need J, Orſon, tell my wiſh to thee?

How

How bounds the ſoul at freedom's ſacred call?
How ſhrinks from ſlavery's heart-appalling traie?
But ſtill her victims avarice will inthral,
Afric's ſad ſons ſtill wear the accurſed chain.

Still power deſpotic, with ambition join'd,
Would cruſh the ſoul determin'd to be free;
I ſee debas'd man's dignity of mind,
And need J, Orſon, tell my wiſh to thee?

Were juſtice follow'd, then would man be good,
Were freedom guarded, then would man be bleſt;
No generous impulſe of the ſoul ſubdu'd,
But love, unfraught with anguiſh, fill the breaſt.

I felt the magic of Lucindas eye,
I thought her charms were of no mean degree;
Lucinda's name inſpir'd the ſecret ſigh,
And need J, Orſon, tell my wiſh to thee?

One only wiſh remain'd! oh, might J find,
Amid this ſcene of danger and of ſtrife,
Some kindred ſpirit, ſome congenial mind,
To cheer my journey through the vale of life.

Indulgent heav'n vouchſafed the boon to ſend,
A youth I found, and juſt and mild was he;
My heart ſprang mutual to embrace its friend,
And need J, Orſon, name that friend to thee?

Von Southey ſind in dieſer Sammlung the race of Odin; the death of Odin; Romance; to Hymen; Hoſpitality; drey Elegien unter dem Titel:

Titel: Retroſpect; zwey Epiſteln an Urban und Lycon; the Miſer's Manſion; Roſamund to Henry; einige Sonnette. Zwey Oden, the Death of Moſes und the death of Mattathias ſind nicht bezeichnet.

Count Roderic's Caſtle, or Gothic times; a Tale. In two Volumes. 1794. 12. Eine Geſchichte in dem neuſten und beliebteſten Geſchmack; eine ununterbrochne Reihe überraſchender und fürchterlicher Abentheuer. Der Verfaſſer führt ſeine Leſer, ohne ihnen nur einmal Luft ſchöpfen zu laſſen, aus einer düſtern Burg, einem ſchrecklichen Kerker, einem ſchaudervollen Walde in den andern; der kühnen Unternehmungen, der Rettungen aus den drohendſten Gefahren, der erſtaunenswürdigſten Ereigniſſe iſt kein Ende. Die Handlung geht in Italien während der Regierung der longobardiſchen Könige vor. Ihr Hauptgegenſtand iſt die Befreyung einer Prinzeſſinn aus den Händen ihres grauſamen Onkels, dem ſie von ihrem Vater anvertraut worden war, und ihre Vereinigung mit ihrem Liebhaber, die, wie man denken kann, nach vielen Gefahren endlich glücklich bewirkt wird. Man kann dem Verfaſſer das Verdienſt nicht abſtreiten, die wundervollen Ereigniſſe, die er erzählt, gut geordnet und in einer reinen, gefälligen Sprache beſchrieben zu haben.

The Pariſian; or genuine Anecdotes of diſtinguiſhed and noble Characters. In two Volumes. 1794. 12. Dieſe unterhal-

tende

tende Geschichte ist, wenigstens zum Theil, auf wirkliche Begebenheiten gegründet; wie jeder, der die neuste Familiengeschichte des Herzogs von Orleans, schändlichen Andenkens, kennt, leicht wahrnehmen kann. Die Hauptperson ist eine gewisse Laure, deren Herkunft und erster Aufenthalt unbekannt ist; die sich mit ihrer Pflegemutter eine Zeitlang in England aufhält, und bey ihrer Rückkehr nach Frankreich von Nationalgarden arretirt und vor einen Commissair gebracht wird, wo sich entdeckt, daß sie die Tochter des Prinzen von Lamare, dessen Tod man dem Grafen Ogimond (Orleans) schuld gab, und die Enkelinn seiner Gemahlinn, der Herzoginn von Brience (Penthievre) ist. Nach dieser Entdeckung wird sie von ihrer Großmutter mit der größten Zärtlichkeit aufgenommen, und heyrathet einen Marquis von St. Ouin, welcher in dieser Geschichte eine wichtige Rolle spielt. Der Vortrag ist leicht und lebhaft, und das Interesse wird durch die wahrscheinliche Aechtheit der Anecdoten um vieles erhöht.

The Fall of Robespierre; an historic Drama. by *T. Coleridge* of Jesus College, Cambridge. 1794. 8. Eine einfache Darstellung dieser bekannten Begebenheit. Der Verfasser hat die declamatorische Sprache der neusten französischen Demagogen ziemlich gut getroffen. Barrere schließt das Stück mit den Worten:

The last, worst traitor triumph'd, triumph'd long,
Secur'd by matchless villainy. By turns

Defen-

Defending and deſerting each accomplice
As int'reſt prompted. In the goodly ſoil
Of freedom the foul tree of treaſon ſtruck
Its deep fix'd roots, and dropt the dews of death
On all who ſlumbered in its ſpecious ſhade,
He wove the web of treachery. He caught
The liſt'ning crowd by his wild eloquence,
His cool ferocity that perſuaded murder,
Even whilſt it ſpake of mercy! — never, never
Shall this regenerated country wear
The deſpot yoke. Though myriads round aſſail
And with worſe fury urge this new cruſade
Than ſavages have knewn; though the leagu'd deſpots
Depopulate all Europe, ſo to pour
The accumulated maſſ upon our coaſts,
Sublime amid the ſtorm ſhall France ariſe,
And like the rock amid ſourrounding waves
Repel the ruſhing ocean. — She ſhall wield
The thunder-bolt of vengeance — ſhe ſhall blaſt
The deſpot's pride and liberate the world!

The works of Peter Pindar Eſq. In three Volumes. 1794. 8. Dieſes iſt die erſte ächte, von dem Verfaſſer ſelbſt beſorgte Ausgabe einer Sammlung von Gedichten, die ſich eben ſo ſehr durch ihre Sonderbarkeiten, als durch die Fülle von Witz und Laune, welche in ihnen herrſcht, auszeichnen. Ohne Zweifel wird die Kritik ihre Stirne bey mancher Stelle runzeln, die ſich nicht in die Form ihrer Regeln paſſen will; die Sittſamkeit wird bisweilen über die Verletzung ihrer conventionellen Geſetze erröthen; mancher etwas zu

freye

freye Scherz wird die Bigotterie, mancher kühne Ausfall auf die Regierung den Aristokratismus erschrecken und aufbringen; aber ein gerechtes Tribunal wird den Talenten des Verf. seinen Beyfall nicht versagen, ohne ihm doch die Ausschweifungen und Verirrungen seines Genies ungerügt hingehn zu lassen. Die Ueppigkeit, Kühnheit und Zartheit seiner Fictionen vergnügt und belebt die Einbildungskraft; und die Thorheit selbst, auf welche seine Geißel fällt, kann sich bey den komischen Gebehrden des Satyrs eines unwillkührlichen Lächelns nicht enthalten. — Diese Sammlung ist übrigens mit großer Correktheit und Eleganz gedruckt.

The offspring of Russel. A Novel. In two Volumes. 1794. 12. Die Handlung in diesem Roman ist aus den Zeiten der Kriege zwischen der weissen und rothen Rose. Der Held findet eine schöne Wittwe auf dem Schlachtfelde, verliebt sich in sie und erhält, nach einer langen Reihe von Abentheuern, durch welche, wie gewöhnlich, seine Treue auf die Probe gestellt wird, ihre Hand zur Belohnung seiner Tugenden. Es fehlt hier nicht an zahlreichen, romantischen Vorfällen; aber die Zeichnung der Charaktere ist fehlerhaft, und der Ausdruck gezwungen und incorrekt.

The mystic Cottager of Chamouny. A Novel. In two Volumes. 1794. 12. Die affektirte, überladne Sprache, welche zum Theil in dieser Geschichte, wahrscheinlich dem Werke eines Frauenzimmers, herrscht, contrastirt mit

der Einfachheit der Handlung, die keine ungewöhnlichen, aber eben darum desto wahrscheinlicheren, Vorfälle enthält. Die Erwartung des Lesers wird auf eine geschickte Weise gespannt und sein Herz interessirt. Aber, wie gesagt, der Ausdruck ist oft so fehlerhaft, daß man sich in das sechzehnte Jahrhundert zurückgeworfen glaubt. So heißt es unter andern: Sleep's magic fillet steeped in poppied essence lost its power. (Des Schlafes magisches, in Mohnsaft getauchtes Stirnband verlohr seine Kraft.) The parting tear fringed with gems the downcast eyelieds. (Die scheidende Thräne verbrämte die niedergeschlagnen Wimpern mit Juwelen.)

The siege of Gibraltar, a Poem. by Capt. *Iosf. Badworth* etc. Author of the Fortnight's Ramble to te Lakes. 1795. 4. Die Begebenheit, welche in diesem Gedichte besungen wird, ist eine der glänzendsten in der neuern Kriegsgeschichte von England. Der Verfasser ist von ihrer Wichtigkeit durchdrungen; er beschreibt mit Genauigkeit und Gefühl; aber er hat die poetische Sprache und das Mechanische der Poesie zu wenig in seiner Gewalt, um aus einer interessanten Begebenheit ein interessantes Gedicht zu machen.

The story of the Moor of Venice. Translated from the Italian. With two Essays on Shakspeare and preliminary observations. By *Wholstenholme* Parr. A. M. late Fellow of Corpus Christi College. Oxford.

Oxford. 1795. 8. Die Geschichte des Othello ist eine der hundert Novellen des Gian Battista Giraldi Cintio von Ferrara, die im Jahre 1561 erschienen sind. Aus der Vergleichung derselben mit dem berühmten Trauerspiel von Shakspeare erhellt, daß beyde in den einzelnen Begebenheiten mit einander übereinstimmen, nur mit dem Unterschiede, daß der Novellist Desdemonen nicht durch Othello, sondern durch den Fähndrich ermorden läßt. Der Charakter des Mohren ist ganz Shakespears Werk. Der Verf. dieser kleinen Schrift entwickelt denselben vortreflich und zeigt die poetische Kraft, welche die Ingredienzien desselben im Einzelnen nur in ihrer Verbindung haben.

Französische Litteratur.

Rousseau ou l'enfance; poème suivi des Transtévérins et de poèsies lyriques, par le citoyen *Théodore Desorgue*. à Paris. (1794.) Diese kleine Sammlung enthält, außer den auf dem Titel angezeigten Gedichten, vier patriotische Hymnen und ein italienisches Gedicht la Reimavera. Die Idee des ersten Gedichtes Rousseau ou l'Enfance scheint der Divina comedia des Dante abgeliehen. Der Dichter singet, sich in seiner Jugend nach Ermenonville begeben zu haben, um sich daselbst von einer hartnäckigen Krankheit zu erholen. Er besucht Rousseaus Grabmal. Indem er sich hier den Empfin-

hungen der Ehrfurcht und Dankbarkeit überläßt, öfnet sich das Grab, Rousseaus Schatten erscheint und nimmt den Dichter mit sich in die Unterwelt. An dem Lethe verläßt er ihn; denn ein großer, ein unsterblicher Mann geht nicht über den Fluß der Vergessenheit. Berquin, der Kinderfreund, bietet sich ihm zum Führer an. Er leitet ihn zu dem Aufenthalte der Kindheit. Hier findet er ein zweytes Paris; ein Pantheon; einen Nationalpalast; seine jungen Landsleute, Kinder von sieben bis acht Jahren, beschäftigen sich hier mit militärischen Uebungen. Außer andern, minder bekannten Personen, vereinigen sich mit ihnen Viela und Barra, welche beyde in der Vertheidigung ihres Vaterlandes starben. Die Göttinn des Lebens erscheint und sucht diese beyden jungen Helden, deren Namen in ihrem Buche verzeichnet sind, um sie der Gewalt des Lethe zu entreißen und in den Schoos der Gottheit zu führen. Alle Kinder jauchzen dieser Apotheose Beyfall zu; der Dichter theilt ihr Entzücken; er erwacht aus seiner Extase und findet sich unter den Pappeln von Ermenonville, an Rousseaus Grab. Diese Erfindung zeigt in der That keinen vorzüglichen Grad von Einbildungskraft; auch die Ausführung ist nicht fehlerfrey. Der Styl ist nicht immer correkt; die Verse sind nicht immer harmonisch genug. Die Ankunft der Göttinn des Lebens wird auf folgende Weise beschrieben:

Un char d'or et d'azur, descend vers nous des cieux,

De

De l'aube en s'approchant il redouble les feux;
Ce char de l'éternel inimitable ouvrage,
D'impétueux courſiers n'offre point l'attelage:
Pareil à ces trépieds, chefs-d'oeuvres de Vulcain,
Qui d'eux-mêmes roulaient, en ſortant de ſa main,
Sur ſa roue animée il fuit, ſe précipite;
Des yeux brillent ſemés ſur ſa brillante orbite;
Ces yeux règlent ſa marche; ils ſont toujours ouverts,
Et de chaque rayon font jaillir mille éclairs.
Tout reluit, tout renaît ſur ſon axe rapide;
C'eſt le char de la vie; elle même y réſide:
Elle-même à l'eſſieu donne le ſentiment
Et lui communiqua l'éternel mouvement.

Welch ein bizarres Bild! und wie unfruchtbar muß die Einbildungskraft ſeyn, die zu ſolchen Allegorien ihre Zuflucht nimmt! Der Dichter fähret in einer etwas beſſern Manier fort:

L'Erèbe en treſſaillant réconnaît la Déeſſe;
C'eſt-là qu'elle naquit; elle y revient ſans ceſſe;
Elle aime à viſiter ſon antique berceau,
Et ſes pas ſont marqués par un bienfait nouveau.
L'embryon à ſa vue eſpère la naiſſance;
L'enfant croit prolonger les jours de ſon enfance;
L'oubli fuit devant elle, et craint que ſur ces bords
Son ſouffle créateur ne ranime les morts.
L'abondance jaillit de ſa robe flottante;
Des fleurs naiſſent en l'air ſur ſa trace odorante;
L'or s'enflamme ſur elle, et l'écharpe d'Iris
L'enveloppe ſept fois de ſes changeans replis.
Un livre eſt dans ſa main; une double trompette,
Des volontés du ciel infaillible interprète,

Dans sa bouche frémit: l'une appelle Barra,
Et l'autre, au même instant, appelle Vialla.

Das zweyte Gedicht, les Transtévérins ou les Sans-Culottes du Tibre, ist kürzer, aber, unserm Geschmack nach, besser als das erste. Es ist der Beschreibung und dem Lobe der Transtéverîner gewidmet. So nennt man die Einwohner des Theiles von Rom, welcher jenseits der Tiber liegt. Sie machen Anspruch auf den Namen und die Privilegien eines freyen Volkes und sehen sich als die Nachkommen der ältesten römischen Tribus an. Sie verachten die andern Römer als den Auswurf des übrigen Europens. Nachdem der Dichter ihre Freyheitsliebe, in dem energischen Styl der Pariser vom Jahre 1794, gepriesen hat, fordert er seine Landsleute auf, diesen braven Römern ihre alte Freyheit wieder zu geben. Er schließt mit folgenden Versen:

Va donc, peuple vainqueur, mais respecte les arts
Dont la religion décora ces remparts.
Une torche à la main, sur l'aveugle ignorance,
Toujours le despotisme affermit sa puissance.
Du fanatique Ali rédoute les excès;
L'homme libre se venge en laissant des bienfaits.
Voilà, peuple, voilà ta plus belle victoire;
Fais dire à l'univers; Rome a repris sa gloire.
Rends-lui tous ses héros, ranime son déclin;
Rome, remplie encor de son prémier destin,
S'élève, et te montrant ses augustes ruines,
Etend vers toi ses bras du haut des sept collines;

Alma-

Almanach des Muses pour l'an 3 de la République française, 1795 vieux style. à Paris, chez Louis libraire. Dieser Almanach, noch immer eine der besten Sammlungen flüchtiger Poesieen, enthält an vorzüglichen Stücken, außer einigen bekannten Hymnen von Chénier, Lebrun und Desorgues, ein Bruchstück eines größern Gedichtes über die Unsterblichkeit der Seele von J. Michaud, in welchem sich folgende Stelle auszeichnet:

Je te pleure, o mon père! et quand ton corps succombe,
Ton âme se réveille, et revit sur ta tombe;
Tu descends au cercueil, et voles vers les Dieux;
La mort ouvre pour toi les tombeaux et les cieux.
Sur la rive de l'Ain, par mes pleurs arrosée,
De l'auteur de mes jours la cendre est déposée:
J'irai, quand les hivers, image du trépas,
Porteront loin de nous le deuil de leurs frimats;
J'irai, dans le vallon où repose la cendre,
Epancher les regrets d'un cœur sensible et tendre.
Là son âme changée en parfums enchanteurs (?)
Embaumera pour moi le calice des fleurs;
J'entendrai ses accens dans l'onde qui murmure.
Le tendre azur des cieux, le cristal d'une eau pure
Offriront à mes yeux l'image de son coeur.
Le peuplier sauvage et le saule pleureur,
Doux monumens, formés d'une cendre si chère,
Prêteront à mon deuil leur ombre hospitalière.

Mit Vergnügen liest man hier sechs Fabeln von Florian; einige Nachahmungen Gessnerischer Idyllen

Idyllen von der Bürgerinn Pipelet; eine Ode von Collin-Harleville, la grande famille, in welcher er die erſten Verbindungen der Menſchen beſchreibt. Brüder und Schweſtern, ſagt er, verheyratheten ſich unter einander; denn ſo gebot es die Nothwendigkeit:

De cette union fraternelle
Naquit un ſi nombreux eſſaim
Qu'enfin la maiſon paternelle
Ne pût les tenir dans ſon ſein.
Lors, en des cabanes voiſines,
Que ſans architecte on batit,
Avec ſes charmantes couſines
Joyeuſement on s'aſſortit.

C'eſt de ces couſines germaines
Que ſont venus tous les humains.
Le même ſang coule en leurs veines
Ils ſont tous iſſus de germains.
Auſſi, moi, toute femme ou fille
Eſt ſure de m'intereſſer:
Je lui trouve un air de famille
Et j'irai presque l'embraſſer.

Demande d'un reduit champêtre von Demouſtier, wovon wir den Anfang und den Schluß hierher ſetzen wollen:

Je voudrais bien avoir une chaumière
Dont un verger ombrageât le contour,
Pour y paſſer la ſaiſon printannière
Avec ma mie et ma muſe et l'amour.

Le Caveau frais, la cuiſine petite;
Salle à manger de huit pieds de longueur,
Où les amis qui me rendront viſite,
Seront toujours mal-traités de bon coeur.

Chambre-à-coucher, pour moi, pour mon amie,
Toilette auprès, Cabinet à côté,
Pour le berceau d'une jeune Emilie;
Plus loin un lit pour l'hoſpitalité.

Point de remiſe; et pour toute écurie,
L'humble reduit d'un âne et d'un ânon,
Qui ſerviront de courſier à ma Mie
Et de Pégaſe au fils de la maiſon.

— — — — — —

Avec du tems et de l'économie,
Je payrai tout, quoique poète; mais
La paix du coeur et l'emploi de la vie
Plutus ni moi ne les payrons jamais.

In der muntern Gattung, der Erzählung, dem Epigramm, hat ſich Pons du Verdun durch ſeine Originalität, ſeine muntere Art zu erzählen und ſeine gute Verſification einen Namen gemacht. Hier iſt eine ſeiner Erzählungen:

Le Dilemme.

Un jour un charlatan, ſur le quai de l'Ecole,
Criait à plein goſier: Meſſieurs, venez me voir.
Je le promets d'avance et je tiendrai parole;
Qui ſouffre ce matin, ſera guéri ce ſoir.
Jetez-moi là bouillons, ſels, drogues, médécines;

Voici le suc des fleurs, des simples, des racines:
Le *vrai nec plus ultrà* du règne minéral;
Un baume souverain, un remède à tout mal:
Il est bon pour le rhume et pour l'apoplexie;
Bon pour les maux de reins, d'estomac, de vessie;
Pour les dépôts laiteux, pour les obstructions,
Pour l'asthme, le catharre, et les convulsions.
Il est bon pour les vents, les migraines, la colique;
Pour le scorbut, les vers, la goutte sciatique;
Pour la rage de dents, les fièvres, les tumeurs;
Bon, enfin pour chasser toute espèce d'humeurs.
Combien? me dira-t-on? Combien? pas une obole;
Et si je prens trois sous, ce n'est que pour la phiole.
Allons, je n'aime point à croquer le marmot;
En veut-on? en voilà. Je n'ajoute qu'un mot.
Vous savez tous, messieurs, ce que c'est qu'un dilemme;
C'est un raisonnement qui vaut mieux qu'un système.
C'est ce qui vous a fait distinguer, de tout tems,
L'habile médecin d'avec les charlatans.
Un dilemme, c'est tout, c'est la vérité même;
Ecoutez maintenant celui que je vous fais.
Ou mon remède est bon, ou bien il est mauvais;
Cela me paraît clair, aussi clair qu'eau de roche.
S'il est bon, il faudrait n'avoir dans sa poche,
Trois sous pour s'en passer. S'il est mauvais! Mais non!
Car je vous ai prouvé, messieurs, qu'il est très-bon.

In der Erzählung de Paris ou la nouvelle Gertrude von Mussenot sind einige geistreiche Züge; aber für einen so ausgesuchten Gegenstand ist sie

zu sehr gedehnt. — Man findet hier noch ausserdem die bekannten Namen Saint-Ange, Piis, Vigée, Drobecq, Murville u. a.

Odes républicaines au peuple français, composées en Brumaire, l'an II. par le citoyen *Le Brun;* précédées de l'Ode patriotique sur les événemens de l'année 1792. imprimées par ordre du comité d'instruction publique. 1795. Der Verfasser dieser republikanischen Oden ist einer der bekanntesten und besten lyrischen Dichter der Franzosen neuerer Zeit. Diese kleine Sammlung, welche nach dem Sturze der Terroristen, wie der Titel sagt, auf Verlangen des Ausschusses des öffentlichen Unterrichts, bekannt gemacht worden ist, enthält eine Ode gegen den Atheismus, aus welchem Hebert und Chaumette eine Art von fanatischer, blutdürstiger Religion gemacht hatten. Er rühmt in derselben seine republikanischen Gesinnungen zur Zeit der Monarchie; er schreibt sich einen Antheil an der Belehrung seiner Landsleute zu: Français dont j'éveillai les langueurs léthargiques, Peuple-Roi, trop long-tems par les Rois détrôné. (Ein solches Wortspiel mag dem Volk gefallen, aber vor dem Richterstuhl des guten Geschmacks dürfte es sich schwerlich rechtfertigen lassen.) Er ermahnt das Volk die Schmeichler zu fürchten:

Tu règnes, tu peux tout: craigne ce pouvoir ex-
trême.
Crains ces adorateurs flatteurs, ils enivrent l'orgueil:

Ils

Ils ont perdu les rois: ils te perdraient toi-même;
C'eſt eux qui ſous le trône ont creuſé le cercueil.

Er bietet ihm Wahrheit an, und kömmt endlich nach ſieben Strophen, die bloß zum Eingange dienen, und von denen die ſechs erſten vor jeder andern republikaniſchen Ode mit eben ſo vielem Rechte ſtehen konnten, auf den Hauptgegenſtand. Er hebt mit zwey ſchönen Stanzen an:

Atôme d'un inſtant, pouſſière fugitive,
Homme né pour la mort, parle! As-tu fait les cieux?
As-tu dit à la mer: briſe-toi ſur ta rive?
As-tu dit au ſoleil: marche et luis ſous mes yeux?

C'eſt un Dieu qui l'a dit! ce Dieu de la penſée
N'a beſoin d'autels, de prêtres ni d'encens.
Mais quelle ingratitude orgueilleuſe, inſenſée,
Oſerait lui ravir tes voeux reconnaiſſans?

Die Ode ſchließt mit einer ſehr lyriſchen Allegorie:

Le cèdre du Liban s'était dit à lui-même:
Je règne ſur les monts; ma tête eſt dans les cieux.
J'étends ſur les forêts mon vaſte diadême,
Je prête un noble aſyle à l'aigle audacieux.

A mes pieds l'homme rampe ... et l'homme qu'il outrage
Rit, ſe lève, et d'un bras trop longtems dédaigné,
Fait tomber ſous la hache et la tête et l'ombrage
De ce roi des forêts de ſa chute indigné.

Vainement il s'exhale en des plaintes amères;
Les arbres d'alentour ſont joyeux de ſon deuil.

Affran-

Affranchis de ſon ombre, ils s'élèvent en frères,
Et du géant ſuperbe un vers punit l'orgueil.

In der zweyten Ode, welche dem Lobe der Tugend gewidmet iſt, ſtraft der Dichter die Laſter, die die Republik in jener ſchrecklichen Zeit verunſtalteten. Er ruft ſeine Mitbürger zu der ganz vergeßnen Menſchlichkeit zurück.

Ah! de ſang et de pleurs ſoyons au moins avares;
Vengeons-nous juſtement d'un injuſte pouvoir.
Eſt-ce à des malheureux à devenir barbares?
Hommes, ſoyez humains; c'eſt le prémier devoir.

Du ſauvage effréné la vengeance eſt atroce;
Sa haine boit le ſang dans des crânes affreux:
L'eſclave révolté peut devenir féroce;
Le vrai républicain fut toujours généreux.

— — — — — —

Un peuple briſe en vain les chaînes qu'il abhorre,
S'il n'eſt point épuré par ſes propres revers;
S'il n'eſt point vertueux, il n'eſt point libre encore;
Et ſes vices bientôt le rendraient à ſes fers.

In der dritten Ode übernimmt der Dichter die Vertheidigung der Künſte und Wiſſenſchaften, die man proſcribirt hatte, gegen die herrſchende Unwiſſenheit, die man zum Prinzip und faſt zum Geſetze der Republik machte. Er greift die Vertheidiger dieſes Syſtems, mit Nachdruck an:

Des

Des insensés ont dit: l'ignorance est guerrière;
Enseignons l'ignorance, elle fait les héros;
Eteignons le génie. Eteindre sa lumière!
Barbares! c'est rentrer dans la nuit du cahos.

L'ignorance créa vos despotes, vos prêtres,
Tous ces rois, tous ces dieux rêvés par la terreur.
Nos pères héritaient du joug de leurs ancêtres;
Ils naissaient, ils mouraient condamnés par l'erreur.

Es gereicht dem Verfasser zur Ehre, daß diese Verse, — und in einigen andern erklärt er sich noch nachdrücklicher gegen das herrschende gewaltsame System — zu einer Zeit geschrieben sind, wo jede Aeußerung einer freyen Denkungsart ein todeswerthes Verbrechen war. —

Eine Ode sur le vaisseau, le Vengeur, macht den Beschluß dieser Sammlung. Der Dichter nimmt hier einen höhern Flug; aber er holt etwas sehr weit aus. Hat es wohl den Schein einer wahren Begeisterung, wenn man acht Stanzen hindurch von seiner Begeisterung spricht?

Les Alpes par M. Alb. de Haller. Berne, chez la societé typographique. 1795. 87 S. 4. Ein Beweiß, daß Haller, wenigstens unter seinen Landsleuten, noch immer so geschätzt und gelesen wird, wie er es verdient. Die französische Uebersetzung der Alpen von Tscharner, die 1750 zum ersten mal und nachher

her öfters gedruckt worden ist, erscheint hier abermals in einem neuen und überaus netten Gewande. Zur Seite steht die deutsche Urschrift; und zum Schlusse Beschreibung der Alpen aus der Vorrede zu Hallers Historia plantarum Helveticarum, ebenfalls deutsch und französisch. Das Ganze zieren vier Anfangs- und eben so viel Schlußleisten und zwei saubre Titelkupfer. Unserm Auge würde es mehr gefallen haben, wenn, um der Gleichförmigkeit willen, auch der deutsche Text mit lateinischer Schrift gedruckt worden wäre, zumahl da der Schnitt der deutschen Buchstaben nicht der beste ist.

Fortsetzung der im LV. Bande angefangenen Chronik der Pariser Theater.

1790.

Wenige Tage nach der Eröfnung ihres Theaters gaben die Comödianten des Königs le Couvent ou les fruits du caractère et de l'éducation, comédie en un acte par Mr. Laujon. Die Neuheit des Einfalls, das Innere eines Klosters, und den Ton und die Sprache der Nonnen auf das Theater zu bringen, reizte bey diesem Drama das Publicum mehr, als der Inhalt und die Darstellung der Handlung.

Die Marquise de Sinsère will ihren Sohn mit der Tochter eines reichen Financiers, Mamsell de Fierville, verheyrathen, die in einem Kloster erzogen wird. Um den Charakter ihrer künftigen Schwiegertochter kennen zu lernen, nimmt sie Abrede mit der Aebtissinn und läßt sich als Lehrmeisterinn in dem Kloster aufnehmen, wo sie sehr bald Gelegenheit hat, den leichtsinnigen und fehlerhaften Charakter des Frauenzimmers kennen zu lernen, das ihrem Sohne bestimmt war. Diese Kenntniß bestimmt ihren Entschluß sogleich. Indem sie aber ihre Rolle weiter spielt, macht sie die Bekanntschaft einer jungen Novize, welche alle Tugenden und Annehmlichkeiten in sich vereinigt, aber

aber durch ein unglückliches Schickſal gezwungen worden iſt, ſich dem Kloſterleben zu widmen. Dieſe junge Nonne kennt den Sohn der Marquiſe und liebt ihn. Die Marquiſe erfährt einen Theil ihrer Geſchichte und ihrer Geſinnungen aus dem Munde einer andern Schweſter, einen Theil aus einer Unterredung mit der jungen Nonne ſelbſt. Mehrere Umſtände vereinigen ſich, ihre Bewunderung und Theilnahme zu erhöhen. Sie giebt ſich zu erkennen, bietet dem jungen Frauenzimmer die Hand ihres Sohnes an, und nimmt ſie mit ſich aus dem Kloſter weg.

Die Wahrheit in der Darſtellung der Kloſterſitten und eine ſehr intereſſante Scene zwiſchen der Marquiſe und der jungen liebenswürdigen Novize entſchieden das Publicum zu Gunſten dieſes Stückes, deſſen Erfolg indeß bey der erſten Vorſtellung ziemlich unentſchieden war.

Le lot mal employé. Frontin und Marthon haben eine Summe von funfzigtauſend livres in der Lotterie gewonnen; ſie halten dieß für einen unerſchöpflichen Reichthum, fangen ein vornehmes und üppiges Leben an und haben im kurzen nichts übrig als Schulden, Gläubiger und die Hofnung, einen Schwiegerſohn zu betrügen. Die Tochter hat zwey Liebhaber, einen jungen und einen alten Gecken, aber ſie liebt weder den einen noch den andern, ſondern einen Bedienten im Hauſe. Dieſer weiß um alle Geheimniße und kennt die misliche Lage ſeiner Herrſchaft. Die beyden Liebhaber werden aus ihrem Irrthum gerißen. Der Hr. Mar-

quis und die Frau Marquise werden wieder Jolicin und Marthon und der Bediente heyrathet die Tochter.

La Suite des Solitaires de la Normandie; par Mr. de Piis. Eine Reihe angenehmer Gemählde und wohlthätiger Handlungen, die in Couplets, meist von einer ganz originalen Wendung, ausgedrückt sind. Der Verf. besitzt, ausser einer ungemeinen Anmuth und Empfindsamkeit, das Talent, bekannte Musikstücke zu benutzen und seinen neuen Situationen anzupassen. Alle seine Stücke und dieses ganz vorzüglich bieten mehrere Beyspiele dieser Art dar, durch welche die aus der Mode gekommenen Vaudevilles eine neue und interessantere Gestalt erhalten haben.

Es ist hier der Platz einige Worte über das Vaudevill zu sagen. Diese Art von Schauspiel scheint aus dem alten Gebrauche entstanden zu seyn, die Schauspieler am Ende der Comödien Couplets auf bekannte Melodien singen zu lassen. Nach und nach fing man an, solche Couplets in die Handlung selbst einzuweben. Keinem Dichter gelang dieß so gut als Piron, dessen Comédies en Vaudevilles auf den Theatern de la foire großes Aufsehen machten. Sie waren voll lustiger Scenen, und die zwanglose Fröhlichkeit, die sie durchgängig athmeten, machte, daß man die Unwahrscheinlichkeiten der Handlung gern übersah. Die komische Oper verdrängte die Comédies en vaudevilles fast ganz, und nur erst einige Jahre vor der Revolution schienen sie von neuem aufleben zu wollen. Gan-

ze

je Stücke wurden aus Vaudevillen zusammengesetzt. Zugleich mit der Revolution entstand auch das Théâtre du Vaudeville. Einige Dichter von Talent, Radet, Piis, Barré vereinigten sich mit demselben und ihre kleinen witzigen Stücke wurden unter großem Beyfall gespielt. Bald erhielt die Gattung eine neue Veränderung. Man schrieb wieder Stücke in Prose mit eingestreuten Couplets, die auf die Melodien bekannter Opernarien gesetzt waren. Dieses Theater erhielt in der Folge eine ganz patriotische Gestalt. Die Handlung, der Dialog, die Verse, alles zielte darauf ab, Liebe zum Vaterland und Achtung gegen seine Vertheidiger einzuflößen. In allen Stücken suchte man die Anhänger der alten Verfassung lächerlich zu machen. Auf diesem Theater war es, wo man im J. 1794. den König von England und Pitt im Gilles-Gorges und im Arlequin-Pitt auf die plumpste Weise aufführte. Diejenigen Arbeiten, die sich in dem Laufe einiger Jahre durch Originalität und Witz am meisten auszeichneten, waren Colombine-Mannequin; le Faucon; Piron avec ses amis; le noble Roturier.

Den 4. May betrat La Rive nach einer langen Entfernung das Theater wieder als Oedipus, und ward mit einer Freude empfangen, die an Begeisterung und Taumel gränzte. Der Glanz seines Genies schien sich über alles zu verbreiten, was sich ihm näherte, und seit anger Zeit war kein Stück mit einer solchen Vollkommenheit und einer solchen Uebereinstimmung in allen seinen Theilen

gegeben worden. Nicht leicht, sagte man, hat ein Schauspieler in einer einzigen Rolle so viele Schönheiten zu vereinigen gewußt: eine reine Aussprache; einen hohen und sanften Adel; eine studirte Kenntniß der Effekte; alle Mittel des Rührenden und Pathetischen; einen schönen und malerischen Anstand; die Kunst aus einer Empfindung in die andere, aus einem Ton in den andern überzugehen, ohne alle Härte und Gewaltsamkeit. Er schien den höchsten Gipfel der Kunst und die höchste Stufe seines Ruhms erstiegen zu haben.

* * *

Jeanne d'Arcq à Orléans, comédie en trois actes, en vers, mêlée d'ariettes; paroles de Mr. Desforges; musique de Mr. Creich. Orleans wird von Talbot an der Spitze der Engländer belagert. Dünois, Lahire und Potron de Saintrailles vertheidigen die Stadt. Sie hoffen durch Jeanne d'Arcq entsetzt zu werden. Der König befindet sich ebenfalls in der Stadt, aber weniger mit dem Kriege als mit seiner Liebe zur Agnes Sorel beschäftigt. Dünois bringt in Agnes, den Muth ihres Liebhabers anzuspornen, und dieser wird in der That bewogen, sich an die Spitze seiner Truppen zu setzen, als er erfährt, daß Jeanne d'Arcq, ohnerachtet alles Widerstandes von Seiten der Feinde, in Orleans eingedrungen ist und Lebensmittel in die Stadt gebracht hat. Im zweyten Acte erscheint ein Herold, um Klage

über

über den Bruch des von Talbot bewilligten Waffenſtillſtandes zu führen. Dieſer Herold iſt Talbot ſelbſt. Johanna erſcheint und vertheidigt ſich. Der Waffenſtillſtand war ihr unbekannt. Sie verkündigt den Franzoſen einen Sieg, die Gefangennehmung von Talbot, die Krönung des Königs und ihren eignen Tod. Talbot verachtet ihre Weiſſagungen und entfernt ſich. Ein verwundeter Soldat meldet dem Könige, daß Agnes in die Hände der Feinde gefallen iſt. — Talbot kömmt im dritten Acte nach dem Lager zurück und man führt Agnes vor ihn; er beweißt ihr die Achtung, welche er ihrem Geſchlecht ſchuldig iſt. In der Nacht thun die Belagerten einen Ausfall. Agnes wird befreyt und Talbot von Johannen zum Gefangnen gemacht. Die Belagerung wird aufgehoben. — Dieſes Stück hat weder neue Situationen, noch eine fehlerfreye Anlage; das Intereſſe iſt gering. Johanna handelt nicht genug. Sie erſcheint nur, um ſich von dem Könige rufen zu laſſen und einen Ausfall auf die Engländer zu thun. Einzelne Gemählde, die handelnden Perſonen, und die hiſtoriſche Wichtigkeit der Handlung ſelbſt bedeckte indeß jene Fehler und das Stück wurde mit Beyfall aufgenommen.

Um dieſelbe Zeit ſpielte man zum erſtenmal auf dem Theater der Nation Le Comte de Comminge, Drame, par Mr. d'Arnaud; ein bekanntes Stück, deſſen Wirkung bey der Vorſtellung außerordentlich rührend und angreifend war. Dieſe Wirkung war nicht unerwartet. Der Anblick ei-

nes Mannes wie Cominges, der an einem Orte, wo alles an die Schrecken des Todes erinnert, von der zärtlichſten Liebe glüht, und alle ſeine Bemühungen, die heftigſte Leidenſchaft durch die ſtrengſten Uebungen der Andacht und die Gegenwart des Gottes ſelbſt, dem er ſich in die Arme geworfen hat, zu bekämpfen, vergeblich ſieht; der den Reſt ſeines unglücklichen Lebens, ohne es zu wiſſen, an der Seite ſeiner Geliebten hinlebt, die ſich aus Liebe zu ihm, aus Verlangen ihn zu ſehen und neben ihm zu ſeyn, allen Qualen des einſamen Lebens unterworfen hat, aber weniger die Strenge ihrer Lebensart, als die Marter vor ihrem Geliebten zu ſchweigen fühlt; dieſer Anblick konnte nichts anders als die höchſte Rührung hervorbringen. Der Dichter hat aber noch überdieß die Kunſt verſtanden, die Einförmigkeit der Situation durch eine geſchickte Entwickelung der Empfindungen zu verbergen, und durch die Eröfnung aller Quellen des Gefühls die Gemüther der Zuſchauer in einer fortdauernden und immer ſteigenden Rührung zu erhalten. Wenn aber der Charakter und die Lage der Hauptperſon die Herzen zerreißt, ſo gießt dagegen der ſanfte, gefühlvolle Charakter des Abtes den Balſam einer lindernden Schwermuth über dieſelben aus. Dieſer Contraſt wurde ſehr lebhaft gefühlt. Außerordentlich war die Wirkung, welche das Ende des zweyten Actes, und vornemlich die Scene hervorbrachte, in welcher Comminge auf ſeinem Grabe liegt, ſeufzt und weint und Adelaiden ruft, während ſie ſelbſt eine verborgene Zeuginn ſeiner Leiden iſt.

Man

Man wünschte einige Abkürzungen. Mehr als eine Tirade schien den Gang der Handlung unnützer Weise aufzuhalten.

Le présomtueux ou l'heureux imaginaire, comédie en cinq Actes et en vers de Mr. Fabre d'Eglantine. Dieses Stück, welches den 7. Jun. 1789 zuerst auf die Bühne gebracht worden war, hatte dem Publicum schon im ersten Acte so sehr misfallen, daß es nicht weiter als bis zum dritten gespielt werden konnte. Jetzt war man gegen den Verfasser des Philinte und den Repräsentanten der Nation nachsichtsvoller oder gerechter geworden. Das Stück wurde unter vielem Beyfall gespielt.

Der Held desselben ist ein Visionär, der alles irdische Glück zu besitzen glaubt, weil er es zu verdienen meynt, das heißt, die gute Meinung, die er von sich hat, ist die Quelle seines Irthums. Er hat auf der Reise ein junges und liebenswürdiges Frauenzimmer nebst ihren Eltern kennen gelernt; er hat sich in sie verliebt, und glaubt mit einem Blick, einem Worte die ganze Familie in sein Interesse gezogen zu haben. Nur noch ein Wort darf es ihm kosten, und der Vater sagt ihm seine Tochter zu. Doch bey dem ersten Zusammentreffen zeigt es sich, daß diese Hofnung noch etwas zu voreilig war. Der Vater erinnert sich gar nicht mehr, den Herrn Valer gesehn zu haben.

In das Wirthshaus, in welchem alle logiren, kommt um dieselbe Zeit ein zweyter Liebhaber, Desarbes, dem das Mädchen versprochen ist, der

aber unerkannt die Liebe seiner Gebieterinn verdienen will. Indeß hält jedermann im Hause Valeren, zu folge seiner Aeußerungen, für den wirklichen Schwiegersohn. D'Orsange befindet sich in einer sehr peinlichen Lage. Mutter und Tochter fangen selbst an ernstlich besorgt zu werden. Unterdessen hat der Vater zufälliger Weise von Valerens Eltern den Auftrag erhalten, ihren Sohn verhaften zu lassen. Valer hört von diesem Auftrage sprechen; aber fest überzeugt, daß ihn kein unangenehmes Ereigniß treffen kann, mischt er sich selbst in die Sache, übernimmt die Besorgung des Auftrags und bezahlt, ohne sich zu bedenken, die Kosten zum voraus.

Zwischen d'Orsange und Valeren kommt es zu einer Erklärung, und jener fordert seinen Nebenbuhler heraus. Valer ist über diese Ausforderung höchlich erfreut und betrachtet sie als ein glückliches Ereigniß, das ihm Gelegenheit giebt, seine Gebieterinn von seinem Muthe zu überzeugen. Natürlich kann dieses schimärische Gebäude nicht lange bestehn. Eine einfache Erklärung reicht vollkommen hin es umzustürzen; aber Valer wird dadurch weder niedergeschlagen noch gebessert. Er kehrt vergnügt zu seinem Vater zurück, fest überzeugt, daß er ihn durch die Erzählung seiner Projekte aussöhnen und entzücken werde.

Der Charakter des Helden, der sich in diesen Situationen sehr gut entwickelt, ist vielleicht etwas übertrieben und mit allzustarken Umrissen gezeichnet.

net. Aber es iſt ſchwerer als man glaubt, in dramatiſchen Werken dieſen Tadel zu verdienen.

Man fand außerdem, daß die Situation, in welcher Valer einen Verhaftsbefehl gegen ſich ſelbſt auswirken hilft, aus der Metromanie entlehnt ſey. Es gereicht aber hiebey dem Verf. zur Entſchuldigung, daß er dieſelbe, ſo weit es nur immer möglich war, in ſein rechtmäßiges Eigenthum verwandelt hat. Sie iſt bey ihm ein Charakterzug, der die thörigte und unbeſonnene Selbſtgenügſamkeit Valers auf eine höchſt treffende Weiſe bezeichnet. Uebrigens urtheilte man, daß dieſes Stück, bey einigen Fehlern, den Stempel des ächten Talentes trage und daß ſich der Verfaſſer durch ſeine beyden Schauſpiele einen Platz unter den vorzüglichen dramatiſchen Dichtern der neuſten Zeit errungen habe.

La Soirée orageuſe, comédie en un acte en proſe, mêlée d'Ariettes; paroles de Mr. Radet, muſique de Mr. d'Aleirac. Eine niedliche Kleinigkeit, die, ohne ein vorzügliches Intereſſe der Handlung, durch das Detail und die Gemählde gefiel. Die Intrigue iſt ſinnreich. Roberto liebt ſeine Mündel Conſtanze, die, wie man ſchon erwartet, einen andern begünſtigten Liebhaber hat. Sie hängt von ihrem Bruder, einem rechtſchaffnen, aber höchſt lebhaften, raſchen Seemanne ab, deßen ganzes Leben ein beſtändiger Wechſel von Ankunft und Abreiſe iſt, und der ſich demnach zu Geſchäften auf dem feſten Lande nicht viel Zeit zu nehmen pflegt. Dieſem meldet der

Vormund, daß der Liebhaber seiner Schwester ein junger Taugenichts sey, dem man sie aus den Händen reißen müße; er wiße eine gute Parthie für sie. Der Seemann antwortet mit drey Zeilen: Seyn Sie um fünf Uhr zu Hause; meine Schwester und ihre Gesellschafterinn soll um sechs Uhr ankommen; der Bräutigam, den Sie ihr bestimmt haben, mag um sieben Uhr kommen; ich bin um acht Uhr da; neun Uhr unterzeichnen wir den Contract, und um zehn Uhr reis' ich wieder ab. — Alles geht gut; außer daß der Liebhaber, der sich um sieben Uhr einfindet, und von Constanzen zuerst auf einem Balcon versteckt wird, hier ein schreckliches Ungewitter aushält, dann in einem Kamin Gefahr läuft verbrannt zu werden. Roberto giebt seiner Schönen eine Serenade. Der Bruder kömmt dazu, hält den Alten für den Liebhaber seiner Schwester und prügelt ihn samt den Musikanten weg. Diese verklagen den Vormund bey dem Alcade wegen der Prügel, die er selbst bekommen hatte; er muß hin, um sich zu verantworten. Constanzens Bruder kömmt zurück, hält den Liebhaber für den Bräutigam, läßt unverzüglich den Contract ausfertigen und vereinigt die beyden Liebenden, die kein Wort von dem ganzen Wirrwar begreifen, aber sich alles sehr gern gefallen lassen. Bey der Rückkehr des Vormunds ist alles vorbey, und da eine nähere Erklärung nicht zu seinem Vortheil seyn würde, so greift er die Parthie in allen einzuwilligen. — Die Verbindung so mancher ungewöhnlichen Situationen, die lustige, mannichfaltige Entwickelung, die komi-

komische Kraft des Styls, der natürliche Dialog, und die gefällige, dem Stoffe analoge Musik verschaften dieser Arbeit des bekannten Radet einen entschiednen Succeß.

L'incertitude maternelle ou le choix impossible, comédie en un acte et en vers. Die Handlung dieses kleinen, größtentheils sehr gut geschriebnen Stückes gründet sich auf einen wirklichen Vorfall. Eine junge Wittbe ist kurz nach dem Tode ihres Mannes genöthigt, eine Reise zu machen. Sie bringt in einem Gasthofe einen Sohn zur Welt, und in demselben Augenblicke und in demselben Hause kömmt eine Bäuerinn mit einem Sohne nieder. Der Arzt, der ihnen beygestanden hat, verwechselt die beyden Kinder, und es ist unmöglich zu bestimmen, welcher von beyden Frauen ein jedes angehört. Die reiche Wittbe entschließt sich, beyde an Kindesstatt anzunehmen. Die Bäuerinn wird mit Gelde abgefunden; beyde Kinder werden zusammen erzogen und genießen beyde die Liebe ihrer Mutter in gleichem Grade. Nun ist aber das Vermögen ihres Mannes, in dem Falle daß keine Kinder am Leben blieben, einem Verwandten vermacht. Dieser dringt darauf, daß die Wittbe erklären soll, welches von den beyden Kindern ihr wirklicher Sohn sey, und droht, in dem Falle, daß sie damit zögerte, mit einem Prozeß. Um sich aus dieser peinlichen Lage zu reißen, erklärt sie, daß sie es auf einen Prozeß ankommen lassen wolle, aber fest entschlossen sey, in dem Augenblicke, wo man den einen Sohn von den Rechten an ihre mütterliche Zärtlichkeit

lichkeit ausschließt, sie ihm ihre Hand geben und dadurch die eigennützigen Plane ihres Verwandten vernichten werde. Diese Erklärung ist ihm ein Donnerschlag; man benutzt seine Verwirrung, man bringt in ihn, er wird gerührt und entsagt seinen Rechten. Die Witche will ihm danken. „Ach ruft er aus, ich bin Ihnen Dank, vielen Dank schuldig. Sie haben mir die Bekanntschaft meines Herzens verschaft.“ Der Gang der Handlung in dieser Comödie ist ungemein rasch, die Darstellung wahr, der Dialog richtig und treffend. Das ganze Stück ist voll Gefühl und Interesse. Der Verfasser gab sich nicht zu erkennen.

In der Mitte dieses Jahres wurde auf dem Theater der Opera gegeben, Louis IX en Egypte; opéra en trois actes; paroles de MMr. Guillard et Andrieux, musique de Mr. le Moyne; in welchem die aus der vaterländischen Geschichte gewählte Handlung, die Anspielungen auf die Revolution, und die poetischen Verdienste der Ausführung mit gleichem Beyfalle aufgenommen wurden. Die Verfasser hatten dabey weniger die Absicht, eine regelmäßige Handlung darzustellen oder ein tiefes und gleichgehaltenes Interesse hervorzubringen, als, wie es das Herkommen in der Oper mit sich bringt, mannigfaltige Gemählde aufzustellen und durch die Handlung Feyerlichkeiten, Aufzüge und Tänze zu veranlaßen. Ludwig der IX. wird mit der ganzen Würde seines Namens und Ranges aufgeführt. Seine Rolle ist von einem Ende bis zum andern voll Größe, Adel und Zärtlich-

Lichkeit; und es ſchien faſt, als ob dieſer Rolle die übrigen ein wenig allzu ſehr aufgeopfert wären.

Die Scene iſt in Aegypten zur Zeit des erſten Feldzugs Ludwig des IX. Seine erſten Gefechte gegen den Sultan haben ihm entſchiedene Vortheile verſchaft. Der Sultan bittet um Frieden und beyde Prinzen ſchließen ihn an der Spitze ihrer Heere. Nachdem ihn die Saracenen durch fürchterliche Verwünſchungen beſchworen haben, verlangt der Sultan, daß der König ebenfalls ſeinen Gott zum Zeugen anrufen ſolle. Der König antwortet:

D'un chrétien, d'un Français la parole ſuffit.

Ludwig hat das Volk mehr durch ſein edles Betragen und ſeine Tugenden als durch die Macht der Waffen beſiegt; ſeine Feinde beten ihn an. Der Sultan ſieht dieß und brennt vor Wuth und Eiferſucht. Er beſchließt, den König durch zwey Beduinen ermorden zu laſſen. Die Sultane, ſeine Gemahlinn, iſt mit dieſem meuchelmörderiſchen Plane bekannt; aber weit entfernt ihn zu billigen, ſucht ſie vielmehr die Ausführung deſſelben zu hindern. Sie bemüht ſich dem Könige Mistrauen einzuflößen, aber ſeine Seele iſt zu groß und zu rein, um ſich dem Argwohn hinzugeben. Am Ende des erſten Actes entſteht im Lager deſſelben ein Aufruhr unter den großen Vaſallen, die unzufrieden über die Begünſtigungen ſind, welche der König ſeinem Volke gemacht hat. Der Graf von Bretagne, der ſich in der That viermal gegen Ludwig IX. empört

pört hat, steht an der Spitze der Aufrührer. Er ermahnt sie die Armee aufzuwiegeln und nach Frankreich zurückzuführen. Ludwig tritt ganz allein mitten unter die Empörer, und als er sie bey dem Vorsatze, ihn zu verlassen, beharren sieht, sagt er zu ihnen:

Parens, je ne retiens personne;
Cessez de partager ma gloire et mes travaux;
Je vous défends de suivre mes drapeaux,
Et c'est moi qui vous abandonne.

Die Rebellen gehen in sich; der König verzeiht ihnen. Die ganze Armee eilt herbey und versichert dem Könige ihre Anhänglichkeit und Treue. Das ganze Ende dieses Actes ist voll Interesse und Feuer.

In dem zweyten Acte erscheint Ludwig in einem Dorfe, dessen Einwohner Unterstützung von ihm erhalten haben. Sie feyern seine Wohlthätigkeit, weihen ihm einen ländlichen Altar und thun Gelübde für sein Wohl. Während dieses Hirtenfestes tritt Ludwig auf. Er genießt anfänglich unerkannt die Huldigungen des Dorfes; aber bald verräth ihn sein Gefühl; man erkennt ihn und wirft sich ihm zu Füßen. Der König findet hier in der Einsamkeit eine Prinzessinn von Edeßa, eine Nichte von Gottfried von Bouillon, die sich zurückgezogen hatte, nachdem Edeßa von den Saracenen eingenommen und zerstört worden war. Der Zufall hatte einen Sohn des Sultan, Almodan, den sein Vater zu folge einer Weißagung verstoßen hatte,

er, an denſelben Ort geführt. Er liebt Adelen; dieß iſt der Name der Prinzeſſinn, und wird wieder geliebt. Ludwig nimmt beyde mit ſich in ſein Lager. Der Augenblick ſeiner Abreiſe, wo er ſich aus dem Armen der Einwohner des Dorfes losreißt, die ihn mit ihren Segnungen begleiten, veranlaßt eine eben ſo reizende als rührende Pantomime.

Der dritte Act ſpielt in dem Pallaſte des Sultan. Dieſer überliefert den beyden Beduinen, die den König meuchelmörderiſcher Weiſe aus dem Wege räumen ſollen, einen aufgefangnen Brief von Ludwigs Mutter, um ihm denſelben zu überbringen und bey dieſer Gelegenheit ihr Vorhaben auszuführen. Nun kömmt aber der König ſelbſt in den Pallaſt, um den Sultan zu bewegen, durch Gerechtigkeit und Sanftmuth den Aufruhr zu ſtillen, den ſeine Strenge und ſein Deſpotismus erregt hat. Die Weisheit und Mäßigung ſpricht aus ſeinem Munde. Glaube mir, ſagt er,

Ne prenons point nos caprices pour loix.
Chérissons nos sujets et respectons leur droits.

und weiter hin:

Je veux par mon pouvoir que les loix se maintiennent,
C'est par elles que nous regnons;
Ne pensons pas qu' aux rois les peuples appartiennent;
C'est nous qui leur appartenons.

Die Mörder erſcheinen und überreichen dem Könige den Brief, welcher ihnen von dem Sultan zugehän,

händigt worden. Sie wollten ihn umbringen, während er lesen würde; aber der Adel seiner Mienen, seine Unbefangenheit und edle Sicherheit entwaffnet sie. Sie fallen ihm zu Füßen und erkennen sich überwunden.

Während dieser Zeit ist der Sultan von seiner aufrührerischen Garde ermordet worden, die nun dem Könige von Frankreich den erledigten Thron Aegyptens anbieten. Er lehnt dieses Anerbieten ab und gibt ihnen ihren rechtmäßigen Fürsten in der Person Almodans zurück. Almodan heyrathet Adelen, unter Ludwigs Bewilligung. Diese Heyrath und die ganze Liebesintrigue ist ein wesentlicher Fehler dieses Stücks. Sie ist nicht nur ganz unnütz, sondern auch in einem hohen Grade unwahrscheinlich. Wie groß auch immer die Freyheiten der Opera in Rücksicht auf das Costum seyn mögen, so ist es doch in die Augen fallend, daß grade bey dieser Handlung die Verschiedenheit der Religion von keiner geringen Wichtigkeit war. Dasselbe gilt auch von der Liebe, welche der siegreiche, christliche Ludwig den besiegten Saracenen überall einflößt, die er ohne einen hinreichenden Grund bekriegt hat. Man begreift nicht recht, wie dieß einen Anspruch auf Liebe geben kann; indeß entspringen aus dieser Unwahrscheinlichkeit eine Menge reizender Gemählde und Anspielungen, deren jede von den Zuschauern bemerkt wurde. Dieses war, sagt ein französischer Journalist, die beste Rechtfertigung des Verfassers. Man kann sicher überzeugt seyn, eine Wahrheit gesagt zu haben, welche

ihe alle Unwahrſcheinlichkeiten gut macht, wenn man den Franzoſen das Lob eines angebeteten Monarchen hören läßt. *)

Ferdinand ou la Suite des deux Pages, par Mr. Dézède ward auf dem italiäniſchen Theater mit vielem Beifall gegeben. Ferdinand, ein junger Offizier, welcher alle Tugenden ſeines Standes beſitzt, erwirbt ſich durch ſeine guten Eigenſchaften die Achtung ſeines ganzen Regiments, erregt aber eben dadurch die Eiferſucht des Obriſtlieutenants. Ferdinand hat erfahren, daß ſich die Mutter ſeiner Geliebten in einer höchſt bedrängten Lage befindet und einer ſchleunigen Hülfe bedarf. Er verkauft alles was er hat, und bittet um Urlaub. Der Obriſtlieutenant verſagt ihn denſelben. Er reiſt ohne Urlaub ab, und kömmt zu der Mutter ſeiner Geliebten, die er durch die Unterſtützung des Königes ſchon gerettet findet. Unterdeſſen iſt die Nachricht von ſeiner Abreiſe dem Könige gemeldet worden; der Obriſtlieutenant hat ihr den Namen einer Deſertion gegeben, und auf dieſes Verbrechen ſteht der Tod. Der Verkauf ſeiner Güter ſcheint die böſe Abſicht außer Zweifel zu ſetzen; auch hat ſchon der Major des Ortes, wo ſich Ferdinand befindet, den Befehl erhalten ihn zu verhaften.

Während der Zwiſchenzeit war Ferdinands Onkel, ein alter verdienter Offizier, der ohne Schuld in Ungnade gefallen war, von dem Könige zurückgerufen worden. Auf ſeiner Reiſe wird er von drey

*) Moniteur. 1790. S. 692.

drey Deserteurs angegriffen, und durch einen Unbekannten, dessen Namen er nicht hat erfahren können, gerettet. Dieser Unbekannte war sein Bruder, mit dem er beysammen war.

Ferdinand wird vor Friedrich den Gefangenen gebracht. Dieser bleibt lange Zeit unbeweglich. Endlich wirken die Bitten der Geliebten des jungen Menschen und ihrer Mutter, das Zeugniß des Majors und des Onkels, vorzüglich aber das Zeugniß der drey Deserteurs, die Ferdinand durch seine Beredsamkeit zu ihrer Pflicht zurückgebracht hat, seine Freyheit aus. — Dieses Stück war anfänglich nicht für das lyrische Theater bestimmt, und die eingemischte Musik schien den Gang der Handlung aufzuhalten, ohne den Ausdruck zu verstärken. Der Componist, welcher mit dem Verf. Eine Person war, hatte den Versuch gemacht, auch der Prose eine Musikbegleitung zu geben; ein Versuch, der, ohnerachtet der Geschicklichkeit des Verfassers, doch nicht sonderlich gelungen zu seyn schien.

Ein Trauerspiel von Lemierre, Barnevelt, grand Pensionnaire de Hollande, welches schon seit dem Jahre 1766 geschrieben war, aber nicht aufgeführt werden konnte, erschien auf dem National-Theater, dessen Neuigkeiten jetzt oft in solchen Stücken bestanden, welche die vormalige Polizey zurückgewiesen hatte. Der Verf. hat sich, soviel als die Regeln des Theaters erlaubten, genau an die Geschichte gehalten. Der Waffenstillstand zwischen Spanien und England ist im Begriff zu Ende zu gehn. Moritz, welcher der staathalteri-

schen

ſichen Gewalt eine gröſſere Ausdehnung zu geben wünſcht, und den Krieg als ein Mittel anſieht, ſeine Talente zu zeigen und ſeinen Ruhm zu vergröſſern, ſtimmt für die Erneuerung des Kriegs; Barnevelt, dem die ehrgeizigen Abſichten des Prinzen nicht unbemerkt geblieben ſind, ſpricht für die Erneuerung des Waffenſtillſtandes. Er wird von dem franzöſiſchen Geſandten unterſtützt, der ſich, im Namen ſeines Hofs, jedem Unternehmen widerſetzt, das die Ruhe von Holland ſtören könnte. Der ganze erſte Act iſt der Entwickelung der ehrgeizigen Abſichten des Prinzen und des muthigen Patriotiſmus des Großpenſionärs gewidmet.

Nachdem der Statthalter alle Mittel vergebens verſucht hat, Barnevelts Stimme für ſeine Meinung zu gewinnen, oder ihn von einem weitern Widerſtand zurückzuſchrecken, klagt er ihn des Hochverraths an und läßt ihn gefangen nehmen. Es gelingt ihm ſogar, ihn verurtheilen zu laſſen. Er beſucht ihn hierauf in ſeinem Gefängniſſe, um den letzten Verſuch zu machen, und verſpricht ihm Gnade, wenn er ſeine Stelle niederlegt. Barnevelt zieht den Tod der Schande vor. Sein Sohn, ein junger ungeſtümer Menſch, macht ſich einen Anhang, um ſeinen Vater zu befreyen, aber der tugendhafte Greis verdammt dieſes Unternehmen, als einen ſtrafbaren Aufruhr, und verſchmäht eine ſolche Hülfe. Dieſes gibt zu einer der intereſſanteſten Scenen Veranlaſſung. Der Sohn bietet dem Vater mit Schaudern einen Dolch an, um ſich durch einen freywilligen Tod der Schande zu entziehn.

Cato gab sich den Tod, ruft er aus. Aber Sokrates erwartete ihn, antwortet der Greis. Soldaten treten herein, führen Barnevelt zum Tode und lassen seinen Sohn, als einen Aufrührer, im Gefängniße.

Im letzten Acte bittet Barnevelts Gemahlinn den Statthalter um Gnade für ihren Sohn. Moritz giebt ihr seine Verwunderung zu erkennen, daß sie für ihren Sohn spreche, da sie nichts für ihren Gemahl gethan habe. Er war unschuldig, antwortet sie, aber mein Sohn ist strafbar. Diese vortrefliche Antwort hat die Geschichte aufbewahrt. — Barnevelt wird hingerichtet. Das Volk empört sich. Barnevelts Sohn erscheint von neuem an der Spitze einer zahlreichen Parthey. Der Plan des Statthalters scheitert und der Waffenstillstand mit Spanien wird erneuert.

Barnevelts republikanische Tugend ist in diesem Trauerspiele mit Kraft und Wahrheit geschildert. Der Charakter des Statthalters aber hätte etwas mehr besorgt seyn, und er hätte seine schlechte Sache auf eine etwas bessere Weise vertheidigen können. Die Sprache erhebt sich oft mit großer Kraft. Die Scenen sind geschickt angelegt und gut verbunden. Aber der fünfte Act ist ohne Interesse und Handlung, und dieses ist um desto fühlbarer, da das Interesse in dem vierten Acte so hoch gestiegen und die Erwartung so sehr gespannt worden ist.

Dieses Stück war übrigens, aus mehr als einem Grunde, für die Umstände unter denen es gege-

gegeben wurde, ſehr gut gewählt. Der Tag einer allgemeinen Conföderation, der 14. Julius, näherte ſich. Die Abgeſandten der entfernten und nähern Departemente ſtrömten ſchon in Paris zuſammen, das noch nie ſo viele begeiſterte und mit den lebhafteſten Erwartungen erfüllte Einwohner geſehn hatte. Alles war veranſtaltet, um ihnen den Genuß der errungenen Freyheit, die nun bald durch einen feyerlichen Eid bekräftigt werden ſollte, zu verſchaffen und ihre Köpfe noch mehr in Feuer zu ſetzen. Auf den Theatern wurden vornemlich ſolche Stücke gegeben, welche eine Beziehung auf die Revolution hatten, oder deren Aufführung erſt durch die Revolution möglich geworden war, und die auf das lebhafteſte an die Märtyrer der Freyheit und an die Greuel des vernichteten Deſpotismus erinnerten. Man ſpielte den **Barnevelt**, **Wilhelm Tell**, **Carl den Neunten**, das **Erwachen des Epimenides**, das **Kloſter**, den **Grafen von Comminges** und ähnliche Stücke.

Vorzüglich aber war der Abend des 14. Jul. und der darauf folgenden Tage dazu beſtimmt, das Gefühl der Freude über die erworbnen Güter zu verſtärken und zu befeſtigen. Auf dem Circus in dem Palais Royal gab man eine Vorſtellung des Bundesfeſtes, bey welcher alles aufgeboten war, die begeiſternden Gefühle, welche faſt alle Theilnehmer an dem Feſte ſelbſt durchdrungen hatten, von neuem rege zu machen. Am folgenden Abend wurde in dem Vauxhall die Eroberung der Baſtille und einige andere ähnliche Schauſpiele vorgeſtellt. Ei-

nige Tage ſpäter wurde eine ähnliche Vorſtellung auf den Ruinen der Baſtille ſelbſt gegeben.

Auf dem Nationaltheater erſchien am Tage des Bundesfeſtes Le Journaliſte des Ombres ou Momus aux champs Elyſées; pièce Heroï-national en un acte et en vers, ein Stück, bey welchem mehr die gute Abſicht, als die Ausführung Beyfall fand. Momus iſt aus dem Himmel verbannt und wählt das Elyſium zu ſeinem Aufenthalt. Er theilt hier den Schatten Journale mit, vorzüglich ſolche, die von den Decreten der Nationalverſammlung Nachricht ertheilen. Durch ihn erfährt Roußeau, daß man jetzt die Rechte der Menſchen anerkennt; Saint-Pierre, daß man ſeinen Plan eines allgemeinen Friedens realiſiren will; hierauf erſcheint Voltaire, der Roußeaus Verdienſte preißt; Le Kain und Mamſell le Couvreur, die die Nachricht erhalten, daß die Vorurtheile gegen den Schauſpielerſtand vertilgt ſind, ein Bauer vom Berge Jura, Calas mit ſeiner Familie, der Prinz Leopold von Braunſchweig und Franklin. Dieſe Auftritte ſind trocken, ohne Wärme und Würde. Sie gefielen um deſto weniger, je mehr man ſich von den auftretenden Perſonen verſprechen durfte. Das Ganze endigt mit einem Feſte vor dem Altare der Freyheit, an welchem Johanne d'Arc eine Arie abſingt, die ſich nicht in den Mund einer Heldinn paßt. Einzelne Züge von Geiſt, gut verſifizirte Stellen und die Leichtigkeit der Schreibart, die in demſelben herrſcht, waren nicht hinreichend die Einförmigkeit der Handlung

gut

gut zu machen. Der Verfaſſer, Mr. Aude, hatte offenbar weit weniger geleiſtet, als man von ſeinen dramatiſchen Talenten und vorzüglich bey einer Gelegenheit erwarten durfte, welche alle Herzen mit dem Rauſche der Freude und Hofnung erfüllt hatte. Dieß war indeß ſehr natürlich, und es iſt nicht blos die Schuld der Eile, ſondern faſt noch mehr der Umſtände ſelbſt, welche das Gemüth unmittelbar beſtürmen, die auch vorzügliche Köpfe hinderte, in den ſogenannten pièces des circonſtances mit der vollen freyen Kraft ihres Genies aufzutreten.

Die Stücke dieſer Art vermehrten ſich in der Folge auf eine unglaubliche Weiſe, ſo wie ſich die Begebenheiten ſelbſt vermehrten, und die Freyheit der Meinungen beſchränkter ward. Nur wenige erhoben ſich über das Mittelmäßige. In den Zeiten der drückendſten Tyranney zeichneten ſie ſich faſt nur durch Galle, Kühnheit und nichtswürdige Schmeicheleyen aus. Nach Robespierres Falle athmete auch das Schauſpiel freyer und der zurückgehaltne Strom des Witzes ergoß ſich gegen die, welche man bisher hatte fürchten und loben müßen. Ein kleines, ſehr artiges Gedicht von *Armand Charlemagne*, Sur les pièces de circonſtances wird hier an ſeiner Stelle ſtehn, ob es gleich, der Zeitrechnung nach, in ein ſpäteres Jahr gehört:

Quand la faim nous fait mettre à table
Le met le plus ſimple ſuffit;

Mon Souper était detestable *)
Mais on avait bon appetit.
Quelques gaîtés assez naïves
Ont fait passer mon ambigu,
Et j'ai vû rire mes convives;
C'est tout ce que j'avais voulu.
Nous avons tremblé sous l'empire
Des Jacobins et des méchans;
Mais aujourd'hui que l'on respire
Il est toujours fort bon de rire,
Surtout de rire à leurs dépens.

Je dédie à la circonstance
Et non à la postérité
Ma bluette sans conséquence;
Le public est en vérité
Un bon homme plein d'indulgence;
Pas de si mince nouveauté
Qu'il n'accueille de préférence
Au chef d'oeuvre le plus vanté
Dont puisse s'honorer la France.

Plus d'un Drame sans action
Est au mieux reçu sur la scène,
En faveur de l'intention.
Et l'auteur réussit sans peine,
Lorsque son intrigue se traîne
Sur les pas de l'opinion.

Mais — ah! pardon, mes chers confrères,
Fléaux de bluettes légères,
Qui, comme moi, dans un matin,

De

*) Armand Charlemagne ist Verfasser einer kleinen Comödie le Souper des Jacobins.

De vos Muſes irrégulières
Obtenez un drame anodin,
Ou quatre ſcènes éphémères;
Malgré nos petits ſuccès ſous,
Et la grande vogue au nous ſommes,
Je doute beaucoup, entre nous,
Que nous ſoyons de bien grands hommes.
Nous faiſons de maigres couplets,
Sans feu, ſans ſel, ſans poëſie,
Quoiqu'en l'honneur de la patrie,
Qu'on ne devrait chanter jamais
Qu' avec la lyre du génie.

Par foi, en dépit de Thalie,
Nous ſommes deux de compagnie
A brocher des verſiculets,
Que nous traîtons de comédie,
Ou bien quelqu' opéra - folie
A l'ordre du jour et niais.

Le théâtre eſt en miniature:
A ces magnifiques tableaux,
Où, dans une vaſte brodure,
Etait en traits originaux
Priſe ſur le fait la nature,
Ont ſuccédé les jeux de mots,
Les calembours, les qui pro quos,
Le bel eſprit, l'enluminure,
Et le caquet de Marivaux.
De tous les ſcéniques ripots
On a banni le gratte-ſtolière,
Pour Cadet-Rouſſel et Barnière,
Les fortiſſes et les jeannots.
Rien n'eſt ſi énergumène,

Mauvais Corneille de tréteaux,
Qui fait hurler à Melpomène
Le dangage des Visigoths,
Et vient répéter sur la scène
Ce qu'il a lu dans les journaux;
Si que dans l'esquisse tragique,
Sans nuances et sans détours
On voit, sous un costume antique,
Un héros à l'ordre du jour;
Et que l'auteur, dans sa manie,
Tout en immolant les tyrans,
Avec eux tue et sacrifie
Les moeurs, l'histoire et le bon sens.

A cela que faire et que dire?
Ma foi rien: si ce n'est d'en rire.
Après notre petit talent
On décoche un peu de satyre,
Mais le profit est consolant.
Puis il est bon de reproduire
Ce superbe raisonnement;
Dannière vaut mieux que Zaïre
Puisqu'il rapporte plus d'argent.

Zu Ehren des Bundesfestes wurde auf dem Théâtre Italien: Le chêne patriotique ou la Matinée du 14. Juillet, noch einige Tage vor dem 14. Julius aufgeführt. Die Scene ist auf einem Dorfe, dessen Herr ein guter Patriot ist, der, mit Aufopferung des alten Vorurtheils, eine Bäuerinn heyrathet. Der Verfasser, Mr. Monvel, hat die Handlung des Stücks durch einige andre Liebeshändel und Heyrathen, vielleicht

etwas

etwas allzu sehr, zu verstärken gesucht; aber die Hauptsache ist, daß der Seigneur eine Eiche in seinem Walde aussuchen und von den Bauern, zum Andenken der Einnahme der Bastille, vor die Kirche pflanzen läßt. Nach dieser Feyerlichkeit erwartet er selbst, die Municipalbeamten, die Nationalgarden und die andern Bürger die Mittagsstunde um den Föderationseid zu leisten, welches unter Beweisen des lebhaftesten Patriotismus geschieht.

Ein Theil der Zuschauer urtheilte mit Recht, daß so große und ehrwürdige Gegenstände gar nicht auf das Theater gebracht und noch weniger durch eingemischte Liebeshändel herabgewürdigt werden sollten. Solche Dinge, meynten sie, bedürften immer eines allegorischen Schleyers und müßten nie unverhüllt dargestellt werden. Ein so erhabnes Schauspiel als die Föderation auf dem Marsfelde, und der dabey geleistete Eyd, müßte auf dem engen Raume der Bühne immer sehr dürftig erscheinen; und die schwächere Wiederholung desselben könnte zu nichts dienen, als die Empfindungen zu schwächen, welche durch die wirkliche Handlung erregt worden wären.

* * *

Das Nationaltheater wurde von dieser Zeit an, bis fast zum Ende des Jahres durch die Zwistigkeiten der Schauspieler abgehalten, Neuigkeiten auf die Bühne zu bringen. Chéniers Carl IX. hatte dazu die Veranlas-

anlassung gegeben. Die heftige Erbitterung, welche jede Aufführung desselben verursachte, veranlaßte ein Verbot der Minister, dieses Trauerspiel weiter zu geben. Eines Tages forderte Mirabeau im Schauspiel überlaut, daß man Carl IX. spielen solle. Diese Forderung that er kurz darauf noch einmal, und da seinem Verlangen kein Genüge geleistet wurde, beklagte er sich in einem gedruckten Briefe öffentlich über die Schauspieler. Man wurde das Stück gegeben, und das Volk fing von neuem an, den Tonsuren mit der Laterne zu drohn. Unter den Schauspielern selbst entstand die heftigste Zwietracht. Talma, der Freund Chenliers, schien allen Beyfall für sich allein zu nehmen. Man beschuldigte ihn der Cabale, und vereinigte sich, nicht mehr mit ihm zusammen zu spielen. Als Talma nicht mehr erschien, ward er täglich verlangt. Der Director kündigt endlich an, daß er Herrn Talma verabschiedet habe. Diese Nachricht war das Signal einer heftigen Explosion. Beyde Partheyen bedrohten sich unter einem großen Tumult. Der Maire wurde herbeygerufen. Er verlangte von den Schauspielern Nachgiebigkeit; aber umsonst. Endlich beschloß der Jacobinerclub, die Schauspieler mit Gewalt zu zwingen, dem Befehle des Bürgerraths Gehorsam zu leisten. Das Volk wurde versammelt und in großer Menge nach dem Schauspielhause geschickt, wo es mit der Ruthe drohte, wenn man Herrn Talma nicht wieder aufnähme. Nun erst gaben die Schauspieler nach. Sie

führten

führten Carl IX. auf und begleiteten, nach geendigter Vorstellung, den Maire nach Hause.

Bey dieser langwierigen Streitigkeit litt das Publicum, und die den privilegirten Schauspielern des Königes so nachtheilige Frage: ob sie länger in ihren Vorrechten geschützt zu werden verdienten? wurde jetzt wieder sehr lebhaft verhandelt. Nachdem die Municipalität organisirt worden war, erwartete man, daß diese ihre Aufmerksamkeit auf die Schauspiele richten und dieselbe organisiren würde. Die Meinungen des Publicums waren getheilt, die Administration war es ebenfalls, und die privilegirten Schauspieler boten alles auf, um die ihnen drohende Gefahr von sich abzuwenden.

Die Hauptpunkte, welche bey einer neuen Organisation der Theater vorzüglich beherzigt zu werden verdienen, waren am besten in einer Schrift von *Millin*, Sur la Liberté du Théâtre. (à Paris, 1790.) dargelegt. Er wirft einen Blick auf den Zustand des Theaters unter der Regierung des Despotismus und macht die sehr treffende Bemerkung, daß, nachdem die Schauspieler zu thätigen Bürgern erhoben, und mit militärischen und andern Würden bekleidet worden, man wohl hätte erwarten dürfen, daß sie nicht verlangten, die Wohlthaten der Constitution zu genießen und sich dennoch bey ihren ausschließenden Privilegien zu behaupten. Diese Privilegien, sagt er weiter, welche mit den einmal angenommenen Grundsätzen nicht bestehen können, richten ihre Besitzer selbst zu Grunde, indem sie dieselben sicher machen. Die

Opera

Opera kostete, ohnerachtet ihrer ausgedehnten Vorrechte, der Regierung große Summen. Das französische Theater und das théâtre italien seufzt unter einer ungeheuern Schuldenlast. Die meisten andern privilegirten Schauspiele haben ihre Unternehmer arm gemacht."

Ein günstiges Ereigniß für das Nationaltheater war die Rückkehr des bekannten Grand-Menil, der lange Zeit die Rolle der Bedienten (de grande livrée) mit Beyfall gespielt hatte, jetzt aber in einem höhern Alter die sogenannten Rôles à Manteaux übernahm. Man glaubte bey seinen ersten Erscheinungen zu bemerken, daß ihm diese Rollen noch nicht ganz geläufig wären und daß er den Charakter seiner ehemaligen Rollen in diese übertrug.

Beaumarchais bekannte Oper Tarare, deren Decorationen und Kleidungen in dem Brande des Hôtel des Menus zu Grunde gegangen waren, wurde, nachdem dieser Verlust wieder ersetzt war, von neuem auf die Bühne gebracht. Der Verf. hat einige den Umständen angemeßne Veränderungen mit derselben vorgenommen, von denen die Krönung Tarare's, am Ende des Stücks, die wichtigste ist. Man bringt einen Altar der Freyheit, auf welchem das Buch der Gesetze liegt; einige Bonzen und junge Nonnen fordern die Abschaffung ihrer Klosterregeln und bitten um die Erlaubniß zu heyrathen. Tarare gesteht sie ihnen zu mit den Worten: Les vrais citoyens ce sont les époux et les pères. Hierauf folgt ein Ballet, wel-

welches von einem Vater, einer Muter und einem Kinde getanzt wird. — Spinette und Calpigi ſind einander müde und bitten um die Scheidung. In einem darauf folgenden Tanze, ſieht man ent zweyte Ehepaare, die durch einen Rauſch glücklich gemacht werden. Endlich werden die Negern von Tranquebar befreyt. Einige Perſonen glaubten in den Zuſätzen die Abſicht wahrzunehmen, das eine oder das andre Decret der Nationalverſammlung zu parodiren; andre hingegen meynten, daß der Dichter die Wünſche des Publicums über gewiſſe noch unentſchiedne Punkte öffentlich habe vorlegen wollen. Dieſe Verſchiedenheit in den Meinungen war der Wirkung des Stückes nachtheilig, obgleich von Seiten der Unternehmer alles aufgeboten worden war, die Vorſtellungen ſo prächtig als möglich zu machen. Dieſe Aufmerkſamkeit, welche man auf die Abſichten der Schriftſteller und Dichter richtete, iſt ohne Zweifel ein ſprechender Beweiß des Enthuſiaſmus für die gemeine Sache, oder dasjenige, was man für die gemeine Sache hielt. Sie wurde in der Folge immer größer, ſo wie die Gefahren ſich mehrten und das Mistrauen genährt wurde; und ſo kam eine Zeit, wo die Stimme des Geſchmacks vor dem Urtheile des Patriotiſmus gänzlich verſtummen mußte.

* * *

Collot d'Herbois feyerte auf dem Theatre de Monſieur den Tag der Föderation durch eine

eine kleine Comödie La Famille patriote ou la Fédération, in welcher er zwey Brüder von entgegengesetzten Gesinnungen aufführte; der eine ist ein eifriger Patriot, der andre ein eben so eifriger Aristokrat. Der letztere bekehrt sich und schwört seine Meinungen feyerlich ab. Der Sohn, die Tochter, der Schwiegersohn des Patrioten nehmen an seinem Enthusiasmus Theil, und das jüngste seiner Kinder läßt einen Altar errichten, an welchem die ganze Familie den Bürgereid ablegt. Dieses Stück, welches ohne alle Intrigue ist, hat ein treues Bild der Gespräche, welche die Revolution täglich in den Gesellschaften veranlaßte.

Louise et Volsan, Comédie en trois actes et en prose. Die Idee zu diesem Stücke ist aus dem deutschen Hausvater des Baron von Gemmingen entlehnt. Der Gegenstand desselben ist eine Misheyrath, welcher sich der Vater anfänglich widersetzt und die er am Ende selbst wünscht; während der junge Mensch bey sich zu rathe geht, ob er nicht seine Liebe der Hofnung sein Glück zu machen aufopfern soll. Die rührenden Situationen, welche dieses Schauspiel enthält, verschaften demselben, ungeachtet der Mängel des Styls, den größten Beyfall.

Wir haben in dieser Chronik schon einige Stücke angeführt, in denen das Klosterleben auf die Bühne gebracht worden war; als Gegenstand einer komischen Oper erschien es jetzt zum erstenmal in den rigueurs du cloître; comédie en deux actes mêlée d'ariettes par Mr. Fiévé. Lucile

Sie hat ihren Vater verlohren. Ein Mann von Ansehn und Einfluß verfolgt sie, und die Schwester dieses Mannes, Aebtissinn eines Klosters, zwingt sie den Schleyer anzunehmen, und ihr die Aussicht auf eine anständige Versorgung zu entreißen. Ein Graf, Lucilens Liebhaber, findet Mittel, sich als Gärtner in das Kloster einzuschleichen. Lucille nöthigt ihn sich zu entfernen; aber die Aebtissinn hat im Garten einen zärtlichen Brief gefunden. Sie versammelt die Schwestern und zwingt Lucillen, denselben vorzulesen. Ihre Verwirrung verräth das Innere ihres Herzens; sie fällt ohnmächtig nieder. Es leidet keinen Zweifel, daß sie die Schuldige ist und man schreitet zum Stimmen über die ihr gebührende Strafe. Die jungen Nonnen stimmen für die Milde; die alten für die Strenge; man beschließt endlich, sie den Rest ihres Lebens in einen dunkeln Keller einzuschließen. Kaum aber ist sie in ihr Grab hinabgestiegen, als ihr Liebhaber an der Spitze eines Detaschements von Nationalgarden erscheint und Lucillen ihrem schrecklichen Kerker entreißt. Man macht der Aebtissinn das Decret der Nationalversammlung bekannt, welches allen Nonnen erlaubt, ihre Ketten zu zerbrechen. Die Aebtissinn und die ältern Nonnen entfernen sich wüthend; die jüngern folgen Lucillen. — Die Anlage dieses Stückes ist nicht fehlerfrey. Ein Theil der Exposition wird erst in der vorletzten Scene gemacht. Die Handlung schreitet nicht immer rasch genug vor. Aber die Einfachheit und das Interesse der Intrigue, das

darinne herrschende Costum, die glückliche Entwickelung oder Beendigung der Handlung und die vortrefliche Musik von Le Berton bedeckten jene Fehler und verschafften dem Ganzen eine höchst günstige Aufnahme.

Euphrosine ou le tyran corrigé, comédie mêlée d'ariettes par Hoffmann. Die Idee ist aus einem Romane, Conradin, entlehnt. Dieser Conradin ist ein stolzer Edelmann aus den Zeiten der Kreuzzüge, der sich einen Souverain dünkt, ein Feind der Weiber und der Liebe; stolz und gefühllos gegen alles, außer gegen den Ruhm der Waffen. Einer seiner Freunde, der nach dem gelobten Lande gezogen ist, hat ihm seine drey Töchter anvertraut und ihn gebeten, für ihre Versorgung zu wachen und sie, wenn er nicht zurückkehren sollte, zu verheyrathen. Conradins Arzt Alibour hat sich ihrer angenommen. Er hat sie, mit der Bewilligung seines Herrn, aus dem Kloster an dessen Hof kommen lassen und hofft durch sie auf Conradins Charakter zu wirken. Eine derselben, Euphrosine, beschließt, ihn zu demüthigen und zu ihrem Gemahl zu machen. Sie benimmt sich dabey ohngefähr so wie Roxelane gegen Soliman und ihr Projekt gelingt ihr eben so gut. Dieses erregt die Eifersucht einer Gräfinn von Arles, die sich Rechnung auf Conradins Hand gemacht hatte, und jetzt Euphrosinen in seinem Herzen zu schaden sucht. Euphrosine hatte ihrem Liebhaber um die Befreyung eines jungen Gefangnen gebeten, den sie nicht kannte, der aber ungerechter Weise von

Conra-

Conradin gefangen gehalten wird. Dieſen Umſtand benutzt die Gräfinn, um dem Tyrannen Eiferſucht einzuflößen. Sie geht ſo weit, während Conradin auf einer Fehde begriffen iſt, den Gefangenen loszulaſſen und dieſe Handlung Euphroſinen ſchuld zu geben. Der eiferſüchtige Conradin beſchließt ſeine Geliebte zu vergiften. Alibour bekömmt den Auftrag, den Gifttrank zu miſchen, und man kann denken, wie er ihn ausrichten wird. Conradin bereut ſeinen Befehl, ſobald Euphroſine den Trank genommen hat; er will ihr, auch wenn ſie ſtrafbar iſt, gern verzeihen; aber Alibour verſichert, daß ſie in drey Tagen todt ſeyn wird. Nun beſchließt man, ſich an einen frommen Einſiedler zu wenden, deſſen Gebete alles bey dem Himmel vermögen. Der Graf führt ſeine Geliebte zu ihm und empfiehlt ſie ſeiner Sorgfalt. Dieſer Einſiedler iſt niemand anders als der Vater der drey Mädchen, der ſich nach ſeiner Rückkehr aus dem gelobten Lande, und nach dem Verluſte ſeines Vermögens, der Welt entzogen hat. Man macht ihn mit der wahren Lage der Sache bekannt. Conradin, der den Verluſt ſeiner Geliebten nicht überleben will, erhält ſie aus den Händen des Einſiedlers zurück; ihre Unſchuld wird erkannt und der Betrug der Gräfinn von Arles entdeckt. Die Heyrath macht den Beſchluß. — Die Handlung dieſes Stücks iſt nicht ohne Intereſſe; aber dieſes Intereſſe iſt nicht hinreichend, fünf Akte auszufüllen. Auch ſchien in der That die Länge deſſelben der

Wirkung zu schaden. Zwey Akte weniger würden ein wahres Genie gewesen seyn.

Les deux noms. Ouvrage posthume de Mr. Imbert, entsprach der Erwartung nicht, die der Name des Verf. erregt hatte. Der Stoff ist aus einem Stück des Shakespeare entlehnt, und war schon zweymal, von andern Dichtern behandelt, auf dem théâtre français und italien gefallen. Ein junger Mensch, der um seiner selbst willen geliebt zu werden wünscht, macht sich mit dem Frauenzimmer, dessen Hand er sucht, unter einem falschen Namen, als ein Offizier ohne Vermögen bekannt; und sucht zugleich bey ihrem Vater unter seinem wahren Namen um sie an. Man fand den Styl zwar im Ganzen gut, aber nicht natürlich genug. In der Ausführung vermißte man die komische Kraft, welche allein ein Stück, dessen Handlung von keiner vorzüglichen Wichtigkeit ist, zu heben und zu erhalten im Stande ist.

Vert-Vert Divertissement en un acte en prose mêlé d'ariettes. Die Ankündigung dieses Vert-Vert hatte die Neugierde des Publicums rege gemacht. Jedermann war gespannt, wie man mit der niedlichen Bagatelle Gesang, deren Verdienst in den Details besteht, eine Handlung, eine Intrigue habe verbinden können, die ihr auf der Bühne ein Interesse zu geben vermöchten. Der Verfasser hat es sich nicht viele Mühe kosten lassen. Er hat nichts hinzugesetzt als den Ausgang, und dieser Ausgang war höchst unglücklich erfunden. Nachdem Vert-Vert todt ist, und

die

die Damen ihn bedingen, welcher Amor im Costume eines Carmeliters auf sagt ihnen, daß der geliebte Papagey fortlebe und künftig in Cythere wohnen werde. Diese abgeschmackte Erfindung, dieser Mischmasch von Mythologie und Klosterſitten erregte großen Unwillen bey dem Publikum, das durch einige Details im Anfange und vorzüglich durch eine geistreiche Ouverture sehr günstig gestimmt gewesen war.

Um diese Zeit ereignete sich der Aufruhr in Nancy, welcher das Vorspiel noch größerer und sträflicherer Empörung war. Jedermann kennt die edle Aufopferung von Desilles, der, um das Leben seiner Mitbürger zu schonen, sein eignes Leben Preiß gab. *) Diese Handlung wurde zuerst auf das théâtre italien gebracht: Le nouveau d'Assas; trait civique en un acte, en proſe, mêlé de chants. Die Handlung des tapfern Desilles ist hier in ihrer ganzen Einfachheit, ohne Zusatz, dargestellt. Die Vergehungen des Regiments Chateauvieux sind mit Vorsicht und Schonung behandelt. Denn schon damals bemühten sich die Demagogen, den Aufruhr zu rechtfertigen und das rechtmäßige Verfahren der Regierung bey Unterdrückung desſelben in einem gehäſſigen Lichte vorzustellen.

Gegen das Ende des Jahres gab man auf dem Theater der Nation: Le tombeau de Desilles;

*) ſ. Girtanners Geſch. der franz. Revolution. 4ter B. 173 S.

filles; anecdote en un acte, en prose, par Mr. Desfontaines. Der Verf. hat den Augenblick gewählt, wo das Regiment Chateauvieux, über seine Vergehungen beschämt, den Entschluß faßt, das von den Offizieren erpreßte Geld zurück zugeben. Sie legen ihren Schmerz an dem Grabe von Defilles an den Tag und schwören dem unglücklichen Irrthum ab, der sie eine Zeitlang strafbar gemacht hat. Endlich schärfen sie auf seinem Leichenstein ihre Schwerter und schwören, sie nie anders als zur Vertheidigung der Freyheit des Vaterlandes und der Constitution zu gebrauchen. Dieses kleine Stück fand vielen Beyfall.

Eine Folge der Gesinnungen, welche die Revolution so allgemein verbreitet hatte, und die sich jetzt immer mehr und mehr zum Republikanismus neigte, war die oft wiederholte Forderung des Publikums, den Brutus von Voltaire auf die Bühne zu bringen. Dieser Wunsch wurde den 17. November auf dem Theater der Nation befriedigt. Lange war keine Vorstellung so laut und durch die Ausbrüche des lebhaftesten Enthusiasmus so interessant gewesen, als diese. Beyde Partheyen waren in großer Anzahl gegenwärtig. Man bemerkte vor dem Anfange der Vorstellung den Grafen Mirabeau in einer der obern Logen und ließ ihn durch eine Deputation ersuchen, eine Stelle einzunehmen, wo er von seinen Mitbürgern, die ihn als einen der unerschrockensten Vertheidiger der Freyheit betrachteten, besser gesehen werden könnte. Das Beyfallklatschen nahm sogleich bey den

ersten

erſten Verſen ſeinen Anfang. Alle republikaniſchen Maximen wurden bemerkt und mit Ausrufungen begleitet. Der Beyfall, welchen einige Anhänger der alten Verfaſſung den Grundſätzen des Geſandten von Aruns und des treuloſen Meßala zu geben wagten, wurde durch das Geſchrey der größern Menge erſtickt. Der Triumph der demokratiſchen Parthey war vollkommen. Doch rief man bey einigen Stellen, in denen die monarchiſche Regierungsform ſelbſt zum Nachtheil der guten Könige angegriffen wird: Es lebe der König! Es war eben ſo unbeſonnen als beleidigend für den König, daß die ariſtokratiſche Parthey denſelben Ausruf bey den Grundſätzen des Deſpotiſmus ertönen ließ.

Am Ende der Vorſtellung verlangte ein junger Bürger, daß die Büſte Voltaire's auf das Theater geſetzt und gekrönt werden möchte. Dieſes Verlangen wurde erfüllt, und Hr. Pieyre, Verfaſſer der Comödie l'Ecole des Pères, richtete an das Bruſtbild des Dichters folgende Verſe:

Les beautés de Brutus, aujourdhui mieux senties,
Trouvent enfin leur place au théâtre français;
Par un peuple nouveau tu te vois applaudies;
La seule Liberté manquait à tes succès.

Hierauf las man Verſe ab, die ein Grenadier des Centrums, der die Wache bey den Logen hatte, auf das Theater hatte werfen laſſen. Man verlangte den Verfaſſer zu ſehn. Er zeigte ſich in einer Loge und präſentirte. Er wurde mit einem begeiſterten Beyfall empfangen.

Die folgenden Vorstellungen des Brutus waren weniger stürmisch. Die Munizipalität, welche eine heftige Explosion fürchtete, verbot, Säbel, Degen oder irgend eine Art von Waffen mitzubringen. Die Aristokraten hielten es für rathsamer sich zurückzuziehn und dem begeisterten Publikum, durch ihre Aeußerungen oder durch ihren Frost, kein weiteres Aergerniß zu geben. Der Mahler David ließ die Büste des Brutus, die er aus Rom mitgebracht hatte, neben die Büste Voltaire's aufstellen.

* * *

Adèle et Didier, opéra comique. Der Handlung liegt eine wahre Geschichte zum Grunde. Einige Bauern kommen aus einer entfernten Gegend des Reichs nach Paris, um daselbst eine Erbschaft abzuholen. Ihre Ansprüche werden bey dem Notar untersucht und es findet sich, daß der eine von ihnen keine Forderung zu machen hat. Der Verlust seiner Hofnungen, um derentwillen er eine so weite Reise unternommen hat, macht ihn niedergeschlagen. Seine Reisegefährten nehmen Theil an seinem Schmerz und theilen mit ihm, eben so gut, als ob er ein rechtmäßiger Erbe sey. Die Ausführung dieser Anekdote, mit welcher der Dichter noch eine Intrigue verbunden hat, um sie für die Bühne geschickt zu machen, schien schwach und das Interesse sehr gering.

Les

Les portraits, comédie mêlée d'ariettes par Mr. Davrigny. Dieſes Stück iſt nach einem Canevas von Goldoni Il ritratto d'arlekino gearbeitet. Das Imbroglio entſpringt aus der Verwechslung einiger Bildniſſe, die aus einer Hand in die andre gehn. Da in dem franzöſiſchen Stück dem Harlekin ein Bedienter untergeſchoben iſt, ſo geht ein Theil des Comiſchen, das im Original aus der bizarren Phyſiognomie des Harlekin entſpringt, in der Nachahmung verlohren. Gleichwohl verſchaffte ihr das, was nach dieſem Verluſte doch noch übrig blieb, die gewählte, leichte Sprache, die vortrefliche Muſik und das meiſterhafte Spiel, vornemlich der Frau des Verfaſſers, einen ungetheilten Beyfall.

Am Schluß des Jahres wurde auf dem Theater der Nation ein neues Drama von Laya, dem Verf. der Dangers de l'Opinion, aufgeführt: Jean Calas, drâme en cinq actes en vers. Die bekannte Geſchichte iſt hier, um des dramatiſchen Intereſſe willen, ein wenig umgeändert. Zwey Situationen ſind vorzüglich gut behandelt. Eine Scene im vierten Akt, wo Calas ſich weigert, ſein Leben durch die Flucht zu retten, und eine andre im fünften, wo er von ſeiner Familie Abſchied nimmt, ſeine Unſchuld beſchwört und zum Tode geht.

Unter den neuerrichteten Theatern erhob sich jetzt vorzüglich das théâtre du Palais royal, ehemals Théâtre des Variétés genannt. *) Es gab bisweilen, neue Stücke von ausgezeichnetem Werthe, wie gegen das Ende des 1790. Jahres: Le Point d'honneur, pièce en cinq actes en vers, par Mr. Patrat. Die Scene ist auf einer der Colonien von Amerika. Der Commandant des Ortes hat eine liebenswürdige Tochter, die von einem jungen, verdienstvollen Offizier, St. Mery, dem es an nichts als an Vermögen und Gönnern fehlt, geliebt wird. St. Mery ist noch Lieutenant, und hat keine Aussichten höher zu steigen. Der Commandant schätzt ihn, aber seine Vorurtheile erlauben ihm nicht, dem jungen Manne seine Tochter zu geben, bis er Hauptmann ist. Er tadelt auch an ihm, nicht sowohl daß es ihm an Muth fehle, als vielmehr, daß er nicht steif genug auf den Ehrenpunkt hält und sich manches von seinen Cameraden gefallen läßt. St. Mery hat einen jungen Freund Darneval, dessen Character dem seinigen gerade entgegengesetzt ist. Unter den handelnden Personen ist ferner ein Spanier, Don Alvar, der unter deutschen Regimente dient, ein nichtswürdiger, tückischer Schurke, ohne Ehre,

*) Siehe Goldoni in seinen Mémoires. T. III. c. XIX. S. 171. der deutschen Uebers.

und Mirza. Dieſer liebt die Tochter des Commandanten, Mirza, erfährt aber aus ihrem Munde, daß ihr Herz ſchon an St. Mery verſprochen ſey. Dieß iſt genug, um den Spanier zu bewegen, alles aufzubieten ſeinen glücklichen Rival zu Grunde zu richten. Die Gelegenheit dazu bietet ſich ſehr bald dar. In dem Augenblick, wo St. Mery zur Belohnung ſeiner Tapferkeit, in dem letzten Unternehmen gegen den Feind, eine Hauptmannsſtelle und ein Ludwigskreuz bekömmt, wo ſich alſo ſeiner Verbindung mit Mirza nichts weiter entgegenſetzt, reizt Alvar den ungeſtümen Darneval, ſeinen Freund auf das heftigſte zu beleidigen. Sie müſſen ſich ſchlagen. Vergeblich erkennt jener ſeinen Fehler, vergeblich erkennt St. Mery die Grauſamkeit einer Sitte, die ihn gegen ſeinen reuigen Freund waffnet; jede Ausſöhnung iſt unmöglich. Ihre Cameraden fliehen ſie und der Commandant ſelbſt ſagt dem Beleidigten, daß er ſeine Tochter keinem Manne geben würde, der etwas auf ſich ſitzen ließe. Um dieſe Lage noch peinlicher zu machen, erfährt Mirza, daß St. Mery ſeine Beförderung niemanden anders als ſeinem Freunde Darneval zu verdanken hat. Dieſe Nachricht beſtimmt St. Mery's Entſchluß. Er will dem Vorurtheil trotzen und lieber ſeine Liebe ſelbſt aufopfern, als das Leben ſeines Wohlthäters in Gefahr ſetzen. Ein neues Unternehmen gegen den Feind, wo er das Glück hat, dem Commandanten das Leben zu retten, macht alles gut. Alvar wird beſtraft und

St.

Sir Mary wird glücklich durch Liebe und Freundschaft.

Dieses Stück erregt ein sehr lebhaftes Interesse. Die Situationen sind mit vieler Kunst zusammengekettet; die Charaktere sind gut gezeichnet und gehalten. Die Schreibart ist an einigen Stellen vernachläßigt; aber dagegen findet man auch sehr schöne Verse und eine große Menge von trefflicher Stellen. Den moralischen Zweck, das Vorurtheil der Duelle zu bekämpfen, erreicht zwar die Handlung nicht — denn Sir Mary's Fall ist eine Ausnahme, die gegen die allgemeine Regel nichts beweißt — aber dieser Fehler schadet dem dramatischen Verdienste nichts. Tadelnswürdiger ist der Umstand, daß der Dichter die Gründe gegen den Zweykampf von einem Frauenzimmer vortragen läßt, und diesem, statt der Sprache des Gefühls, abstrakte metaphysische Sätze in den Mund gelegt hat.

Ein sehr artiges, munteres, gut geschriebenes Stück, La communauté de Copenhague ou le Duc de Waldeza wurde zu Ende des Jahres mit vielem Beyfall auf dem Theater der Mademoiselle Montansier im Palais royal aufgeführt.

Italienische Literatur.

Primo e secondo Libro di Epigrammi del Conte *Carlo Roncalli*, con alcuni Madrigali

drigali inediti incrociati Doride. Venezia nella Stamperia Graziosi. MDCCLXIII. 8. 224. S. Der Graf Roncalli eröfnete seine poetische Laufbahn mit einer Sammlung von Epigrammen nach französischen Originalen, die in Italien mit dem größten Beyfalle aufgenommen worden und hier in einer neuen Auflage, nebst einer Sammlung aus dem lateinischen übersetzter Sinngedichte und einer Anzahl von Madrigalen an Doris, erscheinen. Die Italiener haben in beyden Gattungen nur sehr weniges aufzuweisen, und vorzüglich in dem Sinngedichte verirrten sie sich so weit von der Bahn des guten Geschmacks, daß selbst ihre Versuche, die Epigrammen der Griechen auf vaterländischen Boden zu verpflanzen, fast durchaus mißlangen. Die Epigrammen des Grafen R. sind in einem einfachen Style geschrieben und können in dieser Rücksicht zur Verbesserung des Geschmackes beytragen. Wir setzen einige zur Probe hierher:

Sulla tomba d'un Avaro.

Sta chiusa qui la cenere abborrita
Di Celio avaro, che morendo pianse
La spesa del sepolcro e non la vita.

Wenn es auch diesem Einfall nicht an Lebhaftigkeit fehlt, so hat er doch durch die Anordnung der Gedanken viel von seinem Salze verlohren. Es ist offenbar, daß es in umgekehrter Ordnung heißen sollte: non la vita, ma la spesa del sepolcro. Denselben Fehler hat auch folgendes:

ad Albina.

Tutto critichi, Albina, tutto ti spiace:
Hai tu pensato mai,
Che a tutti spiacerai
Se a te nessuno piace?

Einige Ueberſetzungen ſind faſt wörtlich. Von dieſer Art iſt folgende Aufſchrift:

Sulla Tomba della propria Moglie.

Sposa, io non vivo più; che l'empia sorte
Rapì la vita mia colla tua morte:
Ma vivrò quando in fondo a questa fossa
Saran con l'ossa tue giunte quest' ossa.

Dieſes iſt eine treue Ueberſetzung eines Tetraſtichi, welches Baldaſſar Caſtiglione auf das Grab ſeiner Gemahlinn Ippolita Torelli ſetzte, in dem er in der Folge ſelbſt einen Platz bekam. Hier iſt das Original, ſo wie man es in der Kirche S. Maria delle Grazie bey Mantua lieſt:

Non ego nunc vivo, conjux dulciſſima, vitam
Corpore namque tuo fata mea abſtulerunt:
Sed vivam, tumulo cum tecum condar in iſto,
Iungenturque tuis oſſibus oſſa mea.

Nicht alles ſind wirkliche Epigramme. Folgendes iſt nur ein verſifizirter Sittenſpruch

Se felice è colui, che ha ciò che vuole,
Ecome dunque così ſpeſſo avviene
Che di ciò che a voluto indi ſi duole?
Ah ſol virtù è felice, e ſolo ottiene
D'eſſer felice appien chi vuole il bene.

o wie folgendes nur eine epigrammatische Erzählung iſt:

Da morbo oppreſſo il contadin Filampo
Morì a ſuoi figli in ſen conqueſti detti:
Amate, o figli miei, la zappa e il campo
Nè mai del mar cieco deſio vi alletti;
La terra è ognor fedel, l'onda maligna;
Quella è madre dell' uom, queſta è matrigna.

Von den angehängten zwanzig Madrigalen ſetzen wir zwey zur Probe an:

Conta la Storia
Che v'era un Tempio,
Ove ogni Amante
Dicea ſincero
Il ſuo più caro
Dolce penſiero.
Se queſto tempio
S'apriſſe adeſſo;
O qual di voci
Immenſi coro
Cantar s'udria:
Doride adoro.

*

Per formar Venere
Il grande Apelle
Speſſo le parti
Da cento belle
Greche donzelle.
Se oggi viveſſe
Un ſolo artefice

Come

Come era quella,
In Dori sola
Ayria di Venere
Tutto il modello.

I Viaggi. Sermone in versi sciolti del Sgr. Cavaliere *Ippolito Pindemonte*. Venezia, presso Carlo Palese. MDCCXCIII. 8. 47. S. Das Feld der Satyre ist seit Chiabrera, der aber in der Nachahmung der Oden des Horaz weit glücklicher gewesen war, bis auf die neuesten Zeiten fast ganz unangebaut geblieben. In den letzten Dezennien sind einige nicht ganz unglückliche Versuche gemacht worden, unter denen sich dieser Sermon des bekannten Pindemonte vortheilhaft auszeichnet. Er ist reich an schönen Schilderungen von Personen und Gegenden. Die Absicht des Verf. ist zu zeigen, daß nur wenige Menschen mit wahrem Nutzen zu reisen verstehn, und daß die meisten nichts weiter zurück bringen, als die Affektation alles zu verachten, was nicht nach dem Auslande schmeckt. Arist ist eben von Paris und London zurück gekommen: O, ruft er aus:

O quanto
Scura è mai questa Italia! Ahi come posso
Vivere io qui? . . . Gli antichi amici in contra,
E non ravvisa più; le antiche belle,
E gli omeri alza: oh Ninfe della Senna,
Quella era grazia! . . . Nausea i nostri frutti
Disgrada i vini, e più nol riconforta

Lin.

L'Italiano sonno. Altro non vede,
Che ozio, inopia, bisogno; e le ricchezze
Oltramarine in bocca ha sempre; e i Duchi
Bedford e Spencer, di cui storpia i nomi.
Vive Aristo così, biasmando tutto
E da tutti biasmato. Ultrice febbre
Alfin l'assale; ed ei col suo Parigi
Che lo schernì, con Londra sua che pure
Non gli badò, sul freddo labro al mondo,
Ch' ne il lascia, si toglie e va sotterra.

Der Dichter fährt fort die Charaktere, Gedanken und Ausführung schlecht unterrichteter Reisenden zu beschreiben, die, unzufrieden mit ihrem Vaterlande, fremde Länder mehr in der Absicht sich sehen zu lassen, als selbst zu sehen bereiset, und mit schiefen, Vorgriffen und unerträglichen Vorurtheilen angefüllt nach Hause zurückkehren. Zuletzt spricht er auch von seinen eignen Reisen und schildert die gegenwärtige Lage Europens mit den lebhaftesten Farben:

Me pur (senza dolor nol penso e scrivo)
Me pur degno delle toscane coste,
Sdegno delle vicine, e più docil genio,
Che il mio governa assai tranquillo, che nacque
Meco, e meco morrà, quello per mano
Mi prese e trassemi fuor di quelle colli
Con forza tal, con tal maniera, che vano
Mi parve il contrastargli, e il cedere bello.
Ahi qual error! Da man nemiche io forse,
Forse d'alcun fuggia barbaro lido?
L'aer questo non è, ch'io bebbi in pria,

Questo il terren, ch'io pria toccai? Sepolte
Non giacciori qui del mio bon Padre l'ossa?
Non mi vive un Fratello e non mi vive
La Madre ancor? Spazio crudel divide
Me de la Suora, è ver; man non si stende
Quello spazio così, ch'io te non possa
(Se troppo non s'affretta entro le mie
Vene il morbo fatal) te, dolce Suora,
Veder non possa pria che gli occhi io chiuda.
Ma giuro a voi, di queste piante o Ninfe,
Ninfe custodi di quest'onde, giuro
Ch'io da voi più non parto. E in qual mai core
Or vaghezza entrar può d'ir per l'Europa?
Fuoco di guerra è in ogni parte: armi, armi,
Grida il Germano, il Batavo, ed il Belga;
Francia in altrui le volge, ed in se stessa.

— — — — — —

Nè men rinchiuso é il mar, ch' Angliche vele
Ceo prono e libere, e su per l'onda tutta
Il piratico vola ingordo abete.
Rompesi quella, in cui si libra il Mondo,
Politica bilancia: non mai sazia
Ambizion, Libertà folle e cruda.

— — — — — —

Empion di lutto il suol, d'infamia i tempi,
Modi nobile rabbia, altri nel seno
Fraterno, amico il civil brando immerge;
Altri luogo e pietà muta ramingo:
Questi la Patria sua vende a straniera
Avida fame, e col suo sangue quegli
Difenderla non sa: la Senna e il Reno
Cento fiumi minor trovan, tra i densi

Morti

Morti corpi intoppando, la via a ſtento
D'ir ſanguinoſi al mar: le fulminate
Fuman cittadi, e il pianto, e l'ululato
Di lontana echeggiar s'ode al frequente
Cupo rimbombo de 'tonanti bronzi,
Ond' è ſcoſſa Pirene, e treman l'Alpi.
Jo tra verdi arboſcelli e lucid' acque

— — — — —

Vivrò queſta, che il Ciel laſciami ancora,
Solitaria, penoſa, e di piaceri
Melanconici ſparſa, oſcura vita.
Chi mai puote abbaſtanza in sì rio tempo,
Quando ſete del meglio al peggio guida,
E giro gli occhi, ed una man non vedo,
Che il ruinoſo Secolo ſoſtenti,
Chi celarſi abbaſſanza? Un ſaver troppo,
Della barbarie non miglior, travia
L'uom, che mal pianta il piè così nel molto
Lume abbagliante, come in cieca notte:
Mentre per tante crudeltà, per tanto
Fatte al genere uman ferite il noſtro
Senſo così ſi ſtanca, e così vaſſi
Conſumando dell' al ma il più gentile,
Che alfin, ſenza una lagrima compagna,
Spoſa, Madre (che orror!) Fratelli, Amici
Anderanno al ſepolcro: e quel iſtinto,
S'eſtinguerà, quel prezioſo iſtinto,
Chea sì dai bruti ci divide, quella
Di noi parte miglior, per cui ſappiamo
Dolerci al duolo altrui, piangere al pianto.
Dio grande! ah non voler, che di tua mano
L'opra più bella e a te finor più cara
Tanto danno ſoſtenga. E voi, mie ſelve,

Con l'ampia ombra oſpital de 'voſtri rami
Ricuoprirmi sì, che più novella
Del Mondo inſanguinato a me non giunga.
Ricuoprirmi, o ſelve, agli altri ignoto,
Noto forſe a me ſteſſo; e allor che ſciolto
Sarà quel nodo, che al mio fral mi lega,
Le non ambizioſe oſſa difenda
Poca erba muta, e ſenza nome un ſaſſo.

Il trionfo di Sardegna; poemetto di Giovanni Maria *Dettori*, Tempieſe, Bacelliere in ſacra Teologia, ſeconda edizione riveduta e accreſciuta. Cagliari, dalla Stamperia Reale 1793. 8. 54. S. Dieſes Gedicht iſt zum Lob des muthigen Widerſtandes geſchrieben, den die Sardinier gegen die wiederholten Angriffe der Franzoſen im Jahr 1792 leiſteten. Der junge Dichter, der ſich den Taſſo zum Muſter genommen hat, beſchreibt dieſe Begebenheit in drey Geſängen in ottava rima mit beygefügten hiſtoriſchen Erläuterungen. In einer dieſer Anmerkungen wird ein lateiniſches Gedicht von Franceſco Carboni, einem bekannten geſchickten Latiniſten, auf dieſelben Vorfälle verſprochen.

Sidonia e Ariame, Dramma in due Atti, Imola dalla Stamperia del Seminario 1794. 8. 50. S. Der Verfaſſer dieſes Drama iſt der Graf Manfredo Saſſatelli. Sein Styl iſt natürlich und leicht, ohne doch dem Style des Metaſtaſio, dem Muſter des Verſs., gleich zu kommen. Die Handlung iſt, gegen den Gebrauch, nur in zwey Acte getheilt. Die Anlage derſelben iſt allzu ab-

genutzt.

genutzt. Sidonia, eine Prinzeſſinn, iſt von dem Könige von Corinth, ihrem Vater, dem Könige von Theben, Feraſpes zur Ehe verſprochen. Sie aber liebt den General der Thebaner, Arſames, der in dem Augenblick, wo man zu Sidoniens Hochzeitfeyer Anſtalten trift, ſiegreich aus dem Kriege zurückkehrt. Feraſpes entdeckt das Verſtändniß, das zwiſchen ſeiner Braut und dem Arſames herrſcht, und verurtheilt ſie im Zorne zum Tode. Das Volk nimmt an dem Schickſal der beyden unglücklich liebenden Antheil. Als ſie ſich dem Altare nähern, erhebt ſich ein fürchterliches Ungewitter; der Prieſter läßt das ſchon aufgehobene Opfermeſſer ſinken; Feraſpes geräth in Beſtürzung und Furcht. Er verzeiht dem liebenden Paare, und vereinigt es, indem er zugleich ſeine Hand der Prinzeſſinn von Taurien, Zelmira, gibt. Als Probe des Styls geben wir hier das Gleichniß, womit Feraſpes im zweyten Acte ſeine Unruhe über die Entdeckung der Liebe Sidoniens zum Arſames ausdrückt:

Come d'ira materna guerriera
Là nel ſen dell' ircane foreſte
Tigre accende de figlj la ſchiera
E in lor deſta a predar il valor:
Tale io, ſcioltó a pietade il ritegno,
Tutta compier ſaproò la vendetta:
Trà le ſmanie la chiede, l'affretta
Il mio ſdegno cangiato in furor.

Poesie di Gio. de *Coureil* della Ciotat in Provenza, Socio della R. Academia delle

le Scienze e Belle-Lettere di Mantova, tra gli Arcadi *Amelio Ledeo*. Tomo III. Lucca preſſo Bonſignori. 1794. 8. 238. S. Die Leichtigkeit, mit welcher der Verf. eine Sprache ſchreibt, die nicht ſeine Mutterſprache iſt, und die Gewandheit, mit der er in verſchiednen Sylbenmaaßen mehrere der vorzüglichſten italieniſchen Dichter nachgeahmt hat, verdient Bewundrung und Beyfall. Menage und Regnier haben es kaum ſo weit gebracht als dieſer ihr Landsmann. Der dritte Theil ſeiner poetiſchen Arbeiten enthält in zwey Büchern eine Menge Oden und Gedichte andrer Art, theils überſetzt, theils nachgeahmt, theils original. Seine Manier kann man einigermaaßen aus folgendem Sonnet auf den Tod eines Freundes, der ein Dichter war, beurtheilen:

In van per me dal balzo d'Oriente
Sorge pompoſo il Condottier del giorno;
In van per me di fiori è il prato adorno;
Non v'ha più gioja a queſto cor dolente.
Ragion lo guida in vano, ci non la ſente,
E ſol riſponde: ah farà mai ritorno
Dal tenebroſo Acherontèo ſoggiorno
Il mio Coresbo a' rai del dì lucente?
Udrò mai più di quell' amabil cetra
Il ſuon celeſte, e con arditi voli
Mi rapiran ſuoi dolci canti all' etra?
Nò mai, Ragion riprende toſto; ed ei
Crudel! ſoggiungne, e vuoi ch'io mi conſoli?
Se poteſſi ſperar, non pingerei.

Il Ragno, poemetto di Lorenzo *Torreri*. Vicenza, 1794. nella Stamp. Turra 12.

57.

57. S. Ein naturhiſtoriſches Gedicht, von 88 Stanzen in Ottava rima, in welchen der Graf Tornieri, in ſeiner bekannten leichten Manier, von der Natur, den Kunſttrieben, den verſchiednen Arten und den Eigenthümlichkeiten der Spinnen handelt.

Molti di varia ſpezie e varj aſpetti,
Che di vario lavoro anno la cura,
Son queſti dotti operatori Inſetti,
Ma ſimili d'inſtinto e di natura:
Alcuni nelle grotte, altri ne' tetti
Lavoran, altri all' aria aperta e pura,
Tu fauſta aſcolta, ni dolerti intanto,
Se taccio i molti, e ſol di cinque io canto.

Il domeſtico è l'un, che ſi naſconde
Nel ſolitario domicilio antico;
Ed il Libero v'è ch'ama le fronde,
Abitator dell' orticello aprico;
Cerca gli umidi luoghi e le profonde
Cantine il Bruno, e delle grotte è amico;
Il vagabondo v'è privo di tetto;
Evvi il Campeſtre, che Falangio è detto.

Αἰσχύλου Τραγῳδία ἑπτὰ ἐπὶ Θήβαις. Sette in Tebe. Tragedia d'Eſchilo, recata per la prima volta dal teſto greco in verſi volgari, e con annotazioni illuſtrata, Venezia nella Stamperia Coleti. MDCCXCIV. 8. 255. S. Bis jetzt war in Italien von den Tragödien des Aeſchylus nur der Prometheus überſetzt, (von Marcantonio Cinuzzi Sanese, im XVI. Jahrhundert, der ihn aus einer Handſchrift der Vaticana überſetzte; von Abbate Ceſarotti. Pa-

dova 1754. und von Giacomelli.) Der Verf. der gegenwärtigen Uebersetzung der VII vor Theben, Pietro Pasqualoni, handelt in der Vorrede von den Schwierigkeiten, welche bey einer Uebersetzung, vorzüglich des Aeschylus, zu besiegen sind, und von der Nothwendigkeit der Aeenderung im griechischen Druck. Die Uebersetzung ist überhaupt genau genug, noch ist sie in poetischer Rücksicht redselig. Die Rede des Eteocles in der ersten Scene ist hier folgendermaaßen übersetzt:

O Cittadini di Cadmo, è mestieri,
Che chi della cittade in su la poppa
Il timon regge, nè col sonno mai
Alle ciglia dà posa, e parli al uopo.
Perchè se ben adoperiamo, ai Numi
Dona si il vanto, e se altramente poi
(Che non sia mai) calamità ne avvenga,
Molto rumor contra Eteocle sola
Per la terra dal popolo si mena,
E con altri improperj e con scherno
Si si diffama. Ma da questi mali
Giove liberator, che ben si noma,
Campi propizio la città di Cadmo.
Ora si vuole, che ciascun di voi,
Non pur colui, che non a colto ancora
Il fior di pubertà, qual chi lo scelle
Già da lunga stagion per anni grave,
Ristorando il vigor molto del corpo,
Si accinga all' opra, come ben conviensi,
E alla città porga soccorso, e all' are
De' patrii Dei (cui non si tolgan mai
Gli onori) e ai figli, ed alla Terra madre,
Madre, e nutrice benigna estremode

che

Che d' educarvi ſopra ſe l'incarco
Tutto ſi tolſe, e ſu queſt' almo ſuole
Mal fermi il piede, e vacillanti il paſſo
Già vi ſoſtenne parzoletti, e al grado
Di cittadin vi aſſunſe e guerrier prodi,
Acciò ſidi accorreſſe al preſent' uopo. etc.

Die den Text begleitenden Anmerkungen ſind aus Stanley, Pauw, Brunk und Schütz geſammelt. In ſeinen eignen weißt er bisweilen ſeine Vorgänger zurecht, bisweilen rechtfertigt er die Ausdrücke ſeiner Ueberſetzung. Er verſpricht auch die übrigen Tragödien auf dieſelbe Weiſe zu bearbeiten.

Iſtoria critica e ragionata ſull 'origine, in contro &c. di tutte l'Iſtorie o Romanzi di Cavallerìa, e Magìa dei Secoli XV e XVI. cc. con la Biblioteca Italiana di tutte le Iſtorie predette: di cui ſi ſono mancanti al preſente i Bibliografi e le Biblioteche e Collezioni più ſcelte, offerta alla Republica letteraria da Franceſco *Henrion*. Firenze nella Stamp. di Pietro Allegrini. 1794. 8. 114. S. Der Verf. beſitzt eine Sammlung der ſeltenſten Romane des XV und XVI. Jahrhunderts und dieſer Beſitz ſetzte ihn in den Stand, manche Irrthümer der Bibliographen zu berichtigen. Er zeigt zum Beyſpiel, was man vor ihm nicht gewußt hat, daß der Amadis di Gaula aus drey und zwanzig, der Palmerino d'Oliva aus zwölf Theilen beſteht. Weder Fontanini, noch Apoſtolo Zeno, noch l'Haym haben ſie ſämmtlich und vollſtändig vor ſich gehabt, und ſie finden ſich äuſſerſt ſelten zuſammen, weil ſie an verſchiednen Orten

und zu verſchiednen Zeiten, mit ſeltſamen Titeln, und ohne Anzeige der Fortſetzung des Hauptinhalts gedruckt ſind. Der Verf. gibt eine genaue Geſchichte von jeder Ausgabe, ſowohl der genannten als auch anderer Romane, und ertheilt beſonders Nachricht über dasjenige, was Bojardo, Arioſt, Bernardo Taßo, Alamanni und andre italieniſche Dichter aus ihnen entlehnt haben. Der Verf. zeigt in dieſer Arbeit Fleiß und Gelehrſamkeit, ohne Pedanterey und Weitſchweifigkeit. Am Ende fügt er einen Catalog der Romane des XV und XVI. Jahrhunderts bey, der durch kurze bibliographiſche Anmerkungen noch intereſſanter hätte gemacht werden können.

La conſumazione del Secolo. Poema di *Coſmo Betti*, Lucca, 1793. 8. Dieſes Gedicht, welches ſelbſt in Italien wenig bekannt geworden iſt, beſteht aus ſechzig Geſängen in terza rima. Es vereinigt zahlreiche Fehler mit vielen männlichen Schönheiten. Im LX. Geſang beſchreibt der Verf. den Zuſtand des Univerſums nach dem Ablaufe der Zeit:

Il Sol, la Luna, gli Aſtri hanno compita
La lor via circolare: i giorni, e gli anni
La volubil vicenda han già finita:
Del cielo i globi hanno inclinati i vanni,
E quaſi in premio del ſervil viaggio
Prenci dell' etra hann' abbelliti i panni.
In Settemplice aumento al Sole il raggio
Più le tempie fregiò: la Luna ſplende
Del Sol, qual ei fu pria, chiara al paraggio:
E nello ſtazional letto ſi accende
Più ogni altro luminare, e in ſua miſura

Con

Con giuſta legge nova gloria prende.
Come non all' angelica natura
Diſſe il Nume giammai: ſiedimi a deſtra;
Dando al ſeme d'Abram l'alta avventura.
Tal Sapienza colla mana maeſtra
L'alte ſfere riſpinſe, e donò il Verbo,
Che incarnoſſi all' umil mole terreſtra.
Terra, terra mia patria, alza il ſuperbo
Capo, e in cantico vivo; e maeſtoſo
Spingi del caldo entuſiaſmo il nerbo.
Rimira, come il Sole in ſuo ripoſo
Ti guarda, e adora, e di ſua ſorte pago
Gode all' eſſer di te men luminoſo.
Ei non ti arreca il dì: pompoſa immago
Solo al fornice auguſto, che ti cerchia,
Immoto oggetto, il grande accreſce e il vago
Il chiaror, chiaror tuo, non ſi coperchia;
E la parte di te, ch' il Sol non mira,
Dalle notte giammai non ſi ſovverchia. &c.

Baſinii Parmenſis poëtae Opera praeſtantiora nunc primum edita e opportunis Commentariis illuſtrata. Tomi II. Arimini ex Typogr. Albertiniana. 1794. Tom. I. 506. S. Tom. II. 718. S. Baſinio von Parma war einer der zierlichſten Dichter des XV. Jahrhunderts und vielleicht einer der erſten, der, nach der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, ein Gedicht nach Regeln verfertigte. Der erſte Theil dieſer Ausgabe ſeiner Gedichte enthält einen Brief des Dottore Lorenzo Druci über die Handſchriften des Baſinio, von dem Gebrauch, welchen er von denſelben gemacht, und der Einrichtung ſeiner Ausgabe; ferner Heſperidos Libri XIII, worinne die Thaten des Sigismon-

mondo Malateſta beſungen worden; Aſtronomicon L. II. Meleagridos L. III. der erſte Verſuch des B. in der epiſchen Poeſie; endlich fragmente eines Gedicht, Aeronauticon, deſſen Vollendung der frühzeitige Tod des Verf. der im J. 1793 erfolgte, gehindert hat. Der zweyte Theil, welcher ganz italieniſch iſt, enthält einige Schriften, die ſich auf den Inhalt des erſten Theiles beziehen. 1. Notizie intorno la vita e le opere di Basinio von P. Ireneo Affo, Bibliothekar des Herz. von Parma. II. Commentario della Corte letteria di Sigismondo Pandolfo Malateſta Signor di Rimino; von dem Grafen Angelo Battaglini, in welchem eine Menge für die Literargeſchichte wichtige Notizen enthalten ſind. III. Commentario della vita e de fatti di Sigismondo Pandolfo Malateſta, von demſelben, mit vielen intereſſanten und bisher ungedruckten Documenten belegt. — Das ganze Werk iſt mit großer typographiſcher Eleganz gedruckt.

Il Dramma e la Tragedia d'Italia: Diſſertazione dell' Abbate *Domenico Colomba*. Venezia preſſo Antonio Zatta 1794. 8. 80. S. Der Verf. behauptet das Drama (der poetiſche Theil der Oper) ſey für die Tragödie der Italiener anzuſehn. Auf die eigentliche Tragödie hätten die Franzoſen ein ausſchließendes Recht, ſo wie die Italiener auf das muſicaliſche Drama; die Italiener hätten keine Tragödie haben, die von dem muſicaliſchen Drama verſchieden ſey; die Tragödie ſey ihnen nie gelungen und werde ihnen nie gelingen u. ſ. w.

Verkauf des Brandes'schen Kupferstich-Kabinets.

Der Werth des Brandes'schen Kupferstich-Kabinets wird allen Kennern und Liebhabern der Kunst durch den gedruckten Katalog hinlänglich bekannt seyn, der in 2 med. 8. Bänden, unter dem Titel: Catalogue raisonné du Cabinet d'Estampes de feu Monsieur Brandes; contenant une Collection de pieces anciennes et modernes depuis l'Origine de l'Art jusqu'à nos Jours, publié par Michel Huber, in der Rostischen Kunsthandlung zu Leipzig zu 4 Thlr. verkauft wird.

Ein bemittelter Freund der Kunst hat dieß Kabinet von den bisherigen Besitzern käuflich an sich gebracht, um es nach den schon bekannten Bedingungen und Einrichtungen der Rostischen Kunstauction zu Leipzig öffentlich verkaufen zu lassen. Ein besonderer Auctions-Katalog, der, nach dem vorerwähnten, in möglichster Kürze abgefaßt seyn wird, soll in wenig Wochen erscheinen. Der Verkauf der Englischen, Deutschen und Italienischen Schule wird in der Vorwoche der Leipziger Ostermesse 1796 den Anfang nehmen, für jeden Tag eine gewisse Anzahl Nummern bestimmt und bis zu Ende damit fortgefahren werden. Der Verkauf der Niederländischen und Französischen Schule wird in der Vorwoche der Leipziger Michaelmesse 1796 auf eben die Art geschehen. Da jeder Theil des Katalogs ziemlich stark seyn wird,

und

und die Rostische Kunsthandlung zu Leipzig die ganze Versendung des Katalogs zu besorgen hat, so werden alle Theilnehmer, welche einen Katalog für Aufträge zu haben wünschen, ersucht, es bey dieser Handlung im voraus anzuzeigen, damit solcher ihn sogleich bey der Herausgabe übersendet werden könne; zugleich wird man eben dieser Handlung anzeigen, ob entfernte Liebhaber ihn mit der Post oder anderer Gelegenheit zu haben wünschen. Auch soll die, zu diesem Kabinet gehörige große Portrait-Sammlung, am Ende der Ostermesse 1796, an die Meistbietenden im Ganzen verkauft werden. Diese Sammlung besteht in 20 schönen Folio Lederbänden und einem sehr beträchtlichen Supplemente, das der erste Besitzer zusammengebracht hat, um sie so vollständig als möglich zu machen. Das Ganze enthält ohngefähr 13500 Portraite von Gelehrten, Künstlern, Liebhabern der Wissenschaften und andern ausgezeichneten Männern. Den Werth einer so ansehnlichen Sammlung werden Kenner und Sammler am besten beurtheilen können.

Diese Nachricht hat man vorzüglich denen Kunstfreunden vorläufig geben wollen, welche so sehr einen Verkauf dieser Art gewünscht haben.

Im vorigen Stück S. 317. Z. 7. Poeste, lies: Philosophie.

In der Dykischen Buchhandlung wird verkauft: An Seine königliche Majestät Friedrich Wilhelm II. Bittschrift für den General de la Fayette, von Lally-Tolendal. Aus dem Französischen übersetzt. 160 S. gr. 8. Pr. 12 Gr.

Die Vorrede des Uebersetzers enthält eine Geschichts-Erzählung der verunglückten Entführung des Herrn de la Fayette aus seinem Verhafte zu Ollmütz, projektirt von einem Hannöverischen Arzt und einem jungen Nord-Amerikaner. Die meisterhafe geschriebene Bittschrift ist von Anmerkungen des Uebersetzers begleitet, die denjenigen, welche die Geschichte der französischen Revolution nicht in ihren Quellen selbst studiert haben, gewiß willkommen seyn werden. Auf die Bittschrift folgen als Beylagen, Sr. Maj. mit überschickt: eine Note des Grafen von Lally-Tolendal für Ludwig XVI., die von jenem mit Hrn. de la Fayette, im Jul. 1792, verabredete Reise der Königl. Familie nach Compiegne betreffend, ein Schreiben des Herrn de la Fayette an den Grafen Lally-Tolendal über die dabey zu nehmenden Maaßregeln, die Antwort des Königs, ein Protocoll von der Hand Lally-Tolendals über eine Sitzung am 4ten August 1792 in dem Garten des ehemaligen Ministers der auswärtigen Affairen Grafen von Montmorin, zwey Schreiben des Herrn de la Fayette an die emigrirte Prinzeß d'Henin zu London, nach seiner Flucht aus Frankreich. Diesen Beylagen hat der Uebersetzer noch ein Schreiben des Hrn. de la Fayette an den Duc de la Rochefoucault beygefügt, welches der Graf Lally-Tolendal an den Hrn. von Archenholz nach Hamburg zur Bekanntmachung gesandt hat, und einen Aufsatz: Republik und Monarchie in Bezug auf Frankreich.

Zur Unterſtützung ſeiner Meynung liefert der Verf. am Schluß, ein Schreiben Ludwigs XVIII. an Herrn Mounier und deſſen Proclamation an alle Franzoſen; ein Produkt, würdig eines Enkels von Heinrich IV. Die dagegen herausgekommene kleine Schrift von Dumouriez wird in einer Note geprüft.

In gleichem Format iſt daſelbſt erſchienen:

Schreiben von J. J. Düſſault an den Bürger Röderer: über die Religion. Nebſt einer Vorleſung von de la Harpe: über das Duzen; und einer hiſtoriſchen Romanze: die unglückliche Lyonerinn. Preiß 5 Gr. Außer den auf dem Titel angezeigten Stücken findet man darin noch zwey kleine intereſſante Aufſätze: J. J. Rouſſeau's Schatten auf der Rednerbühne zu Paris, und letzte Adreſſe des franzöſiſchen Volks an den Convent.

Ferner iſt daſelbſt ſo eben fertig worden:

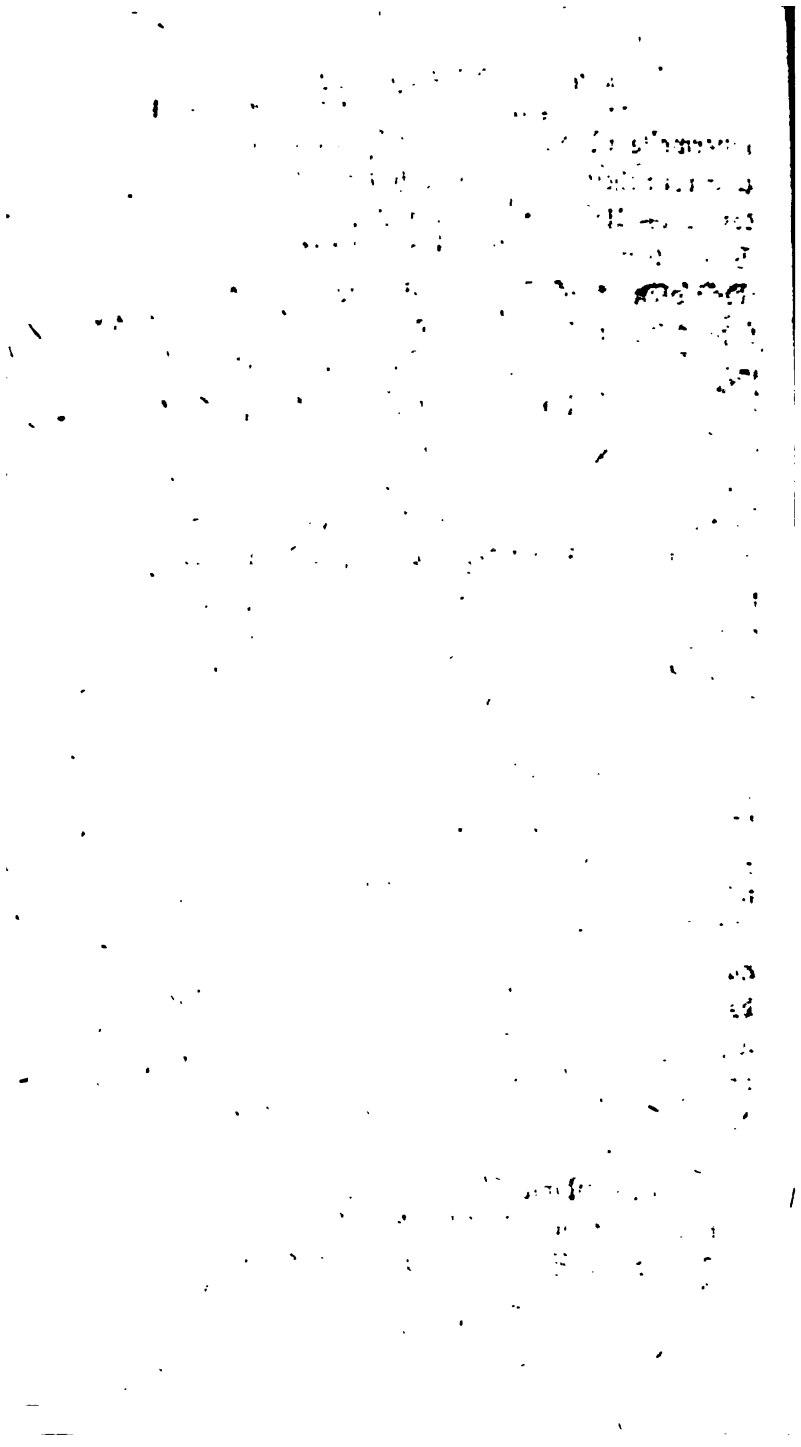
J. Mauvillons Schilderung des Preuſſiſchen Kriegsheers unter Friedrich II. Mit vielen Zuſätzen und Anmerkungen von F. von Blankenburg. gr. 8. Pr. 1 Thlr. 12 Gr.

Auch hat Herr Hauptmann von Blankenburg, nach Mauvillons Tode, die Herausgabe des 4ten und letzten Bandes von dem Mirabeau-Mauvillonſchen Werk über die preuſſiſche Monarchie beſorgt. Dieſer Band iſt nun erſchienen und koſtet 2 Thlr. 8 Gr., ein vollſtändiges Exemplar des ganzen Werks 6 Thlr. 20 Gr. Der große Vorzug, den die neue deutſche Bearbeitung dieſes kritiſch-ſtatiſtiſchen Werks vor der erſten franzöſiſchen hat, iſt bereits allgemein anerkannt. Die Zuſätze des Herrn von Blankenburg haben den Werth deſſelben noch um ein Großes erhöht, und ſetzen insbeſondere die Einſeitigkeit der phyſiokratiſchen Anſicht des preuſſiſchen Staats-Syſtems ins Licht.

Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste.

Sechs und funfzigsten Bandes Zweytes Stück.

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung,
1795.



VI.

Ueber ein Hesiodisches Bruchstück, den Schild des Herkules.

Ein kritisches Sendschreiben an Herrn Manso.

Von Carl Fr. Heinrich.

Ea, quae disputavi, differere malui, quam judicare.

CIC.

Sie sind gewiß darin mit mir einstimmig, daß an dem Lichte, welches unser Denken über einen großen Theil der wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit aufzuhellen anfängt, die Zweifelsucht, welche gewissen zurückgebliebenen Köpfen noch lange als schmerzhafter Dorn im Auge bleiben wird, sehr großen Antheil genommen hat und noch ferner nehmen muß, wenn wir nicht gleichsam wie von einem feindseligen Wesen auf Eine Stelle hingezaubert stehen bleiben und nach kurzem Besinnen wieder zurückwandern wollen in das finstre Thal, aus dem sich endlich die rastlose Anstrengung von Jahrhunderten heraufgearbeitet hat. Diese Be-

merkung finden wir ſchon bey jedem einzelnen Menſchen beſtätigt. Wer erſt ſo viel über ſeine Vorurtheile gewonnen hat, daß er die Stimme des Zweifels, ſollte ſie auch noch ſo leiſe und ſchüchtern gegen ſeine eingewurzelten Ueberzeugungen ſprechen, in ſich nicht ganz zu überläuben vermag, der iſt auf dem Wege, von ſeinen Irrthümern auf immer Abſchied zu nehmen. In dieſer Rückſicht ſetze ich gerade den Reichthum und den Vorzug unſerer Zeit vor allen vorhergegangnen in der Armuth an feſt geglaubten Wahrheiten, und denke, wir wiſſen eben um deswillen mehr als unſere Väter, weil wir uns haben belehren laſſen, daß wir nichts wiſſen. Heil daher der Lieblingsphiloſophie unſers Jahrzehends, daß ſie den nach unerſchütterlicher Wahrheit ſtrebenden Verſtand in ſeine Grenzen zurückweiſet und ihm die Lehre anſchaulich macht, daß nur dieß allein ſeine Wiſſenſchaft ſeyn könne, zu wiſſen, wie wenig er weiß!

Dieſer Eingang ſcheint Ihnen, wo nicht zu weit hergeholt, doch wenigſtens zu volltönig zu ſeyn für eine kleinliche kritiſche Unterſuchung. Aber wenn Sie erwägen, daß die Kritik, im weiteſten Sinne des Wortes, die Philoſophie des Alterthums ſey, und dieß zum Philoſophiren Stoff in reichem Maaße an die Hand gebe, ſo werden Sie mich entſchuldigen. Ueberdieß ſind jene Gedanken bey mir die unzertrennlichen Geſellſchafter der Betrachtung: wie der Geiſt unſerer Zeit bey ſeinem Fortſchreiten in der genauern Beſtimmung menſchlicher Verhältniſſe und in dem weiſern Anbau der

größten

größten Wohlthäterinnen des Menschengeschlechts, der Wissenschaften, auch desjenigen Zweiges nicht vergißt, dessen Stamm in dem fruchtbaren Boden der alten Welt glücklich gedieh, und seine Aeste über Meere und Länder hinweg zum Glück der fernern Menschheit verbreitete; wie der philosophische Geist der Zeit auch in ein Studium übergeflossen ist, das nur noch die Unkunde der Schwächern mit Sylbenstecherey verwechseln kann, und das so viel Philosophie verträgt, als die Philosophie selbst, wenn philosophische Köpfe es behandeln. Insonderheit hat ein Theil dieses Studiums, die höhere Kritik, eine Tochter des Zweifels, ihr Gebiet ungemein erweitert; ihre Stimme ist so laut geworden, daß sie selbst der berühmtesten und vordem allgemein als ächt anerkannten Werke nicht schont, und sich nicht scheut das ehrwürdige Ansehn ihres Alters anzutasten, wenn sie Merkmale der spätern Geburt entdeckt. Mit Nachdruck arbeiten die hellsten Köpfe daran, den Damm des Vorurtheils auch hier niederzureißen; es scheint gleichsam, als wenn wir seit der Hälfte unseres Jahrhunderts erst über das Alterthum zu denken angefangen hätten, da unsere Väter alles gethan zu haben glaubten, indem sie darüber sammelten. Nachdem ein genaueres Studium der Geschichte der Wissenschaften unsere Begriffe über viele Dinge berichtigt hat, dürfen wir es wagen, da Mißtrauen und Zweifel zu äußern, wo man ehemals es sich zum unverzeihlichen Verbrechen würde gemacht haben, noch zweydeutig zu seyn. Nirgends dringt sich

dieſer Gedanke ſtärker auf, als bey Gelegenheit der neueſten Unterſuchungen über die Aechtheit der Homeriſchen Werke, die in unſern Tagen durch den Scharfſinn eines der vorzüglichſten kritiſchen Genies einen ganz eigenen Schwung erhalten haben. Wenn wir hören: daß die Geſänge Homers, weit entfernt in ihrer jetzigen Geſtalt aus dem Munde des Sängers gefloſſen zu ſeyn, vielmehr nach mannichfaltigen Umformungen und Veränderungen, ſogar mit Zuſätzen und Einſchaltungen von Haupttheilen, auf uns gekommen ſind; daß ſelbſt der methodiſche Plan und die Anordnung des Ganzen ein Verdienſt der nachfolgenden Zeiten iſt, wenn wir ſo den Lorbeer des Dichters um ein beträchtliches geſchmälert ſehen; ſo bleiben wir billig mit Verwunderung ſtehen, und fragen uns ſelbſt: wie in aller Welt konnte ein ſolcher Irrthum die Menſchen ſo lange Zeit hindurch trügen? — eine Frage, deren Auflöſung uns Nichts als die Macht des Vorurtheils geben kann. Wir geſtanden zwar ſchon längſt, daß die Entdeckung auch hier nicht mit einem male gemacht, ſondern durch Winke beſonders der Heyniſchen Schule allgemach vorbereitet worden; allein nirgends ſahen wir die Idee ſo ins Einzelne verfolgt, ſo mit Gründlichkeit unterſtützt, ſo ſcharfſinnig ausgeführt, als hier. Ich weiß es, auch ſie iſt zum Theil nur Vermuthung, auch ihr mangelt es nicht an zweifelhaften Punkten; allein, ſie ſtehe oder falle, ſo iſt doch der Saame zur weitern Nachforſchung der Sache ausgeſtreut,

gestreut, und die Bahn glücklich gebrochen, auf welcher sich der Wahrheit näher kommen läßt.

Die Untersuchung über die Aechtheit des Homer hat so viel Analogie mit der über die älteste Gestalt der Gedichte des Hesiod; die Hauptpunkte in beyden Untersuchungen berühren sich so nah, daß man gestehen muß, bey der Forschung über den letztern Gegenstand durch den Vorgang der erstern eine ungemeine Erleichterung zu gewinnen. Sie wissen, daß eine kritische Bearbeitung des ganzen Hesiodischen Nachlasses seit geraumer Zeit mein angelegentlichster Wunsch ist, dessen Ausführung, nächst einer ruhigern Lage, auch noch andere günstige Umstände erfordert. Außer dem, was man insgemein von dem Herausgeber alter Schriftsteller verlangt, habe ich mir besonders jene Untersuchung zum Hauptgeschäft gemacht, und fühlte mich durch die kürzlich erschienene Einleitung in die Werke des Homer eben so angenehm überrascht, als aufgemuntert, den betretenen Weg weiter zu verfolgen. Vor ungefähr vier Jahren faßte ich zuerst diesen Gedanken, und ging dabey von dem sogenannten Schilde des Herkules aus; einem Bruchstücke, das zwar in antiquarischer Rücksicht eifrig genug behandelt, in kritischer aber, einige unerhebliche Versuche, die untergeschobenen Verse zu bemerken, abgerechnet, sehr vernachlässigt worden ist. Schon damahls wichen meine Ideen nicht nur über die Aechtheit des Fragments, sondern auch über die Art, wie dasselbe seine gegenwärtige Gestalt erhalten, von den bisher bekannten so sehr ab,

daß mich ein Mißtrauen in meine Einsicht abgehalten haben würde, sie weiter auszubilden, wenn mir nicht der Beyfall meines unvergeßlichen Lehrers, Herrn und mehrerer meiner Freunde, ein mahliger Sporn dazu gewesen wäre. Ich fand nachher, bey mehrmahliger unbefangener Prüfung meines Entwurfs, die Idee mit neuen Gründen unterstützt, so daß ich mir schmeichelte, sie in der künftigen Ausgabe des Hesiod als einen kleinen Gewinn für die Kritik aufstellen zu können. Der Entschluß, sie früher bekannt zu machen, gehört mittelbar Ihnen an, da Sie meine Aufmerksamkeit zuerst auf eine neulich geäußerte scharfsinnige Muthmaßung des Hrn. Eichstädt zogen, und mich dadurch bewogen, meine Gedanken über denselben Gegenstand zu entwickeln, den andere Beschäftigungen bis dahin aus meinem Gesichtskreis entfernt hatten. Der Wunsch also, Ihnen zunächst diesen Versuch zur Beurtheilung vorzulegen, ist auf jenes Verdienst gegründet, und der glückliche Umstand, daß es gerade hier einen Gegenstand gilt, welchen Sie selbst Ihrer Aufmerksamkeit unlängst nicht unwerth hielten, *) läßt mich hoffen, meines Zweckes nicht ganz zu verfehlen: und indem ich mich des günstigen Urtheils erinnere, mit welchem einer unserer ersten Schriftsteller

*) In der geschätzten Charakteristik des Hesiod in den Nachträgen zu Sulzers allgemeiner Theorie der sch. Künste und Wissensch. 3ten Bandes 1stes Stück.

Heller *) das Studium der antiquarischen Kritik ehret, glaube ich von Ihnen Nachsicht erwarten zu dürfen, wenn ich Ihre angenehmern Beschäftigungen beydes durch die Trockenheit der Sache und der Dürftigkeit der Einkleidung, die ich ihr zu geben im Stande war, zu unterbrechen wage.

Als Grundlage meiner Erörterung muß ich zuvörderst einige Angaben von einem berühmten verlornen Gedichte beybringen, welches die Alten dem Hesiod gemeiniglich zuschrieben, und wovon der Schild des Herkules, wie sich weiterhin ergeben wird, zum Theil ein Ueberbleibsel ist.

Zufolge einer bekannten Nachricht beym Pausanias (IX, 31.) unterhielten die Landsleute Hesiods eine alte Sage unter sich: dieser Dichter habe eigentlich nichts mehr als die Ἔργα καὶ Ἡμέραι abgefaßt. Sie zeigten dem Reisenden zugleich eine bleyerne Tafel, worauf das Gedicht mit schon verwischten Zügen und mit Weglassung der Eingangsverse geschrieben war. Jener fleißige Schriftsteller sagt ferner: nach einer andern Meynung habe Hesiod eine große Menge poetischer Werke hinterlassen, als ein Gedicht auf die Weiber, mit der Ueberschrift: Ἠοῖαι μεγάλαι **), die Theogonie und mehrere, die einzelne mythische Gegen-

 stände

*) Wieland im Agathon. 4ter Theil. Buch 12. Kap.

**) Unstreitig müßte doch im Pausanias gelesen werden: τὰ ἐπιγραφόμενα τὰ ἐς γυναῖκας, ἃς καὶ (statt καὶ ἃς) Ἠοίας ἐπιγράφουσιν Ἕλληνες.

stände betrafen. Ohne der Sage der Böotier weiter nachzugehen, da sie, bey aller Erheblichkeit, doch durch das entgegengesetzte Zeugniß eines ungleich frühern Schriftstellers, Herodots, der die Theogonie zuerst als ein ächtes Werk Hesiods anführt, (II, 53.) noch in Schwierigkeiten verwickelt wird; bemerke ich nur noch, daß Pausanias an einer andern Stelle (I, 3.) sich auf das Ansehn des Hesiod in einem Gedichte auf berühmte Weiber beziehe, das er weiterhin (cap. 43.) Κατάλογος γυναικῶν nennt. Zuerst also nennt Pausanias in der oben angezogenen Stelle, wo er ein Verzeichniß der dem Hesiod beygelegten Werke giebt, nächst den Ἠοίαι μεγάλαι weiter kein Gedicht ähnlichen Inhalts; hätte er unter seinen Werken noch ein anderes, davon verschiedenes, gekannt, so würde er es an diesem Orte gewiß angeführt haben. Ferner: Hermesianax spricht in dem merkwürdigen elegischen Fragmente beym Athenäus XIII. p. 597. v. 25 und folgg. von einer Geliebte Hesiods Ἠοίη, der zu Ehren er ein eignes Gedicht verfertigt habe, was er mit der Benennung λόγων βίβλος belegt *). Wenn gleich dieser Name des Gedichtes nur allgemein ist; so leuchtet doch daraus deutlich hervor, daß Hermesianax auf den Κατάλογος γυναικῶν zielt. Auf diese Art kämen wir der Entschädigung der durch die abweichenden Benennungen

*) Man sehe das was Ruhnken in der Erläuterung des Fragments in Epist. crit. II. p. 289. zu der angezogenen Stelle gesagt hat.

nungen mehrerer Litteratoren so sehr verworrenen Frage näher: ob die Ἠοῖαι ein von dem Κατάλογος unterschiedenes Gedicht gewesen sind, oder mit demselben einerley Werk ausgemacht haben? Fügen Sie noch hinzu, daß nach einem alten Scholion am Schlusse des Schildes in der Aldinischen Ausgabe und bey Löfner, das uns nachher in anderen Rücksicht wichtige Dienste leisten soll, der Anfang unseres Schildes in dem vierten Buche des Κατάλογος vorkam, und daß endlich Hesychius, der aus Aeltern schöpfte, ganz deutlich sich erklärt: Ἠοῖαι, ὁ Κατάλογος Ἡσιόδου, so kann die Sache nicht mehr zweifelhaft seyn. Dennoch sind wir hiermit noch nicht am Ziele: denn wenn wir sehen, daß ein alter Scholiast des Apollonius von Rhodus (zu II, 181.) die Ἠοῖαι von dem Κατάλογος ausdrücklich absondert und zwar aus beyden ganz widersprechende Erzählungen anführet; so scheint unsere ganze Auflösung an dieser einzigen Autorität zu scheitern: denn das Ansehn des Scholions gänzlich zu verwerfen, dazu haben wir kein Befugniß, obwohl dieß der kürzeste und bequemste Weg wäre, uns aus der Verlegenheit zu helfen. Es giebt indeß noch einen andern Weg, den einzuschlagen man um desto weniger Bedenken tragen muß, da er den Knoten auf die leichteste und glücklichste Art löset *). Ich will versuchen,

die

*) Dem Herrn Groddek, der gegenwärtig in Pohlen als Bibliothekar des Grafen Czartorinsky

die Hauptpunkte, worauf das Ganze beruht, in ein helleres Licht zu setzen.

Der Verfasser der Theogonie, mag er Hesiod selbst oder, was wahrscheinlicher wird, ein anderer alter Sänger gewesen seyn, dichtete als Fortsetzung der Theogonie ein dem Inhalte nach verwandtes und mit dieser zusammenhängendes Gedicht, Ἡοιαι überschrieben. Dieß ist nun einmal aus dem Schlusse der Theogonie genugsam erwiesen *). Das Gedicht besang sowohl die Söhne der Göttinnen von sterblichen Männern, als die Söhne sterblicher Weiber von Göttern erzeugt, und war folglich der Anlage nach genealogischen Inhalts. Es theilte sein Schicksal mit den Homerischen Gesängen und erlitt durch die Rhapsoden mannichfache Veränderungen, Erweiterungen und Zusätze; diese Dichter, die in den angegebenen Ton wetteifernd einstimmten, spannen den Faden weiter

lebt, gebührt das Verdienst, zuerst auf die Sache aufmerksam gemacht zu haben. Man s. über die Argonautika des Apollonius in der Göttinger Bibliothek der alten Litteratur. 2tes St. S. 83. Nach den Proben, die dieser Gelehrte von seiner Gelehrsamkeit und Scharfsinn gegeben hat, wird es Jedermann mit mir bedauern, daß seine ausgezeichneten Talente nicht reichlichere Früchte für die antiquarischen Studien tragen.

*) S. Hrn. Heyne Not. ad Apollodor. P. III. p. 986 und den Anhang zur Theogonie des Hrn. Wolf V. 965.

weiter aus und verfertigten ähnliche Genealogien; theils machten sie zu dem alten Κατάλογος oder Ἡσιοδοναία Nachträge und Zusätze, und schalteten gehörigen Orts ganze Partien ein. Kurz, die alte Heroogonie gab die Grundlage ab zu einer mythisch-genealogischen Sammlung, und gab auch den Anlaß zu neuen Gedichten ähnlichen Inhalts. Alles zusammen ward nachmahls und zwar schon sehr früh in ein Ganzes zusammengeordnet, und in fünf Bücher (wie Suidas anführt) eingetheilt *). Die Sammlung erhielt verschiedene gleichbedeutende Titel, oder vielmehr, die Schriftsteller, die ihrer gedenken, vertauschten die rechtmäßige Ueberschrift mit gleichbedeutenden **), wie sich auch bey andern alten Werken dieß wahrnehmen läßt. Eine Partie der Sammlung, das vierte Buch derselben, ging aus einem eigenen Grunde auch unter den besondern Titel Ἠοῖαι μεγάλαι, (der Beleg ist das oben angeführte Aldinische Scholion) und ward in dieser Rücksicht bald von dem Κατάλογος unterschieden, bald als Haupttitel angenommen.

*) Ein gleiches Verfahren gab sowohl Homers als Ossian's Werken ihre jetzige Gestalt. Die Griechen nannten dieß διασκευάζειν und die Männer, die sich damit beschäftigten hießen διασκευασταί. Hr. Wolf hat diesen Punkt mit dem ihm eigenen Scharfsinn erörtert, in Prolegom. ad Homer. p. CLI. u. folg.

**) Dergleichen sind Κατάλογος γυναικῶν, Ἠοῖαι μεγάλαι, Γυναικολογία ἡρωϊκαί, Ἡρωϊδων καταλογος.

nommen. Daß jene Verfahrungsart bey der Zusammensetzung des großen genealogischen Gedichtes nicht blos als möglich gedacht werden kann, sondern das Verfahren der Alten in mehreren dergleichen Fällen wirklich war, bestätiget die Geschichte der Kritik von den Werken des Homer, Theognis, Manetho und selbst der unter Hesiods Nahmen bekannten Theogonie, andere Schriftsteller, deren Werke auf diese Weise interpolirt worden sind, nicht zu erwähnen. Zufolge dieser Entstehungsart des Werkes gewinnen wir nun die Beantwortung der Frage: wie die Ἠοῖαι und der Κατάλογος von einander unterschieden und wie ganz widersprechende Fabeln aus ihnen angeführt werden können? anderntheils: aus welchem Grunde sie hinwiederum für ein und ebendasselbe Gedicht gelten konnten? *)

Inwiefern aber dieses Gedicht vom Hesiod selbst herrühren kann, löset sich aus dem Obigen zum Theil schon von selbst auf. Wann sich nichts weiter darthun läßt, als daß der Verfasser der Theo-

*) Den Vorrath von Stellen der Schriftsteller, und die Meynungen der Gelehrten über diesen litterarischen Gegenstand hat Hr. Härles in dem neuen Fabricius Vol. I. p. 578 u. folg. mit seltener Genauigkeit gesammelt; eine Arbeit, die desto mehr Dank verdient, je beschwerlicher sie war. Absichtlich habe ich ihn erst nach geendigter eigner Untersuchung eingesehen, und mehrerley Bestätigungen des von mir Beygebrachten darin gefunden.

Theogonie wirklich eine Heroogonie abgefaßt habe, diese aber durch die Rhapsoden Vieles von ihrer alten ursprünglichen Form verloren hatte, wenn wir das Gewicht der alten Sage, welche die Böotier unter sich hatten, daß Hesiod nichts als seinen Hauskalender, die Ἔργα καὶ Ἡμέραι, wirklich selbst gedichtet habe, wenn wir zu diesem allen noch hinzunehmen, daß competente Kunstrichter aus dem Alterthum nicht nur über die Aechtheit des genealogischen Werkes ungewiß waren, (wie Longin vom Erhabenen Sect. IX. p. 29. ed. Toup.) sondern sich ganz bestimmt dagegen erklärten; (s. Aelian Var. Hist. XII. c. 36.) *) so kann unser Urtheil ferner nicht mehr schwankend seyn.

Der

*) Wenn das richtig ist, was Hr. Wolf in Prolegg. ad Homer. p. CCIX. not. 90. von der Kritik des Grammatikers Aristophanes in dem angezogenen Aldinischen Scholion urtheilt: Quae suspicio haud dubie ad totos Κατάλογους pertinuit; so haben wir eine Autorität mehr. Allein die Folgerung scheint zu gewagt zu seyn. Der Schild des Herkules mochte als eine aus dem Zusammenhange gerissene Rhapsodie gelten, oder in der Reihe der Eöen stehen; so bezieht sich die Kritik des Grammatikers doch nur auf diese einzelne Stücke, so wie wir an der Aechtheit einer oder mehrerer Rhapsodieen im Homer zweifeln, ohne dadurch die ganze Iliade und Odyssee für unächt zu erklären.

Der ganze Καταλογος oder nur ein Theil desselben führte die Ueberschrift: Ἡοῖαι μεγάλαι. Dieß ist nun einmal durch die Zeugnisse der Grammatiker und Scholiasten, dann des Pausanias und des noch weit frühern Hermesianax entschieden. War aber diese Benennung wirklich die alte, und wenn sie es war, woher ein so seltsam klingender Titel? Gegen das erstere erklärte sich ohne Bedenken Herr Eichstädt in einem neuerlich erschienenen Aufsatze über den Hesiod; *) es sey eine abentheuerliche Meynung der Grammatiker, daß das Gedicht einen solchen und zwar aus dem ungereimten angenommenen Grunde sollte geführt haben, weil sich der Dichter den Uebergang von einer Heldinn zur andern durch ein immer wiederkehrendes ἢ οἵη bereitet habe. Die Ausdrücke, in welchen uns dieser achtungswerthe Gelehrte seine Meynung mittheilt, sind in der That so stark und nachdrücklich, daß sie den Unbefangenen von der weitern Nachforschung der Wahrheit zurückschrecken sollten. Wer es auf sich nimmt, abentheuerliche Meynungen und Ungereimtheiten im Ernst in Schutz zu nehmen, der spricht über seinen Verstand und Geschmack sich selbst das Urtheil. Glücklicher-

*) Im Kurzgef. Handwörterbuch der schönen Künste, von einer Gesellschaft von Gelehrten. 1. Band. S. 594. Der Gedanke ist übrigens nicht neu, sondern schon von Gedoyn geäußert worden, den Hr. Harles in seinem Fabricius Vol. I. p. 579. anführet.

Sicherweise ist durch die angeführten Gründe die Ungereimtheit noch nicht so hell ins Licht gesetzt, daß uns Uebrigen ein bescheidener Zweifel zum Verbrechen werden müßte. Der ästhetische Grund, (denn dieß ist am Ende der einzige dafür) daß es geschmacklos sey, eine solche Verbindung mittelst einer einzigen Formel durch ein weitläuftiges Gedicht zu machen, wird, wenigstens in meinen Augen, durch wichtigere historische Argumente völlig entkräftet. Hermesianax, ein berühmter elegischer Dichter aus Kolophon im Zeitalter Alexanders des Großen, spricht an der oben angezogenen Stelle seines Fragments auf eine Art, die keinen Zweifel mehr gestattet, daß man zu seiner Zeit die Hesiodische Heroogonie unter dem Titel Ἡοῖαι gelesen habe, ja noch mehr, daß sich die einzelnen Rubriken wirklich mit der Formel ἡ οἵη anfiengen. Wie hätte er sonst auf den witzigen Einfall kommen können, eine Geliebte des Dichters mit Namen Ἠοίη zu ersinnen? Hr. Eichstädt erinnerte sich ebenfalls dieser Autorität, deren Gültigkeit er jedoch nicht anerkennt. „Auf diese abentheuerliche Meynung, sagt er, sey zuerst von einem Dichter gegen das Zeitalter Alexanders des Großen hin angespielt worden.“ Ich weiß nicht, von welchen Grammatikern hier die Rede ist, auf deren Meynungen schon Hermesianax könne angespielt haben. Denn obwohl schon im Zeitalter desselben, und auch schon vor, ihm der Name Grammatik und Grammatiker vorkömmt; so waren doch die letztern noch nicht

von der Art, daß sie alten Dichtern, „deren Namen wir mit Ehrfurcht nennen“, Ungereimtheiten aufbürdeten. Die Klasse von Grammatikern, welche dieser Vorwurf mit Recht treffen kann, kam erst später in Alexandria auf. Kurz, ich sehe nicht, mit welchem Grunde man dem Zeugniß des Hermesianax seine Gültigkeit absprechen will. Nicht anders urtheile ich von drey andern Fragmenten aus den Eöen, die mit der nämlichen Wendung beginnen. (Man s. Löfners Ausgabe des Hesiod S. 439. 445.) Mögen doch diese Bruchstücke so unerheblich seyn als es nur immer möglich ist; (wie sie es für die Mythologie in der That nicht sind) ihre Beweißkraft muß unangefochten bleiben. Sie sind Anfänge aus dem genealogischen Gedichte und beginnen mit der beliebten Anfangsformel ἢ οἵη; und was braucht es denn mehr? Die Festigkeit und Bestimmtheit, mit der ich die Bestreitung vorgetragen fand, hat mich veranlaßt, vielleicht mehr Worte daran zu verschwenden, als erforderlich war, um das Herkommen in diesem Punkte zu sichern. Als litterarische zur Sache gehörige Notiz, — aus welcher Sie dasjenige, was zu meinem Vortheil daraus herfließt, mit leichter Mühe selbst folgern werden, — bemerke ich noch aus dem Athenäus: (XIII.) daß ein gewißer Sosikrates ein Gedicht ähnlichen Inhalts und Plans unter dem Titel Οἷαι schrieb, und darin ein Verzeichniß berühmter Männer als Gegenstück der älte-

ren

ren Ἡοῖαι aufstellte *). Ein Gleiches weiß man vom Timon aus Phlius, dem Verfasser der Silen. Und diese Männer sollten ihre Werke auf grammatische Ungereimtheiten gebaut haben?

Dieses Gedicht, um von seinem Inhalt und Plan etwas zu sagen, war mythisch-genealogischen Inhaltes; es führte eine Reihe von Heroinen auf, von welchen berühmte Heroen gebohren waren, und nützte diesen Anlaß mehrere Mythen sowohl von den Müttern als ihren Söhnen abzuhandeln, ferner die Beyläger und Vermählungen der Götter und Heroen zu besingen **). Aus diesem letztern Umstand gelangt die auch sonst schon geäußerte Vermüthung, daß die unter Hesiods Namen hie und da vorkommenden alten Gedichte Κήυκος γάμος und Ἐπιθαλάμιον εἰς Πηλέα καὶ Θέτιν, einzelne Theile des Καταλόγος waren ***),

*) Dies bemerkt schon Is. Casaubon. ad Strab. L. I. p. 29. Vielleicht war dieser Sofikrates ebendersselbe, welchen man als komischen Dichter mehrmahls angeführt findet, z. B. beym Stobaeus Florileg. p. 117. ed. Grotii, Suidas s. v. Ἀμφίας. M. vgl. Bentley Epist. ad Hemsterhus. p. 83.

**) Pseudo-Menander oder vielmehr Alexander Rhetor, Rhetor. Ald. p. 629. πολλὰ δὲ καὶ αὐτῷ ἐν τοῖς Καταλόγοις τῶν γυναικῶν περὶ θεῶν συνουσίας καὶ γάμων.

***) Man s. Hrn. Heyne Not. ad Apollod. P. I. p. 187. P. II. p. 794.

zu einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit. Die Verbindung der einzelnen Materien oder der Uebergang von einem heroischen Weibe zum andern, ward mit einem bloßen ἡ οἵη gemacht. Wie man insgemein glaubt, ward mittelst dieser Formel immer die eine Heroin mit ihrer Nachfolgerinn verglichen: τοίη, ἡ οἵη, oder, um mich deutlicher zu erklären, im Eingange des Gedichts ward eine berühmte Frau geschildert und mit dieser die folgenden in einer langen Reihe verglichen, mit der jedesmal wiederholten Formel, ἡ οἵη *). Möglich ist es indeß, und ich muß gestehen, daß ich mich geneigter fühle dieß anzunehmen, daß der Dichter sein Werk nach folgendem Plan angelegt hatte: „Singe mir, Muse, die wackern Weiber der Heldenzeit, und erzähle, wie schön und brav Danae — oder wie schön Leda — oder wie schön Niobe — oder wie schön Alkmene war.“ Bey einer jeden Heldinn folgten sodann die Namen ihrer Söhne und mehrere Begebenheiten aus ihrem Leben, die ihren Ruhm vorzüglich begründeten.

Ich hoffe genug, vielleicht schon zu viel gesagt zu haben, um nun dem eigentlichen Ziele meiner Untersuchung über die ehemalige Gestalt des unter

*) Maximus Tyrius Dissert. XXXII. sect. 4. p. 381. ed. Davis. alt. Χωρὶς μὲν τῶν ἡρώων, ἀπὸ γυναικῶν ἀρχόμενος, διαλέγου τὰ γένη, ὅστις ἐξ ἧς ἦν. Man vergleiche Bentley zu Horat. Sat. I, 3. 7.

unter Hesiods Namen bekannten Schildes des Herkules näher zu kommen. Daß dieser Fragment und kein vollständiges Ganze sey, lehrt, wie mich dünkt, der Augenschein: und wenn auch einige dienstfertige Kritiker versuchten, durch willkührliche Aenderungen des Anfangs, dasselbe zu einem Ganzen zu machen, so konnten sie ihm doch durch diese Nothhülfe eben so wenig den schicklichen Eingang eines Gedichts, als Anordnung und Plan im Ganzen geben. Es ist und bleibt Fragment und zwar, wenn Sie dem Anfang und Inhalt der ersten 56 Verse und dem Zeugniße des Aldinischen Scholions trauen wollen, Fragment aus den Ἠοίαις. Dieß ist dasjenige, was man insgemein, mit wenigen Ausnahmen, darüber denkt. Lesen wir aber mit Aufmerksamkeit weiter, so finden wir zu unserer größten Befremdung eine so ausgedehnte Beschreibung des Gefechtes zwischen dem Herkules und Cyknus, eine so auffallend große Ungleichheit des Tones in der einfachen genealogischen Erzählung zu Anfang und der nachherigen bildervollen und phantasiereichen Schilderung des Gefechtes, daß wir uns aus jener nicht finden können, wie sie bey dieser Ausführlichkeit in den Plan der Eöen passen konnte *), und in dieser nicht begreifen, wie

*) An diesen Punkt stieß sich schon Clericus S. 440. der Lösnerschen Ausg. und hierauf gründet sich auch wahrscheinlich der Zweifel Goldhagens in der Uebersetzung des Pausanias I Th. S. 16.

eine so augenscheinliche Ungleichheit der Poesie sich neben einander verträgt. Wir wissen zwar, wie ich oben gezeigt habe, daß jenes Gedicht auch mythische Erzählungen in seinen Plan mit aufnahm, um das Lob der Heroinen durch die Thaten ihrer Kinder zu preisen; allein ein solches Mißverhältniß, wie die Beschreibung des Kampfes und besonders des Schildes hervorbringt, durfte sich ein Dichter von einigem Geschmack nicht erlauben, und wie war es ihm möglich, nach einer so langwierigen Abschweifung, seine Uebergangsformel, ohne ins Abentheuerliche zu verfallen, wieder anzubringen? Ferner: die schnelle Umänderung des Tones vom Einfachen, Nüchternen und fast Platten, zum Blühenden, Geschmückten, zu einer bis zur üppigen Verschwendung bilderreichen Sprache, ist eben so befremdend als unerklärlich, wenn wir nicht den Schild des Herkules als zwey ungleichartige Fragmente von verschiedenen Verfassern annehmen wollen. Noch mehr: der Anfang des Schildes des Herkules bis zum 56. Verse hängt mit dem Folgenden durch kein Vereinigungsband zusammen. Alkmene, hatte der Dichter in ganz einfacher Sprache erzählt, gebahr zwey Zwillingssöhne von ganz ungleicher Natur, den einen vom Amphitryon, den andern vom Zeus; — der auch den Cyknus erlegte; er traf ihn im Hayne des Apoll, nebst seinem

daß der Schild des Herkules kein Stück aus den Eöen sey.

seinem Vater Ares. Keiner der Commentatoren Hesiods nahm hier Anstoß; man nennt diesen Uebergang kunstlos und einfach. Allein wenn irgend eine Lücke in den Gedanken, irgend ein Mangel an Verbindung und Zusammenhang anzutreffen ist, so ist es an dieser Stelle. Herkules und Iphikles werden von der Alkmene gebohren; jener besteigt sogleich mit seinem Neffen, Jolaus, den Kriegswagen, und besteht einen hitzigen Kampf. Verdient irgend eine Ungereimtheit ernstliche Rüge, so ist es ohne Zweifel diese. Die etwanige Auskunft, als wäre hier eine beträchtliche Anzahl Verse durch ein unglückliches Ohngefähr herausgefallen, wird uns nicht weit helfen. So wäre die Unmöglichkeit, mittelst der Lieblingsformel ἡ οἵη eine andere Heroine anzuketten, noch weit größer. Wollte man ferner sagen: der Dichter habe eine große That des Herkules ausheben wollen, um einen Beweis seines Heldenmuthes zu geben, und das Lob davon auf seine Mutter zurückfallen zu lassen; so streitet die Unerheblichkeit der Handlung selbst dagegen. Dieser Kampf war gerade eine der unbedeutendsten Thaten des Aciden, und nicht einmahl in der Reihe der zwölf Abentheuer: Künstler gebrauchten ihn, so viel wir wissen, beynahe gar nicht, die einzige Vorstellung auf einem Relief am Throne des Amyklaischen Apoll abgerechnet. Und der Dichter der Eben, dem alle Schätze der Fabel zu Gebote standen, sollte seinen Vortheil so sehr verkannt und gerade eine Handlung gewählt haben, durch die er seinen Zweck so unvollkommen erreichte?

Ferner führt uns die Wahrnehmung, daß die Beſchreibung des Gefechtes nach dem Muſter ähnlicher Homeriſcher Schilderungen entworfen, der Schild ſelbſt eine unverkennbare Nachbildung des Achilliſchen beym Homer, und daß nicht nur dieſer von dem Joniſchen Sänger entlehnt iſt, ſondern beynahe ohne Ausnahme alle Bilder und Vergleichungen, und überhaupt die ganze dichteriſche Ausſchmückung, aus einem fremdartigen Boden hieher verpflanzt, daß ganze Stellen wörtlich aus dem Homer beybehalten ſind *), dieſe Wahrnehmung, ſage ich, führt uns auf einem ganz natürlichen Wege zu der Folgerung, daß dieſe Schilderung des Herkuliſchen Kampfes, ſammt dem Schilde ſelbſt, das Produkt eines Dichters aus ſpäterer Zeit, wenigſtens doch ein Paar Jahrhunderte ſpäter als Homer und Heſiod, als ein gewißer Zweig der epiſchen Poeſie, ich meyne die Behandlung des mythiſchen Cyklus, emporkam und die Dichter aus Mangel des eigenen ſchöpferiſchen Talents ſich an dem Feuer der Joniſchen Muſe erwärmten, nothwendig ſeyn müſſe. Um ſich davon ganz zu überzeugen, rechnen Sie zu den ſchon angegebenen Kriterien

*) Inſofern hat freylich Waße's Urtheil, jedoch nur mit Einſchränkung, Grund: das ganze Gedicht ſey ein Cento und enthielt mehr als 107 theils aus Homer wörtlich abgeſchriebene theils nachgeahmte Verſe. Dieſe Beſchuldigung trifft nur die Beſchreibung des Kampfes, keinesweges aber die erſtere Stelle bis zum 56. Vers.

Lesarten der Neuheit noch die Erwähnung mehrerer Umstände, aus jüngerer Zeit, wie das Elfenbein zum Gebrauch an Kunstwerken *), die geflügelten Sohlen des Perseus **) und die gesangreichen Schwäne am Ufer des Oceans ***).

Ich hoffe, daß alles dieses hinreichend seyn wird, Sie auf meine Behauptung vorzubereiten: daß nicht nur, wie Hr. Eichstädt neulich darzuthun bemüht war, die eigentliche Beschreibung des Schildes von einem andern Dichter hinzugefügt sey, sondern daß die ganze Schilderung des Gefechtes mit dem Cyknus, vom 57. Verse an, mit dem vorhergehenden Stücke durchaus nicht zusammen hänge, und daß folglich der Schild des Herkules nicht nur aus zwey verschiedenartigen Bruch-

*) Erst in dem jüngern Zeitalter nach Homer und Hesiod ward das Elfenbein zu Kunstarbeiten verwendet, wie Hr. Heyne zeigt im 15. Bande der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften S. 12.

**) Man sehe Hrn. Voß Mythologische Briefe. I. B. XV. Br.

***) M. s. ebendens. II. B. XII. B. Nur kann ich der daraus gezogenen Folgerung in Absicht des spätern Zeitalters Hesiods, der ihm um zwey Jahrhunderte jünger als Homer erscheint, nicht beystimmen, da sich ja auf die Aechtheit der Säen und des Schildes, worauf er sich stützet, gar nicht bauen läßt. Vielleicht war also dieser neue Hesiod ein bloßes Traumgesicht!

stücken zusammen geschmolzen sey, sondern daß auch diese zwey Bruchstücke nicht aus einem und eben demselben Gedichte entlehnt seyn können. Die Gründe, durch die ich dieß wo nicht erwiesen doch zu einer gewissen Evidenz gebracht zu haben mir schmeichle, erwarten getrost eine Bestätigung oder Widerlegung Anderer, und beydes würde für die kritische Geschichte der Hesiodischen Gedichte, welche ich künftig aufzustellen gedenke, ein mir eben so erwünschter als erheblicher Beytrag seyn.

Doch ich bin noch nicht so weit, daß ich Sie schon entlassen dürfte. Es bleibt mir noch die Erörterung einiger wissenswerthen Umstände übrig. — Sie hätten also an dem Schilde des Herkules bis zum 56. Verse einen Artikel aus dem Κατάλογος γυναικῶν, und zwar aus dem vierten Buche, welches den besondern Titel Ἠοῖαι führte. Daß sich aber der Artikel von der Alkmene nicht vollständig in jener Stelle des Schildes erhalten hat, schließe ich aus folgenden Umständen. Erstlich ist in der That der Schluß mit dem 56. Verse zu abgerissen, als daß nun sogleich der Uebergang zu der folgenden Heldinn hätte können gemacht werden. Zweytens führet ein Commentator des Aristoteles, Aspasius, (in Ethicor. ad Nicom. l. III.) drey Verse an, als Bruchstücke einer Anrede Alkmenens an den Herkules aus den Eöen:

„Tugendhaft hat dich, o Sohn, allein zu unendlichen Leiden,
Zeus der Vater gezeugt.“

Und

Und gleich darauf:

»Tugend gaben die Moiren, mein Sohn, dir, aber
zum Leiden.«

Außerdem bemerkt der Scholiast des Homer bey Villoison (zu Il. β, 336.) eine mythische Erzählung von Herkules und beruft sich auf die Κατάλογοι des Hesiod. Nichts von allen dem findet sich in dem vorhandenen Schilde des Herkules, und man sieht daraus, daß das Lob Alkmenens auf eine ganz andere Art von dem Dichter behandelt war, als sich aus dem Schilde selbst ergiebt.

Aus der Verfahrungsart der Rhapsoden, welche die Gesänge der alten Dichter, insonderheit Homers und Hesiods, nicht in ihrem ganzen Zusammenhange, sondern nur theilweise und unter gewißen Titeln nach dem Hauptinhalte eines jeden Stücks absangen *), erklärt sich sowohl die Absonderung

*) Von den Homerischen Rhapsoden ist dieß eine bekannte Sache. Nach dem ausdrücklichen Berichte des Eustathius (zu Il. ω. p. 1501.) wurden aber auch Hesiods Ἔργα καὶ Ἡμ. Rhapsodienweise und unter gewissen Titeln, als Πανδώρα (V. 43 und folgg.) Δαιμονολογία (V. 108 u. folgg.) u. s. w. abgesungen. Ohne Zweifel wurden auch so die Eöen theilweise rhapsodirt, und die oftmahls unter Hesiods Namen vorkommenden Gedichte Κύκνος γάμος, Ἐπιθαλάμιον εἰς Πηλέα καὶ Θέτιν, Μελαμποδία (m. s. Heyne Not. ad Apoll. P. I. p. 158. Harles im Fabric. I. p. 590.) waren nichts als Rhapsodien daraus.

derung des Bruchstücks von dem ganzen Gedichte, als auch die Erhaltung desselben, während das übrige Gedicht ein Raub der Vergessenheit ward. Nichts ist begreiflicher, als daß die Rhapsoden gerade den Artikel von der Alkmene und ihrem Sohne Herkules auszeichneten und einzeln absangen, zugleich aber auch erweiterten und ihre eigenen Produkte daran reiheten. Und ein solches Werk eines Rhapsoden, der voll von Reminiscenzen aus den Homerischen Gesängen war, und sich vorgesetzt hatte, ein minder berühmtes Abentheuer des Alciden zu besingen, zugleich auch eine Nachbildung des Achillischen Schildes aus dem Homer anzubringen, ist nun, wenn mich nicht alle Anzeigen trügen, die Stelle des Schildes vom 57. Verse an. Er sang die Rhapsodie aus den Eöen so weit ab, als es sein Zweck gestattete, bis an den Ort nämlich, wo er seinen Zusatz schicklich anknüpfen zu können glaubte. Da hier allein noch zur Noth ein Uebergang sich finden ließ, so steif und unnatürlich er auch immer ausfiel; so ward das Uebrige als zweckwidrig weggelassen. So erhielt sich nun diese einzelne Rhapsodie, da sie häufig in der Folge wiederholt wurde, als ein für sich bestehendes Ganze, unter dem Titel Ἀσπὶς Ἡρακλέους, indeß der Stamm, von welchem dieser Zweig abgerissen war, die Eöen und der ganze Κατάλογος, im Strome der Zeit seinen Untergang fand. In welchem Zeitalter aber der Schild des Herkules seine gegenwärtige Gestalt empfieng, läßt sich auf keine Weise mit Gewißheit ausmitteln. Dürfen wir indeß dem Glauben beymessen,

messen, was uns ein in diesem Punkte unzuverläßiger Schriftsteller, Athenäus, von der spätern Einführung der rohen Bewaffnung des Herkules, mit der Löwenhaut und Keule, durch die Heraklesdichter, Pisander und Panyasis, sagte; so muß der Rhapsode, dem dieses Gedicht sein Daseyn zu verdanken hat, wenigstens früher als jene beyden Dichter gelebt haben; oder war erst, nach Strabo's Angabe, Stesichorus der Erfinder der rohern Rüstungsart, so würde die Zusammensetzung des Schildes noch vor die 50ste Olympiade fallen. Eine weitere Erörterung der Sache, inwiefern die Berichte der beyden genannten Schriftsteller, als gegründet gelten können, oder nicht, muß ich jedoch, da sie mich hier zu weit abführen würde, bis zu einem andern schicklichern Ort versparen.

Jetzt bleibt uns noch übrig, einen Blick auf das alte Scholion zu werfen, dessen ich mehrmahls gedacht habe, und das nur unter Voraussetzung der Entstehungsgeschichte des Schildes, wie ich dieselbe angegeben habe, seine Erläuterung erhält, so wie es im Gegentheil zur Bestätigung derselben von Wichtigkeit ist. Es findet sich am Ende des Gedichtes in der Ausgabe des Aldus, und lautet folgendergestalt:

Der Anfang des Schildes ist in dem vierten Buche des Κατάλογος befindlich bis zum 250. Verse. Aristophanes, nicht der komische Dichter, sondern ein anderer, der Grammatiker, vermuthete, es sey nicht vom Hesiod, sondern von irgend einem Andern, der sich den Homeri-

menhange mitten in der Beschreibung des Schildes, sogar in der Mitte eines unvollendeten Satzes, abgebrochen haben. Kurz die Ungereimtheiten häufen sich in dieser Zahl zu sehr, als daß sie sich auch nur entschuldigen ließe. Lesen Sie, was ich vorschlage, statt der Zahl ν' καὶ σ', mit einer geringen Veränderung und Weglassung des Bindewortes κ' (57.), so ist dem Uebel mit einemmale abgeholfen, und das Scholion bestätigt gerade das, was ich schon vorhin aus andern Gründen behauptete.

Endlich beweiset das Scholion an und für sich schon, wenn ich nicht irre, daß zu den Zeiten des Verfassers desselben das größere Gedicht nicht mehr vorhanden war, und nur der Schild des Herkules allein als ein für sich bestehendes Ganze gelesen ward. Denn wenn das Gedicht noch ganz vorhanden war, und der Schild an seiner Stelle im vierten Buche des Καταλογος stand; was sollte den Scholiasten bewogen haben, in einer Anmerkung dieß erst zu versichern?

Dieß ist dasjenige, was ich, zum Theil mit Weglassung des gelehrten Apparats über die Schicksale des dem Hesiod insgemein beygelegten Gedichtes, zu sagen für nöthig fand. Wenn der Erfolg meiner Bemühung, eine Muthmaßung, die wenigstens in meinen Augen den höchsten Grad von Wahrscheinlichkeit hat, mit Gründen zur möglichsten

ren Evidenz zu bringen, entſpricht; ſo wird das Weſentlichſte dieſes Verſuchs in kurzem vor meiner Ausgabe des Schildes, die ich als Ankündigung und Probe der künftigen Behandlung des ganzen Heſiods angeſehen wißen will, in einer veränderten Geſtalt von neuem auftreten. Freuen werde ich mich, wenn die Art, wie ich meine Gedanken geſagt habe, einigermaßen meine Bitte an die gefällige Erato unterſtützt haben ſollte, daß ſie mir verzeihen möge, wenn ich kühn genug geweſen bin, ihren lieblichen Prieſter, dem ſie ſeine ſchönen Opfer ſchon mit ſo manchem Kranze gelohnt hat, aus dem reizenden Gebiete ihres Dienſtes in das dürre Feld der kritiſchen Unterſuchung auf wenige Augenblicke abzurufen.

VII.

Aesthetisches Wörterbuch über die bildenden Künste nach Watelet und Levesque. Mit nöthigen Abkürzungen, und Zusätzen fehlender Artikel kritisch bearbeitet von K. H. Heydenreich, 4 Bände, gr. 8. Leipzig in der Weygandischen Buchhandlung 1794.

Rec. schätzt seit langer Zeit den deutschen Herausgeber dieses Werks, und die Achtung, die er für ihn aus seinen Schriften gefaßt hatte, ist durch die persönliche Bekanntschaft, die er mit ihm gemacht hat, noch vermehrt worden. Es thut ihm daher aufrichtig leid, daß er von dieser seiner letzten Arbeit nicht mit Ruhme sprechen kann. Er würde auch gewiß die Recension von sich abgelehnt haben, wenn gewisse Gründe es ihm nicht zur Pflicht gemacht hätten, sich öffentlich darüber zu erklären.

Herr Heydenreich ist, so viel wir wissen, der erste, der die Grundsätze der Kantischen Kritik der Urtheilskraft speciell auf die nachbildenden Künste angewandt hat. Dieß scheint Rec., der überhaupt die Wahrheit des ganzen Kantischen aesthetischen Lehrgebäudes bezweifelt, besonders in Ansehung dieser Künste gefährlich, und er ergreift die gegenwärtige

wärtige Gelegenheit, um seine Meinung darüber etwas weitläuftig auseinander zu setzen.

Ob nun gleich Rec. es besondes mit den Zusätzen des H. H. aufnimmt, so hält er es doch für seine Schuldigkeit, ein Paar Worte über das franzöſ. Original, über das Unternehmen, es für uns Deutsche zu bearbeiten, und über die Uebersetzung vorauszuschicken.

Gleich der Titel giebt uns zu einer Bemerkung Anlaß, die, so mikrologisch sie an sich scheinen kann, dennoch von den wichtigsten Folgen für die Bestimmung des Begriffs der Künste ist, mit denen sich dieß Werk beschäftigt.

H. H. nennt es: „Wörterbuch für die bildenden Künste“ allein es erstreckt sich nicht auf die nachbildenden und die Baukunst, und die eigentlichen Decorationskünste, die doch offenbar mit zu den bildenden gehören, sind von seinen Gränzen ausgeschlossen. Das Werk handelt blos von solchen Künsten, die sich mit Nachahmung specifiker Körper aus dem gemeinen Leben des Künstlers beschäftigen, und die Vernachlässigung dieses Gesichtspunktes hat dem Raisonnement des Verf. an mehreren Stellen seiner Zusätze eine falsche Richtung gegeben. Wäre er von der Idee ausgegangen, daß die Künste, über welche er hier philosophirt, ihrem Wesen nach an Treue gebunden sind, und daß sie nur in so fern schön seyn können, als in so fern sie zugleich zweckmäßig nachahmen; so würden wahrscheinlich seine Grundsätze über selbstgedichtete Formen und ästhetische Ideen etwas

anders ausgefallen seyn. Doch, darüber mehr in der Folge!

Das französ. Original hat sehr sonderbare Schicksale erfahren. Watelet hatte den Plan entworfen, zwey Wörterbücher über die nachbildenden Künste zu verfertigen. Das eine sollte der Theorie, das andere der Praktik gewidmet seyn. Der Plan ist zweckmäßig; aber es gehört etwas mehr Philosophie dazu, als der gute W. besaß, um die Gränzen beyder festzusetzen. Denn nicht blos das Mechanische der Kunst, sondern Alles, was zu den Maximen gehört, welche der Künstler bey der Ausführung befolgen muß, und nur ihn allein, nicht den Beschauer des Kunstwerks interessirt, kurz! das: Wie es zu Stande kömmt? muß der Praktik beygezählet werden. Das: Was hervorgebracht werden soll, um den Mann von Geschmack zu befriedigen? gehört zur Theorie. Beydes ist nun beynahe in allen Artikeln dieses Wörterbuchs durch einander gemischt, und einige derselben gehören sogar ganz zu dem Mechanischen, z. B. Blau, als blaue Farbe betrachtet.

Der vorliegende Theil, welcher der Theorie bestimmt ist, war bey Lebzeiten Watelets bereits bis zum Buchstaben C, mit einem Theile von diesem, abgedruckt. Außerdem hatte der Verf. verschiedene Artikel ausgearbeitet, und war im Begriff, die letzte Hand daran zu legen, als ihn der Tod überraschte. Herr Levesque übernahm es, die (seiner Meinung nach) von W. gelassenen Lücken auszufüllen, und er nutzte dazu theils Auszüge aus bekann-

bekannten Schriften eines Felibien, de Piles, Mengs, Winkelmann, Reynolds, Falconet, ꝛc. ſ. w. theils Artikel aus dem Dictionnaire encyclopedique, theils endlich Beyträge lebender Künſtler. Man kann ſich zum voraus vorſtellen, welch ein ſonderbares Gemiſch von Grundſätzen und Stylen daraus geworden iſt.

Watelet hat gewiß nie die Abſicht gehabt, ein vollſtändiges Wörterbuch für die nachbildenden Künſte zu liefern. Er wollte die Früchte ſeiner Erfahrung dem Publico hinterlaſſen, und da dieſe zu abgeriſſen waren, um ein ſyſtematiſches Ganze daraus zu machen, ſo ordnete er ſie nach alphabethiſcher Ordnung. Eben dieß hatte Rouſſeau in ſeinem Dict. de Muſique gethan.

Rec. wünſchte, man hätte Watelets Buch gelaßen, wie es war. Es würde dann einzelne Bemerkungen über die nachbildenden Künſte, nach alphabetiſcher Ordnung an einander gereihet, enthalten haben: es würde ein lesbares Ganze ausgemacht haben, das manchen ſchätzbaren Beytrag zur Kunſt, beſonders zur Geſchichte der franzöſ. Liebhaberey und Schule in ſeinem Zeitalter geliefert hätte. In ſeiner jetzigen Geſtalt erſcheint es wie ein leichtes Sommerkleid, das dergeſtalt mit Flicken von prächtigem und ſchwerem Stoffe beſetzt iſt, daß es eher zur buntſchäckigen Jakke als zu einem brauchbaren Gewande dienen kann.

Watelet, (den Rec. perſönlich gekannt hat,) war weder ein Kritiker, noch ein Dichter, noch ein Künſtler. Er war etwas von dem Allen, und

nutzte seine Talente zur Verschönerung seiner Existenz in seinen einsamen und geselligen Verhältnissen. Er war General-Pächter; er besaß einen allerliebsten Garten, den sanftesten Charakter, die größte Politur der Sitten; er genoß des Umgangs der Großen, der Gelehrten, der Künstler; er war Encyklopädist, Schriftsteller für das größere Publicum, Versificateur zur Unterhaltung geselliger Zirkel; er hatte viel gesehen, viel gehört; er hatte selbst Hand an die ausbildenden Künste gelegt; dies Alles sicherte ihm den Anspruch auf eine feine Kenntniß der Menschen und Künste, und auf einen empirisch erworbenen Geschmack.

So erscheint er denn auch in den Artikeln dieses Wörterbuchs, die von ihm herrühren. Tiefdringende Blicke in das Wesen der Kunst, bestimmte Begriffe, einen durch eigenes Nachdenken und Bekanntschaft mit den Werken der Alten geläuterten Geschmack darf man nicht suchen. Aber man hört allenthalben den Mann von Erfahrung sprechen. Er ist sehr bekannt mit den Grundsätzen der damahligen französischen Schule: und diese hatte viel Gutes in Allem, was die poetische Erfindung, die mahlerische Anordnung und Würkung, und besonders die sogenannten Hülfswissenschaften, Anatomie, Perspektive, u. s. w. anbetrift. Ausserdem hat er uns die Erklärung sehr vieler Ausdrücke aufbewahrt, die unter den Künstlern und Liebhabern zu Paris zu seiner Zeit gäng und gäbe waren, und zum Theil in die Kunstbücher der Franzosen übergegangen sind. Endlich liegt ein großer

Schatz

Schatz von Lebensweisheit für den Künstler in diesem Werk, der freylich hauptsächlich auf das Lokal von Paris berechnet ist, aber auch in jeder andern großen Stadt seine Anwendung findet. Dabey ist sein Styl angenehm und fließend. Freylich merkt man ihm zuweilen die Anmaaßung an, schön schreiben zu wollen: er sucht Gelegenheit, Tiraden anzubringen: er epigrammatisirt, er deklamirt: Züge, die dem Versificateur und Encyclopädisten eigen sind; inzwischen, was er schreibt, läßt sich lesen, und dieß ist bey Kunstbüchern immer ein gewisser Vorzug.

Nächst Watelet hat Robert das mehreste Anrecht auf unser Interesse. Er hat praktische Kenntnisse und Eigenthümlichkeit in seinem Urtheile. Von andern bekannten Schriftstellern, aus denen Auszüge geliefert sind, reden wir hier natürlicher Weise nicht.

Levesque scheint uns unter denjenigen, die unmittelbar an diesem Werke Antheil genommen haben, der mittelmäßigste zu seyn. Er ist ein bloßer Anempfinder des jetzigen, durch Winkelmann und David geläuterten Geschmacks. Wo er sich beygehen läßt, selbst zu raisonniren, wie in dem Artikel: Composition, u. a. da dürfte sich viel gegen seine Behauptungen einwenden lassen. Seine Compilation ist ohne alle Beurtheilungskraft gemacht. Welche Verwirrung muß in dem Kopfe eines jungen Künstlers entstehen, der dieß Buch zu Rathe zieht! Er findet hier die Grundsätze eines Watelets neben denen eines Mengs und Reynolds an die

Seite gestellt, und muß glauben, daß der Redoteur die des einen so gut für wahr gehalten habe, als die des andern; und doch läßt sich wohl nichts Verschiedeners denken, als die Lehren eines Schülers Pierre's und Boucher's verglichen mit denen eines Schülers Raphaels, Tizians, Correggios und der Alten, und endlich wieder mit denen eines Schülers Michael Angelos und Rembrandts. In dem ganzen Werke herrscht kein Plan und keine Haltung. In dem ersten Theile findet sich ein hundert Seiten langes Verzeichniß der alten Bildhauer; im 3ten ein eben so langes der alten Mahler. Ueberhaupt gehört die Kunstgeschichte in kein Wörterbuch der Theorie der schönen Künste. Diejenige, die aber hier geliefert ist, ist außerdem voller Unrichtigkeiten, und kann nicht ohne die größte Kritik gebraucht werden.

Man wird sich nach diesen Bemerkungen schon von selbst vorstellen, daß wir das Unternehmen, dieß Werk für uns Deutsche zu bearbeiten, nicht billigen können. Vielleicht kann sich keine Nation rühmen, so viel für die Aesthetik der bildenden Künste gethan zu haben, als die unsrige. Wie oberflächlich müssen uns daher die philosophischen Artikel in diesem Wörterbuche vorkommen! Schon Sulzer steht in dieser Rücksicht weit über den Franzosen. Aber auch selbst für den theoretisch-praktischen Theil würde ein Deutscher ganz etwas Anders liefern können, als hier geschehen ist, wenn er die nämlichen Quellen nutzen, und dabey einen Hagedorn und andere mit zu Rathe ziehen wollte.

Die

Die Ueberſetzung war mit Schwierigkeiten verknüpft, an die H. H. nicht gedacht zu haben ſcheint, als er ſich an dieſe Arbeit wagte. Sie erfordert die genaueſte Kenntniß der franzöſ. ſowohl als deutſchen Kunſtſprache. Dieſe bezeichnet zum Theil die Würkung, welche das Gemählde auf den Beſchauer macht, und iſt in ſo fern ein Geſchöpf des Weltmanns, der ſich für einen Liebhaber der Künſte ausgiebt, oder es würklich iſt; theils bezeichnet ſie aber auch gewiſſe objektive Erſcheinungen an dem Kunſtwerke, gewiſſe Handgriffe und Fertigkeiten, und iſt in ſo fern mehr ein Geſchöpf des eigentlichen Künſtlers. Beyde hat der Eigenſinn, die Luſt ſich auszuzeichnen, die Unbeſtimmtheit der Begriffe, und die Unkunde des wahren Sprachgebrauchs mit ſo vielen Ausdrücken bereichert, daß es ein wahres Studium erfordert, ſie zu verſtehen, und beſonders ſie in eine fremde Sprache zu übertragen. Der Deutſche ſteht hierin dem Franzoſen unſtreitig nach. Ob ihm ſeine Armuth zum Vorwurfe gereiche laſſen wir unentſchieden.

H. H. ſcheint nicht einmal die techniſchen Ausdrücke unſerer Künſtlerſprache zu kennen. Gleich der erſte Artikel: „Eſtampe“ iſt falſch durch: Abdruck gegeben. Abdruck heißt Eprouve. Eſtampe heißt Kupfer, Kupferſtich; ein Ausdruck, der durch eine allgemeine Uebereinkunft die Würkung der Platte auf dem Papiere anzeigt, und die geätzten, geſtochenen, in ſchwarzer Kunſt, oder auf andere Manier behandelten Werke der Schatirungskunſt bezeichnet. “ Man ſagt auch: Blät-

ter, Kupferblätter. H. H. nennt Verschießung, was sonst Verweichung, Abstufung heißt. Foyer, Brennpunkt, Lichthöhe, übersetzt er durch Heerd. Man sagt nie, daß ein Gemählde eine gute Ausstellung habe, sondern: daß es kein vortheilhaftes Licht habe, keinen guten Platz, u. s. w. Yeux, Anfang und Ende der Falten-Einschnitte, auch Falten-Wurzel, gibt er auf eine den Deutschen ganz ungewöhnliche Art durch: Augen. Contourniren hat bey uns gar den ungünstigen Sinn nicht, den es im Französischen annimmt. Es heißt bey uns so viel, als: den Umriß machen. Dagegen heißt es im Französischen so viel, als: verdrehen, verzerren.

Wir könnten diese Anzeigen noch sehr häufen, allein es wird genung seyn, um zu zeigen, daß H. H. seiner Arbeit nicht gewachsen war. Inzwischen dieß würden wir allenfalls übersehen. Aber womit wollen wir es entschuldigen, daß ein Mann, der sonst wohl gezeigt hat, daß er seine Muttersprache in seiner Gewalt habe, mit einer Nachlässigkeit und Eilfertigkeit gearbeitet hat, wodurch mehrere Stellen ganz unverständlich geworden sind?

Auf jeder Seite, wir mögten sagen, in jeder Periode merkt man den steifen und undeutschen Wendungen die Uebersetzung aus einer fremden Sprache an. So heißt es z. B. S. 33. „Nicht „so ist es mit andern Lehrern, welche, da sie wohl „unterrichtet und weniger beschäftige sind, sich „besser auf ihre Lehrstunden vorbereiten können.“ S. 102. „Nach demjenigen, was ich im Vori-

gen

gen gesagt habe, ist es nicht erstaunlich, daß nicht so weit gegangen sey, u. s. w. S. 108 heißt es: „Die manierirten Mahler nahmen immer den männlichen Stoff, wie Barroccio und Tipolo, die sich des Kameeles bedienten, oder wie Dominichino, Rignard und anders, welche Tuch angenommen zu haben scheinen, oder endlich wie Rigaud, welcher — gewöhnlich zum Muster dient!“ Ob wir gleich das Original gegenwärtig nicht in Händen haben, so ist doch offenbar, daß hier die Art des Stoffes ausgelassen sey, deren sich Rigaud bediente. Es war der Taffent.

S. 110 heißt es: „Als endlich der Pöbel aus allen Klassen Vorstellungen von Bauern vorzog, die bey dem Tode des Eudamidas, oder bey dem des Germanicus schauderten, u. s. w. Nach der Uebersetzung würden die Bauern geschaudert haben, aber unmöglich kann dieß der Sinn des Originals seyn. Der Pöbel aus allen Klassen schauderte. S. 111. „Ohne zu wissen sich zu fixiren, geben sich angehende Künstler eine Menge Meister.“ Wie undeutsch! — Der Artikel: Ausdruck, ist hin und wieder ganz unverständlich. Welchen Sinn kann man z. B. in folgender Stelle, S. 118, finden: „Dieser (es ist vom Ausdrucke eines Menschen die Rede, der darüber loosen soll, ob er zum Soldaten angenommen werden wird,) der sich „ganz gewiß in jener Niedergeschlagenheit befunden „hätte, wo die — um mich dieses Ausdrucks zu bedienen, durch verfinsterte Seele dem Anscheine „nach keine Bewegung, kein Leben lieh, sich nun „auf dem Felde dieser Unterdrückung zu triumphiren.“

H. H.

H. H. hat die Ordnung der Artikel verändern müssen, weil er die Form des Wörterbuchs beybehalten hat. Demohngeachtet hat er sich nicht die Mühe genommen, eine Abänderung in Ansehung der Beziehung eines Artikels auf den andern vorzunehmen. So heißt es S. 127. „Wir haben bereits angeführt," da doch der Satz, von dem die Rede ist, erst lange nachher im deutschen Originale folgt. Solche Fehler der Eilfertigkeit kommen beynahe auf allen Seiten vor. S. 144 wird Sandrart — Sandrat genannt. Ebendas. kömmt folgende ganz schülerhaft übersetzte Periode vor: „Bambozzo bestritt die Kosten der Vergnügen „seiner Gesellschafter, sey es nun durch die Töne, „die er verschiedenen Instrumenten entlockte, auf „welchen er excellirte, oder durch die Spiele seiner „Einbildungskraft." S. 171. „Michael Angelo brach einen Arm davon ab, und ließ die Figur „vergraben, so daß man sich geschickt machte, sie „auszugraben." Ebendas. „Er drehete aus „einem Stücke Marmor einen Goliath und „David." — In dem Artikel, Bildner, wird immer Genf statt Genua gesetzt. Dieß kömmt beständig auf die nemliche Art vor, ist daher kein Druckfehler. S. 271. wird Baugärten (der berühmte des Jardins) Bogärt genannt. S. 223 und 24. der Kardinal Fürstenberg Fustenberg. S. 521. Gerhard Dow — Girand Doux. Diese Fehler des Originals hätten schlechterdings verbessert werden müssen. S. 323. „Vier Statüen „von Marmor zu Venedig" — statt: von Porphyr.

S.

S. 500 kommen flüssige Details von Gerhard Dow vor. Der schöne Artikel: Conferenzen, ist an manchen Stellen ganz unverständlich geworden. S. 600 findet man „ein Gebäude von Licht geblickt," und S. 629 „den Stoff des genesenen Moses." S. 626 wird in einer kleinen Periode das Wort: „ich" fünfmal angetroffen. „Ich will diese Angaben „nicht weiter verfolgen, aber erinnern Sie sich, ich „bitte, daß ich, als ich die sechs Hauptstunden des „Tages charakterisirte, ich dieser den Charakter des „Schweigens gab."

Wir wollen diese Angaben gleichfalls nicht weiter verfolgen, und wenden uns nunmehro zu den Zusätzen des H. H. Insofern sie einen Theil des Wateletschen Wörterbuchs ausmachen, sind sie völlig unzweckmäßig, und zu gleicher Zeit in auffallendem Mißverhältnisse mit allen übrigen Artikeln. W. hat in demjenigen, der von den Conferenzen handelt, eine sehr treffende Kritik der Vermehrungen, womit ihn H. H. in der Folge beschenkt hat, zum Voraus geliefert. „Man hat," sagt er, „sich „wohl in Acht zu nehmen, daß man bey Entwicke„lung derjenigen Erklärungen, die sich den allge„meinen Grundsätzen der freyen Künste am meisten „nähern, und auf ihre edlere Bestimmungen am „mehrsten beziehen, sich nicht in allzu metaphysi„sche und geistige Ideen verirre, welche, um ge„hörig verstanden und gefaßt zu werden, den Künst„ler von seinem Stifte, Pallette und Farben ab„ziehen, und ihn aus seiner Werkstätte allzu sehr „auf das Zimmer des Philosophen versetzen. Die-

ses

„Dieses Extrem ist vielleicht den Fortschritten der „Künste mehr entgegen, als dasjenige, wodurch „der Künstler auf allzu materielle Begriffe einge„schränket wird. Denn die geistigen Ideen wer„den allzu leicht vage und unbestimmt, und schlie„ßen am Ende zu viel der Kunst fremde Ideen in „sich. Gewöhnlich sind sie die Frucht der Nach„ahmung und Einbildungskraft derer, welche die „Künste nicht selbst treiben, und den Künstler zu „abstrakten Bestrebungen reizen, in welchen sie „sich verirren. Kaum können sie der Gefahr aus„weichen, daß sie an dem, was man Spitzfindig„keit nennt, nicht Geschmack, und an der Praxis „Ekel finden sollten, welche ihnen nach ihrer erhi„heten Einbildungskraft allzu ungelehrig scheint.“— Diese Bemerkung Watelets trift unserer Meynung nach die Heid. Zusätze in voller Maaße, da sie in einem Werke angetroffen werden, das zur Belehrung der Künstler bestimmt ist. Diese müßten die kritische Philosophie inne haben, um den größten Theil derselben zu verstehen. Außerdem paßt die Metaphysik, welche die mehrsten Artikel des H. H. auszeichnet, gar nicht zu dem Rest, der in einem planen, durchaus aufs Praktische berechneten Style geschrieben ist. Es ist uns unbegreiflich, wie der Verf. dieß Mißverhältniß habe übersehen können!

Inzwischen wollen wir uns ganz über diesen Gesichtspunkt hinaussetzen, und die Zusätze des H. H. als ein Werk für sich, als eine Sammlung aesthetischer Bemerkungen über die bildenden Künste

se jetzt etwas näher beleuchten. Wegen der Umständlichkeit, womit dieß geschehen wird, bittet Recum voraus um Verzeihung. Die Sache schien ihm zu wichtig, als daß er sie kurz hätte abfertigen können.

H. H. hat dem ganzen Werke eine Einleitung über das Wesen der schönen bildenden Kunst vorangehen lassen. Er sagt: „erst dann hat man „unstreitig den richtigen Gesichtspunkt für alle Theorie der schönen Künste gewonnen, wenn man „durch Einsicht überzeugt ist, daß sie durchgängig „auf Thatsachen ruht, deren erste und wichtigste „das Daseyn der Genien für schöne Kunst ist. Die „Theorie d. sch. K. nimmt ihren bestimmten Platz „im Gebiete der angewandten Philosophie ein, deren „Natur darin besteht, die in der reinen Philosophie „aufgestellten Prinzipien, und die aus selbigen sich „unmittelbar ergebenden praktischen Grundsätze nach „allen Seiten ihrer möglichen Anwendung zu verfolgen. Der Mensch nach der ganzen Zusammensetzung seiner Natur ist ihr vorzüglichster Gegenstand. Nun gibt es Vermögen und Anlagen „in ihm, die nur Einigen zukommen, und auch „diese sind Gegenstände der angewandten Philosophie.

„Es giebt folglich auch praktische Wissenschaften der Cultur für die eigenthümlichen, besondern „Fassungen der Menschen; sie gründen sich auf „Naturkunde der Menschen, sind aber ihrem höchsten Prinzip nach teleologisch, und arbeiten darauf hin, alles der Menschheit Angehörige in Einstim-

„stimmung mit der Idee ihres Endzwecks zu brin„gen.

„Das Genie für sch. K. ist diesem Allem zu„folge Gegenstand der angewandten Philosophie, „welche nothwendig fragen muß:

„1) Was das Künstlergenie leisten könne?

„2) Was das Künstlergenie leisten solle?

„In Rücksicht der ersten Frage ist sie, Na„turkunde des Genies; in Rücksicht der zweyten: „Teleologie des Genies.

„In der Naturkunde des Genies wird die „höchste Wirkung des Künstlers beschrieben, ohne „über den Werth seiner Handlungen zu entschei„den; — diese Entscheidung kömmt allein der Te„leologie zu. — Die Naturkunde des Genies ruht „ganz auf pragmatisch behandelter Geschichte der „Kunst; die Teleologie ruht auf den Prinzipien der „angewandten praktischen Philosophie. Die Na„turkunde hat kein Vernunftprincip, sondern ist „blos ein geordnetes Aggregat von Datis der Er„fahrung. Die Teleologie unterwirft ihren In„halt einem Vernunftprinzip, um ihn darnach zu „beurtheilen. Jene weiß nichts von Geschmack; „sie beschreibt nur die höchste Würkung der Kunst. „Der Geschmack ist Resultat der Teleologie. Wel„ches also das größte Genie sey, besagt die Na„turkunde, gestützt auf Fakta der Kunstgeschichte, „auf würklich vorhandene Werke. Sie entscheidet „es demnach nicht unbedingt, sondern in Bezie„hung auf den jetzigen Standpunkt der Kunst. Wer „den vollkommensten Geschmack habe, entscheidet

die

„die Teleologie allein. Die Naturkunde weiß nichts „von einem Ideale der Kunst. Es kömmt allein „der Teleologie zu, ein solches zu entwerfen.“

Wir wollen hier vorerst stehen bleiben. Wir fühlen sehr wohl, daß eine Naturkunde der besondern Menschenart, die mit Anlagen zu Schöpfern in den schönen Künsten gebohren ist, so wie eine Teleologie für eben diese Menschenart sehr interessant seyn könne. Jene würden wir dann lieber eine Psychologie oder Anthropologie des Genies nennen. Wie weit man mit beyden gegenwärtig kommen könne, lassen wir dahin gestellt seyn; inzwischen scheint es uns, daß gar nichts ausgerichtet werden könne, wenn nicht vorher das Vermögen im Menschen überhaupt, wofür diese Genies arbeiten, erst näher bestimmt und aufgekläret wird. Denn wie ließe sich die höchste Würkung des Genies, oder gar der Werth seiner Handlungen entscheiden, wenn wir nicht vorher wüßten, worauf es würkt, und wofür sie Werth haben. H. H. wird doch schwerlich behaupten können, daß das Genie und seine Werke unmittelbar zur Ausbildung aller Anlagen im Menschen, und besonders seiner sittlichen beytragen, oder beytragen sollen. Es ist klar, daß die Genies für sch. K., von der Seite des unmittelbaren Nutzens für die Moralität betrachtet, nicht in dem günstigsten Lichte erscheinen. Um also das Genie für sch. K., und seine Werke, mit der Natur und dem Endzweck der Menschheit in Einstimmung zu bringen, müßte nothwendig erst die besondere Anlage im Menschen, auf die sie zu-

nächst wirken, aufgesucht, deren Einstimmung mit der Menschheit gezeigt, und so mittelbar das Genie in die große Ordnung der Natur eingereihet werden. Die erste Thatsache, auf welche eine solche auf das Genie für sch. K. angewandte Philosophie gebaut werden müßte, könnte also nie diese seyn: es giebt Genies; sondern jene: es gibt eine Anlage, eine Empfänglichkeit im Menschen für Würkungen der Art, wie sie das Genie hervorbringt. Gibt es eine solche Anlage nicht, oder ist sie nicht gehörig bestimmt, so muß das Genie ganz unzweckmäßig, folglich wie ein Tollhäusler erscheinen, und dasjenige, was H. H. mit seiner Teleologie beabsichtigt, liefe dann auf bloße Speculation des Optimismus hinaus, der freylich auch die Ausartungen des menschlichen Geschlechts mit dem Endzwecke der Menschheit und Welt in Einstimmung zu bringen sucht.

Allein wenn wir auch von diesem Gesichtspunkte ganz abgehen, so läßt sich doch für die Theorie d. sch. K., wie wir Menschen sie liefern können, aus jener Naturkunde und Teleologie des Genies wenig Vortheil erwarten. Ich sage: für eine Theorie, wie wir Menschen sie liefern können! Denn daß ein höheres Wesen vielleicht alle Grundsätze der schönen Künste aus jener genauen Kenntniß des Genies selbst und seines Endzwecks entwickeln könne, wollen wir nicht bezweifeln. Uns aber stehen dabey folgende Hindernisse im Wege:

1) wird

1) wird es äuſſerſt ſchwer ſeyn zu beſtimmen, was zum Genie gehört, und was nicht dazu gehört. Wer wird ſich unterſtehen feſtzuſetzen, welche Züge dem Genie weſentlich ſind, und welche nur als Bedingungen zu ſeiner Wirkſamkeit angeſehen werden müſſen?

2) Bey der unendlichen Verſchiedenheit der Genies und bey den ganz verſchiedenen Würkungen ihrer Werke wird ſich eben ſo ſchwer beſtimmen laſſen, welches Genie eigentlich den Vorzug vor den übrigen verdiene, um als Vorbild oder Exemplar der Unterſuchung aufgeſtellt zu werden, als es ſchwer ſeyn wird auszumachen, welche Wirkung ſeiner Werke den Anſpruch der höchſten Würkung habe. Iſt es Homer, oder Arioſto? die Ilias, oder die Pucelle?

3) Laufen wir die gröſte Gefahr, wenn wir die Größe des Genies und die höchſte Wirkung der Kunſt nach der Naturkunde ſeiner ſelbſt und ſeiner Werke beſtimmen wollen, eine empiriſche Sammlung von Maximen, die blos auf Autoritäten gebaut ſind, für eine Theorie der ſchönen Künſte zu verkaufen.

4) Eine noch gröſſere laufen wir aber dann, wenn die Teleologie des Genies den oberſten Grundſatz für die ſchönen Künſte und den Geſchmack beſtimmen ſoll. Dann werden wir das Reich überſinnlicher Weſen ſehr leicht mit dem Reiche der Sinne und der Imagination verwech-

seiu, und Grundsätze für die schönen Künste aufstellen, die mit ihrem Wesen völlig unvereinbar sind.

5) Ist es gewiß, daß Werke, welche das Talent hervorgebracht hat, für die Theorie d. sch. K. oft wichtiger sind, als Werke des Genies. Ich nenne hier nur Pope und Mengs; ja! ich gehe weiter; ich behaupte, daß oft eine ungewöhnliche Situation, z. B. die Liebe, dem mittelmäßigsten Kopf eine Eigenthümlichkeit der Erfindung und des Ausdrucks geben kann, welche derjenigen, welche dem Genie eigen ist, völlig gleich kömmt. Endlich glaube ich

6) behaupten zu dürfen: daß die Theorie d. sch. K. dem Genie und seinen Werken allemal vorangegangen ist. Denn was ist die Absicht solcher Theorien anders, als ein Ideal von demjenigen aufzustellen, was eigentlich ein jedes Kunstwerk in seiner Art in sich vereinigen sollte, um den höchsten Anspruch auf Vollkommenheit zu haben, und die Grundsätze anzugeben, unter deren Befolgung sich die Annäherung an jenes Ideal eher erwarten läßt, als bey deren Vernachläßigung? Trennen wir nur das Systematische und Wissenschaftliche von dem Begriffe einer solchen Theorie, so läßt sich wohl nicht leugnen, daß Homer und Raphael eine höchste Wirkung ihrer Kunst, und Maximen über die Art, wie es hervorgebracht werden konnte, gekannt haben. Hätte ihr Kopf zugleich eine philosophische Richtung erhalten, oder hätten sie an ihrer Seite

einen

einen Freund gehabt, der die Bilder und Anschauungen, die sie mit sich herum trugen, in Begriffe aufgelöst, und gehörig geordnet hätte; so würden wir gewiß finden, daß sie wohl gewußt haben, was sie wollten, und wie sie es wollten, und daß sich beydes auf Ideen bezog von dem, was ihre Werke seyn sollten, und wie sie sich dabey nehmen müßten, um das vorgesetzte Ziel zu erreichen. Deutliche Begriffe darf man hier freylich nicht erwarten, überhaupt kömmt es auch nicht an. Es giebt in der Natur Wahrheiten, die wir durch eine Art von Instinkt und ein geheimes Bewußtseyn für richtig halten, ohne uns und Andern Rechenschaft darüber ablegen zu können. Von Raphael besitzen wir sogar Briefe, die es beweisen, daß er über seine Kunst nachgedacht habe. Und wie könnten auch die Genies gemeiniglich mit ihren Arbeiten und mit sich selbst so unzufrieden seyn, wenn ihnen nicht Ideale vorschwebten, von denen sie sich bewußt sind, sie nicht erreicht zu haben, und wenn sie sich nicht Vorwürfe darüber machten, gewisse Maximen, deren Zweckmäßigkeit ihnen wohl bekannt ist, durch einen Mangel an Aufmerksamkeit vernachläßigt zu haben? Die Theorie d. sch. Kunst, die auf offenbaren Gesetzen des Verstandes und der Vernunft beruht, geht also unstreitig den Genien vorauf, wenn wir gleich gerne zugeben, daß sie in systematischer und wissenschaftlicher Form erst lange nach ihnen erscheint.

Wir aber dürfen die beyden Fragen: was kann das Genie leisten, und was soll es leisten? von einander getrennt werden. Denn wie ist es möglich, ohne über den Werth der Handlung des Genies zu entscheiden, ohne vorgängige Bestimmung des Geschmacks, und eines Ideals für die Kunst, eine pragmatische Geschichte der Künstler zu schreiben, die höchste Würkung seiner Werke und zugleich seine eigene Größe zu bestimmen? Wie ist es auf der andern Seite möglich, ein Ideal und Grundsätze des Geschmacks festzusetzen, ohne die Kräfte des Genies in Betrachtung zu ziehen? Wir schreiben ja keine Theorie d. sch. K. für Engel, sondern für Menschen! und wenn wir festsetzen, was diese leisten sollen, so dürfen wir freylich nicht auf gewöhnliche Subjekte sehen, nicht auf dasjenige, was würklich bereits geleistet ist; aber wir müssen doch die Erfahrung zu Rathe ziehen, und unsere Anordnungen auf dasjenige beschränken, was seltene Menschen unter seltenen Verhältnissen würklich hätten leisten können, wenn sie nur ihre Kräfte mit anhaltender Aufmerksamkeit hätten brauchen wollen. Gehen wir weiter, so liefern wir Romane und Schimären.

H. H. hat selbst die Begriffe, die er hier von Naturkunde und Teleologie des schönen Genies angibt, in der Folge nicht festgehalten. Im IVten Th. S. 269. sagt er unter dem Artikel: Theorie der Kunst: „Die Teleologie des Genies beantwortet „die Frage, worin die höchste Bildung und Veredlung des Kunstgenies bestehe, wenn nur seine

Werke

„Werke und den Einfluß derſelben auf die Menſch„heit in Hinſicht der Würde und des Endzwecks „derſelben betrachtet.“ Dieß mag ſie thun! Aber dieß iſt etwas anders, als den oberſten Grundſatz für die Kunſt, den Geſchmack, und ein Ideal zu beſtimmen: ein Geſchäft, welches ihr in der gegenwärtigen Einleitung angewieſen wird. Dieß hat H. H. auch ſehr wohl eingeſehen, wenn er unter dem Artikel: „Theorie der Kunſt“ in dem Plane für die Naturkunde des Genies bereits ein oberſtes Prinzip und einen Geſchmack annimmt, die von der Beſtimmung, welche die Teleologie in dieſer Rückſicht geben würde, völlig unabhängig ſind. Jene ſind bey ihm ganz richtig aus der zum Genuß des Schönen fähigen Natur des Menſchen hergenommen: dieſe würden aus ſeiner Anlage zum ſittlichen Weſen hergenommen werden müſſen.

Wir gehen nun in unſerer Prüfung der Einleitung über das Weſen der ſch. b. K. weiter. Der Verf. ſucht das Genie für ſch. K. näher zu charakteriſiren, indem er es von dem Genie für Wiſſenſchaft abſondert. Dieß iſt aber gar nicht hinreichend. Es müßte auch von dem Genie für alles praktiſche Handeln unterſchieden werden. Es gibt Helden, Mechaniker, Staatsmänner ſogar, die in ihrer Art Genies ſind, und ſich wenigſtens darin dem Genie für ſch. K. nähern, daß ſie von dem innern Werden ihrer Produkte Niemanden Rechenſchaft zu geben wiſſen. Der Satz: daß das Genie für ſch. K. aus eigenem Vermögen Vorſtellan-

gen und Verknüpfungen von Vorstellungen hervorbringe, deren Form unmittelbar Vergnügen erwecket, ist theils nicht völlig richtig, theils ganz unzulänglich, um daraus eine Theorie nach der Absicht des Verf. herzuleiten; denn:

1) gibt es, wie schon angeführt ist, wenig Menschen, die nicht in besondern Situationen sich bis zu dieser Schöpfungsgabe hinaufgehoben fühlen sollten.

2) Hat Raphael von den Alten und von den Zeitgenossen gelernt, mithin seine Formen nicht ganz aus eigenem Vermögen hervorgebracht. Dagegen ordnet manches Landmädchen, das nie etwas Aehnliches gesehen hat, seinen Anzug, oder den Blumenstrauß auf eine Art an, die unmittelbar Vergnügen erweckt. Dieß Landmädchen würde also nach der Heidenreichschen Definition ein Genie seyn, und Raphael wäre keines.

Wir zweifeln überhaupt, ob man den Begriff des Genies für alle schönen Künste im Allgemeinen angeben könne. Es ist offenbahr verschieden in dem Dichter, in dem Mahler, Bildhauer, Baumeister, u. s. w. Wir wollen uns bey dem Artikel, der diesem Ausdrucke in dem Wörterbuche gewidmet ist, etwas näher darüber erklären.

In einer Note behauptet H. H.: „die Zeichnung sey die Form der bildenden Kunst!“ Dieß ist aber offenbar zu eng. Auch das Helldunkle und die Farben gehören zur Form. Sie gehören zu den unterscheidbaren Bestandtheilen einer und derselben Anschauung, und es läßt sich sogar eine

Zeich-

Zeichnung denken, worin nicht das Helldunkle wenigstens durch Verstärkung und Verdünnung des Strichs angedeutet seyn sollte. Auch dieß Wort: „Form“ gibt zu manchen Mißverständnissen Anlaß und nimmt gewiß eine sehr verschiedene Bedeutung nach Verschiedenheit der Gegenstände an, worauf es bezogen wird.

Schöne Kunst kann unmöglich diejenige heißen, welche den Zweck hat, daß die Lust unmittelbar auf die Fassung der Form der verknüpften Vorstellungen folge. Denn diese Absicht hat jeder, der schmückt. Der Tischler, der seine Meublen verziert, so gut, wie der Bildhauer.

Alle sch. b. K. soll auf der Thatsache ruhen, daß es in der Natur solche sichtbare Formen gebe, die unmittelbares Vergnügen bewürken. Aber wenn dieses Datum für die sch. b. K. zum Grunde gelegt wird, so sehen wir nicht ein, warum man bey den schönen Künsten überhaupt nicht die Thatsache zum Grunde legen will, daß es Formen für alle Sinne und die Einbildungskraft gibt, die unmittelbares Vergnügen erwecken? oder, um noch einen Schritt weiter zu gehen, daß es eine besondere Anlage im Menschen gibt, an gewissen Eindrücken und Vorstellungen ohne vorhergehende Beziehung auf Selbstheit und Sympathie unmittelbare Wonne zu nehmen? Wozu bedürfen wir der Thatsache, daß es Genies giebt?

H. H. nimmt mit Kant den Begriff des Schönen dahin an: „es sey Dasjenige, was uns bey Auffassung seiner Form ohne Dazwischenkunft

„eines bestimmenden Begriffs und eines Reizes „der sinnlichen Begierde gefällt.“ Wir erinnern zuerst, daß hierdurch Dasjenige, was uns etwa aus Gewohnheit, wie gewisse Moden, gefällt, von dem Gebiet des Schönen nicht ausgeschlossen werde. In sofern ist also der Begriff zu weit. In einer andern Rücksicht ist er aber zu eng. Versteht man nemlich unter bestimmendem Begriffe so viel, als einen mühsam zusammenzusetzenden Begriff, so ist der Satz wahr, aber nicht darum, weil ein Begriff hinzukömmt, sondern weil eine solche Operation unsers Verstandes mit einem strebenden Zustande verknüpft ist, der unsere Aufmerksamkeit auf uns selbst und unser Bedürfniß des Wissens und Erkennens zurückführt. Heißt sinnliche Begierde so viel als sinnliche Bestrebung, so ist der Satz wieder wahr; heißt sinnliche Begierde aber so viel als Dasjenige, was unsere äußere Sinne überhaupt wollüstig reizt, so ist er unwahr. Die Farbe ist schön, ob sie gleich den Sehnerven unmittelbar wohlthut, denn der wollüstige Anblick ist mit keiner Bestrebung verbunden, wie der wollüstige Geschmack, Geruch, u. s. w.

Es ist ein großer Fehler in der ganzen Kantischen Lehre von dem Schönen, daß sie die Sinne nicht gehörig unterscheidet, da sich doch das Auge bey dem unmittelbaren Reize, den es von dem Körper außer ihm erhält, so wesentlich von dem Gaumen und den Tastungs-Organen unterscheidet, als welche bey dem Genuß, welchen sie einnehmen, oder dem wollüstigen Kitzel, den sie erhalten, allemal

nal eine leibhafte Berührung und ein Bestreben der Muskeln, nach außen hin zu würken, voraussetzen.

H. H. legt bereits der freyen Schönheit Harmonie und Einheit bey. Ist dieß, so müssen auch Begriffe mit unterlaufen: Begriffe, die freylich im Momente der Contemplation nicht deutlich gedacht werden, aber als Bilder der Gesetze des Verstandes und der Vernunft in der Seele liegen, und den Reiz, den die Form für Sinne, Einbildungskraft und Associationsvermögen mit sich führt, leiten und regieren.

Möchte doch H. H. den Artikel: „Arabeske" von Wakelet mit Anwendung auf das Kantische System erwogen haben! Es könnte ihm nicht entgangen seyn, daß die freyeste Schönheit bereits leichten Zusammenhang, Bestimmtheit, Ordnung der Theile gegen und untereinander erfordert, und sich dadurch als ein körperliches Ganze von andern sichtbaren Körpern absondert, und wieder mit diesen durch gewisse Verhältnisse zusammenhängt! Alles dieß sind ja empirische Begriffe, die sich nur als Bilder der Seele darstellen!

H. H. nimmt Formen an, „welchen nicht „blos unmittelbare Wohlgefälligkeit eigen ist, „sondern welche zugleich Lust erregen, weil sich „in ihnen innere Zweckmäßigkeit der Gegenstände, „an denen sie sich finden, aesthetisch darstellt," und findet diese an Thieren und Menschen. Er nimmt schwärmerische Formen an, „welche blos durch die „Art, wie das Erkenntnißvermögen bey ihrer Auf-

fas-

„fassung beschäftigt, und dadurch das Begehrungs-
„vermögen modificirt wird, die Phantasie mit ei-
„ner Menge von Bildern umgeben, welche bey der
„größten Mannigfaltigkeit und Abgerissenheit doch
„ein Ganzes bilden, und selbst bey den grellen
„Contrasten der einzelnen Gefühle, die sie erregen,
„doch einen angenehmen Hauptzustand bewirken.“
Er nimmt endlich bedeutende Formen an, „in
„welchen sich Gemüthszustände, Eigenschaften,
„Handlungen und Leiden der lebendigen Wesen
„ausdrücken.“

Es scheint, daß H. H. diese Formen nicht für schön halten will, daß nur diejenigen es seyn sollen, welche unmittelbar durch die Auffassung sie erwecken. Nun werden freylich die von ihm so genannten schwärmerischen Formen nicht zu der Classe der schönen gehören, weil sie offenbar einen fremden, interessirten Zustand in dem Beschauer voraussetzen. Aber diejenigen, welche der Einheit eines bestimmten Begriffs unterworfen werden können, und die so genannten bedeutenden Formen gehören allerdings zu den schönen, und nichts als die Vorliebe für ein angenommenes System kann sie davon ausschließen, wenn sie anders zugleich dem Auge und dem niedern Anschauungssinn der Seele schmeicheln.

Wir müssen dem Autor Schritt vor Schritt folgen. „Der Mensch, sagt er, besitzt das Ver-
„mögen, aus den Formen der Natur neue Formen
„zusammenzusetzen, und seine geistigen Ideen in
„selbstgeschaffenen Formen auszudrücken. Nur

wenige

wenige aber besitzen das auszezeichnete Talent, das eigenem Vermögen schöne Formen zu dichten, und Ideen-Ganze, in denen Reichthum, Freyheit, Harmonie und Einheit herrscht, in schönen Formen darzustellen. Nach der Analogie dessen, was in der Natur schön ist, ist auch ein Werk der bildenden Kunst in so fern schön, als es, ohne daß man es erst nach Grundsätzen und Begriffen beurtheilt, oder auf das Begehrungsvermögen bezieht, augenblicklich Vergnügen verursacht, und seinen Zweck erreicht, ohne daß man sich denselben vorzustellen braucht. Kant sagt also in jener Hinsicht mit Recht: „schöne Kunst ist in so „fern Kunst so fern sie Natur zugleich zu seyn scheint, „und das ist auf schöne bildende Künste vorzüglich „anwendbar. Die an und für sich gefallenden Formen führen eine reiche, freye, harmonische, zur „Einheit verbundene Verwandschaft mit sich. Alle „andere Formen können nur dadurch wohlgefällig „werden, daß sie dieses thun. Der bildende „Künstler kann und muß demnach immer so „angesehen werden, als ob er eine Unendlichkeit von Vorstellungen durch die Form, welche der nächste Gegenstand seiner Darstellung „ist, auszudrücken bestrebt sey.“ — (Hier wird eine Stelle Kants angeführt, welche dahin geht, daß ein Kunstwerk Geist haben müsse, und daß Geist so viel heiße, als das Vermögen der Darstellung aesthetischer Ideen, oder Vorstellungen der Einbildungskraft, die viel zu denken geben, ohne daß ihnen irgend ein bestimmter Gedanke, d.

ist

ist Begriff, adaequat seyn könne.) — „Die „schöne und interessante Form der Natur, fährt „H. H. fort, kann als die Darstellung einer sol„chen aesthetischen Idee angesehen werden, das „Genie kann aber auch für seine eigenen aesthe„tischen Ideen angemessene Formen erfinden. Könn„te das Genie nicht über die Schönheit der Natur „hinausgehen; so würden die höchsten Werke der „bildenden Kunst seyn: schöne Nachahmungen der „schönen Natur. Da dasselbe aber das wirkliche „Schöne durch sein Dichtungsvermögen übertreffen „kann; so gibt es eine idealische Gattung der bil„denden Kunst, die noch höher ist, als die Na„tur.“

Man kann diesen Sätzen einen doppelten Vorwurf machen:

1) daß sie im eigentlichsten Verstande solche aesthetische Ideen enthalten, von denen Kant behauptet, daß ihnen kein bestimmter Gedanke, d. i. Begriff adaequat sey. Wir wissen schlechterdings nicht, wovon H. H. spricht, was das für freye Schönheiten seyn können, die nicht bereits der Einheit eines empirischen Begriffs unterworfen werden mögen. Wir kennen keine von dem Genie aus eigenem Vermögen gedichtete schöne Formen. Schon die willkührlichste Carouche ist aus Formen zusammengesetzt, die in der Natur angetroffen werden, und wenn sie es nicht wäre, würde sie geradezu häßlich seyn. Es gibt kein Werk der schönen nachbildenden Kunst — wovon hier hauptsächlich die Rede

ist,

ist, weil die Decorationskünste eigentlich nicht hierher gehören, — das ohne treue Nachbildung eines specifiken Körpers in der Natur zu Stande zu bringen wäre. Dasjenige, was man in den nachbildenden Künsten Geist nennt, wird freylich zuweilen für jenes wilde Feuer der Imagination genommen, welches die Italiener brio Spirito nennen, vermöge dessen die Formen, welche dadurch hervorgebracht werden, die Phantasie des Beschauers in eine unbestimmte Thätigkeit setzen. Allein für Kenner ist Geist in dieser Bedeutung ein Fehler, ein Auswuchs des Genies. Ein solcher Geist wird höchstens nur in Entwürfen und Spielen der Radier-Nadel gestattet, die entweder mehr zu den Compositionen einer poetischen Zeichensprache, oder zu den Kunststücken einer fertigen Hand, als zu den Werken der nachbildenden Künste gehören. In einem richtigeren Sinne heißt Geist zuweilen dasjenige, was eine überdachte Fertigkeit der Hand, und eine Eigenthümlichkeit in dem Künstler andeutet, die ergreifendsten Bestandtheile der Wahrheit zu fassen und auszudrücken. Geist bedeutet auch zuweilen gerade jene Gabe, sichtbaren Körpern das Gepräge der Individualität zu geben, welches ohne Zurückführung auf empirische Begriffe von dem Beschauer nicht gefühlt werden kann. Geist haben jene Statuen der Alten, an denen die Hauptformen der Menschheit so bestimmt ausgedrücket sind, daß jedes Kind sie fassen kann, wenn es nur darauf auf-

aufmerksam gemacht wird. Geist haben die Figuren Raphaels, an denen sich die geheimsten Gedanken und Neigungen der Seele darstellen. Geist haben endlich die Teppiche und Blumen eines Malteſe und de Heem, wenn sie diejenigen Hauptzüge wieder liefern, welche die Einbildungskraft eines jeden Menschen aufbewahrt, um sichtbare Gegenstände ihrem Aeussern nach wieder zu erkennen.

Wir sehen also schlechterdings nicht ab, wie in den nachbildenden Künsten von selbstgedichteten Formen, die eine Unendlichkeit von Vorstellungen, (oder aesthetische Ideen in dem Kantischen Sinne) in sich fassen, die Rede seyn könne. Freylich ist es wahr, daß der Künstler über die Natur hinausgehen könne, daß es Idealgestalten gäbe; aber dieß muß auf einem ganz andern Wege erreicht werden, als den H. H. hier einschlägt, und dieser Weg liegt ganz nahe an demjenigen, worauf wir Zusammenhang, Ordnung, Wohlverhältniß, Schicklichkeit, mithin auch Wahrheit und Tüchtigkeit, in jeder andern Rücksicht aufsuchen. Formen idealisiren heißt nichts weiter, als durch Formen, die dem Auge und dem niedern Anschauungssinne der Seele am mehrsten schmeicheln, die strengsten Forderungen des Verstandes und der Vernunft befriedigen.

2) Die Sätze des H. H. sind für die nachbildenden Künste äußerst gefährlich. Wenn man sie recht analysirt, so verlangt er, daß der Künstler poetisch begeistert seyn, und den Ausdruck dieser

dieſer ſeiner Begeiſterung in ſeine Formen le-
gen ſollte. Im Grunde ſind es die nemlichen
Ideen, die er in ſeiner Aeſthetik bereits vorge-
tragen hatte. Er ſucht ſie jetzt nur mit den
Kantiſchen zu vereinigen. Dort ſollte der Künſt-
ler allemal den Gegenſtand ſeiner Empfindſam-
keit ſchildern; jetzt ſoll er eine Unendlichkeit von
Vorſtellungen in ſelbſtgedichteten ſchönen For-
men darſtellen. Dieß führt geradezu von der
Natur ab, der einzigen wahren Wegweiſerinn
für den Künſtler. Lange ſo weit als unſer Verf.
iſt Reynolds nicht gegangen. Er hat, wenn
man ihn recht verſteht, blos gegen den Grund-
ſatz gewarnt, auf einen unzweckmäßigen Sin-
nen-Betrug auszugehen. (Deception in-
ſtead of advancing the art, is in reality,
carrying it bak to its infant ſtate &c.)
Dennoch haben ſeine unvorſichtig ausgedrückten
Lehren, nach denen der Künſtler auf die Phan-
taſie losarbeiten ſollte, den völligen Verfall der
Kunſt in England hervorgebracht. Dort zerrt
man jetzt, ohne auf Correktion und Wahrheit
zu ſehen, die Figuren auf der Folterleiter, und
bringt freylich ſelbſtgedichtete Formen hervor, die
eine Unendlichkeit von Vorſtellungen in ſich faſ-
ſen, von denen ſich aber der Mann von Ge-
ſchmack mit Eckel wegwendet.

Der Satz: daß Kunſt zugleich Natur ſeyn
müſſe, kann ſo, wie Kant und H. ihn verſtehen,
gar nicht angenommen werden. Das Wort „Na-
tur“ hat unendliche Bedeutungen, und heißt im

Ganzen weiter nichts, als Uebereinstimmung mit der Verfahrungsart der Natur im Ganzen, die, so weit wir ihr auf die Spur kommen können, allezeit übereinstimmend mit sich selbst und zweckmäßig erscheint. Die beyden Worte: „Form und Natur“ haben in der Aesthetik viel Unheil gestiftet, weil man nicht einsehen will, daß sie gar nicht anders als mittelst Entgegenstellung gegen ein Etwas, was sie nicht sind, verstanden werden können. Form ist Alles, was nicht innerer Gehalt ist. Natur ist Alles, was nicht Kunst ist! Im Allgemeinen sind diese Begriffe schwer zu fassen: bey der Anwendung auf das Einzelne werden sie leicht und bestimmt.

H. H. behauptet weiter unten: „eine Rose „sey eine reinere Schönheit, als ein schönes Weib, „weil die erste nicht so wie das letzte einem Begriffe unterworfen werden könne.“ Allein die Rose wird so gut wie das Weib Begriffen unterworfen, die freylich nicht von der Art sind, wie der Botaniker sie formt, die aber dem gewöhnlichen Menschen zum Wegweiser dienen, um darnach diese Blume von allen andern Körpern nach Gattung, Art und Individualität zu unterscheiden. Offenbar treten auch Begriffe von Zusammenhang und Bestimmtheit der Umrisse, von Wohlverhältniß der Theile gegen und unter einander, von Einheit des ganzen Körpers, und von seinem Zusammenstehen zu andern Körpern hinzu, wodurch diese Rose, so wie jeder todte Zierrath, den Gesetzen des Verstandes und der Vernunft unterworfen wird. Ja!

wenn

wenn eine Rose solchen Begriffen nicht unterworfen werden kann, so wird der angenehme Reiz, den ihre Gestalt für die Nerven des Auges, die Einbildungskraft, und das vorahndende und zurückerinnernde Associationsvermögen hat, ihren Körper nie zu einer Wohlgestalt machen. Das schöne Weib steht in diesem Punkte nicht unter der Rose. Sobald dieses die Lüsternheit erweckt, oder sobald es, wie die ehemaligen Königinnen von Frankreich, nach seiner Brauchbarkeit zum Kinder-Gebähren beurtheilt wird; so ist das Gefühl, welches es einflößet, nicht zur Classe des Schönen zu rechnen. Aber auch die Rose erweckt alsdann keine schöne Gefühle, wenn der Botaniker sie untersucht, ob sie sich gut classificiren lasse, oder der Apotheker ihrer begehrt, um sie zur Arzeney zu gebrauchen.

Alles kömmt demnach auf das Verhältniß an, worin wir uns zu beyden Gegenständen setzen. Sehen wir sie aus der Ferne an, ohne mühsam auszufindende Begriffe darüber festzusetzen, oder sie auf die Befriedigung einer Bestrebung zu beziehen, und erfüllen sie uns alsdann mit Wonne; so gewähren sie uns beyde ein reines Gefühl des Schönen.

Am Ende der Einleitung hat uns H. H. eine Classification der Kunstwerke in Ansehung ihrer Schönheit und ihres aesthetischen Werthes geliefert, die aber, weil sie auf unbestimmten und unrichtigen Voraussetzungen beruhet, unsern Beyfall nicht haben kann. Den ersten Rang räumt er der Allegorie ein; die er als die bewundernswürdigste

lösung des kühnen Problems betrachtet, die mannigfaltigsten Gedanken in der gedenkbar schönsten Form darzustellen.

Nach diesem Satze würde also wohl eine Schlange, die sich unter Hogarthischen Wellenlinien in den Schwanz bisse, das höchste Ideal der schönen Kunst seyn: denn da die Wellenlinie die reinste Schönheit nach Kantischen Begriffen ist, die wir kennen, und das Bild nach einer allgemeinen Uebereinkunft die reingeistigste Idee der Zeit darstellt, so wüßten wir nichts, was der Anwendung der Heydenreichschen Behauptung auf dieses Objekt entgegenstehen könnte. Oder sollte H. H. gar die Idealformen der alten Meisterstücke der Kunst, und die ausdrucksvollen Geschichtsgemählde Raphaels unter die Allegorie setzen? Beyde finden wir in dieser Classification nicht erwähnt. Dagegen erhalten die Karikaturen von Hogarth, die doch offenbahr gar nicht zu den Werken der nachbildenden Künste, sondern zu Werken der poetischen Zeichensprache gehören, hier eine Stelle.

(Die Fortsetzung künftig.)

VIII.

Luiſe, ein ländliches Gedicht in drey Idyllen, von Johann Heinrich Voß. Königsberg bey Nicolovius. 1795. 228 S. 8. (mit lateiniſcher Schrift.)

Wenn die Behauptung, das dichteriſche Genie müſſe, um mit Glück zu dichten, zwar die Regeln und Geſetze des Kunſtrichters beachten, ihnen aber gerade nicht unbedingt folgen, ſich in irgend einem Zweige der Poeſie als wahr beſtätiget hat, ſo iſt dieß gewiß in dem Hirtengedichte. Wie viel gute Idyllen würden wir nicht beſitzen, wenn unſere Dichter ſich ausſchließend an die Welt der Erzväter und Arkadier hätten halten und jede Schilderung vermeiden wollen, die an Staatsverbindung und künſtliche Bedürfniſſe erinnert? Die Beſtimmungen, welche Mendelsſohn in den Begriff des Idylls aufgenommen und Engel ſo geſchickt gerechtfertiget und erörtert hat, paſſen unſtreitig vortreflich auf die eine und gewiß vorzüglichſte Art des Hirtengedichts, wir meinen auf das geßneriſche, und verdienen von jedem Dichter, der ſich in dieſer Gattung verſuchen will, vor allen andern beherzigt zu werden. Aber ſicher iſt dieſe Gattung weder die einzig ſchätzbare, noch ſelbſt die

urſprüngliche. Es ſey uns, um der Folge willen erlaubt, einen flüchtigen Blick auf das Entſtehn und die Ausbildung des Hirtengedichts zu werfen.

Ungeachtet uns die Hand der Geſchichte bey dem Eintritt in dieſes Gebieth verläßt: ſo ſcheint es doch ſo gut als erwieſen, daß die erſten Idyllendichter nicht den Menſchen, der außerhalb der Sphäre der bürgerlichen Verfaſſung und frey von allen aus ihr hervorgehenden Mängeln und Einſchränkungen ſich und ſeiner Familie lebt, ſondern den Landmann, als Glied einer bereits beſtehenden Staatsverbindung, und den Zuſtand deſſelben, wie er war, nicht, wie er gedacht werden konnte, vor Augen hatten. Von der Schilderung der wirklichen Welt und der wirklichen Lage der Dinge ſind ja bekanntlich alle poetiſchen Verſuche der frühern Zeit ausgegangen, und ſelbſt unter den Stücken Theokrits finden ſich mehrere, welche den Landmann in ſeinen rohen und natürlichen Sitten darſtellen, und wahre Vorfälle des Hirtenlebens beſingen. Bey einer genauern Aufmerkſamkeit auf das, was ſich in ſolchen Schilderungen hauptſächlich empfahl, mußte man jedoch bald bemerken, daß es die Einfalt und Unſchuld des Hirtenſtandes, ſeine Freyheit und Unabhängigkeit, ſeine Ruhe und Sorgloſigkeit, und vor allen die mit ihm am leichteſten beſtehende Redlichkeit und Güte des Herzens ſey, was man auffaſſen und in dem Idyll aufſtellen müſſe. Vielleicht lebten bereits mehrere Dichter vor Theokrit, die dieſen Weg einſchlugen, vielleicht auch war er der erſte, der das Hirtenge-

dicht

dicht auf dieſe Weiſe ausbildete und verſchönerte, und ſich dadurch die erſte Stelle unter den bukoliſchen Sängern des Alterthums erwarb. Welches auch indeß ſein Verdienſt ſey, ſo viel iſt gewiß und auch von mehrern bereits erkannt worden, daß ſeine Welt zwar eine veredelte wirkliche, aber keinesweges eine ſelbſt geſchaffne (idealiſche) iſt, daß ſeine Hirten ſich zwar, in ihren Empfindungen, über die gewöhnlichen Hirten erheben, aber darum noch keine beſondere Claſſe von Menſchen ausmachen, endlich, daß ſie, bey aller Bildung, die er ihnen leiht, dennoch in ihrer Sprache zuweilen etwas tiefer ſinken, als wir nach unſerer Art zu denken und zu urtheilen vertragen. Ihm folgte in einem langen Zwiſchenraume Virgil. Wenn es dieſem zum Lobe gereicht, daß er in der Wahl des Ausdrucks ſorgfältiger iſt, als ſein Vorgänger, und ſeine Hirten feiner und zierlicher ſprechen läßt, ſo gereicht es ihm dagegen zum Vorwurfe, daß er zuweilen die Gränzen ſeiner Gattung verkennt, Städter im Schäfergewande aufführt, und nicht ſelten einen höhern Flug nimmt und mehr Gelehrſamkeit anbringt, als es die Natur des Hirtengedichtes erlaubt. Seine Nachahmer, Nemeſian und Calpurn, kommen hier, wo wir von der Erweiterung und der Veränderung, die das Idyll erfahren hat, ſprechen, in keine Erwägung. Beyde ſind ziemlich ängſtlich in ſeine Fußtapfen getreten und haben ſich des an ihm gerügten Fehlers noch mehr ſchuldig gemacht, als er. Auch bey den neuern lateiniſchen Dichtern dürfen wir, aus gleichen Urſachen,

nicht verweilen, ſondern ſogleich zu den Welſchen, Franzoſen und Engländern übergehn.

Alle dieſe Völker haben, wie bekannt, eine ganze Menge von Hirtengedichten und unter dieſen allerdings mehrere aufzuweiſen, die ſich von Seiten der Empfindung durch Neuheit, und von Seiten der Sprache durch Natur und Anmuth empfehlen: aber dieß Lob gebühret gleichwohl nur dem kleinſten Theil derſelben. Von der bey weitem größern Anzahl der Hirtendichter, die ſeit dem Taſſo, Spenſer und Ronſard unter dem einen oder dem andern der genannten Völker bekannt geworden ſind, darf man mit allem Rechte behaupten, daß ſie das Idyll entweder durch ihre bäueriſche und niedrige Sprache entweiht, oder ſich aus dem Gebieth deſſelben, indem ſie es erweitern wollten, verloren und in ein fremdes verirrt haben. Wohin wir blicken, finden wir witzige Weltleute, ſtatt kunſtlos redender Schäfer, gefallſüchtige Fräulein, ſtatt einfältiger Schäferinnen, gelehrten Prunk, ſtatt ungeſchmückter Natur, und fremde Anſpielungen, ſtatt ungeſuchter Bilder und Gleichniſſe. Die Aufſchrift verkündigt eine Hirtenwelt, aber wenn wir hineintreten, ſehen wir uns in einer Hauptſtadt oder an einem Hofe. Wir möchten uns gern einmahl von alle dem Ueberdruſſe und der langen Weile, die uns in dem Kreiſe des gewöhnlichen Lebens bey jedem Schritte begegnen, auf eine Zeit lang erholen und uns unter Menſchen von ungekünſteltem Herzen und lauterm Sinne ſtärken, und ſtoßen plötzlich auf zierliche Schäfer und zierliche Schäferinnen;

dieses; wir möchten gern einmahl die Natur in ihrer Offenheit und Einfalt belauschen, und sie scheint versteckt und verstellt; wir möchten uns gern einmal im Schooße der Ruhe und Freyheit genießen, und überall erwarten uns Zwang und abgemessene Höflichkeit. Die alte griechische Idyllenwelt verhält sich zu dieser neuen, wie ein freyer Naturgarten zu einem Ziergarten. Bey dem ersten hat die Hand der Kunst nur so viel zugesetzt, als nöthig war, um die Aussichten reizender, die Wege ebener und den Aufenthalt in ihm angenehm zu machen. Den letztern hat sie, indem sie ihm noch mehr Vollkommenheiten geben wollte, mit tausend Zierrathen überladen und zu einem zweydeutigen Mittelding zwischen Garten und Putzstube umgeschaffen.

Unstreitig waren es dieselben Empfindungen, die einige unsrer deutschen Dichter bewogen, einen neuen und bessern Weg einzuschlagen, und die Idyllenwelt, unsern Sitten und geistigen Bedürfnissen gemäß, zu veredeln, ohne ihre Gränze selbst zu verrücken, und uns alle die lieblichen und erquickenden Genüsse, um derentwillen wir sie eigentlich besuchen, wir meinen den Genuß der Unschuld, Ruhe und Unabhängigkeit, zu gewähren, ohne in den Charakter ihrer Bewohner etwas Fremdartiges aufzunehmen. Wer kennt nicht den Idyllensänger an den Ufern der Linnaa und Sil, und den Dichter der Gemählde und Empfindungen aus der heiligen Geschichte? *) Beyde kehren wieder zurück auf

*) Altona, 1759. Der rauhe Hexameter hat diese an sich gute und lesenswürdigen Versuche unter

den Pfad des alten Sicilliers, oder welches einerley iſt, auf den Pfad der wahren Natur und Einfalt, und behielten den Zweck des Idylls, den ihre unmittelbaren Vorgänger verkannt hatten, ſtets und unverrückt im Auge: aber um ihn noch vollkommner, als der Schöpfer dieſer Dichtungsart, zu erreichen, verließen beyde die wirkliche Schäferwelt, und verſetzten ſich mit ihren Ideen in das Zeitalter der Erzväter und Arkadier. So eröffnete ſich von ſelbſt eine Menge unbenutzter Scenen und anziehender Ausſichten. Die Bewohner des neuen Schäferlandes machten eine eigene Claſſe von Menſchen aus, die, unabhängig von allen Einflüſſen des Staats und der bürgerlichen Verfaſſung, für ſich beſtand, und nicht nur von Seiten ihrer Lebensart, ſondern auch, und hauptſächlich, von Seiten ihrer Empfindungen und Sitten, eine höhere Stufe einnehmen, als die Hirten Siciliens, die Theokrit zu ſeinem Vorbilde gewählt hatte. Die Welt, in die uns beyde Dichter führen, iſt in der That eine Feenwelt, aber ſie leiſtet mehr und entſpricht der Abſicht des Idylls beſſer, als die wirkliche, deren Bewohner ſich ohne Unwahrſcheinlichkeit ſchwerlich ſo weit veredeln laſſen dürften, als der liebenswürdige Abel und Daphnis. Kein Wunder, daß ſie das Ideal geworden iſt, welches den Schöpfungen unſerer neueſten Dich-

uns in eine zu frühe Vergeſſenheit gebracht, aus der ſie der Fleiß ihres Verfaſſers vielleicht wieder herausreißen könnte.

Dichter und den Betrachtungen unſrer Kunſtrichter zum Grunde liegt.

Wir haben eine dreyfache, oder, wenn wir es genau nehmen, eine vierfache Idyllenwelt kennen gelernt. In der erſten ſahen wir den Hirten ungebildet und roh, wahr in ſeinen Gefühlen und Leidenſchaften, aber nichts weniger als liebenswürdig; in der zweyten trat er uns, als ein Bewohner wirklicher Fluren, aber veredelt in ſeinen Geſinnungen, ein glückliches Naturkind, das mit der Welt umher wenig oder gar nicht zuſammenhing und größtentheils ſich und ſeiner Heerde allein lebte, entgegen; zum dritten Mal erſchien er uns, wie wir ihn am wenigſten ſehen möchten, zwar ebenfalls noch auf dem Lande und unter Heerden, aber, wie der Städter, manierlich und höfiſch, dem Kleide nach ein Hirt, der Sprache und den Empfindungen nach ein Weltmann; eine vierte Welt zeigte uns ihn in einem idealiſirten Naturſtande, edler von Seiten ſeines Herzens und reiner in ſeinen Sitten, als Menſchen gewöhnlich zu ſeyn pflegen, aber darum doch nicht als verfeinerten Städter, ſondern als Hirten- und Landmann. Es ſchien noch eine fünfte Welt für den Idyllendichter, noch eine Lage, in die er ſeine Perſonen verſetzen könnte, für ihn übrig. Iſt es denn, ſo durfte man fragen, ſo durchaus nothwendig, daß der Landmann, der ein Gegenſtand des Idylls ſeyn ſoll, in eine idealiſche Welt oder wenigſtens außer allem Zuſammenhang mit der bürgerlichen Verfaſſung geſetzt werde? Iſt es nicht denkbar, daß

er

er in der Dichtung, wie in der Wirklichkeit, in und unter Städtern lebe, und die Vortheile, die aus unsrer Staatsverfassung und der Absonderung der Stände entspringen, kenne und genieße, und doch seine unverdorbenen Sitten, seine glückliche Freyheit und seine treuherzige Sprache, kurz, alles das, was uns eigentlich an die Idyllenwelt fesselt, beybehalte? Ist es nicht möglich, daß er, auch in seiner itzigen Lage noch, ein Bild der Unschuld und Zufriedenheit für uns werden könne?

Ohne Zweifel, nur muß man nicht wollen, daß er es in demselben Maße und in dem nämlichen Verhältnisse, wie bey Geßner und dessen Nachfolgern seyn solle. Das Landleben, wie es ist, nicht wie die Einbildungskraft der Dichter es denkt, hat zu allen Zeiten gewisse Vorzüge vor dem Stadt- und Hofleben voraus gehabt, und hat sie noch itzt voraus. Nicht bloß das freye Gewölbe des weiten Himmels, und das erquickende Grün der Fluren, und das bunte Gemisch der Kräuter, nein, die Bewohner des Landes selbst haben in ihren Sitten und Geschäften etwas an sich, das rührt und begeistert. Ungeachtet des nachtheiligen Einflusses unsrer Städte haben sich gleichwohl auf dem Lande Natur und Einfalt in ungleich höherm Grade, und Wahrheit und Redlichkeit unverletzter, als anderswo, zu erhalten gewußt. Zufriedenheit des Herzens, uneigennützige Bereitwilligkeit Andern mit seinen Kräften zu dienen, Freude an Arbeit, Vergnügsamkeit mit seinem Stande wohnen, wenn es noch in irgend einem Theile der Erde ist einheimisch

mäsch zu betrachten sind, auf dem Lande, und schon der alte Sänger fühlte dieß, als er sagte, Asträa habe sich am spätesten aus den Hütten der Landleute entfernt. Was hindert demnach den Dichter unserer Tage, diese Spuren des goldnen Weltalters, diese unverkennbaren Züge der bessern Menschennatur aufzufassen und sie veredelt, d. h. mit Absonderung alles dessen, was den zärtlichen Geschmack in ihnen beleidigen kann, darzustellen? Es ist wahr, er wird den Hirten unsrer Fluren nie jene Feinheit der Empfindungen und jene Unschuld der Sitten verleihen, noch ihren Zustand so glücklich und bedürfnißfrey dichten können, wie Geßner. Ihrer Unschuld, um die Worte eines angesehenen Kunstrichters zu unserm Zweck zu gebrauchen, wird zuweilen, wenn wir sie mit der Unschuld der geßnerischen Hirten vergleichen, noch etwas mehr Mäßigung, ihrer Redlichkeit mehr Zartheit zu wünschen seyn, und ihre Einfalt uns hie und da zu treuherzig vorkommen. Wir werden es mit einem Wort fühlen, daß sie keine Ideale sind, und ihren Zustand uns noch vollkommener denken können, als er ist. Aber auch weniger fein und unschuldig und weniger frey und unabhängig, werden sie für uns immer noch, wie die Schäfer im Theokrit, liebenswürdige Menschen bleiben, und den Wunsch nach dem Genusse eines Lebens, das dem ihrigen gleicht, hervor rufen. Ja vielleicht wird uns sogar die Wahrheit der Schilderung und das Vergnügen, sie durch die wirkliche Welt bestätigt zu finden, für das, was ihr selbst und der durch sie

beabſichtigten Wirkung an Vollkommenheit abgeht, entſchädigen.

Unſere Leſer ſehen hier den Geſichtspunkt, aus dem wir H. Voßens Idyllen betrachten und den wir ſchon um deswillen etwas genauer angegeben haben, weil der erſte Theil ſeiner Gedichte, *) wir wiſſen ſelbſt nicht durch welchen Zufall, in unſrer Bibliothek unangezeigt geblieben iſt. Sie Geßners Idyllen vorziehen, verräth unſtreitig einen wenig gebildeten und nicht ſehr zarten Geſchmack; aber ſie um deswillen verwerfen, weil ſie nicht geßneriſche Idyllen ſind, wäre unſers Bedünkens noch mehr, als geſchmackloſe Einſeitigkeit. Zwar geſtehn wir aufrichtig, daß uns mehrere Figuren aus Voßens Idyllenwelt zu gemein, manche Farbe nicht hinlänglich vertrieben, und einzelne Züge zu grell ſcheinen; zwar ſind wir überzeugt, daß viele Stellen in ſeinen Gemählden, wenn ſie mehr im Schatten gehalten wären, an Reiz und Anmuth gewinnen und überhaupt die Manier, in der er arbeitet, den Tadel der Kunſtrichter weniger erfahren haben würde, wenn er die Natur nicht ſowohl treu und genau abgeſchildert, als vielmehr ſorgſam und bedächtig aus ihrem Reichthum gewählt hätte. Indeß treffen dieſe Vorwürfe wenigſtens nicht alle ſeine Verſuche, oder doch nicht alle in gleichem Maße. Wenn auch der gebildete Freund des Schönen in dem Rieſenhügel ſich mehr der gelungenen Nachahmung der von Theokrit

in

*) Hamburg bey Hoffmann. 1785. 8.

in der Zauberinn ausgeführten Ideen, als der Idee ſelbſt, freut, in dem Leibeignen zwar viel gerechten Unwillen, aber in dieſem Unwillen auch viel Roheit und Rauhigkeit ſieht, die er nicht zu ſehn begehrt, überhaupt aber der Meinung iſt, daß der Dichter in den meiſten ſeiner Gedichte einzelne Ausdrücke, Bilder und Gleichniſſe, weil ſie theils unanſtändig, theils ekelhaft ſind, zur Ehre des guten Geſchmacks, mit andern hätte vertauſchen ſollen, ſo wird er doch den Frühlingsmorgen, die Freygelaſſenen, den ſiebenzigſten Geburtstag und noch etliche von dieſem Urtheile ausnehmen. In ihnen wird er wenigſtens die gemeine Natur bis zu dem Grade veredelt erkennen, bis zu welchem ſie veredelt werden muß, wenn ſie gefallen ſoll, in ihnen wenigſtens wird er alles das vertilgt ſehn, was aus dem Hirtenſtande abgeſchieden werden kann, ohne daß er darum aufhört, der Stand zu ſeyn, in ihnen wenigſtens auch gewöhnliche Gegenſtände und Auftritte des Landlebens nicht bloß wahr und treu, ſondern auch gefällig und anmuthig geſchildert finden.

Unter allen Idyllen, die H. Voß verfertigt hat, erfüllen indeß ſicher keine die Foderungen, die an dieſe Gattung gethan werden können, ſo vollkommen, als die vor uns liegenden. Schon der Kreis, aus dem die handelnden Perſonen gewählt ſind, iſt ſo beſchaffen, daß er der Phantaſie des Dichters einen günſtigen Spielraum eröfnet und den Leſer in einen anziehenden Standpunkt verſetzt. Wo laſſen ſich Tugend und Unſchuld, Gutherzigkeit

beabſichtigten Wirkung an Vollkommenheit abgeht, entſchädigen.

Unſere Leſer ſehen hier den Geſichtspunkt, aus dem wir H. Voßens Idyllen betrachten und den wir ſchon um deswillen etwas genauer angegeben haben, weil der erſte Theil ſeiner Gedichte, *) wir wiſſen ſelbſt nicht durch welchen Zufall, in unſrer Bibliothek unangezeigt geblieben iſt. Sie Geßners Idyllen vorziehen, verräth unſtreitig einen wenig gebildeten und nicht ſehr zarten Geſchmack; aber ſie um deswillen verwerfen, weil ſie nicht geßneriſche Idyllen ſind, wäre unſers Bedünkens noch mehr, als geſchmackloſe Einſeitigkeit. Zwar geſtehn wir aufrichtig, daß uns mehrere Figuren aus Voßens Idyllenwelt zu gemein, manche Farbe nicht hinlänglich vertrieben, und einzelne Züge zu grell ſcheinen; zwar ſind wir überzeugt, daß viele Stellen in ſeinen Gemählden, wenn ſie mehr im Schatten gehalten wären, an Reiz und Anmuth gewinnen und überhaupt die Manier, in der er arbeitet, den Tadel der Kunſtrichter weniger erfahren haben würde, wenn er die Natur nicht ſowohl treu und genau abgeſchildert, als vielmehr ſorgſam und bedächtig aus ihrem Reichthum gewählt hätte. Indeß treffen dieſe Vorwürfe wenigſtens nicht alle ſeine Verſuche, oder doch nicht alle in gleichem Maße. Wenn auch der gebildete Freund des Schönen in dem Rieſenhügel ſich mehr der gelungenen Nachahmung der von Theokrit

in

*) Hamburg bey Hoffmann. 1785. 8.

in der Zauberinn ausgeführten Ideen, als der Idee selbst, freut, in dem Leibeignen zwar viel gerechten Unwillen, aber in diesem Unwillen auch viel Roheit und Rauhigkeit sieht, die er nicht zu sehn begehrt, überhaupt aber der Meinung ist, daß der Dichter in den meisten seiner Gedichte einzelne Ausdrücke, Bilder und Gleichnisse, weil sie theils unanständig, theils ekelhaft sind, zur Ehre des guten Geschmacks, mit andern hätte vertauschen sollen, so wird er doch den Frühlingsmorgen, die Freygelassenen, den siebenzigsten Geburtstag und noch etliche von diesem Urtheile ausnehmen. In ihnen wird er wenigstens die gemeine Natur bis zu dem Grade veredelt erkennen, bis zu welchem sie veredelt werden muß, wenn sie gefallen soll, in ihnen wenigstens wird er alles das vertilgt sehn, was aus dem Hirtenstande abgeschieden werden kann, ohne daß er darum aufhört, der Stand zu seyn, in ihnen wenigstens auch gewöhnliche Gegenstände und Auftritte des Landlebens nicht bloß wahr und treu, sondern auch gefällig und anmuthig geschildert finden.

Unter allen Idyllen, die H. Voß verfertigt hat, erfüllen indeß sicher keine die Foderungen, die an diese Gattung gethan werden können, so vollkommen, als die vor uns liegenden. Schon der Kreis, aus dem die handelnden Personen gewählt sind, ist so beschaffen, daß er der Phantasie des Dichters einen günstigen Spielraum eröfnet und den Leser in einen anziehenden Standpunkt versetzt. Wo lassen sich Tugend und Unschuld, Gutherzigkeit

keit und Zufriedenheit mehr erwarten, als in der Familie eines würdigen und biedern Landpfarrers, oder, wo wird der gebildete Mann lieber einkehren und ſich beſſer und glücklicher fühlen, wenn er auf dem Lande des Gewühls und Getümmels der Stadt vergeſſen will? In der That müßten wir uns ſehr irren, oder gerade der größte Theil von dem Vergnügen, welches uns die Leſung der Luiſe gewährt, entſpringt eben daraus, daß wir uns in einer Geſellſchaft von Menſchen befinden, die an Bildung und Kenntniſſen den Perſonen aus den höhern Ständen gleichen, und ſie an Sitten, Einfalt und Herzlichkeit übertreffen. Es thut uns wohl, uns in einen kleinen Zirkel verſetzt zu ſehn, welcher die Bequemlichkeiten des Lebens kennt und genießt, ohne darum üppig und verzärtelt zu ſeyn; es iſt uns angenehm, mit und unter Menſchen zu wohnen, deren Ton und Umgang ſich bis zu dem des Städters erhoben, aber von aller Unnatur und Künſteley frey zu erhalten gewußt hat; es iſt erfreulich, an allen einen gewißen Grad von Weltkenntniß, und Erfahrung, aber beydes ohne nachtheilige Folgen für Tugend, Herzensgüte und Frömmigkeit zu bemerken. Ihre Lebensweiſe und die Art, wie ſie ſich lieben und einander begegnen, iſt die ächte patriarchaliſche, aber ſie verräth ein feineres, ſittlicheres und gebildeteres Zeitalter. Sie ſtehn auf einer höhern Stufe der Aufklärung, als die Leute der Urwelt, aber ſie weichen ihnen nicht an Unſchuld, ſie haben weniger Einfalt, aber ſie haben eben ſo viel Redlichkeit und Treuherzigkeit.

So

So anziehend dieſer der Familie des Pfarrers eigenthümlicher Charakter im Allgemeinen iſt, eben ſo ſehr ſind es die nach Beſchaffenheit des Alters und der übrigen Verhältniſſe eintretenden beſondern Abſtufungen und Schattirungen. Am meiſten unter allen hebt ſich freylich, wie natürlich, der Alte. Die Salbung, mit der er redet, die Würde, die er bey aller ſeiner Heiterkeit und Laune behauptet, die Gottesfurcht, die er ſo oft und laut und immer ohne Zwang und Pedanterie zeigt, alles erwirbt ihm den erſten Anſpruch an unſern Beyfall und an unſre Liebe. Aber die andern Charaktere ſtehn darum nicht gegen ihn zurück. Das Mädchenhafte in Luiſens Betragen, die achtungsvolle dankbare Zärtlichkeit für ihre Eltern, ihre unverſteckte und doch nicht beleidigende Freude an dem, was den Mädchen gewöhnlich lieb iſt und auch lieb ſeyn ſoll, an Putz und Schönheit, endlich ihre verſchämte Liebe, die uns ſo gern die zarte, ſich ihr beymiſchende Sinnlichkeit verbergen möchte, ſind lauter Züge und Seiten, die man an der weiblichen Jugend mit Luſt wahrnimmt. Die Mutter hat uns der Dichter ſelbſt durch das ihr eigenthümliche Beywort gezeichnet. Sie heißt die alte verſtändige Hausfrau, und das iſt ſie in der vollſten Bedeutung des Wortes. Die Behaglichkeit, mit der ſie ihre häuslichen Geſchäfte verrichtet, und das Beſtreben, den kleinen Kreis ihrer Beſtimmung ganz auszufüllen, die ſorgſame Aufmerkſamkeit auf die Geſundheit und Pflege ihres Gatten, die wahrhaft mütterliche Freude an ihrer glücklichen

Voltaire die freundliche Theilnahme an dem Wohl ihres Gesindes, ja sogar an dem Wohlbefinden ihrer Hausthiere, ihre Munterkeit, Emsigkeit und Unverdrossenheit, alles das bildet zusammen genommen ein Ganzes, auf dem man mit vergnügtem Auge verweilt. Am wenigsten unter allen den handelnden Personen tritt unstreitig der junge Walter hervor. Da er wirklich eine von den Hauptrollen spielt, so sähe man ihn in der That gerne öfter auf der Bühne erscheinen, oder wünschte wenigstens, daß ihm der Dichter Gelegenheit ertheilt haben möchte, sich uns von Seiten seines Verstandes und Herzens in einem nähern und vortheilhaftern Lichte zu zeigen. Für itzt wissen wir es eigentlich nicht, sondern muthmaßen es vielmehr bloß, daß er der Mann ist, der eine Luise und die Aufnahme in einem solchen Zirkel von guten würdigen Menschen verdient. Indeß bescheidet sich der billige Kunstrichter zugleich von selbst, daß, bey dem beschränkten Umfange der Handlung und der wenigen Situationen, zu deren Ausführung sie Anlaß giebt, diesem Mangel nicht füglich abzuhelfen war, und hält den Verfasser, in dieser Hinsicht, für hinlänglich entschuldigt.

Wir haben uns bisher bloß bey dem Unterscheidenden dieser Dichtungsart und dieses Gedichts, und bey den Charakteren seiner Personen aufgehalten: aber auch die Manier, in welcher der Dichter gearbeitet hat, verdient unsere Aufmerksamkeit.

Viel-

Vielleicht liefern wenige Gedichte einen so gültigen Beweis, daß ein langer Umgang mit den Alten und eine genaue Bekanntschaft mit ihrem Geiste, weit gefehlt, der Eigenthümlichkeit des Genies zu schaden, ihm vielmehr selbst ein eignes Gepräge ertheile und seinen Darstellungen Neuheit und Leben gewähre. Wer kann bey dem Lesen der Luise den Freund und Vertrauten Homers verkennen, und wer darf gleichwohl auftreten und sagen, daß der Deutsche den Griechen nachgeahmt habe, oder daß er ohne ihn das nicht seyn würde, was er ist? Der Ton und die Sprache des alten Barden ist, durch die vieljährige Unterhaltung mit ihm, unserm Landsmanne so eigen geworden, daß er jene trift und in dieser tredet, ohne es selbst zu ahnden. Nicht Homer ist es, der ihn gelehrt hat; der Inhalt des Gedichts und die Sitten der Personen haben beydes Gedanken und Worte, Stoff und Form in ihm erzeugt und hervorgebracht. Nur in dieser ungeschminkten und einfachen Darstellung scheinen jene umständlichen und die Natur mit ihren kleinsten Schattirungen wiedergebenden Scenen und Schilderungen zu gedeihen, nur in ihr Amalia und Luise so traulich kosen und scherzen, nur in ihr der Greis seine frommen Empfindungen so wahr und warm ausströmen und die Worte der Bibel gefallen zu können. Wer z. B. sollte folgende Stelle (Ges. 1. B. 306 — 339.) anders ausgedrückt wünschen, als sie ist?

Achtzehn Jahre ſind es heute, da ſchenkte mir Gott mein geliebtes,
Itzt mein einziges Kind, ſo verſtändig und fromm und gehorſam!
Wie doch die Zeiten entfliehn! Zehn kommende Jahre, wie weithin
Dehnt ſich der Raum vor uns! und wie ſchwindet er, wenn wir zurückſehn!
Geſtern erſt geſchah es, ſo deucht es mir, als ich im Garten
Ging, und Blätter zerpflückte, und betete; bis nun mit Einmal
Fröhlich die Botſchaft kam: ein Töchterchen iſt uns gebohren!
Manches beſchied ſeitdem der Allmächtige, gutes und böſes.
Auch das Böſe war gut! denn Seine Gnade iſt unendlich!
Weißt du, Frau, wie es einſt nach langer Dürre geregnet,
Und ich, Luiſ' auf dem Arme, mit der in die Friſche des Gartens
Athmend ging; wie das Kind nach dem Regenbogen emporgriff,
Und mich küßte: Papa! da regnet es Blumen vom Himmel!
Streuet ſie der liebe Gott, damit wir Kinder ſie ſammeln? —
Ja, vollblühende Seegen und himmliſche ſtreuet der Vater,
Welcher den Bogen der Huld ausſpannte: Blumen und Früchte!
Daß wir mit Dank einſammeln und fröhlich! Denk ich des Vaters,

O dann erhebt sich mein Herz, und schwillt von regerer Inbrunst
Gegen unsere Brüder, die rings die Erde bewohnen:
Zwar verschieden an Kraft und Verstand; doch alle des Vaters
Liebe Kindlein, wie wir! von einerley Brüsten genähret!
Und nicht lange, so geht, in der Dämmerung, eins nach dem andern
Müde zur Ruh, von dem Vater im kühlen Lager gesegnet,
Hört süßträumend der Winde Geräusch und des tropfenden Regens,
Schläft, und erwachet gestärkt und verständiger. Kinder, wir freun uns
Alle vereint, wenn Gottes verklärterer Morgen uns aufweckt!
„Dann erfahren auch wir wahrhaft, daß Gott die Person nicht
„Ansieht; sondern in allerley Volk, wer ihn fürchtet und recht thut,
„Der ist ihm angenehm!“ — O Himmelswonne! wir freun uns,
Alle, die Gutes gethan nach Kraft und redlicher Einsicht,
Und die zu höherer Kraft vorleuchteten: freun uns mit Petrus,
Moses, Konfuz und Homer, dem liebenden, und Zoroaster,
Und, der für Wahrheit starb, mit Sokrates, auch mit dem edeln
Mendelssohn! Der hätte den Göttlichen nimmer gekreuziget.

Oder wer möchte die Bilder in dieſem Naturgemählde, (Geſ. 1. V. 124 — 134.) anders ordnen, als ſie der Dichter geordnet hat, oder ſie mit höheren Farben geſchmückt ſehn?

Wie erfriſchend
Ueber den See die Kühlung heraufweht! Und wie die Gegend
Munterm lacht! Da hinab langſtreifige, dunkel und hellgrün
Wallende Korngefilde, mit farbigen Blumen geſprenkelt!
O wie es wühlt, weitſchauernd mit grünlichem Dampf durch den Rocken!
Dort das Dorf im Gebüſch, ſo ſtolz und freundlich gelagert
Am herſchlängelnden Bach, und der Thurm mit blinkendem Geiger!
Oben das weiſſe Schloß in Kaſtanien! Vorn auf der Wieſe
Röthliche Küh'; und der blaue gebogne See mit der Waldung.
Dort die Schober des Heu's, dort Mähende! Aber wir ſelbſt hier,
Von Buchwaizen umblüht, im Geſumſ' eintragender Bienen!

Oder wer die Gefühle des redlichen Vaters in eine andere Sprache faßen wollen, als in der ſie erſcheinen. (Geſ. 3. V. 260 — 305.)

Gottes Segen mit dir, holdſeliges, allerliebſtes Töchterchen; Gottes Segen auf dieſer Erd' und im Himmel!

Ich

Ich bin jung geweſen, und alt geworden; und vielfach,
Hab' ich Freude von Gott, und vielfach Kummer geſchmecket,
Im abwechſelnden Leben, und Gott gedanket für beydes!
Gerne will ich nunmehr mein graues Haupt zu den Vätern
Niederlegen ins Grab: denn meine Tochter iſt glücklich!
Glücklich, weil ſie es weiß, daß unſer Gott, wie ein Vater,
Seiner Kindelein pflegt, durch Freud und Kummer uns ſegnet!
Wunderbar regt ſich mein Herz beym Anblick einer geſchmückten
Jungen Braut, wie ſie hüpfend, in holder kindlicher Einfalt,
An des Bräutigams Hand den Pfad durchs Leben beginnet:
Alles zu tragen gefaßt in Ewigkeit, was auch begegnet,
Ihm mitfühlend die Luſt zu erhöhn, zu erleichtern die Unluſt,
Und, wills Gott, von der Stirne den heißen Schweiß ihm zu trocknen!
Eben ſo wallete mir's von Ahndungen, als nach der Hochzeit
Ich mein jugendlich Weib heimführete. Freudig und ernſtvoll
Zeigt' ich ihr am Moore die Grenzſtein' unſeres Feldes,
Dort den Kirchthurm und die Wohnungen, hier das Pfarrhaus.

Wo uns beyden so manches bevorstand, gutes und böses!
Du, mein einziges Kind! denn in Wehmuth denk' ich der andern,
Wenn mein Gang zur Kirch' an der blumigen Gruft mich vorbeyführt!
Bald, du Einzige! wirst du auf jenem Wege dahin ziehn,
Welchen ich kam: bald stehet mir des Töchterchens Kammer verödet,
Und des Töchterchens Stelle bey Tisch; ich horche vergebens
Ihrer Stimm' in der Fern', und ihrem kommenden Fußtritt.
Wann du mit deinem Mann auf jenem Wege dahin ziehst;
Schluchzend werd' ich und lange mit heißen Thränen dir nachsehn!
Denn ich bin Mensch und Vater, und habe mein Töchterchen herzlich,
Herzlich lieb; und mich liebt mein Töchterchen eben so herzlich!
Aber ich werde getrost mein Haupt aufheben zum Himmel,
Trocknen mein Angesicht, und, fest die Hände gefaltet,
Mich im Gebete vor Gott demüthigen, der, wie ein Vater,
Seiner Kindelein pflegt, durch Freud' und Kummer uns segnet!
Sein ist auch das Gebot, des Liebenden: „Vater und Mutter
Soll verlassen der Mensch, daß Mann und Weib sich vereinen."

Sey

Geh denn in Frieden, mein Kind, ſchaffe dein Geſchlecht und des Vaters
Wohnungen; geh an der Hand des Jünglinges, welcher von nun an
Vater und Mutter dir iſt! ſey ihm ein fruchtbarer Weinſtock
Um ſein Haus; die Kinder um euren Tiſch, wie des Oelbaums
Sprößlinge. So wird geſegnet ein Mann, der dem Herrn vertrauet!
Lieblich und ſchön ſeyn iſt nichts; ein Gottesfürchtiges Eheweib
Bringet Lob und Segen! Denn bauet der Herr das Haus nicht,
Dann arbeiten umſonſt die Bauenden . . . Mutter, was ſagſt du?
Soll ich ſie traun? Nicht beſſer ja iſt der morgende Tag uns!

Wie einfach und natürlich, ganz ſo, wie es der Grieche, unter unſere Zone und in unſere Tage verſetzt, auch geſagt haben würde, und doch zugleich wie eigenthümlich durch die Wahl des Gegenſtandes, und durch die Lage des Sprechenden und durch die äußern Umſtände des Orts und der Zeit! Ohne Aufwand von Worten, ohne ſonderliche Bilder und Mahlereyen, gröſtentheils durch nichts, als die einzelnen treffenden Beywörter verſchönert und durch die reine Melodie des Hexameters unterſtützt, hebt ſich die Rede des Dichters durch ſich ſelbſt und dringt, gleich denkommerſchen, durch ihre Wahrheit und ihre Kraft an das Herz.

Wir haben von den Vorzügen gesprochen, die wir in H. Voßens Gedicht und in der Art, in welcher es gearbeitet ist, anerkennen. Die Wahrheitsliebe will, daß wir auch nicht verschweigen, was uns mißfällt. Es sind hauptsächlich zwey Punkte, in denen uns der Dichter nicht genug gethan hat, und über die wir uns itzt erklären wollen.

Der erste betrift die Darstellung und Schilderung gewisser geringfügiger Gegenstände, von denen uns dünkt, daß sie nicht allein der darauf gewandten Mühe nicht werth wären, sondern auch den Zweck, nach dem jeder Dichter strebt, wir meinen den, das Vergnügen und die Unterhaltung seiner Leser zu befördern, verfehlen. Es ist freylich wahr, auch der alte Homer gefällt sich in der Ausführung und poetischen Ausbildung solcher Kleinigkeiten. Wir wissen, wie ausführlich und sorgfältig er das Ankleiden seiner Helden, ihre Mahlzeiten, ihre Opfer und mehrere alltägliche Verrichtungen und Geschäfte beschreibt und ausmahlt. Aber diese Stellen gehören auch gerade unter diejenigen, die als Poesie am wenigsten wirken, und wenn sie einigen Reiz für uns haben, uns nicht so wohl durch ihre eigenthümliche Schönheit, als vielmehr durch die anschaulichere Kenntniß alter Gebräuche und Sitten, zu der sie uns verhelfen, anziehen und fesseln. Schon Virgil hat daher diese kleinlichen Mahlereyen, wenn auch nicht völlig vermieden, doch nur sehr sparsam gebraucht, und sich ihrer eigentlich mehr deshalb bedient, um der

Beschichte die Farbe der Heldenzeit und das Ge-
räge des Alterthums zu geben, als um seine Ge-
ichte durch sie zu verschönern. Herr Voß hat es
ir gut gefunden, sich von der Seite näher an
Vater Homer anzuschließen, und seine Leser öfters
u unmittelbaren Zeugen auch der unbedeutendsten
Handlungen seiner Personen zu machen. Allein
o sehr wir die Wirthlichkeit und Häuslichkeit sei-
er geistlichen Penelope lieben und ehren, so kön-
ten wir doch nicht bergen, daß wir ihm das Licht
nzünden, das Kaffe kochen und ähnliche Beschrei-
ungen, nebst dem Mährchen, das er Waltern
n dem ersten Gesange erzählen läßt, gern erlas-
en hätten. Das letztere ist zu gemein und schon
u oft da gewesen, als daß es noch als Lehre und
Beyspiel im feyerlichen Hexameter aufgeführt zu
erden verdiente, und Schilderungen, wie die ge-
annten, scheinen uns dann nur ihrer Stelle werth
u seyn, wenn sie durch den Ausdruck veredelt wer-
den können, ohne selbst dadurch einen lächerlichen
Anstrich zu erhalten. In der That hat der Dich-
er dieß einige Mahle, unter andern in der, dem
Kaffekochen unmittelbar vorangehenden Beschrei-
ung, mit vielem Glücke geleistet.

Aber der Hausknecht (heißt es.)
Fing die sprühenden Funken des Stals in schwam-
migen Zunder,
Faßte ihn in trockenes Laub und schwang mit Ge-
walt, bis dem dickern
Qualm aufleuchtendes Feuer entloderte.

Und

Und bald darauf:

Wehend umleckt ihn (den Dreyfuß) die Loh', und es brauft aus siedendem Kessel.

Solche Verse liest man mit Vergnügen, weil sie durch den neuen gewählten und doch stets natürlichen und angemessenen Ausdruck das Kleinliche des Gegenstandes bedecken und uns die Sache gleichsam vergessen machen. Aber wo das nicht möglich ist, da, dünkt uns, dürfe der Dichter es auch nicht versuchen, uns in der Manier des alten Homers unterhalten zu wollen; denn es steht nicht zu erwarten, daß der Leser, der dem Kindesalter der Poesie entwachsen ist, willig mit ihm von neuem in dasselbe zurückkehren werde.

Die zweyte Erinnerung bezieht sich auf die Sprache des Gedichts. Sie ist, überhaupt genommen, glücklich, leicht und natürlich, und die schon von manchem geäußerte Sorge, daß unsre gelehrten Männer kommen und über Verdrehungen, wie beym Virgil, schreyen und (was die Musen verhüten werden,) den guten Mädchen, die Luisen singt des Buchs verbittern möchten, dürfte wohl ziemlich unnöthig seyn. Auch ein stumpfer Sinn, dünkt uns, bemerkt hier ohne Mühe, quid distent aera lupinis, bemerkt, daß in der Luise noch alt-Vossische Hexameter tönen, und ein ganz anderes Deutsch herrscht, als im Landbau*) und

*) Und in Virgils vierter Ekloge übersetzt und erklärt von J. H. Voß. Altona 1795. kl. 8. Auch in ihr kommen Verse vor, wie folget:

deß glauben wir doch auch hier mehrere einzelne Ausdrücke und Wendungen, die dem leichten und gefälligen Redefluß des Ganzen Eintrag thun, wahrgenommen zu haben, und wir wollen ſchon einige derſelben auf die Gefahr, unſre engbrüſtigen Grammatiker und Orthodoxen der Conſtruction ver-

Sey nur dem kommenden Knaben, dem erſt die elfenne Abart
Endet, und rings aufblühr ein goldnes Geſchlecht durch das Weltall,
Sey, o keuſche Lucina, ihm hold —
Deiner Macht, wann etwa noch Spuren ſind unſeres Frevels,
Werden ſie ſchwindend befrein vom ewigen Schrecken die Länder.
Selbſt wird im Klee der Widder mit röthelndem Glanze des Purpurs
Jetzo das Vließ, jetzt wandeln mit ſafranfarbiger Waude.

u. ſ. w. Wir haben uns dieſe Hexameter, den neueſten Winken zufolge, mit lauter Stimme vorgeleſen, um die in ihnen verborgnen Schönheiten herauszuhorchen, aber wir müſſen es zur Schande unſres Ohrs bekennen, ohne allen Erfolg. Immer fanden wir, . . . doch wozu eine Zergliederung? Der Leſer, der ſeinen lateiniſchen Virgil zur Hand nimmt, kann ihrer entbehren, und H. V. hat hinlänglich gezeigt, daß ſein Eigenſinn unüberwindlich iſt; Grund genug für die Kunſtrichter, künftig auch gegen ihn ein eigenſinniges Stillſchweigen zu beobachten, und ſeine neueſten Ueberſetzungen als nicht vorhanden zu betrachten.

verſtoßen zu werden, anzeigen. Geſang. 1. V. 11. heißt es:

Als ſie nunmehr, oft ſeufzend, das ſchwülere Thal durchwandert,

Jetzt an der leitenden Hand des Jünglings hüpfte die Jungfrau

Furchtſam über die Steine.

H. V. bedient ſich dieſer Verſetzung des Zeitworts in conſecutiven Sätzen mehrmals; aber, wie es uns vorkömmt, auf Koſten der Deutlichkeit, indem man verführt wird, das Verbum des Nachſatzes noch zum Vorderſatze zu ziehn und mit der Partikel deſſelben zu verbinden. Sollte es in dem obigen Falle nicht beſſer und verſtändlicher heißen:

Als ſie nunmehr, oft ſeufzend, das ſchwülere Thal durchwandert,

Hüpfte die Jungfrau jetzt an des Jünglings leitender Rechte u. ſ. w.

Eben ſo Geſ. 3. V. 89.

Als ſie nunmehr eingingen zur traulichen Kammer im Mondſchein,

Jetzo begann Luiſe, gewandt zu der trauten Geſpielinn.

V. 169. hat H. V., nach der Griechen Art, das Beywort in das Hauptwort verwandelt.

Aber uns fehlt ein Geſchirr für die ſaftige Reife der Beeren.

Unſere

Unsere Sprache verträgt diese Vertauschung und unsere Poesie gewinnt dabey, sobald das Zeitwort ein wirkliches Prädicat vom Nennwort abgeben kann. So sagen wir richtig: „Oestlich strahlt der Purpur des Morgens," und, wie es im dritten Gesange heißt: „Der Fruchtbaum, beglänzt vom Golde des Abends." Aber mehrere Dichter lassen diese Bestimmung aus den Augen, und dieß ist auch hier und anderwärts der Fall. Nicht für die Eigenschaft der Reife fehlt ein Geschirr, sondern für die Beeren, die reif sind. — V. 244. hat H. V. den Genitiv von dem ihn regierenden Nominativ getrennt, eine Wendung, die wir zwar oft schon bey ihm gelesen, aber darum noch immer nicht Deutsch gefunden haben.

Unser Gespräch, und die Freude, mein Töchterchen, deines Geburtstags
Machte mein Herz unruhig.

Auch ohne Hinsicht auf den von allen Schriftstellern beobachteten und durch die Natur der Sprache selbst gerechtfertigten Gebrauch, von dem abzuweichen weder Deutlichkeit, noch Nachdruck, noch irgend eine andre anerkannte Tugend der guten Schreibart uns anräth, scheint uns selbst hier und öfter die Schönheit, Fülle und Ründe des Verses durch eine solche Trennung zu leiden. Deines Geburtstags klingt unserm Ohr ganz wie ein Zusatz, der den Hexameter vollständig machen hilft, auch wäre überdieß noch die Frage, ob die Richtigkeit des Ausdrucks nicht vielmehr ob deinem

Ge-

Geburtstage verlangte. Eben dieß Gefühl ſa ſich bey folgenden Trennungen in uns erneuert S. 274.

Setze die Taſſen zu rechte mein Töchterchen; gleich iſt der Kaffee
Gar. Die Geſellſchaft nimmt mit unſerm täglichen Steinzeug
Wohl im Grünen vorlieb, und ungetrichtertem Kuffee.

Hier müßte wenigſtens das Vorwort mit wiederholt ſeyn. — Ferner Geſ. 3. V. 436.

Alſo erſchrack auch Hans, da er plötzlich das Wort von der Hochzeit
Hörte der lieben Mamſell, die er oft auf dem Arm geſchaukelt.

Und Geſ. 2. V. 20.

in der Küche
Hört' er der knatternden Flamme Geſauſ' und des ſiedenden Keſſels.

Uns würde es natürlicher und runder klingen:

Hört' er der knatternden Flamm' und des ſiedenden Keſſels Geſauſe.

V. 271. heißt es:

Das Mütterchen
Strömt die Quell darauf und ſtellt' auf Kohlen die Kanne,
Hingekniet, bis ſtrogend die farbige Blaſe zerplatzt war.

Wie

Wie soll man diese und ähnliche Participial-Construction verstehn? Der Sinn und der Sprachgebrauch fodern hinknieend; oder soll man knieend ergänzen? Wir haben noch mehr Stellen, bey denen uns grammatische Bedenklichkeiten aufgestoßen sind, angemerkt, wir übergehn sie aber, um nicht zu weitläuftig zu werden; und wollen dafür lieber noch ein Wort über die Verbesserungen, welche das Gedicht erfahren hat, sagen.

Bekanntlich erschien das zweyte dieser drey Idyllen in dem Hamburger Musenalmanach von 1783, das erste eben daselbst 1784. und das dritte im November des deutschen Merkurs von dem nehmlichen Jahr. Nach einer Zeit von zehn Jahren und drüber ist man berechtigt, von einem so fleißigen und genauen Dichter, wie H. V. ist, ein Werk in verbesserter Gestalt zu erwarten, und ein solches hat er uns auch wirklich gegeben. Seine Aenderungen betreffen nicht bloß einzelne Stellen und Zeilen, nicht bloß Beywörter und Redensarten, — er hat eine Menge Bilder, Schilderungen und Reden verändert, er hat eine Menge Verse weggestrichen und hinzugesetzt, er hat sich überhaupt bemüht, die Sprache des ganzen Gedichts edler, wohlklingender und vollkommner zu machen. Da es uns zu weit führen würde, die zahlreichen Aenderungen auch nur eines Gesanges auszuziehen, so begnügen wir uns die wichtigsten aus dem Anfange des dritten mitzutheilen.

Der 28. V. der ersten Ausgabe lautete vormahls:

Reiche den Fruchtkorb, Liebes Kind. Ich denke, die Bergamott' ist nicht übel.

Jetzt heißt er:

Reiche den Fruchtkorb, Liebes Kind, und schäle mit deinem silbernen Messer.
Gieb Amalien dort den gesprenkelten Grafenbirner, Welchen sie liebt; auch denk' ich, die Bergamott' ist nicht übel u. s. w.

V. 48. las die alte Ausgabe:

Aber für Karl erscheint ein irdener Napf mit Kartoffeln,
Klar, wie Kristall, in der Hülse. Zuletzt noch der purpurne Kohlkopf,
Unser Freund! zur Ehre des Priesterthumes mit Bischoff
Angefüllt.

In der neuen Ausgabe steht dafür:

Aber für Karl erscheint ein irdener Napf mit Kartoffeln,
Klar, wie Kristall, in der Hülse, an Geschmack den Kastanien ähnlich,
Aus holländischer Saat. Auch ein Marschkäs', ohne Vergleichung,
Ladet zum Durst. Dann plötzlich erfreut uns der purpurne Kohlkopf u. s. w.

Wir brauchen es wohl nicht erst anzumerken, wie viel beyde Gemählde, vorzüglich jedoch das letztere, reicher und bedeutender geworden sind.

Das

Das Ganze hat sich durch die Zusätze gehoben, die Ideen schließen sich mehr an einander an, und die Wendung dann plötzlich vermehrt die Lebhaftigkeit. V. 70. sagte Luise vordem zu Susannen:

Ich will indeß in den Keller hinunter gehn und zum Bischoff
Rothen Wein, Pomeranzen und unsern purpurnen Kohlkopf
Holen, auch Zucker dabey. Du weißt schon was du zu thun hast.

Der Daktyl ich will indeß war beleidigend für das Ohr, auch dabey ein unangenehmes Flickwort, und der Schluß der Stelle niedrig und schleppend. Alle diese Fehler sind durch folgende glückliche Verbesserung, die zugleich dem Zucker seinen gehörigen Platz, eine trockne Kammer, anweist, getilgt.

Ich will indeß in den Keller hinab und hole zum Bischoff
Rothen Wein, Pomeranzen, und unsern purpurnen Kohlkopf.
Zucker steht in der Kammer genug, und das übrige weißt du.

V. 83. stand vormals in d. a. A.

Also sprach sie, da reichte die Braut der treuen Susanna
Was sie trug in die Hand, und ermahnte sie; folgte der Freundinn
Leise die Treppe hinauf, und schalt die knarrenden Stufen

Jetzo traten ſie beyd' in die Monderleuchtete Kammer,
Und Luiſe begann, und ſprach zu der trauten Geſpielinn —

Dieß iſt in der n. A. alſo geändert:

Jene ſprachs; da reichte die Braut der treuen Suſanne,
Was ſie trug, in die Händ' und ermahnte ſie. Jetzo der Freundin
Folgte ſie, leiſ' auftretend und ſchalt die knarrenden Stufen.
Als ſie nunmehro eingingen zur traulichen Kammer im Mondſchein,
Hand in Hand, wo ſie oft des gemeinſamen Werks ſich gefreuet,
Oder des geiſtigen Buchs und des ſtillen Mädchengeſpräches;
Jetzo begann Luiſe, gewandt zu der trauten Geſpielinn.

Wir können die unterſtrichenen Wendungen nach dem, was wir oben bemerkt haben, nicht billigen, aber die beyden hinzugekommenen Zeilen werden gewiß jedem Freunde des Schönen gefallen. Eine der Hauptverbeſſerungen hat die Beſchreibung des Anzugs der Braut (V. 172 — 82.) erfahren. Im Merkur lautet die Stelle folgender Geſtalt:

Aber nun warf ſie behend' ihr Gewand von der Schulter,
Fein und Olivengrün, umglänzt von ſtählernen Knöpfen:
Nahm aus der Freundinn Hand ihr roſenumblühetes Brautkleid,

Wel-

Welches den lieblichen Wuchs nachahmend umſchloß, und die Hüften
Nicht mit modiſchem Höcker belaſtete; zog es ſich eilend
An, von der Freundinn bedient, und ſchnürt' es feſt um den Buſen,
Welcher, des Zwangs unduldend, in wallender Schönheit emporſtieg;
Und wie ein fließender Duft umhüllt' ihn der florene Schleyer.

Dieß hat der Dichter in der neuen A. alſo verändert:

Raſch nun warf ſie das leichte Gewand von der Schulter,
Fein und olivengrün, umglänzt von ſtählernen Knöpfen,
Ueber die Lehne des Stuhls; und nahm aus den Händen der Freundinn
Ihr hochzeitlich Gewand, mit Moos umbordet und Roſen:
Welches den lieblichen Wuchs nachahmete, ſanft anſchließend,
Nicht mit der gaukelnden Mod' unförmlichem Wulſte die Hüften
Laſtete. Eilig bedient von Amalien, ſchlüpfte die Jungfrau
In das Gewand, mit Gerieſel hinab zu den Ferſen entwallt' es,
Hell vom Monde beglänzt; und ſie ſchnürt' es behend' um den Buſen,
Welcher, des Zwangs unwillig, ſich hob voll üppiger Jugend;
Und wie ein fließender Duft umhüllt' ihn der florene Schleyer.

Wie viel richtiger, feiner und edler! Die sorgsame Hand des Dichters hat alles hinweggenommen, was den gebildeten Geschmack beleidigen konnte, und hat nicht bloß hinweggenommen, sondern auch hinzugesetzt und verschönert.

Doch genug von einem Gedichte, das sich, trotz des Tadels, den es bey seiner ersten Erscheinung erfahren hat, neben den Arbeiten meines Geßners und anderer eben so gewiß erhalten wird, als sich die Stücke der niederländischen Schule heute noch neben denen aus der italienischen erhalten. Man suche sich nur vor einem einseitigen Geschmack zu bewahren, unterscheide die Gattung, und denke bey der Luise nicht an den ersten Schiffer, sondern lieber an die Familienscenen des Sängers der Odyssee und an die Landschaftsgemählde, wie sie Theokrit, unter andern in seinem siebenten Idyll, aufgestellt hat, und man wird den richtigen Maßstab für H. V. Versuch gefunden haben, und die Forderungen, die man an diese Dichtungsart thun kann, größtentheils durch ihn erfüllt finden.

Noch gebührt es uns, der Kupfer, welche das Gedicht zieren und sämtlich von Chodowiecki gezeichnet sind, zu erwähnen. Sie gehören unstreitig zu den bessern Arbeiten des Künstlers, zur wiederholten Betrachtung ladet insbesondere keines ein, als das auf den ersten Gesang sich beziehende. In ihm allein sind Erfindung und Ausführung gleich lobenswerth, und Würde und Schönheit glücklich mit einander vereinigt.

IX.

IX.

Die Gesundbrunnen. Ein Gedicht in vier Gesängen, von Valerius Wilhelm Neubeck Med. Doct. Breslau 1795. bey J. F. Korn dem ältern. 87 S. gr. 8. Mit lateinischer Schrift.

Noch sind wir Deutschen an wissenschaftlichen Lehrgedichten so reich nicht, daß wir die uns dargebothnen Versuche, und wenn sie auch nicht ganz vollkommen sind, kaltsinnig verschmähen dürften. Ein Gedicht, wie Virgils Landbau, eine Dichtkunst, wie die von Boileau, ein Werk über die Mahlerey, wie das von Watelet, und eine Kritik, wie Pope's seine, sollen noch von uns gefodert werden und dürften schwerlich so bald erscheinen. Bis dahin müssen wir uns also schon mit Versuchen über weniger wichtige und anziehende Gegenstände begnügen, wofern sie nur so ausfallen, daß sie die Erwartungen und Forderungen des Kenners, wenn auch nicht zusagen, doch nicht ganz widersprechen, und für einen solchen Versuch kann das gegenwärtige Gedicht schon gelten, da es zumahl einen Stoff behandelt, der, um glücklich behandelt zu werden, die seltne Vereinigung eines erfahrnen Arztes und guten Dichters in einer Person verlangt.

langt. Wir wollen zuvörderst den Inhalt des Ganzen kürzlich anzeigen. In dem ersten Gesange wendet sich der Dichter, nachdem er die Göttinn Hygiea um Beystand angerufen hat, an die Nymphe der Gera, des Flusses seiner Vaterstadt, und bittet sie, ihn in das Reich der Quellen zu führen. Die Nais erhört ihn, tritt aus ihrer Grotte, die beschrieben wird, hervor und geleitet ihn in das Gebieth der eisenhaltigen, salzigen und schwefelreichen warmen Quellen. Aller dieser Wasser Entstehn und Natur lernt er aus dem Unterrichte der Führerinn kennen und steigt, ihr dankend, wieder zurück zur Oberwelt. Im zweyten Gesange nennt und schildert der Dichter die vornehmsten Gesundbrunnen der alten und neuen Zeit; unter denen er jedoch, wie billig, die Gesundbrunnen Deutschlands allein heraushebt und einer ausführlichen Beschreibung würdig. Der dritte bestimmt die der Brunnencur günstigste Jahreszeit, verbreitet sich über die Lage der Badewohnung, und setzt hierauf die beym Trinken zu beobachtenden Gesundheitsregeln fest. Der Trinkende fliehe die Liebe, kehre mehrmals zum Genusse der Quelle zurück, sey vorsichtig in der Wahl der Speisen und zerstreue sich nach der Mahlzeit. Eingewebt ist dem Gesang, als Episode, eine Schilderung der Bäder der Alten und das Lob der häuslichen Glückseligkeit. Der vierte, eine Fortsetzung des dritten, handelt von der Bewegung und den verschiedenen Arten derselben. Die vorzüglichsten, die empfohlen werden, sind das Reiten, Fahren und Schiffen, das Ball- und

und Schauspiel, der Fischfang, das Kräutersuchen, die Feldarbeit, die Jagd und der Tanz. Daß der letztre vorsichtig zu genießen sey, wird in dem Beyspiels Theonens, die ihn unmäßig genoß und ihren Tod fand, gezeigt. — Unsere Leser setzen, den Plan und die Eintheilung des Ganzen sind nicht übel erfunden. Die beyden ersten Gesänge sind mehr historisch oder beschreibend, die beyden letzten mehr didaktisch oder unterrichtend, und die Gegenstände, auf welche der Verfasser seinen Fleiß verwandt hat, wenn wir die geographische Aufzählung der Quellen im zweyten Gesange ausnehmen, ziemlich dichterisch. Auch der Versbau hat, überhaupt betrachtet, wenige Härten, und die Sprache, einige Ossianismen abgerechnet, keine entstellenden Flecken. Indeß müßen wir doch aufrichtig gestehen, daß das Gedicht, dieser Vorzüge ungeachtet, weder einen lebhaften Eindruck auf uns gemacht, noch uns zu einer wiederholten Lesung gereizt hat; und wir können den Grund davon in nichts anderm finden, als darin, daß es dem Dichter, bey seinen unläugbar richtigen Einsichten in das Wesen der Poesie und in die Dichtungsart, die er gewählt hat, dennoch an jenem belebenden Geiste fehlt, den die Natur allein giebt, und ohne welchen auch das regelmäßigste Gedicht nie anzieht und feßelt. Seine Gemählde scheinen mehr aus Erinnerungen zusammengesetzt, als aus eignen Ansichten entstanden, seine Gefühle mehr andern nachgesungen als selbst empfunden, und seine gesammte Poesie überhaupt mehr eine

erworbene Gabe, als ein Geschenk der Begeisterung.

Einen großen Theil von Schuld trägt indeß, wenn dieser Versuch die Wirkung nicht hervorbringt, die der Leser erwartet, das gedachte Gedicht. Der Hexameter ist, nach unserer Erfahrung, ein Vers, der, wenn der Dichter nicht vorzüglich über sich wacht, mehr, denn jeder andere, zu Füllungen und Erweiterungen verleitet, hier einen müssigen Zusatz und dort ein schleppendes Beywort, um die gehörige Länge zu erhalten, herbeyführet, und dem Gedanken eine Ausdehnung und einen Umfang giebt, der der Lebhaftigkeit nachtheilig wird; und alles dieß, dünkt uns, ist H. Neubeck auch wirklich begegnet. Die Fesseln seines Verses haben ihm erlaubt, sich, ohne Zwang, in einem weiten Umkreise zu bewegen, und er hat sich dieser Erlaubniß zu sorglos und zu seinem Nachtheile bedient. Die Wärme seiner Empfindung ist nicht selten in dem Strome seiner Rede verflogen, das Nachdrückliche und Starke mancher Gedanken durch die Einkleidung verloren gegangen, und die Schönheit mehrerer Schilderungen durch die Manier und Darstellung geschwächt worden. Wir wollen unsern Lesern, zum Beweis unsrer Behauptung, zu vörderst eine Erzählung mittheilen, die offenbar auf die Erzeugung des Mitleidens angelegt und gewiß von dem Verfasser selbst für einen seiner gelungensten Stücke seines Gedichtes gehalten worden ist, da es dem Ganzen zum Schlußsteine dient. Die schöne Theone ist ihrem Bräutigam Meleon ins

Bad

Wuth gefolgt. Sie liebt das Vergnügen des Tanzes und hat, bey einem Balle, die Bewunderung aller Anwesenden auf sich gezogen.

Doch als jetzo die Saiten verstummten, und eben ihr Medou
Sich in dem Nebengemach mit gleich empfindenden Freunden
Traulich beredete, schlich Theone mit glühender Stirne,
Thränenperlet und feucht, wie die Erstlingsblume des Frühlings,
Welche die tagende Wolke mit hellem Silber beträufte,
Also schlich sie, von keiner Gespielinn begleitet, zum Garten,
Ach! ganz uneingedenk der Warnung ihres Geliebten.
Feuchtkalt wehte die Nacht, und schauernd eilte die Jungfrau
Hin zur Grottenkaskade, die silberhell in dem Mondlicht
Ueber das Moos in ein Becken herab in sanftem Geräusch floß.
Schmettere lauter, o Nachtigall, im Platanengehölze,
Flöte ein lieblicheres Lied! — o Jammer du singest ein Grablied,
Melancholisch und traut, denn ach! schon blinkt im Krystalle,
Schon berühret die Lippen die lebenberaubende Kühlung,
Aus dem Becken geschöpft; und der Mond in der silbernen Welle

Zit-

Zitterte' sanft, und sie trank. — Todt sank die schönste der Bachus,
Todt in den Sand, und verhauchte den Geist. In Saale vermißt sie
Bald ihr Geliebter, und eilt mit Ahndungen aus der Versammlung.
Die du der Leidenden gern dich erbarmst, mitleidige Seele,
Noch, noch spare die Thränen. — Der ängstlich suchende Jüngling
War in den Garten gekommen, und rief die Geliebte mit Namen.
Aber verstummet war des Mundes lieblicher Wohllaut,
Einst sein Echo. Leise verhallte der zärtliche Name
Tief in den Schatten der Nacht. Ein Schauer durchströhmt ihm die Glieder.
Dunklere Wolken verhüllten den Mond; elegischer weinte
Filomelens Geflöt, die Quelle murmelte klagend.
Eben erschüttern das Herz ihm neue Schauer, indem er
Kommt zu der Stäte der Trauer, und hell ihr weißes Gewand sieht
Schimmern im dämmernden Lichte der Mondnacht. Eilender naht er.
Halte den bebenden Schritt zurück, Unglücklicher! Fliehe!
Fliehe, damit nicht kaltes Entsetzen dich tödtend ergreife!
Aber vielleicht ist Rettung — vielleicht noch Hoffnung zum Leben —
Zweifelnd zuerst, ob seine Geliebte die weiße Gestalt sey,

Rief

Rief er noch einmahl: Throne! — Throne! hallte die Grotte
Bänger zurück, und es folgt ein schreckliches Todesverstummen.
Zitternd darauf, und mit klopfender Angst bebt näher der Jüngling,
Sieht die Röthe der Wangen entflohn, sieht Blässe des Todes
Decken das wohlbekannte Gesicht; doch glaubt er sie todt nicht,
Wähnet, entathmet liege sie nur in täuschender Ohnmacht.
Doch nun faßt er die Lilienhand der Entseelten, und fand sie
Starr und kalt und entstellt von bläulichen Flecken. — Entsetzen!
Jetzt erst fuhr, wie ein Dolch, der Gewittergedanke des Todes
Durch sein Herz, und den Lippen entscholl ein beklommener Angstschrey;
Denn ihn lähmte der Schmerz. — O seht den erschütternden Anblick!
Neben der Leiche der Braut liegt stumm, mit gerungenen Händen,
Medon, und kann nicht weinen; um Hülfe zu rufen vermochte
Kaum der Elende noch; doch hier war Hülfe vergebens.
Jegliche Lockung, die sonst des Lebens schlummernden Funken
Anzufachen, und wieder das Herzblut fortzubewegen
Noch bey solchen vermag, die Leichnam scheinen und dennoch

Aufnahmen begonnen; sie bleibt unwirksam und fruchtlos.
Medon, geklammert an ihren erkalteten Busen, und sprachlos
Will nur sterben mit ihr; doch sein erbarmt sich der Tod nicht,
Dem er rufet! — und nun, ihr mitempfindenden Herzen,
Weint, o weint für ihn, die schöne Thräne des Mitleids.

Man kann weder die Erfindung noch den Vortrag dieser Geschichte geradezu tadeln. Der Ort, die Zeit und die Umstände der Handlung sind nicht ohne Ueberlegung gewählt, der Ausdruck ist rein und richtig, und der Hexameter gleitet leicht und ohne Anstoß dahin, und doch bringt die Erzählung die beabsichtigte Wirkung nicht hervor. Woran liegt es denn, daß wir nichts von jener sanften Rührung verspüren, in die uns der Dichter zu versetzen bemüht gewesen ist? woher kömmt es, daß wir, aller Auffodrung von ihm ungeachtet, so wenig Antheil an Theonens Schicksal und Medons Verlust nehmen? Ist es nicht, weil der Erzähler zu reich an Worten und zu arm an Empfindungen ist? ist es nicht, weil ihm die Gabe der lebendigen Darstellung und die ächte Begeisterung abgeht? ist es nicht, weil er den dichterischen Ausdruck mit dem gefühlvollen Ausdrucke verwechselt? ist es endlich nicht, weil er sich oft seinen Vers gereimt zu haben begnügte und Harmonie für Poesie nimmt? Er löse einmahl den Hexameter jeglicher Fessel

u. ſ. w. nebſt den drey folgenden auf, und frage ich ſelbſt ob er etwas anders als Proſa geſchrieben hat, und in den aufgelöſten Theilen noch eine Spur poetiſchen Geiſtes übrig bleibt? So ſpricht nicht der fühlende mitleidende Dichter; ſo ſpricht der kalte zur Unzeit gelehrte Arzt. Wir könnten dieſe Vorwürfe noch auf eine ganze Menge Stellen anwenden, aber es mag bey dieſer Einen ſein Bewenden haben. Lieber heben wir einige gelungene aus. Hier iſt eine, didaktiſchen Inhalts: denn die didaktiſchen, oder ſolche, wo es mehr auf Kenntniß, als auf Gefühl, und mehr auf die Richtigkeit, als auf die Lebendigkeit des Ausdrucks, ankömmt, ſind es gerade, die H. N. am beſten gelingen. Sie ſteht im erſten Geſange S. 10. Der Dichter bittet ſeine Gefährtinn die Nymphe:

lehre mich, was in dem Heilquell
Jenes lebendige Sprudeln erregt, und die tanzenden Perlen,
Die des Gefäßes Rand mit den wechſelnden Farben der Iris
Lieblich umkränzen und Silberſtaub im Zerſpringen umherſtreun.

Hierauf bekömmt er zur Antwort:

Durch die ganze Natur iſt ein flüchtiger, geiſtiger, ſaurer
Aether verbreitet; von ihm durchdrungen ſind alle Gewächſe,
Alle Gewäſſer und Steine, zu jeder verborgnern Höhlung

Unter

Unter der Erde gelangt er, umfängt mit der Luft (denn von dieser
Ist er selber ein Theil), den Erdkreis. Alle Geschöpfe
Athmen ihn ein und leben; sie würden schneller vergehen,
Früher zerfallen in Moder und Staub und vollenden ihr Daseyn,
Wenn der geathmeten Luft es an diesem Wesen gebräche.
Ist ein Bach in der Wüste dem lechzenden Wanderer kühlend,
Süß und erquickend, erfrischt er das Herz dem Müden, so war es
Dieses Gewürz der Natur, das schneller den brennenden Durst ihm
Stillete. Jeglicher Heilungsquell empfängt in der Tiefe
Schon bey seinem Entstehn viel dieses belebenden Aethers
Aus der umgebenden Luft. Die Geister der flüchtigen Säure
Sind es, welche dem Quell Heilkräfte verleihn, und ihn waffnen
Aufzulösen das Erz des Gebirgs. Im Laufe zernagt er
Nun die rostigen Wurzeln des eisernen Waldes, und führet
Seinen metallischen Raub mit sich fort, und vereiniget innig
Sich mit ihm; so schwängert sich jede der Wellen mit Eisen.

Wir glauben nicht, daß uns der Leser von Geschmack widersprechen werde, wenn wir behaupten, daß diese Stelle sich eben so sehr durch Wahrheit als Schönheit auszeichne, und der Dichter dem Naturkundigen dießmal nicht nachstehe. Nicht weniger vorzüglich ist eine andre aus dem vierten Gesange (S. 80.) über die Heilsamkeit des Erddunstes, die hier ebenfalls einen Platz finden mag.

Horch, was singst in Phöbus Orakel Hygea mich lehrte.
Aus der lockeren Erde, sobald die glänzende Pflugschaar
Hat, gleich Wellen, emporgeworfen die schwärzlichen Schollen,
Quillt ein balsamischer Dunst, und wallt unsichtbar im Winde
Ueber die Furchen empor. Der Ackerer athmet die Frische,
Doch unwissend, wie sehr ihn erquicket der geistige Märzduft,
Und, wann er triefet von Schweiß, ihn stärket zu der müdenden Arbeit.
Noch erfrischender steigt aus geackertem Boden der Dunst auf,
Wann aus Sommergewittern befruchtender Regen herabtroff,
Hoch in der segnenden Wolk' aufglühet der farbige Bogen,
Hinter den Wallungen hohl nur noch murmelt der dumpfere Donner.
Kann den treibenden Pflug dein Arm nicht lenken, und willst du

Athmen den Balsamhauch der erfrischten Erde, so
folge
Nach in der Furche dem Pflügen, und trinke den
stärkenden Heilsaft.

Einige Versetzungen, die wir aus dieser übrigens glücklichen Stelle noch hinwegwünschen, haben wir durch andere Schrift bemerkt. Sie sind zwar nicht so auffallend, wie die S. 54.

Nie verleite der Rath des unberufenen Klüglings
Dich, in den köstlichen Gaben zu schwelgen der
gütigen Nymphe;

wofür wohl,

in den köstlichen Gaben der gütigen Nymphe zu
schwelgen,

um nichts schlechter und unpoetischer wäre: aber in einem so freyen und zwanglosen Vers, wie der Hexameter, eben so wenig zu verzeihen, als die Verstümmelung Kiesen, für erkiesen, kohren für erkohren, ein Misch für ein Gemisch. u. s. w. Wenn Dichter, wie Ramler und Wieland, sich in ihren schweren und durchaus bestimmten Sylbenmaßen vor dergleichen Freyheiten hüten, wie viel mehr kömmt ein gleiches zu thun Dichtern zu, die nicht, wie jene, Sitz und Stimme auf dem Pindus haben und sich ihre Arbeit noch überdieß durch die Wahl der Versart erleichtern.

X.

X.

Gedichte von Wilhelmine von S. Mit einer Vorrede herausgegeben von J. E. Troschel. Berlin bey Himburg 1795. 319. S. 8.

Die Verfasserinn dieser Gedichte, (laut der Vorrede Fräulein Wilhelmine von Schlieben in Crossen,) die einige unserer Leser vielleicht schon aus Wielands neuem deutschen Merkur kennen werden, gehört unter die wenigen ihres Geschlechts, welche die Feder gerade nicht wider den Willen der Musen führen. Sie hat offenbar viel natürliche Anlage zur Dichtkunst, hat die bessern Dichter unserer Sprache mit Aufmerksamkeit und Nutzen gelesen, die Sprache selbst sich durch Fleiß und Uebung zu eigen zu machen gesucht und dem Rath der Kunst ein offenes Ohr gegeben. Aber sie hat, unsers Bedünkens, gleichwohl dieses Raths zu ihrer Vollkommenheit noch sehr nöthig, und würde vielleicht itzt schon der Foderung des Kenners mehr genug thun, wofern ihre Rathgeber noch etwas strenger gegen ihre Arbeiten gewesen wären. Die Dichtungsart, die sie am meisten zu lieben scheint, ist die Epistel, und ihr Urtheil über sich selbst und ihre Talente und Kräfte hat sie, in Rücksicht der

Wahl, in der That nicht irre geführt. Die Manier, die ihr am besten ansteht, ist die anspruchslose, gefällige, welche die Epistel erfordert, und der Ton, der ihr am meisten glückt, der leichte, natürliche; nur Schade, daß sie die Leichtigkeit zu dichten nicht selten mit der Leichtigkeit zu reimen verwechselt, und Geschwätzigkeit für Natürlichkeit angesehn hat. Manche ihrer Briefe würden augenscheinlich gewinnen, wenn sie um die Hälfte kürzer, andre, wenn sie von einzelnen lästigen Auswüchsen befreyt, noch andre, wenn die Gedanken runder und voller ausgedrückt wären, da sie im Gegentheil itzt, bey einer nicht sehr glänzenden Darstellung, bald durch ihre Weitschweifigkeit zerstreuen, und bald durch ihre Länge ermüden. Sollten wir diejenigen unter den ernsthaften Stücken nennen, die wir für die vorzüglichsten und lesenswürdigsten halten, so wären es die Epistel an eine Birke, (S. 5.) Lob weiblicher Einfalt, (S. 92.) an meinen Plato, (S. 103.) an Rousseaus Geist, (S. 140.) und an Constanze über den Verlust meines gemietheten Gartens. (S. 176.) Zwar können wir auch sie, vorzüglich die an Rousseau, von den im Allgemeinen gerügten Fehlern nicht freysprechen, aber das glauben wir ohne Bedenken versichern zu können, daß die Lesung derselben stellenweise belohnen werde. Hier sind einige Proben aus der Epistel, welche die Ueberschrift Lob der weiblichen Einfalt führt. Die Dichterinn hat gegen Rohigkeit und Eingeschränktheit des Geistes geeifert. Sie fährt fort:

Doch

Doch wie hält ich mit diesem Hause
Die Einfalt auch belegt, die ihren Werth
kannt.
Sie ist es, die den kleineren Verstand
In ihrer Sphäre übt,
Die Pflichten ihrer niedern Klasse
Und des Berufs, der sie beschränket, liebt,
Die durch Erfahrung lernet,
Was oft studirte Theorie
Dem Weisen selbst verschweigt, die nie
Aus ihrem Pflichtkreis sich entfernet,
Und nur, indem sie den erweitert,
Sich denkend höher hebt,
Dann Weisheit liebt, dann Geist und Herz erhei-
tert,
Und, was sie lernt, auch auszuüben strebt.
Sie ringet nicht nach weltbekannten Namen.
So wie der Landmann seinen Samen
Dem Acker schweigend anvertraut,
So sät sie Tugenden, und schaut
Gen Himmel, fleht um Gottes Seegen,
So wie um Sonnenschein und Regen
Der Landmann bethet; freuet sich
Des glücklichen Erfolgs — wie sich der Erndte-
freuden
Ein Schnitter freut; sie eignet Gott bescheiden
Die Ehre zu, nicht ihrem kleinen Ich,
Und seelig fühlt sie sich in immer froher Laune;
Denn sie erwartet ihren Ruhm
Nicht von der Fama tönenden Posaune,
Ihr Haus ist ihrer Ehre Heiligthum.
Das Lächeln ihrer Hausgenossen,
Das Zutraun ihrer Nachbarschaft,

Ihre Glorie; ihr ringt sie unverdrossen
Mit sanfter Liebe nach, mit ungetheilter Kraft.

Die folgenden Züge haben uns weniger gefallen, weil sie zum Theil gar nicht auf die Einfalt passen, zum Theil nicht eigenthümlich genug sind, auch der Ausdruck das, was er soll, nicht immer deutlich und richtig sagt. Was dagegen S. 97 steht, ist wieder eben so gut als schön.

Weib, dem die Einfalt Würde gab,
O Weib im wahren Sinn! beneide du nicht Frauen
Im Putze schön, und stolz in Kleiderpracht.
Sie sind den Affen gleich und Pfauen,
Modelle nur der Kunst des Putzes — zum Beschauen;
Sie tragen Sklaventracht
Der eigensinn'gen Herrschaft Mode;
Sie täuschen uns im Leben — und im Tode
Den Wurm an ihrem Leichnam noch. —
Gönn' ihnen ihr geschmücktes Joch;
Auch gönne den gelehrten Frauen
Ihr eigenliebig Selbstbeschauen,
Und ihre Bücher, ihr Papier;
Laß ihrer eiteln Ehrbegier
Den Lorbeerkranz, nach dem sie ringen.
Ein beßrer Kranz ist dein.
Wenn deine Kinder dich umringen,
Ein horchend Ohr, ein offnes Herz dir bringen,
Hier schreibe deine Lehren ein,
Die selbsterfahrnen Weisheitslehren;
Dieß Buch wird dich,
Wenn alles, was der Ehrgeiz schrieb, verblich,
Weit auf die Nachwelt ehren. —

Von

Von den Episteln launigten Inhalts können wir nur zwey, die an Kartusch meinen Pudel, (S. 31.) und die demüthige Bittschrift der Krähen und Elstern an die Gräfin Julie, (S. 225.) doch mit Ausschluß ihres Gefolgs, der übrigen vier Episteln über den nähmlichen Gegenstand, auszeichnen. Die letztern können in dem kleinen Kreise, für die sie zunächst bestimmt gewesen sind, für artig und witzig gegolten haben: allein das größere Publikum dürfte sie schwerlich so finden. Ueberhaupt scheint es uns, als ob die scherzhafte Epistel der Verfasserinn weit weniger glücke, als diejenige, die Lebensweisheit und Tugend lehrt. In dieser wird sie es, nach den gegebnen Versuchen zu urtheilen, gewiß noch weiter bringen, wenn sie sich einen Gotter und Nicolay zum Muster nimmt, und sichs angelegen seyn läßt, den Menschen fleißig zu beobachten und mit dem Wesen der Poesie, nach Anleitung Engels und anderer, sich vertrauter zu machen. Ob wir zu hart richteten, mögen unsere Leser aus nachstehender Stelle beurtheilen. Julie hat den Krähen und Elstern Frieden zugesichert. Hierüber erfreuet, ruft die Dichterinn aus:

Ha, das ist gütig,
Und edelmüthig,
Und weiblich schön!
Das müssen Männer,
Als Menschenkenner,
Selbst eingestehn.
Wenn die Klienten,
Die ich als Rath,

Und Advokat
Bey dir vertrat,
Nur reden konnten,
Sie dankten dir
Gewiß dafür
Mit tausend Worten,
Und priesen gern,
So nah als fern,
An allen Orten
Die Edelthat,
Die Schatz verleihet,
Die sie befreiet
Vom Richtstuhl hat,
Vor dem sie standen
Und Schmach empfanden,
Unangehn,
Mit bangem Flehn,
Das, unverstanden,
Vom Richterohr,
Sich in die Lüfte
Unhör verlor. —

Wir könnten noch drey Seiten mit solchen kurzen Reimen anfüllen, wahrscheinlich aber haben unsre Leser schon an diesen gut Gnüge. — Angehängt sind der Sammlung Volkslieder und Sinngedichte, für welche der Herausgeber die Kritik um Nachsicht und Schonung bittet. Die letzten möchten sie allerdings gar sehr nöthig haben, allein unter den erstern, die durch H. Beckers Aufforderung, Lieder für Landleute zu dichten, veranlaßt wurden, befinden sich mehrere, die recht sehr verdienen in

den Mund des Volks zu kommen. Nur einige Strophen aus dem beym Aeruderkonzert:

Allmächtiger! wir danken dir
Mit Herz und Munde danken wir,
Wir all aus einem Munde.
Viel Gutes hast du uns gethan,
Du fülltest unsre Scheuren an;
Frisch sind wir und gesund.

Wir pflügen, säen und eggen ein,
Und du, du giebst den Sonnenschein,
Giebst Regen und giebst Thau;
Wir gehn, wenn wir das Feld bestellt:
Dann keimt die Saat, dann reift das Feld,
Dann grünt und blüht die Au.

Uns fraß kein Wurm die junge Saat,
Kein Feind kam, der sie uns zertrat,
Kein Hagel knickte sie:
Wir litten nichts von Krieg und Brand,
Und keine Seuche kam ins Land,
An (Zu) Menschen oder Vieh.

Und als die Bauern auf den Hof der Herrschaft kommen und den Kranz überreichen:

Hier ist der Kranz! Gott macht uns reich,
Ergiebt als Vater uns und euch
Und allen Menschen Brod.
Nun, Herr, nahts gesund, und ist also Korn
Und hilft von unsrer Hand und Treue
Dem Armen in der Noth.

Noch können wir nicht umhin, die Dichterinn zu bitten, dem Mechanischen des Versbaues künftig eine größere Aufmerksamkeit zu schenken. Nichts ist, in Absicht des Wohlklanges, unerträglicher, als eine Jambe von zehn, bis zwölf Sylben zwischen zwölf- und dreyzehn sylbigen, und nichts unleidlicher, als eine Paarung von Reimen wie folgende. S. 160.

Hast du sie schon gesehn,
Verklärte Schwester? — Ihren Namen,
Den tugendlohnenden
Im Himmel, kennt' ich nicht,
Und du vielleicht den Namen,
Den wir der Staubbewohnenden
Im Staube gaben, nicht; —
Und doch möcht' ich dich fragen:
Hast du sie nicht gesehn? —

aber S. 149.

— Ich möchte dich
Um jeden Weg, den Menschen gehen,
Und um die Pfade der Natur,
Und welchen Weg der Liebe Spur
Verschönert hat, — denn diesen nur
Erwählt ich mir, — befragen.
Wohlan! du hörest mich! —

Ich fand
In allen Ständen ausgegossen,
Mein Rousseau! eine Menschenart,
Der keine Brust, zum Mitleid aufgeschlossen,
Und keine brüderliche Hand,

Nicht

Nicht Teich, nicht Luft gegeben ward,
Als uns eines Bruders Laft zu heben.

Lieber gar nicht gereimt, als auf dieſe Art.

XI.

Volkslieder, nebſt untermiſchten andern Stücken von Friedrich Heinrich Bothe. Berlin, bey Himburg. 1795. 452 S. 8.

Die vor uns liegende Sammlung kann als eine Fortſetzung von Urſinus Balladen und Herders Volksliedern angeſehn werden, und enthält eine reiche Nachleſe zu beyden. Der Verfaſſer hat nach lateiniſchen, franzöſiſchen, ſchottiſchen und irländiſchen Muſtern gedichtet, auch verſchiedne urſprünglich deutſche neuere Lieder (vier aus Stillings Jugendjahren und eins aus Opizens poetiſchen Wäldern) aufgenommen, aber die eigentliche Fundgrube, aus der er geſchöpft hat, iſt dieſelbe, die ſeine Vorgänger benutzt haben, wir meinen Percys Reliques of ancient Engliſh Poetry. Ob Volksdichtung, wie die Vorrede ſagt, wirklich die erhabenſte aller Dichtungen ſey, und dem populären Dichter der Vorrang vor allen übrigen zukomme, darüber wollen wir uns mit dem Herausgeber nicht ſtreiten. So lange ſich unſre philoſophirenden Volksdichter nicht erklären, wie weit

ſich

sich das Gebieth und die Gränzen der Volkspoesie erstrecken, und es unentschieden lassen, ob sie einige, vielleicht auch einen Theil und Ja zu ihnen zählen, so lange dürfte es wohl vergebliche Mühe seyn, sich über ihre Behauptungen von der Vortreflichkeit dieser Gattung mit ihnen verständigen zu wollen. Auch ist in unsrer und in der allgemeinen deutschen Bibliothek (dort Th. 22. S. 24. und hier Anh. 3. Abth. 6. S. 3372.) Mehreres, das zur Beylegung dieses Zwistes führen kann, bündig gesagt worden. Hier kömmt es hauptsächlich auf den Gehalt der uns von H. Bothe mitgetheilten Stücke und auf den Werth der Nachbildungen an, und da müssen wir denn aufrichtig bekennen, daß uns jener so wohl als dieser sehr verschieden vorgekommen ist, oder mit andern Worten, daß wir viele der gewählten Lieder der Aufnahme völlig werth finden, mehrere derselben hingegen ganz ausgelassen oder ihnen doch eine andre Gestalt geschenkt haben würden. Zu den letztern zählen wir den grössern Theil der historischen Stücken aus Percy, die uns für das eigentliche Volk zu fremd und gelehrt, und für die bessere und gebildetere Klasse (die Rache mag nun von unserm Geschmacke noch so schlimm urtheilen,) zu sehr in dem Ton der Leyermänner und Bänkelsänger gedichtet zu seyn scheinen, zu den erstern hingegen verschiedne kleine, sehr artige und niedliche Erzählungen und einige Lieder voll Natur und Empfindung. Wir wollen unter mehrern, die wir angestrichen haben, zwey als Probe einrücken.

Ken. Hier ist zuerst Amors Kurzweil; S. 258.
nach Percy. (Th. 1. S. 316.)

Ein junger Schäfer ging einmahl
Zu suchen nach verirrten Schafen,
Und fand in einem Wiesenthal
Die allerschönste Nymphe schlafen.

Ums Antlitz wallt' ihr goldnes Haar;
Frey lagen ihre schönen Arme;
Der halbentblößte Busen war
Umspielt von einem Zephyrschwarme.

Der Schäfer steht und sieht und sieht,
Nichts mag er thun, nichts mag er sagen:
Da ward der lose Schalk Cupid
(Wer weiß warum?) dahin verschlagen.

Sie schläft, nun schaut er keck sie an;
Traun, wachend möcht' er sie nicht schauen!
Dann kriecht er hinterwärts heran,
(Denn vornhin darf er sich nicht trauen;)

Nimmt ihr Geschoß ihr leise fort,
Steckt seine Pfeil' in ihren Köcher,
Und flieht, eh' sie erwacht, von dort,
Denn schwächer fühlt er sich und schwächer.

Kaum ist er fort, als sie erwacht;
Sie sieht den Schäfer hinter Myrten,
Greift ihren Bogen, spannt mit Macht,
Und schießet auf den armen Hirten.

Fort fliegt der Pfeil, und ihm ins Herz;
Er sinkt mit Pein zur Erde nieder.

Doch

Doch, schnell geheilt von allem Schmerz,
Verfolgt er schon die Nymphe wieder.

Sie schießt — sie weiß nicht, was sie thut,
Und schießt, und schießt, und macht es schlimmer:
Die Wunden mehren seinen Muth;
Die Liebe stärkt und stählt ihn immer.

Ihr Auge füllen Thränen an,
Fast möchte sie sich selber fluchen;
Dann klagt sie ihre Waffen an,
Und will sie nun auf sich versuchen.

O Nymphe wirf das Eisen hin!
So klein es ist, es dringt zum Herzen!
Voll List und Tück' ist Amors Sinn:
Die Rach' ist Lust, das Ende Schmerzen.

Doch der Gefahr sich unbewußt,
Sucht sie was Bloßes aufzufinden,
Und findet — ihre schöne Brust,
Die Jenem macht die Sinne schwinden.

Sie stößt hinein, und Liebe paßt,
Und weiß ihr flugs ins Herz zu schleichen.
Wie sie verspürt den neuen Gast,
Was kann der Schöne Staunen gleichen?

Sie läuft nun nicht; sie schießt nicht mehr;
Wirft hin den Bogen und die Pfeile;
Was vor sie mied, ist ihr Begehr;
Träg dünket sie des Hirten Eile.

So findet Lieb und Liebe sich,
Was andre thun, das thaten diese,

Und

Und Amor lacht herzinniglich
Auf einer Pappel an der Wieſe.

Folgendes recht gutes Volkslied an die Sorge
iſt nach dem Schottiſchen (M. ſ. The Linnen
Collection of Songs. London 1749. S. 199.)
gedichtet und ſteht S. 411.

Sorge, weich, ich bitte dich;
Du biſt kein Geſell für mich;
Raubſt mir allen Muth und Witz,
Deine Thorheit iſt nicht nütz.
Ich will länger nicht mehr ſorgen;
Denn macht Sorgen mehr geborgen?
Hey, wohl mir! ſoll ſeyn mein Wort;
Alle Sorgen treib' ich fort.

Fehlt mir was, ſo ſchaff' ichs zu;
Aber hab' ich darum Ruh?
Hab' ich viel, ſo will ich mehr;
Hab' ich Geld, verlang' ich Ehr;
Bin ich Fürſt, will ich ſeyn König:
Was ich hab', iſt ſtets zu wenig:
Will drum ſorgen gar nicht mehr;
Sorg' hat mich gequälet ſehr.

Iſt die Welt ein ſchlüpfrig Ball,
Und der Menſch will ſcheu'n den Fall?
Hat die See nicht Ebb' und Flut?
Raubt nicht Reichthum frohen Muth?
Ey, was ſollt' ich mich bekümmern,
Und mein Elend noch verſchlimmern?
Weisheit ſä't, was Thorheit mäht;
Glück, wie Fieber, kömmt und geht.

Wohl

Wohl! dich ſelber kenne drum,
Lach' in Reichthum, Ehr' und Ruhm.
Sey dein Gut groß oder klein,
Danke Gott, und freu dich ſein.
So wirſt du vergnüglich leben,
Nicht in eitlem Kummer ſchweben;
Hey, wohl mir! wird ſeyn dein Wort,
Wenn du treibſt die Sorgen fort.

Wir würden nach Hodnad S. 356. Er an Sie 370. an Alvina S. 417. und einige andre Stücke ausheben, wofern wir nicht, bey der Menge der Bücher, ſogar in dieſer Bibliothek, auf Erſparung des Raums denken müßten. Was wir jedoch unmöglich mit Stillſchweigen übergehen können, iſt der nicht bloß unrichtige, ſondern wirklich ſeltſame, widerſinnige und oft unverſtändliche Ausdruck, der eine große Anzahl dieſer Lieder und zum Theil die ſchönſten derſelben entſtellt. Seine Sprache radebrechen, iſt, ungeachtet des Anſehens eines Herder, auf welches ſich H. B. in der Vorrede beruft, keinem Volksdichter unſerer Tage erlaubt, und räthſelhaft ſchreiben dem Zwecke, den er erreichen will, geradezu entgegen. Wir könnten eine große Reihe von Stellen als Belege anführen, aber wir wollen es bey einer bewenden laſſen. In dem recht hübſchen Gedichtchen: O was iſt es ſüß zu lieben, lautet die dritte Strophe:

Wie den Freund, der von dir ſcheidet,
Lieb' und ehre Lieb' und Zeit:
Ihrer Gaben Luſt verleidet

Alters

Alters Sorg' und Grämlichkeit.
Theurer sind sie jedes Jahr,
Und verkünsteln immerdar.

Was heißt das? — Angehängt ist eine englische Uebersetzung der vier aus Stillings Jugendjahren genommenen Balladen, von denen wir wünschen, daß sie die Wirkung, die ihnen H. B. zutraut, — die Ausländer auf unsere Volkslieder aufmerksam zu machen, hervorbringen mögen.

XII.

Biographische Nachrichten.

Im Jahr 1793 den 27. Februar starb der als Kenner und Beförderer der classischen Litteratur so berühmte Prinz Gabriello Lancellotto Castelli von Torremuzza zu Palermo, wo er den 21. Januar 1727 gebohren war. Er war der Sohn des Carlo Girolamo Marchese di Motta und der Susanna Giglio Prinzessin von Torretta. Er legte sich in seiner Jugend auf die Rechtswissenschaft und hatte die Absicht zu seinem Vergnügen die Naturlehre, Chemie und Botanik zu studieren, bis ein Zufall seine Neigung auf das Studium der Alterthümer lenkte. In der Nähe von Motta, wo er sich aufhielt, befinden sich Spuren der Stadt Alesa, welche im Jahr 828 durch ein Erd-

heben verſchüttet worden war. Im J. 1746 fand ein Landmann in dieſer Gegend einige hundert Münzen von Erz, die er dem Prinzen von Torremuzza zuſtellte. Dieſe Münzen reizten ſeine Neugierde. Er genoß auf dem Lande einer glücklichen Muße; er fing alſo an, die alte Geſchichte ſeines Vaterlandes aus den Schriftſtellern, deren er gerade habhaft werden konnte, zu ſtudiren und ſetzte dieſe Beſchäftigung zu Palermo, mit Unterſtützung der dortigen Gelehrten und Alterthumsforſcher, fort. In den erſten zwölf Jahren, die er denſelben widmete, ſchrieb er einige Abhandlungen über antiquariſche Gegenſtände, *) in denen ſich weniger der Gelehrte, als der Freund der Gelehrſamkeit zeigte. Sein Hauptwerk aus dieſer Periode aber war eine Geſchichte von Aleſa, welche überall mit vielem Beyfall aufgenommen wurde. Indeſſen war dieſes nur als die Vorbereitung eines weit gelehrteren Werkes anzuſehn. Der Senat von Palermo ließ im Jahre 1760 eine Menge alter Inſchriften, die man 1586 geſammelt hatte, an eine bequemere Stelle bringen, welches den Prinzen veranlaßte, ſie der Reihe nach zu erklären. **) Seine Unterſuchungen ſchränkten ſich aber nicht hier-

*) Ueber eine alte marmorne Statue, die in dem Gebiete von Aleſa ausgegraben und auf dem Platze von Tuſa aufgeſtellt wurde. Palermo. 1749. 8. Ein Brief über die Ruinen von Solus. u. d.

**) Iſcrizioni Palermitane, Palermo. 1762. fol.

hierauf ein. Alle Ueberbleibſel des Alterthums in Sicilien zogen ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich und er wünſchte, daß die Gelehrten ſeines Vaterlandes ſich der Unterſuchung derſelben mit vereinigten Kräften widmen möchten. Er that hierzu Vorſchläge; theilte den ganzen Vorrath der ſizilianiſchen Alterthümer in Claſſen und wählte ſich davon die Claſſe der Inſchriften und Münzen aus. *) Dieſe neue Sammlung von Inſchriften erſchien auch ſchon im J. 1769 mit einer gelehrten Einleitung, in welcher er vorzüglich über die in Sicilien üblichen Dialecte der griechiſchen Sprache, die Paläographie der ſicilianiſchen Griechen, ihre Zeitrechnung in verſchiednen Städten u. d. Unterſuchungen anſtellt. Dieſes Werk wurde, mit neuen Entdeckungen bereichert, im J. 1784 zum zweytenmal aufgelegt. Mit demſelben Eifer bearbeitete der Prinz das Fach der Münzkunde und gab ſeit dem J. 1770 mehrere kleine Schriften heraus, in denen er beſonders die zahlreichen Fehler ſeiner Vorgänger in Erklärung der ſicilianiſchen Münzen aufdeckte und berichtigte. **) Der Beyfall, den dieſe Schriften erhielten, munterte ihn zur Unternehmung eines größern numiſmatiſchen Werkes

*) Idea di un Teſoro, che contenga una generale Raccolta delle antichità di Sicilia. Palermo 1764.

**) S. Opuſcoli di Autori Siciliani. Tom. XI. XII. XIII. XIV. XV.

auf, welches auf königliche Koſten im J. 1781 erſchien. *)

Während der Prinz den Ruhm ſeines Vaterlandes durch ſeine Schriften im Auslande beförderte, machte er ſich in Sicilien ſelbſt als Cuſtode dell' Antichità della Val di Mazzara und als Deputirter der königlichen Studien keine geringern Verdienſte um daſſelbe. Sicilien verdankt ſeiner Vorſorge die Erhaltung des Tempels von Segeſte, der Tempel bey Girgenti, der Ruinen von Selinunt, der alten Catacomben von Palermo, welche ohne dieſe Vorſorge entweder noch mehr beſchädigt, oder durch modernes Mauerwerk würden entſtellt worden ſeyn. Die königliche Academie bildete ſich faſt ganz durch ihn und unter ſeiner Aufſicht. Die Errichtung einer Zeichenſchule, die Gründung einer wohl dotirten Bibliothek, die Vervollkommnung der Sternwarte und des botaniſchen Gartens, alles dieſes war zum Theil ſein Werk. Bey ſeinem Tode vermachte er der öffentlichen Bibliothek der Academie die ſeinige. Zum Andenken dieſes Geſchenkes iſt das Bild des Prinzen von Marmor en basrelief im Eingange der Bibliothek mit folgender Inſchrift aufgeſtellt:

Gabrie-

*) Siciliae Populorum et Urbium, Regum quoque et Tyrannorum veterum nummi Saracenorum epocham antecedentes. Panormi typis regiis. MDCCLXXXI. fol. Hiezu kamen zwey Supplemente unedirter Münzen; eines im J. 1789, das andre 1791.

Gabrieli Lancellotto Castello Principi Turris Mutii Triumvirio literario qui patriis ex omni genere vetustis monimentis summa diligentia conquisitis mira eruditione illustratis Siciliae gloriam auxit longeque propagavit, suis insuper lectissimis libris regiae huic bibliothecae ex testamento legatis de re literarum publica deque patria optime meruit civi incomparabili annuente Ferdinando D. N. Indulgentissimo ex annuo ejusdem bibliothecae censu monimentum. Anno CIↃIↃCCVIIC.

Die literarischen Verdienste des Prinzen und sein Eifer für die Beförderung der Wissenschaften wurden auch von Ausländern anerkannt. Im J. 1766 ward er Mitglied der königl. Societät der Alterthümer zu London, und 1784 der königl. Pariser Academie der Inschriften und schönen Wissenschaften. Er stand mit mehrern gelehrten Alterthumsforschern des Auslandes im Briefwechsel; und nicht leicht kam ein Gelehrter nach Sicilien, der ihn nicht aufsuchte und in seinem Hause Höflichkeiten genoß.

Er starb mit großer Ruhe und Heiterkeit nach einer kurzen Krankheit, die eine Folge seiner ununterbrochnen Anstrengung war. Sein Tod ward in Sicilien lebhaft beklagt. Der Adel verlohr an ihm eine seiner vorzüglichsten Zierden; und die Gelehrten einen unpartheyischen Kenner ihrer

Verdienſte und einen eifrigen Beſchützer des Talents.

Giovanni Chriſtofano Amaduzzi wurde im J. 1742. zu Savignano, einem Städtchen nicht weit von Rimini, gebohren. Nachdem er den gewöhnlichen Jugendunterricht erhalten und ſich ſchon als Knabe durch ſeine Faßungskraft ausgezeichnet hatte, fing er im J. 1755 an, ſich auf Philoſophie und das Studium der griechiſchen Sprache zu legen, worinne er den Unterricht des berühmten Giovanni Bianchi genoß. Dieſer hatte zu Rimini, aus Liebe zu ſeiner Vaterſtadt, in ſeinem eignen Hauſe eine blühende Schule eröfnet. Hier ſtand den jungen Leuten, denen er Unterricht gab, ſeine ausgeſuchte Bibliothek, ein reichhaltiges Muſeum der Naturgeſchichte, ein botaniſcher Garten, eine Sammlung von Handſchriften, Münzen und Kunſtwerken des römiſchen und griechiſchen Alterthums zum Gebrauche offen. Hier fand Amaduzzi reichliche Nahrung für ſeine Wisbegierde und er erwarb ſich unter der Anführung dieſes Lehrers mannigfaltige und ausgeſuchte Kenntniße in der Philoſophie, der Beredſamkeit, der Alterthumskunde und der Philologie. Nachdem er hierauf dem Studio der Rechtsgelehrſamkeit einige Zeit gewidmet hatte, begab er ſich 1762 nach Rom, wo er fünf unedirte Novellen Theodoſius II. und Valentinian III. an das Licht ſtellte. Hier beſchäftigte er ſich mit der Theologie und dem canoniſchen Rechte, um ſich zu einem geiſtlichen Amte geſchickt zu machen; und erhielt im J. 1769 eine Profeſſur

der

der griechiſchen Sprache an dem Gymnaſio della Sapienza, und das Jahr darauf die Aufſicht über die Druckerey der Congregazione di Propagànda; welche beyde Stellen ihm auf ausdrücklichen Befehl des Pabſt Clemens XIV. übertragen wurden. Die Muße, welche ſie ihm übrig ließen, wendete er hauptſächlich auf die Ausbildung ſeiner theologiſchen Kenntniße und auf Unterſuchung der Bibliotheken, aus denen er viele ſchätzbare Ueberbleibſel lateiniſcher und griechiſcher Schriftſteller an das Licht zog. Dieſe gab er in ſeinen Anecdotis litterariis in 4 Bänden heraus.

Vorzüglich aber zeigten ſich Amaduzzi's Talente in ſeinen Schriften über die Alterthümer. Seinen erſten Verſuch machte er im J. 1764. *) Dieſem folgte im J. 1767 die Vertheidigung einiger alten zu Rimini gefundenen Inſchriften, deren Aechtheit Maffei beſtritten hatte. Ein Werk, das von vielem gelehrten Fleiße zeugte, war die Herausgabe der alten Denkmäler der Villa Mattei, welche zuerſt von dem Marchſe *Ridolfino Venuti* unternommen worden war. **) Eine Men-

*) Fragmenta veſtigii veteris Romae XX tabulis comprehenſa, cum notis Bellorii: editio quarta cui acceſſerunt incerti auctoris et Jo. Chriſt. Amaduzzi Sabinianenſis annotationes, ejusdemque appendix, in quo ſex aliae tabulae anecdotae, quae in Capitolio aſſervantur, publici juris fiunt. Romae. 1764. fol.

**) Vetera monumenta, quae in hortis Caelimontanis et in Aedibus Matthejorum adſervantur,

ge von Inschriften vorhan, von ihm zuerst erläutert und in dem Zeitraum von 1775 bis 1783 schrieb er eine Anzahl antiquarischer und andrer Werke, die wir in der Note anführen. *)

Zur

nunc primum in unum collecta et annotationibus illustrata. Tomi. III. Romae. 1779. fol. mit 270 Kupfertafeln.

*) De veteri Inscriptione Urbi togati, ludi pilae vitreae primi inventoris. Romae 1775. 8. — Discorso funebre in lode del Cav. Antonio Raffaele Mengs, recitato in Arcadia il dì 11. Maggio 1780. Rom. 1780. Picturae antiquissimi Virgiliani codicis Bibl. Vaticanae a Petro Sancte Bartoli aere incisae: accedunt ex insignioribus Pinacothecis picturae aliae veteres, gemmae et anaglypha, quibus celebriora Virgilii loca illustrantur. Romae 1782. 4. — De Gemma Musaei Academiae Etruscae Cortonensis militare testamentum exhibente Epistola; cui accedit Appendix sculpturarum gemmarlorum qui in historia glyptographica A. F. Gori desiderantur. im IX. Theil der Saggi di Dissertazioni dell' Academia Etrusca di Cortona. — Pitture antiche ritrovate nello scavo aperto d'ordine di N. S. Pio VI. in una Vigna accento l'ospitale di S. Gio. in Laterano. Roma. 1783. fol. — Lettere dell' Abbate Gio. Winkelmann riguardanti le preziose Antichità di Ercolano, Pompei ec. ordinate ed arrichite di note dall' Abbate G. Crist. Amaduzzi. im VI. Theil der Antologia Romana. nr. III — XVIII vom J. 1788.

Zur Erholung pflegte A. in den Herbstferien jedes Jahres eine gelehrte Reise zu machen. Dann durchsuchte er die Bibliotheken, Archive und Museen, kopirte Handschriften und studirte überall die schönsten und interessantesten Werke der Kunst. Er stand mit den angesehensten Gelehrten Italiens in genauer Verbindung, und war in die berühmtesten Academien Italiens aufgenommen. Mehr als einmal wurden ihm auswärtige Stellen unter den vortheilhaftesten Bedingungen angeboten; aber er schlug sie aus, weil er sich nicht entschließen konnte, außerhalb Rom zu leben.

Der Gelehrte, aus deßen Schrift wir die Lebensumstände dieses Gelehrten geschöpft haben,*) schildert seinen Charakter folgendermaßen: „Seine Sitten waren einfach und in seiner Lebensart band er sich an eine strenge Regelmäßigkeit. Er liebte nur diejenigen Bequemlichkeiten des Lebens, welche zur Befriedigung seiner nothwendigen Bedürfnisse erfoderlich waren, deren Anzahl seine philosophische Denkungsart außerordentlich vermindert hatte. Sein schönster Hausrath bestand in einer Bibliothek, die er durch strenge Oeconomie gesammelt hatte. Die Begierde nach Reichthümern betrach-

*) Elogio dell' Abb. Gio. Crist. Amaduzzi Professore di Lettere Greche nell' Archiginnasio della Sapienza di Roma etc. scritto dall' Abb. Ildefonso Bianchi R. Censore e Professore di Etica ec. Pavia nella Stamp. di Baldassare Comino. MDCCXCIV. 8. 119. S.

trachtete er als die niedrigſte unter allen Leidenſchaften. Sein Temperament war feurig. Er war ein abgeſagter Feind jeder Falſchheit und jedes Betrugs; ſeine Meinungen ſagte er offenherzig und mit Beſtimmtheit heraus. Von allen geſellſchaftlichen Tugenden, deren Ausübung er ſich zur Pflicht machte, ſchätzte er keine ſo hoch als Beſtändigkeit in der Freundſchaft. Der Schwachen und Unglücklichen nahm er ſich eifrig an. Hätte der Ehrgeiz eine größere Gewalt über ihn gehabt, ſo würde dadurch ſeiner natürlichen Lebhaftigkeit vielleicht ein Zaum angelegt worden ſeyn; er würde gelernt haben zu ſchweigen; der edle Stolz, der ihm zur andern Natur geworden war, würde gedämpft worden ſeyn. Amaduzzi hatte den Fehler allzu viel Genie zu beſitzen, zu aufrichtig und zu ſtolz zu ſeyn; gleichwohl beſaß er nicht den Stolz, ſich von allem Partheygeiſt entfernt zu halten und nicht aus den Gränzen der Mäßigung herauszutreten. Er war feſt und unerſchütterlich in den Grundſätzen, die er einmal in einer Wiſſenſchaft für wahr anerkannt hatte; und er hatte den unvorſichtigen Muth, ſie mit dem größten Nachdruck zu behaupten und gleichſam triumphirend zur Schau zu tragen. Ueberdieß erhob er ſich allzu ſehr über die gemeinen Vorurtheile; forderte in jeder politiſchen Unternehmung allzu ſehr die genaueſte Beobachtung der Regeln des Rechts; zog jeden Gegenſtand allzu ſtreng vor den Richterſtuhl der Philoſophie, und widerſprach denen, die anders als er dachten, allzu lebhaft, als daß er jedermanns Beyfall hätte erhalten

halten können. Und so schien er oft, was er doch in der That nicht war, stürmisch, kühn und selbst irreligiös."

XIII.

Nachricht von einer neuen Ausgabe der Werke von Greßet.

Es ist bekannt, daß Greßet mehrere ungedruckte Gedichte hinterlassen hat; aber weder Daire, der Verfaßer einer Vie de Greſſet, noch Noël, deßen Eloge den Preiß bey der Academie zu Amiens erhielt, konnten von dem Schicksale derselben Nachricht ertheilen. Man beklagte vornehmlich den Verlust des Ouvroir, der als das Gegenstück zum Vert-vert anzusehen ist, le Parrein magnifique und le Gazetin. Alle diese Gedichte waren von dem Verfaßer öfters vorgelesen worden und sie hatten großen Beyfall gefunden. Aus dem Ouvroir erinnerte man sich unter andern folgender Verse, in denen Greßet die Beschäftigungen der Nonnen beschreibt:

L'une découpe un agnus en losange
Ou met du rouge à quelque bienheureux,
L'autre bichonne une vierge aux yeux bleux,
Ou passe au fer le toupet d'un Archange.

Le

Le Parrein magnifique war ein satirisches Gedicht in zehn Gesängen von ohngefähr dreytausend Versen. Der Inhalt desselben war folgender:

Ein Abbe von guter Geburt, aber karg, soll den Sohn eines Mannes, der seine Geschäfte besorgt, aus der Taufe heben. Er findet, daß, wenn er dieser Ceremonie in eigner Person beywohnt, sie ihm allzu viele Kosten machen würde, und beschließt einen Maire aus der Nachbarschaft seine Stelle vertreten zu lassen. Der Maire glaubt die Ehre, die ihm der Abbe erweißt, nicht besser verdienen zu können, als wenn er nichts spart, und richtet alles so prächtig ein, daß sich seine Auslagen auf eine beträchtliche Summe belaufen. Der Abbe nimmt die Rechnung an, streicht sie aber bis auf 27 livres und 10 Sous ab.

Leute von Geschmack, welche der Vorlesung dieses Gedichts beygewohnt haben, versichern, daß von den zehn Gesängen, aus denen es besteht, mehrere vortreflich, und daß in allen einzelne Stellen waren, welche einen großen Reichthum der Phantasie und des Ausdrucks zeigten. Man fand in ihnen Großes unnachahmliche Leichtigkeit, und man behauptete, daß die feine, sinnreiche und muntre Satyre, welche durch das ganze Gedicht herrsche, es den Werken dieses Dichters aus seiner besten Zeit gleich setze.

Der Stoff des Gazetin scheint trocken und dürftig zu seyn. Ein Mann, der kein größeres Vergnügen kennt, als Zeitungen zu lesen und kein Geld schont, um ihrer so viele als möglich zusammen

lein zu bringen, iſt der Held deſſelben. Es bedurfte ganz die glänzende Einbildungskraft des Verfaſſers der Chartreuſe, um einen ſolchen Stoff mit reizenden Details zu beſtreun.

Das Gedicht iſt in vier Geſänge getheilt. In dem erſten wird der Held in einem klägl chen Zuſtande vorgeſtellt. Flüße, Podagra und faſt alle Uebel, die das Alter begleiten, plagen ihn. Er hat einen Abſcheu vor dem Zugwinde, und eine große Beſchäftigung ſeiner Hausgenoßen beſteht darin, ihn von der Bergere auf den Bettſtuhl, und von dieſem auf den Lehnſtuhl zu bringen. Endlich kömmt er auf den Einfall, den Kaſten von ſeiner Poſtchaiſe abſchrauben und an ſein Camin ſtellen zu laſſen. Hier ſitzt er bey einem Stoße von Zeitungen und vergißt ſeine Leiden und den Zugwind.

Seine Haysgenoſſen ſind eine Nichte, die in der Blüthe ihrer Jahre ſteht, ein verſtändiger Bediente und ein junger Hund. Die Charakterſchilderungen dieſer drey Gefährten ſeiner Freuden und Leiden, die zärtliche Sorgfalt der erſteren und beſonders ihr Eifer ihn mit Zeitungen zu verſorgen und ſie ihm vorzuleſen, und die Sprünge, Poßen und Careßen des Hundes füllen den zweyten und dritten Geſang. Man findet hier die lachenden Schilderungen, die feine und leichte Satyre, den muntern Scherz, die ungezwungene Grazie und die liebenswürdige Nachläßigkeit, welche Greßets Werke charakteriſiren.

Im vierten Geſange ſieht man den Helden des Gedichts in ſeinem Bette ſitzen. Es iſt ohngefähr

dull

gefähr neun Uhr und die ausländischen Zeitungen sind schon angekommen. Die Nichte und der Bediente sind hinausgegangen, niemand ist im Zimmer als der Hund. Dieser springt auf das Bett und unterhält seinen Herrn durch seine lustigen Sprünge. Aber diese Freude wird bald gestört. Der Hund springt auf die Zeitungen, wirft sie auf einander und arbeitet so lange mit Zähnen und Klauen, daß das Bett in kurzem nur noch mit den Resten derselben bedeckt ist. Der arme Mann, der hier alle seine Freuden vernichten sieht, muß steif und unbeweglich sitzen bleiben, und alles sein Zureden, alle seine Caressen, das einzige, was ihm in seiner traurigen Lage übrig war, bleibt ohne Erfolg. Nichts ist im Stande, der Wuth seines Hundes Einhalt zu thun. Nun geräth er außer sich; er flucht, er schreyt, aber mitten in seiner Verzweiflung bringt man ihm die französische Zeitung und tröstet ihn einigermaßen über den erlittnen Verlust.

Ein Landsmann von Greßet besitzt eine große Anzahl ungedruckter Stücke dieses liebenswürdigen Dichters, einige Episteln, welche eine tiefe Melancholie athmen, und unter diesen die Epistel eines Cartheusers, der von einer heftigen Leidenschaft glüht, welche durch die Einsamkeit und die Verzweiflung genähret wird; einige andre, in denen sich die scherzhafte Muse des Dichters mit den Thorheiten und Lächerlichkeiten seines Zeitalters beschäftigt; noch andre von einem stärkern Colorit und einer kühnern Philosophie, wie z. B. die Abtey,

ley, in welcher der Verf. strafbare Mißbräuche und Verirrungen mit lebhaften Farben schildert; mehrere flüchtige Poesien und einige prosaische Aufsätze. Man hat den Parrein magnifique und den Gazetin wieder gefunden. Auch der Ouvroir ist nicht verlohren. Man weiß ietzo, daß ihn Greßet dem Könige von Preußen zuschickt hat und daß man also hoffen darf, ihn dereinst gedruckt zu sehn. Der Besitzer der oben genannten Stücke hat beschlossen, eine neue Ausgabe der sämmtlichen Werke Greßets zu veranstalten, die ohne Zweifel in ganz Europa mit Freuden aufgenommen werden wird und von der wir unsern Lesern nach ihrer Erscheinung sogleich umständlichere Nachricht ertheilen wollen.

XIV.

Vermischte Nachrichten.

Neue Thalia herausgegeben von Schiller. Vierten Bandes drittes Stück. Leipzig bey Göschen. Dieses Stück, welches die Neue Thalia beschließt, enthält 1. Eine Uebersetzung des siebenten Buches der Aneide bis zum 285. V. von Neuffer. Dieser neue Versuch einer Uebersetzung Virgils zeichnet sich, unsern Einsichten nach, durch keine hervorstechenden Eigenschaften aus. Er scheint ein Werk des Fleißes zu

seyn,

seyn, aber eines Fleißes, der nicht weit genug getrieben ist, um sich den Augen eines nur etwas aufmerksamen Lesers zu verbergen. Der sanfte Ton der virgilischen Sprache erscheint hier wie ein trüber und seichter Bach, der sich überall an Steinen bricht; oder um ohne Bild zu reden, der Uebersetzer drückt die Gedanken seines Originals in einer gesuchten, bisweilen unverständlichen Sprache und in harten Hexametern aus. Wir wollen eine Probe aus dem Anfange des Buches geben:

Als nun Aeneas der Fromme das Fest der Leiche vollendet,
Und den Hügel erthürmt, weil jetzt die wogenden Meere
Ruhten, erneut er den Weg mit den Segeln, und scheidet vom Hafen.
Kräftiglich athmet die | Nachtluft | und die | silberne | Luna
Sichert den Lauf; vom Zitterlicht erglänzet die Fläche.
Schon bestreifen sie nächst die Ufer des Landes der Circe,
Wo mit stetem Gesang die unbewanderten Haine
Titans reiche Tochter durchtönt. —

Sollte dieß die Sprache seyn, in welcher Virgil deutschen Ohren gefallen könnte? Was soll man von einem Fest der Leiche denken? exsequiis rite solutis erinnert zwar an gewisse feyerliche Gebräuche, aber an nichts festliches, an kein Fest.

Das

das ganz geringe Wort erthürmen ist zwar der kühnen Anspielung, aber zugleich höchst unnütz, da mehrere gleichgültige Synonymen hätten gebraucht werden können. Ferner ist es schon nicht unbekannt, daß die Schlachtflügel der Heroen höher zu seyn pflegten als gewöhnlich. Der Satz — weil jetzt die wogenden Meere ruhten — mitten zwischen zwey Versen gestellt, hat eine höchst unbestimmte Beziehung, und wird, gegen die Absicht des Verfs., von dem Leser eher zu dem vorhergehenden als zu dem folgenden gezogen werden. Den Weg mit den Segeln erneuen giebt höchstens nur für den einen Sinn, der sich den Ausdruck in das lateinische übersetzt. Dem Verse schon bestreifen sie nächst die Ufer des Landes stört nächst die grammatische Verbindung der Wörter, ohne ihnen auch nur das mindeste an Energie zuzusetzen. Die unbewanderten Laute endlich sind gegen den Sprachgebrauch, der bewandert nur in einer metaphorischen Bedeutung gelten läßt. — In einer noch weit unwürdigern Gestalt erscheint der lateinische Dichter in folgenden Versen:

Jetzt entschleiert mein Lied den Zunder der werdenden Schlachten,
Du o Göttin! belehre den Dichter. Abscheuliche Kriege
Sind mein Gesang, Kampfheer' und die Wuth blutlechzender Fürsten.

Offenbar hat hier der Uebersetzer dem poetischen Auge des Originals nachhelfen wollen; prima re-

vocabo exordia pugnae klingt ihm so gemein, so prosaisch! Der Anfang des Kriegs wird ihm ein Zunder werdender Schlachten und diesen Zunder entschleiert sein Lied. Fürwahr wer so dichten kann, der ist zum Uebersetzer Virgils noch nicht reif. Die Wuth blutlechzender Fürsten würde in einer republikanischen Hymne eine große Wirkung gethan haben; aber Virgil schrieb eine Epopöe, die wenigstens nicht die Absicht hatte, die Könige und Fürsten als reißende Tiger darzustellen. Hie ist noch eine kurze Stelle, welcher wir kein Urtheil beyzufügen nöthig haben:

Held Aeneas, die obersten Führer, und Julus der Schöne,
Lagern unter die Aeste sich hin an ragendem Baume,
Und bereiten ein Mahl, und legen Kuchen aus Waizen
Unter die Speisen im Gras (so gab's selbst Zeus in die Herzen)
Und erthürmen ländliches Obst auf den Boden der Ceres.
Als sie nun eben das andre verzehrt und der Mangel an Nahrung
Gegen die dürftige Ceres den Zahn zu kehren sie antrieb,
Und mit der Hand und frevelndem Biß, den die Entscheidungsvolle (?)
Rinde selbst zu entweihn (?) noch des flachen Tellers zu schonen.
Da sprach Julus: ey seht, wir essen nun selbst die Tische.
Doch nicht scherzt' er weiter. Sein Ausspruch lehrte vor Nöthen

Ende zuerſte, und zuerſt verſchlang von des re-
denden Munde
Ihn der Vater, und ſtel ihm drein, durchbebt von
der Gottheit. u. ſ. w.

II. Die Wittwe in zwey Acten. Der ungenannte Verfaſſer dieſes kleinen Stücks verräth mehr als gewöhnliche Talente für die dramatiſche Poeſie. Während unſre neuern Theaterdichter, mehr um Beyfall als um Wahrheit und Vollkommenheit bemüht, ohn' Unterlaß von dem Weinerlichen zu dem Poßirlichen hinüberſchwanken, Zärtlichkeit in Empfindeley, Leidenſchaft in Wuth verwandeln, und da wo ſie natürlich ſeyn wollen, platt und langweilig werden, hat dieſer Dichter den Weg der Einfalt und Natur geſucht, und ſich mit einer ſeltnen Zartheit des Gefühls und Richtigkeit des Geſchmacks in den Gränzen des Wahren, des Schönen und des Anſtändigen zu halten gewußt. Die Handlung iſt einfach, vielleicht allzu einfach, um auf dem Theater Wirkung zu thun. Moritz, ein Mann von ſeinem Geiſte, großer Reizbarkeit und einer edeln Denkungsart, liebte als Jüngling Marien und ward wieder geliebt. Sie konnte nicht die ſeinige werden; aber indem ſie ihm entſagt, trägt ſie ihm ihre Schweſter, Charlotte, als einen Erſatz an. Moritz täuſcht ſich eine Zeitlang, und glaubt auf ſeinen Reiſen, in dem Wirbel ernſthafter Beſchäftigungen und Zerſtreuungen, ſeine Liebe zu Marien vergeſſen zu haben. Er hält ſich für Charlottens Bräutigam; auch Charlotte hält ihn

dafür und jedermann. Indeß stirbt Mariens Gemahl und seine ganze Leidenschaft für sie erwacht. Er eilt zu ihr zurück, fest entschlossen, Charlotten nicht zur seinigen zu machen, die während seiner Abwesenheit eine Bekanntschaft mit einem gewißen Wittheim gemacht hatte, der sie mehr interessirt, als sie sich selbst gestehn mag. Moritz kennt dieses Verhältniß, er weiß, daß Charlottens Liebe zu ihm weniger eine Folge der Leidenschaft als der Eitelkeit ist; er hält es also nicht für unredlich, ihre Erwartung zu täuschen und die Hand ihrer Schwester zu suchen. Seine Ankunft macht den Anfang der Handlung. Nachdem er eine kurze Zeit jedermann in dem Wahne gelaßen hat, als ob die alten Verhältnisse noch in ihrer vollen Kraft beständen, überrascht er Marien mit einer Erklärung seiner wahren Gesinnungen. Auch Marie liebt ihn noch. Mitten in den Aeußerungen ihrer Zärtlichkeit werden sie von Charlotten überrascht. Ihr Stolz ist auf das tiefste gekränkt, alle ihre Empfindlichkeit ist erregt. Jetzt dringt Wittheim mehr als jemals in sie, sich für ihn zu entscheiden. Unterdessen ist Marie wieder zu sich selbst gekommen und entsagt, um ihrer Schwester willen, ihrem Geliebten, der eben im Begriff ist, sich von ihr zu trennen, als Charlotte, die ungesehn Zeuge der edlen Gesinnungen beyder gewesen war, aus ihrem Zimmer heraustritt und Moritz und Mariens Hände vereinigt. Es verstehe sich von selbst, daß hierdurch zugleich Wittheims Schicksal entschieden wird. — Nichts verdient in dieser Arbeit so vie-

len

den Beyfall als die Behandlung der Charaktere. Sie sind piquant, anziehend und wahr. Am besten ist dem Dichter Charlotte, eine zweyte Miß Anna Howe, geglückt. Dieser Charakter, eine Mischung von Eitelkeit, Gutherzigkeit, Empfindlichkeit und Launen, ist unter den Frauenzimmern der höhern Klassen eben so gewöhnlich, als eine glückliche Darstellung desselben auf unsern Theatern selten ist. Ihre Scene mit Wittheim im ersten Act ist unvergleichlich, und allein schon hinreichend, die vorzüglichsten Erwartungen von den Talenten des Verfassers zu rechtfertigen. Er versteht die Kunst, mit wenigem viel zu sagen und das Innere des Gemüths, ohne allen Aufwand von Worten, mit der größten Energie darzustellen. Wenigen gerundet und vollendet ist der Charakter von Moritz, von dem es uns wenigstens scheint, als ob er mehr geschildert als dargestellt sey. Vielleicht waren auch hier die Gränzen zu eng, um einen solchen Charakter gehörig zu entwickeln. Der Dialog ist leicht und zart, und nur vielleicht in der ersten, der Expositions-Scene, nicht durchaus natürlich genug. Die Sprache ist einfach und gewählt; das Colorit gefällig und warm. In diesen Eigenschaften scheint sich der Verfasser Göthens Manier zum Muster genommen zu haben. Wenn man ein solches Muster so nachahmt, ist es schon eine Ehre ein Nachahmer zu heißen. —

III. Griechenland. An St. von Hölderlin. Dieses Gedicht enthält viele griechische Namen, aber auch nicht Einen Zug, der auf griechischen Geist,

oder auch nur auf eine vertraute Bekanntschaft mit den hier so hoch gepriesnen Griechen schließen ließe. Man urtheile selbst aus folgenden Stanzen:

Hätt' ich dich im Schatten der Platanen,
Wo durch Blumen der Cephissus rann,
Wo die Jünglinge sich Ruhm ersannen,
Wo die Herzen Sokrates gewann;
Wo Aspasia durch Myrthen wallte,
Wo der brüderlichen Freunde Ruf
Aus der lärmenden Agora schallte,
Wo mein Plato Paradiese schuf,

Wo den Frühling Festgesänge würzten,
Wo die Ströme der Begeisterung
Von Minervens heil'gem Berge stürzten —
Der Beschützerin zur Huldigung —
Wo in tausend süßen Dichterstunden,
Wie ein Göttertraum das Alter schwand,
Hätt' ich da, Geliebter! dich gefunden,
Wie vor Jahren dieses Herz dich fand;

Ach! wie anders hätt' ich dich umschlungen u. s. w.

Der Verf. will sagen, er würde seinen Freund in Griechenland mehr geliebt haben, als er ihn in der gegenwärtigen Welt lieben könne. Warum? Der Grund müßte ohne Zweifel in dem Verhältniße der griechischen Sitten, Verfassung ꝛc. zu ihm, dem Dichter und seinem Freunde, liegen. Dieses Verhältniß müßte also bestimmt angegeben werden. Nun hören wir zwar, daß es in Griechenland Platanen und einen Bach gegeben habe, der durch Blumen floß; daß ein Sokrates, ein Plato, eine Aspasia

da

da gelebt, und was dergleichen mehr ist; aber was hat dieß alles für eine Beziehung auf die Freundschaft der Herrn H. und St. Und kann man überhaupt etwas unbedeutenderes von den berühmtesten Menschen des Alterthums sagen, als daß sie durch Myrthen (Myrten) gewallt sind und sich Paradiese geschaffen haben? Ein lärmender Markt, der von dem Rufe brüderlicher Freunde erschallt, ist den griechischen Städten so wenig eigenthümlich, daß man dergleichen vielmehr auf allen deutschen Universitäten findet. (Uebrigens fällt die Agora einem an griechische Prosodie gewöhnten Ohre hart auf, und der Verf. mag es uns verzeihn, daß wir über diesen kleinen Irrthum, der aber mit dem Ausdrucke mein Plato, in der nächsten Zeile, etwas stark zusammenstößt, ein wenig gelächelt haben.) Von den allegorischen Strömen, welche in der zweyten Stanze, von dem heiligen Berge der Minerva, ohne Zweifel der Akropolis in Athen, herunter stürzen, wißen wir keine Rechenschaft zu geben; so wie wir uns auch nicht überreden können, daß das Alter aller und jeder Griechen, in tausend süßen Dichterstunden, dahin geschwunden sey. IV. Dem Genius der Kühnheit, eine Hymne, von demselben. Eine schwerfällige Declamation, die man bey der ersten Lectüre nicht versteht, und schwerlich geneigt seyn dürfte zum zweytenmale zu lesen.

Engliſche Litteratur.

Plutarch's Treatiſe upon the Diſtinction between a Friend and a Flatterer; with Remarks. By *Thomas Northmore*. Eſq. 1793. 8. 132. S. Der Ueberſetzer, welcher durch eine Ausgabe des Tryphiodorus bekannt iſt, beſchäftigt ſich mit einer Bearbeitung des Originals der Schrift, welche er hier in einer Ueberſetzung liefert. Seine Arbeit iſt im Ganzen ſehr wohl gerathen. Sie würde aber mehr Rundung erhalten haben, wenn der Ueberſ. nicht für nöthig geachtet hätte, alle Partikeln des Originals auszudrücken. Die poetiſchen Stellen, deren Plutarch ſo viele anführt, ſind nicht immer zum beſten gelungen. Die Anmerkungen ſind theils in engliſcher, theils in lateiniſcher Sprache geſchrieben, doch am häufigſten in der erſtern. Die meiſten derſelben ſind populären Inhalts.

British Synonymy or an Attempt at regulating the Choice of Words in familiar Converſation. nſcribed to ſuch of her foreign Friends as have made Engliſh Litterature their peculiar Study. By *Heſter Lynch Piozzi*. Two Volumes. 1794 8 850. S. Dieſes Werk erfüllt nicht ganz die Erwartung, welche der Titel deſſelben erregt. Der Zweck der Verfaſſerinn war zunächſt nichts weiter, als die

Schwie-

Schwierigkeiten zu heben, welche Ausländer beym Gebrauche ähnlicher Wörter finden könnten und ihnen die Wahl richtiger Ausdrücke in dem gesellschaftlichen Umgange zu erleichtern. Diese Absicht hat sie veranlaßt, Wörter zusammen zu stellen, welche kein Engländer für Synonymen halten kann, und dagegen andre auszulassen, die in einem Verzeichniße englischer Synonymen nicht hätten fehlen sollen. Die Methode, deren sie sich bedient, die Unterschiede in der Bedeutung und dem Gebrauche kenntlich zu machen, besteht darinne, daß sie dieselben in einer Sentenz oder in einem Paragraphen in derjenigen Verbindung anbringt, in welcher sie am häufigsten im Gespräche vorzukommen pflegen. Diese Beyspiele sind zu dieser Absicht größtentheils sehr glücklich gewählt. Zu gleicher Zeit hat die Verfaßerinn ihren Vortrag durch häufige, bald ernsthafte bald humoristische Digreßionen zu beleben gesucht. Diese Digreßionen, welche einen großen Theil des Werks ausmachen, bestehen aus Anekdoten und Bemerkungen, die den Leser, dem es weniger darum zu thun ist zu lernen als unterhalten zu seyn, oft vergnügen, oft auch zum Nachdenken reizen können. Folgende Stelle aus dem ersten Theile S. 385. mag zur Probe ihrer Manier dienen: Loud. Noisy. Clamorous. Turbulent. Stormy. Vehement. Blustering. Natives of England know instinctively, but foreigners must be informed, that these attributives have most effect being appropriated some to things and some to persons: we cannot, for example, call the wea-

ther clamorous, let tempeſts rage never ſo high; and though Shakeſpear ſays — „Have done, have done, you're louder than the weather!“ it is ſayd to expreſs but the outcry of the people — that word being apparently adapted to ſtrife of tongues, while the reſt do moſt properly belong to elementary contentions, although ſometimes brought forward to express verbal diſputes and violence of argument by a figure common enough. — Let us try for an example likely to include them all. A ſailor who eſcaped the wreck of the — indiaman, was ſaying how unhappy a caſe it was for thoſe ſhips to be ſo laden as they ſometimes are with female paſſengers; for that nothing ſurely ever equalled the diſtreſs of its unfortunate commander, who bringing home his daughters and niece for education, almoſt in ſight of land a hard gale aroſe, and roughened old ocean in a tremendous manner; while thunderbolts falling frequently about them, and the winds, louder and more blaſtering than he had ever heard, ſtruck terror into all on board; nor could the ſtouteſt heart reſiſt the tender impulſe, when three beautiful girls, who at night lay down upon their beds void of care and full of hope, ſtarted from them at morning twilight, rouſed by the dreadfull call of clamorous tongues trying to be heard among the ſhock of waves breaking over the veſſel with noiſy violence and turbulent exceſs — and coming up deck, clung round the captain, begging from his encumbered arm, with ſpeechleſs though vehement agony, that protection which heaven alone in ſuch emergency can beſtow; — till the ſubſiding ſtorm, at ſun riſing ſhewed them their native ſhore —

ne — then, ſplitting the ſhip aſunder, precluded all poſſibility of eſcape for them; and took from the poor wretches parent all deſire of ſurviving ſuch deſtruction. The ſailor who told the tale ſaw them no more.

Q. Horatii Flacci quae ſuperſunt, recenſuit et notulis inſtruxit *Gilbertus Wakefield*. A. B Coll. Joſ. Cant. nuper Socius. II. Vol. 1794. 228 S. 8vo. Eine Buchhändler-Unternehmung. Man wollte eine ſaubere Handausgabe des Baxter-Geſneriſchen Horaz ans Licht ſtellen, und wendete ſich wegen der Beſorgung und Correctur an den Herausgeber. Dieſer behielt ſich die Freyheit vor einige Veränderungen mit dem Texte vornehmen zu dürfen, wozu er Bentley's, Markland's und ſeine eignen Conjecturen zu Hülfe nahm. So lieſt er Odar. I. 1. Te doctarum ſtatt Me; Satyr I. 4. Armis ſtatt annis, beydes nach Bentley; Ep. II. 27. Frondesque, ſtatt ſontesque nach Markland. — Der Druck iſt ungemein ſauber und correct. Das Ganze beſteht aus zwey kleinen niedlichen Bändchen, die man bequem in der Taſche bey ſich führen kann.

The Landſcape, a didactic Poem. Addreſſed to Uvedale Price. Eſq. By *R. P. Knight*, 1794. 4to 77 S. mit drey Kupfern. Die Abſicht dieſes Gedichts iſt, die Anſprüche der Natur gegen die Anmaßungen der Kunſt zu vertheidigen und die Gränzen feſtzuſetzen, in denen ſich die letztere zu halten habe. Die Vorſchriften, welche in demſelben ertheilt werden, beziehen ſich auf den

Satz

Das Loco-reddere convenienter cuique ein Gegenstand, welcher die poetische Behandlung gar wohl erlaubt. Der Verf. ertheilt wenig positive Vorschriften; aber desto öfter greift er mit scharfem Tadel den Gebrauch und die Anwendung der Künste an. Folgende treffliche Stelle aus dem ersten Buche wird unsern Lesern einen sehr vortheilhaften Begriff von dem poetischen Talent und dem Geschmacke des Verf. geben:

As he who shines supreme in ev'ry art
That guides the taste or elevates the heart;
Whose genius, like the sun, serenely bright,
From unknown sources beams eternal light;
And though successive ages roll away,
Systems on systems triumph and decay,
Empires on empires in oblivion fall,
And ruin spread alternate over all;
Still lives unclouded in perpetual day,
And darts through realms unborn his intellectual ray:
As he, in plain undecorated lines,
Just hints the subject of his vast designs;
But leaves the mighty scenes, that crowd behind
To rush at once upon the hearer's mind;
So let th' approach and entrance to your place
Display no glitter, and affect no grace;
But still in careless easy curves proceed,
Through the rough thicket or the flow'ry mead;
Till bursting from some deep imbower'd shade,
Some narrow valley, or some op'ning glade,
Well mixt and blended in the scene, you shew
The stately mansion rising to the view.

But mist and blendend ever let it be
A mere component part of what you see.
For if in solitary pride it stand,
'Tis but a lump, incumbering the land,
A load of inert matter, cold and dead,
Th' excrescence of the lawn that round it spread.

Components parts in all the eye requires:
One formal mass for ever pains and tires,
To make the landscape grateful to the sight,
Three points of distance always should unite;
And how soe'er the view may be confin'd,
Three mark'd divisions she shall always find;
Not more, where Claud extends his prospect wide,
Or Rome's campania to the Tyrrhene tide,
(Where tow'rs and temples, mould'ring to decay,
In pearly air appear to die away,
And the last distance, melting from the eye,
Dissolves its forms into the azure sky)
Than where, confin'd to some sequester'd rill,
Meek Hobbima presents the village mill:
Not more, where great Salvator's mountains rise,
And hide their craggy summits in the skies;
While tow'ring clouds in whirling eddies roll,
And bursting thunders seem to shake the pole,
Than in the ivy'd cottage of Ostade,
Waterloe's copse; or Ryfdael's low cascade.

Though oft o'erlook'd, the parts which are most near
Are ever found of most importance here;
For though in nature oft the wand'ring eye
Roams to the distant fields, and flirts the sky,
Where curiosity its looks invites,

And

And space, not beauty, spreads out its delights;
Yet in picture all delusions fly,
And nature's genuine charmes we there descry;
The composition rang'd in order true,
Brings every object fairly to the view;
And, as the field of vision is confin'd,
Shews all its parts collected to the mind.

Hence let us learn, in real scenes, to trace
The true ingredients of the painter's grace;
The top redundant parts, the coarse refine,
Open the crowded, and the scanty join.
But ah! in vain: — See yon fantastic band,
With charts, pedemeters and rules in hand,
Advance triumphant, and alike lay waste
The forms of nature, and the works of taste?
T'improve, adorn, and polish the profess;
But shave the goddess, whom they come to dress;
Level each broken bank and shaggy mound,
And fashion all to one unvaried round;
One even round, that ever gently flows,
Nor forms abrupt, nor broken colours knows;
But, wrapt all o'er in everlasting green,
Makes one dull, vapid, smooth and tranquil scene.

Dieses Gedicht ist voll von Bemerkungen über die Künste, welche in den angehängten Anmerkungen umständlich ausgesponnen sind. Manche Verse scheinen sogar um der Anmerkungen willen geschrieben zu seyn. Es dürfte dem Verf. schwer fallen, alle Facta, welche er hier aufstellt, zu beweisen und noch mehr die schneidenden Urtheile zu rechtfertigen, die er sich an mehrern Stellen erlaubt hat.

The

The Hero. A poetical Epiſtle, reſpectfully addreſſed to Marquis Cornwallis. 1794. 4to 16. Ein Gedicht von claſſiſchem Geſchmack, das ſeinem Verf. und dem Gegenſtand, an den es gerichtet iſt, gleiche Ehre bringt. Der Dichter ſchildert ſeinen Helden als Krieger und als Staatsmann. Die Tugenden des leztern werden in folgenden Zeilen geprieſen:

Illuſtrious chief! for thee did heav'n reſerve
A twofold pow'r the native realm to ſerve;
And having fiercely ſtemm'd war's boiſterous tide,
With patient toil the helm of trade to guide;
Unravel thread by thread corruption's clue,
And mould her commerce as her arms anew;
New laws to frame, new penalties deviſe,
And bind oppreſſion by ſeverer ties;
To make thoſe feel who never felt till now;
Bid churliſh intereſt pity's claim allow;
To make thoſe bluſh who never bluſh'd before,
And teach forbearance ev'n on India's ſhore.

Illuſtrious chief! receive thy grand reward;
A nation's voice inſpires th'enraptur'd Bard;
All Europe joins, and to its fartheſt bounds
Cornwallis's fame on echoing world reſounds.

But more in import than the world's acclaim,
The ſtateſman's honours, or the warrior's fame,
A pow'r there is that in the inmoſt breaſt
Stands ever at the moonlight hour confeſt,
An ever, by unerring ken conſin'd,
Deals bliſs or madneſs o'er the ſubject mind,
Lulls the ſoft lids of innocence and truth,

And

And rocks the ſlumbers of innocuos youth;
Bids Beaufort tremble; drives the guilty heart
Of Richard from his pillow'd couch to ſtart;
With midnight murders pales th' aſſaſſin's cheek,
And makes ev'n Nabobs at a phantom ſhriek.
— That pow'r, Cornwallis, from its ſecret cell
In luence whiſpers to thy heart — 'Tis well.

The preſent ſtate of the Manners, Arts, and Politick of France and Italy; in a ſeries of poetical Epiſtles, from Paris, Rome and Naples, in 1792 and 1793. addreſſed to Robert Jephſon Eſq. by *Courtney*. M. P. Second Edition reviſed and augmented, 1794 8vo 129 S. Dieſe poetiſchen Epiſteln ſind die Ergießungen einer muntern ſatyriſchen Ader, die in leichten und gefälligen Verſen ausſtrömt, und geben ihrem Verf. einen gerechten Anſpruch auf die Ehre, nach welcher er ſeiner eignen Erklärung zu folge ſtrebt, Aſtley's Lorbeern zu theilen. In allen ſeinen Schilderungen herrſcht eine ſcherzhafte Laune, die auch den ernſthafteſten Leſer zum Lachen bewegen muß; und er mag republikaniſche Neuerungen oder ariſtokratiſche Gewohnheiten beſchreiben; er mag eine Gemählde-Galerie oder eine Geſellſchaft beſuchen — überall weiß er eine komiſche Seite zu finden. Zu Paris geben ihm die Sansculotten, der Jacobinerklub, die Nationalverſammlung, die Zerſtreuung des Clerus und die Aufhebung der Nonnenklöſter; die alten und neuen Sitten der Einwohner; die Annäherung und der Rückzug der preußiſchen Armee Gelegenheit zum Lachen.

Den Uebermuth des Volkes beschreibt er in folgenden Zeilen:

All order is lost, no distinctions remain,
Crosses, ribbands, and title's no reverence obtain.
Yet these innovators, whose crimes I detest,
Say mortals are equal, — the best are the best;
In some things they're equal, as ev'ry one knows,
Each man has two arms, two legs, and one nose;
And of the same blood is the poissarde and madam,
If we foolishly wander to Eve and to Adam;
But who can e'er doubt, where nobility shines,
That the blood in its course both ferments and refines;
Impregnate with virtue, it splendidly flows,
Tho' from the same source it congenially rose;
So parsnips and carrots a spirit produce,
But the flavour and strength are confin'd to the juice:
Tho' meteors from dunghills with lustre arise,
In the filth left behind like the flame in the skies?
As the blossoms and fruit, the sweet nobles we see
Like the clod, the mere vulgar should nourrish the tree.
Comte, prince and marquis, are somewhat divine,
And the multitude sure little better than swine:
Then on this great topic let's have no more babble,
For the nobles are nobles, the people are rabble.

Von Rom aus schreibt der Verf. über alte Gebäude, Statuen und Gemählde, wenn auch nicht in der Sprache und mit dem Geschmack eines Kenners, doch ganz in seiner originalen Manier.

So oft auch die mediciſche Venus beſchrieben worden iſt, ſo wird man doch dem Verf. nicht verwerfen, daß er in folgender Beſchreibung einen ſeiner Vorgänger copirt habe:

Now for ſtatues, each cranny I curious explore,
Tho'at Florence the harlot of Mars I adore:
There wantons the chiſtel, in bluſhes and puſhes,
And ſwells the red lip with the pout of kind kiſſes:
How modeſt her glance, with her eye-lids uplift,
While ſhe ſeemes as if looking about for her ſhift;
She ſpreads forth her fingers, a ſcreen to her breaſt!
And her ſmile juſt expreſſes — You ſee J'm not dreſt!
But J'm waiting for Mars, and I care not a ſet,
J'm Venus ſans jupon, and he's ſansculotte:
You may look if you pleaſe. — J'm not Pallas the prude:
Cupid ſtole off my zone, and you ſee J'm quite nude.

Man wird leicht vermuthen, daß der Verf. zu Rom die Gelegenheit nicht vorbeygehn läßt, ſich über den Aberglauben auf der einen, und die Gewinnſucht zu frommen Betruge auf der andern Seite luſtig zu machen. Unter andern erzählt er folgendes Wunder:

No longer let Scepticks religion diſgrace,
Heav'n ſtill is propitious to Abraham's race.
All Rome will atteſt that my ſtory is true,

As the miracle's proved both by chriſtian and jew;
The zealots aſſembled, their daggers to drench
In the Iſraelite's blood, as allies of the French;
But firſt thee proceeded the Virgin to bear
From the jews ſacred quarter, with hymns and
with pray'rs;
Yet wondrous to tell, let them do what they will,
No force could remove her; — Madonna ſtood
ſtill.
The prieſts all acknowledg'd the ſignal divine,
When they ſaw her determin'd to ſtay in her
ſhrine;
The pope and the cardinals publiſh'd the caſe,
How the Virgin celeſtial extended her grace
To the Hebrews devoted to part with their lives,
And commanded the people to give up their
knives;
At the altar they drop'd them, and pil'd them by
dozens,
When they ſaw the good Virgin ſtill favour'd her
couſins.

I know it's reported (but ſcoffs I deteſt,
When acts great and ſacred are turn'd to a jeſt)
That the prieſts had received from the Iſraelite
tribe,
For this ſpecious device, a munificent bribe;
And had ſlily contriv'd every effort ſhould fail,
Since they faſten'd the image by hook and by nail:
Can ſuch unbelievers for mercy e'er hope,
Who profanely can doubt an infallible pope?
If their faith they with-hold both from chriſtian
and jew,
Calonne, Caglioſtro will ſwear it is true?

And the holy tribunal, whoſe zeal I admire,
Will clear up all doubtings by faggot and fire:
This mode is perſuaſive, and ſurely the beſt,
It convinces the ſoul, when ſo ardently preſt;
The truth of the miracle's branded within,
As a tree never-fades, when tattoo'd on the ſkin.
If this illuſtration appear ſomewhat new,
Sir Joſeph will prove it demonſtrably true.

Fontainville Foreſt, a Play, in Five Acts; as performed at the Theatre-Royal Coventgarden. By *James Boaden*. 1794. 8vo. 68 S. Die Handlung dieſes Schauſpiels iſt aus dem auch unter uns durch eine deutſche Ueberſetzung bekannt gewordnen Romane The Romance of the Foreſt genommen. Der Verf. hat diejenigen Incidente der Geſchichte, welche die dramatiſche Darſtellung am meiſten begünſtigten, mit Beurtheilungskraft ausgehoben und die Hauptcharaktere mit Glück behandelt. Vorzüglich iſt ihm die Darſtellung der Gemüthsverwirrung gelungen, in welche Lamotte durch ſeine Umſtände und die Uebelthat, deren er ſich bewußt war, verſetzt worden iſt; ſo wie die kalte, beſonnene Niederträchtigkeit in dem Charakter des Marquis von Montault, und die glückliche Vereinigung von Feſtigkeit und Sanftheit, von Muth und Unſchuld in dem Charakter der liebenswürdigen Adeline. Die Sprache iſt leicht und, wo der Gegenſtand es fordert, pathetiſch. Die Erzählung, welche Adeline der Madame Lamotte von ihrem Traume macht, kann zur Probe dienen:

Mada-

Madame. Good morrow, deareſt daughter — but
how's this?
You look, my love, in a diſorder'd ſtate,
As though alarm had ruffled your repoſe.

Adeline. 'Tis likely, Madam, — for the night has
paſſ'd
In viſions ſo bewildering, and dreadful,
That nature ſhudders under their impreſſion.
O my loved mother, J have firm conviction,
That ſome atrocious act has ſtain'd this place,
In which my fate will have me intereſted.

Madame. But tell, what thus leads you to infer ſo?
What were thoſe viſions.

Adeline.
I had ſcarcely ſunk
In ſlumber, when my fancy's buſy range
Produc'd before me theſe connected horrors.
Methought, within a wretched old apartment,
A dying cavalier, weltering in blood,
Lay ſtretch'd upon the floor. — By name he cal-
l'd me,
A deadly paleneſs ſpread o'er all his features,
Yet look'd he moſt benign, with mingled love,
And majeſty. While thus J gazed upon him,
His face ſeemd ſtruck with death; the chilly dews
And ſhuddering agonies came on. — J ſtarted. —
He ſeized me with convulſive violence —
Striving to diſengage my hand, once more
J caught his eye, it brighten'd into glory!
He gaz'd on me with fondneſs — his lips mov'd,
As they would ſpeak — but then the opening
ground
Gave him ſwift way, and ſhut him from my ſight.

Madame. My dear, dear child, the abbey's conſtant gloom,
Or the rude horrors of the day gone by,
Doubtleſs impreſs'd theſe fancies on our mind.

Adelint. O but they ceaſed not there, — Mark the coherence.
Again I dream'd — I thought before me paſs'd
One cloth'd in black, as for ſome funeral rite.
He beckon'd me — I follow'd till he came
Unto a bier, upon the which lay dead
The perſon ſeen before. — As I approach'd
A ſtream of blood well'd from his wounded ſide
And fill'd the chamber — groans then ſmote my ear;
Again on call'd upon me: Horror's hand
Graſp'd me ſo ſtrongly, that I ſudden wak'd,
Nor could convince myſelf that I had dream'd,
The agonizing viſion did ſo ſhake me.

Telemachus, By Lady *Burrell*, 1794. 8. 78. S. Die Verfaſſerinn, deren poetiſche Talente aus ihren vermiſchten Gedichten bekannt ſind, liefert hier weder eine Ueberſetzung noch eine Paraphraſe des Telemach, ſondern nur eine Bearbeitung der im erſten und ſiebenten Buche enthaltenen Geſchichte, ſo weit ſie die Liebe des Telemach, der Calypſo und Eucharis betrift. Dieſen Stoff hat die Verfaſſerinn nach ihrer Weiſe ausgeſponnen; ſie hat die einem jeden Charakter zukommenden Empfindungen beſſer ausgemahlt und den poetiſchen Schmuck der Sprache vermehrt. Ihre Verſification iſt leicht und fließend, obgleich bisweilen nachläßig und ſchwach. Das hier von dem Gatten

des

der epiſchen Handlung abgeſonderte Stück, macht einen artigen kleinen Roman, den man nicht ohne Vergnügen leſen wird. Folgende Zeilen enthalten eine Beſchreibung der Eucharis:

Fair Encharis among the nymphs is ſeen,
With blooming cheek, and unaffected mien.
High as the knee, her ſnowy robe is ty'd,
A painted quiver faſten'd to her ſide
Contains the feather'd deaths; her golden hair
Redundant flows, and dances in the air.
A ſilken ſhade is o'er her ſhulders flung,
And in her hand ſhe bears her bow unſtrung:
A gentle languor on her features dwells,
Caus'd by the anguiſh that ſhe hourly feels:
With guilty bluſh ſhe ſtarts, and owns not why,
Her wounded boſom labours with a ſigh,
Her eyes avoid the buſy mirthful throng,
She loades the ſound of a loquacious tongue,
The voice of melody can pleaſe no more,
And all the joys of laughing eaſe are o'er.
Her conſcious paſſion long reſtrains the fear,
And Encharis is laſt, her queen and dear.

The captive Monarch, A Tragedy. In five Acts. By *Richard Key*, of the Middle-Temple. Eſq. LL. D. and Fellow of Magdalen College, Cambridge. 1794. 107 S. 8vo. Dieſes Trauerſpiel enthält, wie man ſchon aus dem Titel errathen wird, die Geſchichte des unglücklichen Ludwig, welcher hier nebſt ſeiner Familie, unter einem erdichteten Namen und von erdichteten Perſonen umringt, erſcheint. Der Dichter hat die

Kunst nicht verstanden, wirkliche Vorfälle auf eine dramatische Weise zu behandeln. Die Darstellung der Leidenschaften ist schwach, und in dem ganzen Stücke herrscht kein anderes Interesse, als dasjenige, welches durch die Erinnerung an die wirklichen Begebenheiten erregt wird.

Descriptions and Explanations of some Remains of Roman Antiquities, dug up in the City of Bath, in the year, 1790. with an Engraving from Drawings made on the Spot. By Governor *Pownwall* 1795. 29 S. 4. In dem Jahr 1790 wurden zu Bath Ruinen ausgegraben. Sie bestanden in einzelnen Stücken von Cornischen, Säulen, Pilastern und Friesen; an einigen Stücken der letztern befand sich ein Theil einer Inschrift, die mit schönen und scharfen Buchstaben eingehauen war. An derselben Stelle fand man einen Kopf von grober Arbeit und starken Zügen in breiten Steinen, die zu dem Fronton eines ansehnlichen Gebäudes gehört zu haben schienen. Der Verf. sucht mit vielem Scharfsinne und einem Aufwande von Gelehrsamkeit darzuthun, daß dieser Kopf, ein caput pinnatum, mit einem Schlangendiadem, das Sinnbild der Sonne und an der Fronte eines Tempels dieser Gottheit, von welchem diese Ruinen wären, befindlich gewesen sey. — Der zweyte Theil dieser Abhandlung ist ein sinnreicher Versuch, den Sinn der gefundenen Inschriften aus den übriggebliebenen Bruchstücken zu errathen. — Der dritte beschäftigt sich mit Vermuthungen über die Gestalt

des

des Sonnentempels, den er nach Anleitung der erhaltnen Ruinen beschreibt.

The Art of War. a Poem. By *Joseph Rawcet.* 1795. 52 S. 4to. Der talentvolle Dichter sucht den Krieg, dessen erhabne Seite so oft der Gegenstand der Poesie gewesen ist, von seiner schrecklichen Seite vorzustellen. Er betrachtet die Kriegskunst als eine Kunst zu morden, und declamirt gegen sie mit einer Kraft der Sprache und des Ausdrucks, die den Leser mit sich fortreißt. Seine Einbildungskraft ist reich und fruchtbar an kühnen Gemählden, und der einzige Fehler, den man ihm vorwerfen kann, ist, daß er wie Young, mit dessen Schreibart sein Styl einige Aehnlichkeit hat, bisweilen zu lange bey derselben Idee verweilt und sie durch eine zu lange Reihe von Aehnlichkeiten verfolgt. Die kühne Originalität seines Ausdrucks artet bisweilen in Unrichtigkeit aus: und an einigen Stellen thun paradoxe Antitheſen der Würde und Energie seiner Compositionen Eintrag. Das Gedicht beginnt mit einer feurigen Beschreibung des Lebens und dem Beweise, daß muthwillige Vernichtung desselben Gottlosigkeit sey. Die Gefühle des ersten Menschen, als er seinen ermordeten Sohn fand, werden mit Nachdruck geschildert. Der Dichter sucht hierauf darzuthun, daß es eine Absurdität sey, eine Kriegskunst zu lehren, und sie eine edle Kunst zu nennen, und eine traurige Verkehrtheit des menschlichen Witzes, sich mit Erfindungen der Regeln dieser Kunst zu beschäftigen, und die Gaben der Natur in Werkzeuge der Ver-

nichtung zu verwandeln. In folgender lebhaften und pathetischen Stelle spricht er von den öffentlichen Lustbarkeiten, welche bey Siegesnachrichten angestellt zu werden pflegen:

What mean these showing and these sounding signs
Of general joy, my senses that salute?
That bid my brow be smooth, and bosom bound,
And all my heart be holiday? — What means
The cannon's roar that rends the shatter'd sky?
The stunning peal the merry steeples pour?
At dead of night, along the starry street,
This flaring luxury of festive light,
From every window flung? — wherefore thus laughs
The hour of gloom? — Now that „the midnight bell
Doth with his iron tongue and brazen mouth
Strike one," — why walks abroad the undrowsy world?
Night's ghosts, and goblins, groans and shadows dire,
All shone away, that e'en unshudd'ring walks
Bold Superstition forth? why is proud Night,
Attended with the pleasures of the world,
Thus all so wanton and so full of gawds?
What fair event, to polish'd bosoms dear,
In polish'd life inspires this pomp of joy? —
Say, has the African fair freedom found?
Spite of his shade at length confess'd a man,
Not longer whipp'd because he is not white?
That where a jubilee for heav'n to join;

To

To extort the gelid hermit from his cell;
Inflame his brook-fed blood, and force him bring
His ſober foot to ſwell the city rout,
With virtuous riot reeling, and with joy
Gloriouſly giddy! — But 'tis not for this,
'Tis not for this, the midnight vies with noon.

Sing Jo Paean, Jo Paean ſing! —
Thouſands of pulſes, high with health that leap'd
Whoſe ſprightly ſpring, to Time's oppreſſion left,
Or to Diſeaſes weight, had play'd perhaps
A length of years, by ſpeedier fates laid ſtill,
Ne'er to go on again, or ſtir, have ſtopp'd —
On yon bleſt ſun, all as a bridegroom gay,
Whom to behold it is a pleaſant thing
For every eye; who gives the painted globe
This pomp of colour and this beauteous bloom;
A multitude (th'ecſtatic tidings tell)
A multitude of eyes, at which the heart
Look'd laughing out upon the day, are clos'd.
On his delicious light (tranſporting thought)
They never more ſhall look! — Illume, illume
The glowing ſtreet! nor let one window rob
The general rapture of a ray it owes!
Religion joins the joy; — of thoſe fair works,
Which He, whoſe wondrous wiſdom all things made,
Made in his image, or defacement foul,
Or fatal rent (more lights, more lights emit)
A myriad has received — This is th' event
The fair event to poliſh'd boſoms dear,
In poliſh'd life that lights this pomp of joy — —

— — — — —

But

But here comes one that ſeems to out rejoice
All the rejoicing tribes! wild is her eye,
And frantic is her air, and fantiful
Her fable ſuit, and round the rapid rolls
Her beauteous eyes upon the ſpangled ſheet,
And drinks with greedy gaze the ſparkling ſcene.
And „See!“ ſhe cries, „how they have grac'd the hour
That gave him to his grave! hail lovely lamps,
In honour of that hour, a grateful land
Has hung aloft! — And ſure he well deſerves
The tributary ſplendour — for he fought
Their battles well — oh he was valour's ſelf!
Brave as a lions was my Henry's heart!
Fierce was the look with which he look'd the foe;
But on his Harriet when my hero bent it,
'Twas ſo benign! — and beautiful he was —
And he was young — too young in years to die —
'Twas but a little while his wing had thrown
Its guardian ſhadow over me — but 'tis gone —
Fall'n is my ſhield — Yet ſee now, if I weep —
A britiſh warrior's widow ſhould not weep —
Her hero ſleeps in honour's fragrant bed —
So they all tell me — and I have nobly learn'd
Their gallant leſſon — all my tears are gone —
Bright glory's beam has dried them every drop!
No, no, I ſcorn to weep — high is mine heart!
Hot are mine eyes! there's no weak water there!
'Tis true, I ſhould have joy'd — what mother would not?
To have ſhown him that ſweet babe, o'er which he wept
When laſt he kiſſ'd it — yes, he did — he wept!

My

My warrior wept! as the weak woman's tears
From off this cheek, where now I none can feel,
He kiſs'd away; he wet it with his own. —
Oh! yes it would — 't would have been ſweet
t'have ſhown him
How this dear lov'ly boy had grown ſince he
Beheld it cradled, and t'have bid it call him
By the ſweet name that I had taught it utter
In foſteſt tones, while he was thunder hearing
And thunder hurling round him — for his hand
Would not be idle amid deeds of glory —
Yes — glory, glory, glory is the word —
See! how it glitters all along the ſtreet!"
And then ſhe laughs and wildly leaps along
With treſſes all untied. — Fair wreth! adieu!
In mercy Heav'n thy ſhatterd peace repair!

Nachdem der Dichter die Idee eines civiliſirten Krieges lächerlich zu machen geſucht und die Urſachen der Verſchiedenheit des Urtheils angegeben hat, welches man über einen Mord im bürgerlichen Leben und über Schlachten zu fällen pflegt, beklagt er am Ende des Gedichts die Unwirkſamkeit der Geſetze, und die Mängel der Staatseinrichtungen. Zuletzt ergießt ſich ſein Herz in heiße Wünſche für die allgemeine Ausbreitung des Reiches der Vernunft:

How long ſhall it be thus? — Say, Reaſon, ſay,
When ſhall thy long minority expire?
When ſhall thy dilatory kingdom come?
Haſte, royal infant, to thy manhood ſpring!
Almighty, when mature, to rule mankind,

Weak

Weak are the outward checks, thy bridle's place
Within the ſecret boſom, that ſupply.
Thine is the majeſty, the victory thine,
For thee reſerv'd, o'er all the wrongs of life,
The pigmy violence the private ſcene
That vexes, and that hides his head minute
From human juſtice, it is thine to end;
And thine, the fall and Titan-crimes that lift
Their heads to heav'n and laugh at laws: to thee
Allmight belongs: haſte, reach thy ripen'd years!
Mount thine immortal throne, and ſway the world!

Oſway, a Tragedy. By James *Plumptre* A. B. 1795. 78 S. 4. Die alte und berühmte Freundſchaft des Damon und Pythias iſt der Grund dieſer Tragödie. Doch hat der Verf. für gut befunden die Scene nach England, in die Zeit der Heptarchie, zu verlegen. Der König von Suſſex, Wolphur, Oſway und Ethelbert ſind die Hauptperſonen ſeines Stücks, der Dionyſius, Damon und Pythias der Geſchichte. Der Vortheil, welchen dieſe kühne Veränderung hätte hervorbringen können, leuchtet nicht ein. Auch iſt die Freundſchaft des Damon und Pythias in ein anderes Verhältniß verwandelt, indem Ethelbert zu Oſway's Schwiegerſohn gemacht worden iſt. Im übrigen und in der Cataſtrophe hat der Verf. den Gang der Geſchichte verfolgt; aber um die Handlung weiter auszuſpinnen, führt er zwey weibliche Charaktere ein, Deena, Oſway's Tochter und Ethelbert's Frau, und Cartismandua, die Tochter von Wolphur. Die letztere hat ſich in Ethelbert,

der

der ihr auf einer Jagd das Leben gerettet hatte, verliebt und setzt, als sie schon seine Verbindung mit Dorna und seine zärtliche Liebe zu ihr weiß, dennoch ihre Bemühungen um sein Herz fort; bis sie endlich durch Stolz und Wollust — denn diesen und keinen andern Namen verdient ihre Leidenschaft — um den Verstand gebracht wird. Diese Zugabe der Erfindung vermehrt das Interesse der Handlung nicht sonderlich. Im Ganzen fehlt es dieser Tragödie an Größe und Stärke im Gedanken und Ausdruck. Selten erheben sich die Empfindungen, die Gedanken und die Sprache über die Mittelmäßigkeit. Eine der interessantesten Scenen ist die, in welcher der gefangene Ethelbert, während eines Ungewitters, einen Besuch von Carolinen erhält.

Cabal and Love; a Tragedy. Translated from the German of Frederic Schiller. 1795. 119. S. 8. Der Uebersetzer dieses bekannten Trauerspiels hat die Schwierigkeit seines Unternehmens nicht verkannt und er äußert in der Vorrede die Besorgniß, vielleicht nicht im Stande gewesen zu seyn, to preserve unabated the author's fervor, or to save undiminished the interest of each succeeding incident. Diese Besorgniß ist auch nicht ganz ungegründet gewesen. Die Uebersetzung würde vollkommner geworden seyn, wenn der Verf. derselben einen kühnern Gebrauch von der starken Sprache der Leidenschaften gemacht und sich genauer an das Original gehalten hätte. Luisens Mutter ist ganz ausgelassen und

also auch ganze Stellen übergangen, in denen sie vorkömmt. Auch einige andere Stellen des Originals sind entweder ausgelassen oder wesentlich geändert. Einige Scenen können ganz für neu gelten.

The Royal Captive: a Fragment of secret History. Copied from an old Manuscript, by *Anna Yearsley*. 2 Volumes 1795. 520 S. 12. Dieser Roman erhebt sich weit über die meisten seiner Brüder, die in England, so wie in unserm Vaterlande alljährlich in großer Menge erscheinen, nur daß sie dort meistentheils von Frauenzimmern, hier von Leuten, die sich für Gelehrte ausgeben, geschrieben werden. Die Geschichte in demselben ist eine Reihe geschickt verbundner Begebenheiten, welche eben so wohl das Gefühl des Erhabnen, als die sanften und zärtlichen Empfindungen zu erregen geschickt sind. Die pathetischen Theile der Erzählung sind von ungemeiner Kraft; die Charaktere der Hauptpersonen sind mit kühnen und meisterhaften Strichen gezeichnet. Gedanken und Ausdruck trägt das Gepräge der Originalität. Mit einem Worte man findet hier das Werk einer starken Phantasie, einer lebhaften Empfindsamkeit und einer charakteristischen Manier, welche eine starke Erfindungskraft immer zu begleiten pflegt. Der Held der Geschichte ist Heinrich, der Sohn des Zwillingsbruders Ludwig XIV. der durch das Recht der Erstgeburt zur Krone berufen, aber weil er blind geboren war, zurückgesetzt worden ist. Ob er nun gleich in der Folge den Gebrauch seines Ge-

sichtes

ſichtes erlangt hat, iſt er dennoch nicht mit ſeiner Geburt bekannt gemacht, ſondern als Privatmann erzogen worden. Politiſche Eiferſucht ſetzte ihn und ſeinen Sohn langwierigen Verfolgungen aus. Beym Anfange der Geſchichte befindet ſich Heinrich als Gefangner in dem Caſtell der Inſel St. M. . . Fünf Jahre vorher war er gewaltſamer Weiſe von ſeinem Vater, ſeiner Mutter und von Emilie, der Tochter ſeines Erziehers, getrennt worden. In ſeinem Gefängniße, in welchem er ungekannt und unbeklagt zu ſterben glaubt, beſchreibt er die Begebenheiten ſeines verfloßnen Lebens, in welche die Geſchichte ſeines Vaters verwebt iſt. Am Ende des zweyten Bandes iſt die Geſchichte plötzlich abgebrochen. Die Verfaſſerinn ſagt: The clouds that hang over my fortune interven between me and the public. I inceſſantly ſtruggle to diſſipate them, feel thoſe ſtruggles vain, and ſhall drop in the effort.

Some particulars of the Life of the late George Colman Eſq. written by himſelf, and delivered by him to Richard Jackſon Eſq. one of his executors, for Publication after his deceaſe. 1795. 33 S. 8. Dieſe Nachrichten betreffen vorzüglich Colmans litterariſche Beſchäftigungen und den Erfolg ſeiner dramatiſchen Arbeiten. Die Eleganz, mit welcher dieſes Pamphlet geſchrieben iſt, läßt doppelt beklagen, daß der Verf. den Plan, ſein Leben ausführlich zu beſchreiben, nicht in Erfüllung gebracht hat.

Roman Portraits; a Poem in heroic verſe; with hiſtorical Remarks and Illuſtrations. By *Robert Jephſon* Eſqu. 4to 277 S. 1794. Die Idee, eine Reihe von Portraits ohne allen innern Zuſammenhang aufzuſtellen, kann unmöglich auf vorzüglichen Beyfall Anſpruch machen. Der Verf. gibt zu verſtehn, daß ihn Haylens Geſchichte der Geſchichtſchreiber in Verſen zu dieſem Unternehmen veranlaßt habe, aber er hat hierbey nicht in Erwägung gezogen, daß jene geiſtreichen Portraits nur Theile eines Ganzen, eines didaktiſchen Gedichtes, und Beyſpiele der Kunſt Geſchichte zu ſchreiben ſind, welche den Hauptgegenſtand deſſelben ausmacht. Dagegen iſt in dem Werke des Verfs., das in mehr als dreyßig Abſchnitten einige der wichtigſten Ereigniße oder Charaktere des römiſchen Staats, von Erbauung der Stadt bis auf die Zeiten Auguſts beſchreibt, durchaus kein höheres Ziel, nach welchem die einzelnen Theile hinführten; und nur die Ausführung des Einzelnen, die Gedanken, der Styl und die Verſification können ihm Intereſſe und Werth geben. Was jene anbetrift, ſo hat der Verf. in der Schilderung der großen Männer Roms nichts beſſeres thun können, als den Meiſtern des Alterthums nachzuarbeiten, welche dieſelben charakteriſirt haben. Die Betrachtungen, auf welche ſie führen, ſind zum Theil ſchon ſehr abgenutzt, und es ſcheint dem Verf. bey dieſem Theile ſeiner Arbeit bisweilen ſelbſt ein wenig an Philoſophie gefehlt zu haben, ob man ihm ſchon eine gute Kenntniß der römiſchen Verfaßung und einen freyen Blick in dieſel-

dieſelbe nicht abſprechen kann. Folgendes Portrait des Cajus Marius wird eine hinlängliche Idee von der Geſchicklichkeit des Verfs. geben, ſeinen Gegenſtand durch den Reiz poetiſcher Bilder und einer gefälligen Verſification zu beleben:

See, nurs'd by Furies, and for havock bred,
Where frowning Marius lifts his rugged head;
His ſtature tall, with giant ſtrength endued,
Cruel by nature, and of manners rude;
To theſe were join'd, as if for terror meant,
A thund'ring voice, and viſage truculent.
A living column ſeem'd he in the wars,
Hewn from a quarry by the ſword of Mars;
Though at Arpinum a plebejan born,
By him ſeven times the conſuls robe was worn.
Through ev'ry function of the camp he paſſ'd,
Till merit raiſ'd him to command at laſt.
Conſcious of mean deſcent, he feign'd to ſcorn
The lazy greatneſs of the nobly born,
Who doze, and yawn, and retroſpective ſee
Their ſloth excuſ'd by vigorous anceſtry.
While theſe proud ſymbols in their halls display'd,
His cottage kindred ſhew'd the plough or ſpade:
For ſtill he deem'd it true ſubſtantial fame,
Not to inherit, but create a name;
Diſdain'd the borrow'd ſplendor could be ſhed
By glory beaming from another's head:
As well his health or beauty might he claim
To prop a weak, or grace a homely frame.
„What men were once (he cries) I little care;
What's paſſ'd, is paſſ'd; I value what they are.'
The dwarf, from Hector or Alcides ſprung,
Muſt ſtill be feeble, though his ſire was ſtrong;

And Helen's daughter, with a Gorgon's face,
Would charm no hero by her mother's grace."
Yet all his toil the nobles to deride,
Sprung leſs from principle than envious pride;
For though weak mortals ſhould not boaſt of aught,
What good man e'er his anceſtors forgot?
If bright the track their actions leave behind,
Fair emulation fires the offſpring's mind;
But if foul deeds and ſhame their courſe disgrace,
He quits the path, and runs a nobler race.
High birth, like riches, men to much may prize,
But thoſe alone who have it not, deſpiſe.

Foremoſt in fight for ever was he found,
Shar'd the coarſe ſoldier's fare, his bed the ground,
And lov'd the battle's ſhock, and the ſhrill trumpet's ſound

Great his atchievements, his ambition great,
He ſav'd, adorn'd, and then deſtroy'd the ſtate.
Damn'd in Rome's annals to eternal ſame,
Her genius trembled at his dreadful name;
In ill unrivall'd, had not Sylla ſtood
More hideous and defil'd with native blood, etc.

Schon dieſe Probe kann zeigen, daß der Verf. kein Dichter von niedrigem Range iſt, daß er ſich aber mehr durch einen kräftigen und belebten Styl, als durch vollkommene Richtigkeit und Vollendung des Geſchmacks auszeichnet. Die Anmerkungen enthalten zum Theil Citate, zum Theil ſind ſie der Entwickelung eigner Meinungen und den Bemerkungen des Verfs. über die von ihm erzählten Begebenheiten gewidmet. Er ergreift oft die Gelegenheit Vergli-

gleichungen zwiſchen der römiſchen und franzöſiſchen Republik anzuſtellen; aber die beſtändigen Commentare über franzöſiſche Politik, in denen ſich mehr Heftigkeit, als Scharfſinn zeigt, ermüden den Leſer. Wir bemerken noch, daß dieſes Werk, welches ſich durch Schönheit des Druckes auszeichnet, mit einer Anzahl antiker Köpfe, die nach Gemmen und Statuen mit vielem Fleiße gearbeitet ſind, geziert iſt.

XV.

Kunſtnachrichten.

Nürnberg. Von unſerm berühmten Landsmanne Gmelin in Rom iſt wieder in dem Frauenholziſchen Kunſtverlag ein herrliches großes Blatt, der Waſſerfall bey Terni, als das Gegenſtück zu ſeinem Waſſerfalle bey Tivoli, in gleichem Formate erſchienen. Schwerlich wird man die Kunſt in Behandlung des Waſſers, nach den verſchiednen Erſcheinungen und Wirkungen auf das Auge, glücklicher ausgedrückt finden, als hier. Der beleuchtete Abſturz des Hauptfalls nebſt einem kleinern an der Seite, der blos an den hervorragenden Felſenſtücken herabrinnet, und ſich unten in ein Gewäſſer vereiniget, contraſtirt ungemein mit der Dunkelheit, in welcher der mit Buſchwerk behangene Felſen liegt.

Unten iſt er mit einigen am Waſſer arbeitenden Figuren ſtaffiret, und über den Felſen ragen entferntere Berge hervor.

Hogarth reſtored, or a complete Edition of the Works of that much admired Artiſt *William Hogarth*, faithfully copied from his *finished Proofs*, in the Size and Manner, they were originally publiſhed. By *Thomas Cook*, Engraver, London. Unter dieſem Titel werden mit jedem viertel Jahr drey Hauptblätter von dieſen Nachſtichen Hogarths, zu 7 Schilling 6 Pence auf Subſcription geliefert; es müßte denn das Blatt zu groß ſeyn, z. B. the March to Finchley, wo nur eine Platte unter einer Nummer um dieſen Preis geliefert werden kann. Eine Beſchreibung dieſer Blätter wird mit jeder Lage ausgegeben, die am Ende einen Band im 8vo ausfüllen werden. Mit dem 1ten Julius 1795. iſt mit Numero I. der Anfang gemacht worden. Es wird bey dem Künſtler und bey dem Buchhändler Robinſon unterzeichnet.

The Antiquities of Athens, meaſured and delineated by James Stuart, F. R. E. and F. S. A. and Nicholas Revett, painters and Architects. Vol. III. Fol. Imperial Paper 5 L. 10 ſ. Taylor. Von dieſem, für die Architektur und Kenntniß der ſchönen Ueberbleibſel des griechiſchen Geſchmacks ſo wichtigen Werke, das durch die vereinigten Bemühungen der Herren Stuart und Revett der Welt mitgetheilt worden, kam 1762 der erſte Theil und 1787 der 2te heraus. Des

Hrn.

Hrn. Stuart hinterlaſſene Würde übertrug den 2ten Hrn. Newton, und da auch dieſer mit Tode abgieng, hat bey gegenwärtigem Theil Hr. Revely die Beſorgung übernommen, und Dr. Chandler ihm bey den Aufſchriften hülfreiche Hand geleiſtet, deren übrigen Theil der noch zu erwartende Schlußband enthalten wird. In dem gegenwärtigen ſucht man hauptſächlich zu beſtimmen, zu welchen alten Gebäuden die noch vorhandenen Ruinen gehören, die die Hrn. Stuart und Revett auf das ſorgfältigſte abgezeichnet haben. Aus den angeſtellten Vergleichungen ergiebt ſich, daß die Namen, topographiſchen Lagen und Werken ſehr genau mit denen übereinkommen, wie ſie Pauſanias angegeben, und dem hier beygebrachten Plan von Athen vollkommen anpaſſen, wodurch des Pauſanias Glaubwürdigkeit ungemein beſtätiget wird. Die hier abgezeichneten Ruinen werden in folgenden Kapiteln erörtert. Chap. I. of the Temple of Theſeus. The II. a Ch. of the Temple of Jupiter Olympius, called alſo the Columns of Hadrian. Ch. III. Of the Arch of Theſeus, or of Hadrian. Ch. IV. The Aqueduct of Hadrian. Ch. V. The Monument of Philopappus. Ch. VI. Of the Temple of Corinth. Ch. VII. of the bridge over the Ilyſſus, and the Stadium Panathenaicum. Ch. VIII. of the Odeum of Regilla. Ch. IX. Of the Ruin at Salonicha. Ch. X. Of the Island of Delos. Ch. XI. Of an Jonic Colonade near the Lantern of Demoſthenes. Ch. XII. Of ſome Antiquities, which,

from their ruined state, are more inconsiderable.

The Copper-Plate Magazine, or Monthly Cabinet of Picturesque Engravings, intended to comprize all the most interesting, sublime, and beautiful Views of Cities, Sea-ports, Towns, Lakes, Mountains, Palaces, Public Edifices, Country Seats, Antiquities, Parks, etc. in England, Scotland, Ireland, and Wales from Original Paintings and Drawings, by the first Masters. With letter-press Descriptions. London. Printed for J. Walker, Engraver. Vol. I. Mit jeder Nummer werden zwey Kupferblätter ausgegeben, das Ganze iſt in 4t gedruckt, und erſcheint Monatlich, das Stück zu 1 Schilling. Jeder Band enthält 50 Anſichten und Darſtellungen nach Anzeige des Titels.

Ein gleiches dieſer Art iſt The Pocket Print Magazine, or Copper-Plate Cabinet of Picturesque Beauty. Containing select Views of Cities, Sea-Ports, Towns and Villages, in England, Ireland, Scotland and Wales. Drawn and engraved by the most eminent Artists. With Letter-Press Descriptions. London. Printed for Harrison, 1795. Die erſte Nummer iſt bereits im Junius erſchienen und enthält 1) ein geſtochenes Titelkupfer: 2) die Anſicht von Oxford, von Shotoverhill aus: 3) Anſicht von Cambridge: in niedlichem Klein 8vo. Die Nummer 6 Pence. Auf

ſeine

Feineres Papier, mit Probeabdrücken 1 Schilling.

Graphic Illuſtrations of Hogarth, from Pictures, Drawings, and Scarce prints in the Poſſeſſion of Samuel Ireland, Author of this Work etc. 8vo. pp. 185. 2l. 5 ſ. large Paper 4l. 4ſ. Faulder. 1793. Den Plan dieſes Werks giebt der Verf. deſſen Verdienſte um die Mahlerey und beſonders um Hogarth bekannt ſind, in der Vorrede ſelbſt an. „Die Abſicht dieſes Werks iſt, dem Publiko Copien blos von ſolchen Blättern zu geben, die er ſelbſt beſitzt, die Zeichnung des Lockenraubs ausgenommen. Dieſe ſchreibt ſich von einem ſehr ſeltnen Blatte, in der ſchätzbaren Sammlung des Horace Walpole, gegenwärtig Grafen von Orford her, der die Erlaubniß dazu gegeben. Die Aetzungen in dieſem Bande ſind hauptſächlich von dem Verf.; doch haben ſeine Töchter einen beträchtlichen Antheil daran, und ihre Aufmerkſamkeit auf den Geiſt und Charakter der Originale wird ihnen gewiß, ſo ſchmeichelt er ſich wenigſtens, den verdienten Beyfall erwerben.“

„Das Werk beſteht aus 60 Blättern. Diejenigen, nach Originalſtichen, ſind entweder einzig, oder doch ſo ſelten, daß ſie nach den hohen Preiſen, womit ſie bezahlt werden, der Aufmerkſamkeit des Publikums werth ſind. Sollte man inzwiſchen glauben, daß ſie es nicht wären, ſo wird der Tadel durch die Beherzigung gemildert zu werden verdienen, daß das aufgehende Genie, wenn es ſich auch im Anfange nicht durch Arbeiten vom

höchsten Interesse und großer Erwartung bekannt gemacht, in der Folge durch den Heißhunger, mit dem man bey vielen Gelegenheiten darnach gestrebt hat, eine gewisse Sanction erhalten, und daß die hohen Preise, die man für die Originale dieser Blätter gegeben, den Versuch, dem Publiko eine getreue Nachbildung um einen weit geringern Preis vorzulegen, rechtfertigen werden.“

Ganz gewiß verdient Hr. J. für seine Bemühung bey den Verehrern Hogarths Dank, wenn auch durch diese Blätter die Verdienste Hogarths weniger gewinnen möchten, als durch seine allgemein bekannten.

Inhalt.

Erstes Stück.

I. Nachrichten über das neuerrichtete National-Museum zu Paris. S. 3
II. Terpsichore, von J. G. Herder. 28
III. Wielands Werke. 60
IV. Biographische Nachrichten.
Ueber Florians Leben und Schriften 87
Antoine Bertin. 93
V. Vermischte Nachrichten.
Aurora von G. W. v. Haugwitz. 96

Englische Litteratur.

Tears of affection, a poem by *J. Hurdis*. 89
Lodoiska, an Opera in 3 acts. 100
The Wedding Day, a Comedy, in 2 A. by *Mrs Inchbald*. 101
Walks in a Forest; or Poems descriptive of Scenery and Incidents characteristic of a Forest etc. 101
Scotisch Songs. 2 Vol. 103
Miscellaneous Poetry by J. *Keere*. 105
Things as they are; or the adventures of Caleb Williams; by W. *Godwin*. In 3 Vol. 106
Caroline Merton; a Novel founded on facts by a Lady. In 2 Vol. 107
Poems by *Robert Sorell* and *Robert Southey*. 107
Count Roderic's Castle, or Gothic times; a Tale. In 2 Vol. 110

The Parisias. In 2 Vol. 110
The Fall of Robespierre: an historic Drama by T. *Coleridge.* 111
The Works of *Peter Pindar.* In 3 Vol. 112
The offspring of Russel; a Novel, in 2 Vol. 113
The mystic Cottager of Chamouny; a Novel, in 2 Vol. 113
The Sieg of Gibraltar, a Poem by *Joh. Bamforth* 114
The story of the Moor of Venice; transl. from the Italian. With two Essays on Shakspear and preliminary observations; by *Wholfenbottel.* 114

Französische Litteratur.

Rousseau on l'enfance; poeme suivi de poesies lyriques par *Théod. Desorgue.* 115
Almanach des Muses pour l'an 1795. 119
Odes républicaines par *Le Brun.* 123
Les Alpes, par M. *Alb de Haller.* 126
Fortsetzung der im 55. Bande angefangenen Chronik der Pariser Theater, (1790.) 128

Italienische Litteratur.

Epigrammi del Conte *Carlo Roncalli.* 172
J. Viaggi. Sermone in versi sciolti del *Ippolito Pindemonte.* 176
Il trionfo di Sardegna; poemetto di *Giovanni Maria Dettori.* 180
Sidonia e Arsame, Drama in 2 Atti. 180
Poesie di *Giov. de Conreil.* 181
Il Ragno, poemetto di *Lorenzo Torgieri.* 183
J. Setti in Tebe; Tragedie *d'Eschilo.* (Uebersetzt von Pietro Pasqualoni.) 183
Istoria critica di Romanzi di Cavalleria e Magia dei Secoli XVe XVI. da *Franc. Henrion.* 185

La

La consumazione del Secolo, Poema di *Cosimo Berti*. 186

Basinii Parmensis poetae Opera praestantiora nunc primum edita et opportunis Commentariis illustrata. Tom. II. 187

Il Dramma e la Tragedia d'Italia; Dissertazione del l'Abbate *Domenico Colomba*. 188

Verkauf des Kupferstich-Cabinets des verst. Hofrath Brandes zu Hannover. 189

Zweytes Stück.

VI. Ueber ein Hesiodisches Bruchstück: den Schild des Herkules; ein kritisches Sendschreiben an Herrn Manso von Karl Fr. Heinrichs. 195

VII. Aesthetisches Wörterbuch über die bildenden Künste, nach Watelet und Levesque; mit nöthigen Abkürzungen und Zusätzen fehlender Artikel kritisch bearbeitet von A. H. Heydenreich. 4 Bände 226

VIII. Luise, ein ländliches Gedicht in drey Idyllen von Joh. Heinr. Voß. 261

IX. Die Gesundbrunnen. Ein Gedicht in vier Gesängen von Val. Wilh. Neubeck. 295

X. Gedichte von Wilhelmine von S. 307

X. Volkslieder, nebst untermischten andern Stücken von Friedr. Heinr. Bothe. 315

XII. Biographische Nachrichten.

Absterben des Prinzen Gabriello Lancellotto Castello, Prinzen von Torremuzza zu Palermo; eines Beförderers der classischen Litteratur. 322

Des Prof. Giovanni Christofaro Amaduzzi zu Rom. 326

XIII. Nachricht von einer neuen Ausgabe der Werke von Gresset. 331

XIV. Vermischte Nachrichten.
Neue Thalia, herausgegeben von Schiller. 3tes Band. 3s Stück. 335

Englische Litteratur.

Plutarch's Treatise, with Remarks by *Th. Northmore.* 344

British Synonymy. by *Hester Lynch Piozzi.* 344

Q. Horatius Flaccus, ed. *Gilb Wakefield.* 347

The Landscape, a didactic Poem by *R. P. Knight.* 347

The Hero; a poetical Epistle addressed to Marquis Cornwallis. 351

The present State of the Manners, Arts, and Politik of France and Italy; in a series of poetical Epistles from Paris, Rome and Naples, in 1792 and 1792 by *Courtney.* 352

Fontainville Forest, a Play in 5 a. by *J. Bodden* 356

Telemachus, by Lady *Burrell.* 356

The captive Monarch, a Tragedy in 5 A. by *Richard Key.* 359

Descriptions and Explanations of some Remains of Roman Antiquities, dug up in the City of Bath etc. by *Pownwell.* 360

The Art of War, a Poem by *Joseph Fawces.* 361

Osway, a Tragedy by *James Plumptre.* 366

Cabal and Love, a Tragedy, transl. from the German of Fr. Schiller, 367

The Royal Captive; a Fragment of ſecret Hiſtory: copied from an old Manuſcript, by *Anna Yearsly*. 368

Some particulars of the life of *G. Colman*. 369

Roman Portraits; a Poem by *Robert Jephſon*. 370

XV. Kunſtnachrichten. 373

Nachricht.

Die Verlagshandlung dieſes Journals hat von folgender kleinen franzöſiſchen Schrift, ihrer Wichtigkeit halber, einen Nachdruck veranſtaltet:

Dernière Adreſſe du Peuple Français à la Convention Nationale. Projet formé dans les Sections de Paris le 5 Oct. 1795. Suivie d'une Note ſur le Decret concernant le Culte. 8vo Preiß 3 Gr.

Auch iſt daſelbſt von Hrn. Küttners Beyträgen zur Kenntniß des Innern von England und ſeiner Einwohner das 15te Stück, und von der Sammlung auserleſener Abhandlungen zum Gebrauch praktiſcher Aerzte des 16ten Band. 4tes St. erſchienen. Von der Concentrirung des letztern Werks, unter der Aufſicht ſeines Herausgebers, Hrn. D. Kappe, verfaßt von Hrn. D. und Prof. Koch alhier, und mit neuen Anmerkungen begleitet, die den Fortgang der Entdeckung in jeder Materie betreffen, iſt der 5te Theil, welcher den 13ten, 14ten und 15ten Band des ausführlichern Werks in ſich faßt, unter der Preße. Der Pränumerationspreiß für jeden Theil dieſes Auszugs iſt 1 Thlr. 12 Gr. der nachherige Verkaufpreiß 2 Thlr.

Die von Hrn. Prof. Beck in dieſem Verlage herausgegebnen Litterariſchen Denkwürdigkeiten erſcheinen für das nächſte Jahr bey Gerhard Fleiſcher, und die Pränumeration für den Jahrgang von 1796 beträgt 3 Rthlr. Da von den vier Jahrgängen 1792, 93, 94 und 95 noch einige Exemplare vorräthig ſind, ſo iſt man erbötig, ein vollſtändiges aus 16 Theilen beſtehendes Exemplar derſelben für 5 Thlr. im Golde, oder Einen Friedrichsd'or bis zur Oſtermeße 1796 abzulaſſen. Einzeln koſtet aber jeder Theil, wie bisher, 20 Gr.